Internationale Rundschau

1. Jahrgang



Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich.

Inhaltsverzeichnis.

Zur Einführung.

Zehn Monate dauert nun schon der Weltkrieg, von dem bedeutende Männer in ganz Europa geglaubt hatten, er sei ganz unmöglich, andere wieder überzeugt waren, er könne nur nach Wochen zählen, da die Völker diese ungeheuren Leiden nicht länger ertragen könnten. Und noch immer ist kein Ende abzusehen. Dabei übertrifft dieser Krieg an Schrecken und Beschwerden, an Grausamkeit und Härte alle seine Vorgänger; und jede Woche bringt neue Zwischenfälle von noch nicht dagewesener Furchtbarkeit.

Neben diesem schicksalsvollen Ringen der Millionenheere, Leben um Leben, läuft ein zweiter Feldzug einher, ein heimtückischer Kampf mit vergifteten Waffen aus dem sicheren Hinterhalte der Studierstube, ein Kampf der Lüge und der Bosheit, ein Verleumdungsfeldzug gegen die Ehre des Feindes. Das Ziel des grossen ehrlichen Krieges im Donner der Kanonen ist der grosse, der ehrliche Friede, die innere Versöhnung durch gegenseitige Achtung der kämpfenden Heldenvölker. Das Ziel aber des Lügenfeldzuges ist die gegenseitige Herabwürdigung der Nationen, die Vertiefung des kriegerischen Zornes zu unauslöschlichem Hasse, so dass der mühsam verhaltene Rachedurst selbst den Frieden zum blossen Waffenstillstand erniedrigen und die Selbstzerfleischung Europas zur dauernden Einrichtung erheben würde.

Diesem Wahnsinn entgegenzutreten, ist Pflicht. Wir dürfen nicht auf die Aussagen irgendeines Unbekannten hin, ganzen Nationen, die uns im Augenblicke feindlich gegenüberstehen, gerade diejenigen Handlungsweisen zuschreiben, die wir bei dem eigenen Volke für völlig ausgeschlossen halten. Ja, wir dürfen es selbst auf die scheinbar bestverbürgten Aussagen hin nicht tun, solange die Leidenschaft den Scharfblick auch der Besten trübt und sie gewissen Suggestionen aussetzt. Der Krieg ist allgemein

als Erhebung der Seelen gefeiert worden. Aber diese Erhebung wird nicht durch die Verpöbelung des Kampfes kundgetan; sie äussert sich durch die herrlichen Taten der Helden und der Samariter. Diese Ruhmestaten jeder Nation hervorzuheben und sie gerade beim Gegner rückhaltslos anzuerkennen, sollte das unterscheidende Kennzeichen wahrer Menschlichkeit sein. Versuchen wir doch endlich auch den Gegner zu verstehen und das Furchtbare des gegenwärtigen Geschehens in seiner tragischen Grösse zu würdigen. So allein kann im Inneren der Gemüter jene Beruhigung der Leidenschaften sich vorbereiten, welche zum dauernden Frieden führt.

Wann immer dieser Friede uns erscheinen wird, so wird er Verwüstungen ohnegleichen vorfinden. Nicht nur sind weite Gebiete völlig unbrauchbar geworden, auch die ganze Volkswirtschaft und der Staatshaushalt ist auf Jahre hinaus zerrüttet. Man lasse sich nicht durch den Schein einer vollzogenen Anpassung an den Kriegszustand oder gar einer glänzenden Konjunktur täuschen. Wenn die ganze Bevölkerung bereitwillig ihre Ersparnisse zur Verfügung stellt, kann der Staat leicht eine zeitlang den Rausch einer glänzenden Konjunktur erzeugen. Aber das Ende ist die Verschuldung, die schwere Steuerlast behufs Zinsenzahlung, die dauernde Teuerung infolge der aufgezehrten Vorräte und unterlassenen Produktion für Friedensbedürfnisse. Es werden schwere Zeiten für alle Staaten Europas kommen und besonders für die arbeitenden Klassen, die mit gerechtem Selbstbewusstsein und gesteigerten Ansprüchen an den Staat aus ihren Schützengräben zurückkehren werden. Wehe dem Staate, welcher über der finanziellen Kriegsrüstung die soziale Friedensrüstung vernachlässigt haben wird!

Wir sind überzeugt, dass es in jedem Lande und bei jedem Volke Geister gibt, welche mit uns in diesen Gedankenrichtungen übereinkommen. Wir rufen sie zu uns! Mögen sie diese Zeitschrift als die Fahne betrachten, um die sie sich scharen wollen. Nicht ganze Völker anzuklagen oder zu richten, sondern die Leiden aller zu ver-

stehen und über ihre Linderung nachzudenken. Wir hoffen, dass mit der Zeit immer mehr führende Geister der verschiedenen Nationen den Weg zu diesem Sprechsaal finden werden. Willkommen ist uns alles Gute, ohne Unterschied des Verfassers. Wir sind keiner Partei verschrieben, keinem Volke feind. Wir hassen nur die Lüge und dienen der Wahrheit und der Zukunft des Menschengeschlechtes.

□□□

Die Vorgeschichte unserer Zeitschrift.

Nicht das Erscheinen einer Internationalen Rundschau inmitten des entsetzlichen Weltkrieges bedarf einer Rechtfertigung, — weit eher, dass sie solange nicht erschienen ist. Dass in dem Kampfe der Nationen keine Stimme sich finden sollte, die zur Besonnenheit mahnt, wäre eine unauslöschliche Schmach für unsere Generation.

Aber als Milderungsgrund für die heute lebende Menschheit darf angeführt werden, dass nach der ersten Betäubung, welche das grauenvolle Schauspiel des Weltbrandes hervorrief, doch zunächst vereinzelte Stimmen in allen Ländern der neutralen und kriegführenden Mächte sich hervorwagten, welche davor warnten, jedes Band zwischen den Kriegführenden zu zerschneiden, und verlangten, dass gewisse Gebiete geistigen Verständnisses, objektiver Beurteilung, ruhiger Wahrheitserforschung abgesteckt werden sollten. Es wäre ungerecht, zu behaupten, die Menschheit besässe heute keine führenden Geister mehr, deren Herz frei von blindem Hass, deren Kopf frei von Voreingenommenheit ist, und es fehlten unseren Völkern die mutigen Männer, die, entgegen dem Strom der Leidenschaft, auch unpopuläre Wahrheiten zum Ausdrucke bringen würden.

Aber in kriegführenden Landen — das muss zugegeben werden — fanden solche Propheten selten Gehör, weil man ihnen antwortet: Sind unsere Feinde objektiv genug, auch bei sich die Stimme der Wahrheit anzuhören? —

Mit dieser Erkenntnis war aber auch der Weg gegeben, wie eine Stätte freier, objektiver, nicht gehässiger Aussprache für jene zu finden sei, die an der Menschheit nicht verzweifeln und wünschen, dass die edelsten Nationen, auf welche noch vor einem Jahre unsere Rasse stolz zu sein sich rühmte, sich wenigstens über die einfachsten Fragen reiner Menschlichkeit verständigen können.

Als die Anregung gegeben war, wollten ein französischer und ein deutscher Schweizer zusammen in völliger Unabhängigkeit von jedem fremdländischen Einflusse eine Zeitschrift und zwar nicht eine nur schweizerische, aber eine wahrhaft internationale Zeitschrift schaffen. Auf einer solchen Tribüne sollten die edlesten Geister und vornehmsten Köpfe neutraler und kriegführender Völker als Wahrheitssucher und Menschenfreunde in massvollen Formen sich über die Probleme der bedrängten Menschheit aussprechen und insbesondere dem vergifteten und vergiftenden Verleumdungsfeldzuge allseits entgegentreten.

Der Plan war zu schön, um beim ersten Anlaufe zu gelingen. Zustimmungserklärungen und bedeutsame Beiträge trafen zwar aus den verschiedensten Ländern Europas ein, und die erste Nummer war druckbereit, um mit dem Klange der Osterglocken zu erscheinen. Da — unmittelbar vor den Ostertagen — setzte gegen diese Antiverleumdungszeitschrift selbst eine heftige Campagne ein, die zum mindesten für die Verständnislosigkeit ihrer Urheber für die Ziele des Unternehmens zeugte; ohne noch das Erscheinen der Internationalen Rundschau abzuwarten, ohne Kenntnis ihres Inhaltes, ohne den geringsten Anhaltspunkt dafür, dass sie irgend etwas Schlechtes, Anstössiges, Unwahres, Feindseliges bringen würde. Leider waren es angesehene Franzosen, die das noch ungeborene Produkt des Strebens nach Verständigung zerstören wollten. Die Verantwortung mögen die Urheber des ungerechtfertigten Angriffes selbst tragen. Der Erfolg war, dass mehrere französische Mitarbeiter stutzig wurden und ihre Manuskripte zurückforderten oder einen Aufschub verlangten. Es bleibe dahin gestellt, ob die unverständige

Hetze wirklich dem Empfinden des französischen Volkes entspricht; jedenfalls hatte sie das Resultat, dass die Redaktion auf die Herausgabe der Zeitschrift verzichtete.

Diesem Verzicht wollten sich indessen einige Freunde der Sache nicht anschliessen. Sie beschlossen, einen neuen Versuch zu wagen mit einer nur deutsch und englisch erscheinenden Internationalen Rundschau. Mit Bedauern muss diese Zeitschrift vorläufig auf die französische Mitarbeiterschaft und auf die französische Ausgabe verzichten, gibt sich aber der Hoffnung hin, dass diese und auch französische Artikel erscheinen werden, sobald Inhalt und Form der Zeitschrift bei allen denkenden Menschen den Beweis ihres ehrlichen Strebens nach Unparteilichkeit erbracht hat. Erst lesen und dann — urteilen! Was immer geschehen mag, die Spalten der Zeitschrift werden auch allen Franzosen, die guten Willens sind, offen stehen.

Wir können es nicht glauben, dass unsere Generation nur Krieg und Hass und Überhebung hervorbringen, aber auf Verständigung und Vernunft verzichten will. Es gibt trotz Krieg und Mord und Brand noch ehrliche und nicht verblendete Schriftsteller und menschlich fühlende Leser — und an diese wenden wir uns. Wer die Augen nicht gewaltsam vor den gegebenen Tatsachen verschliesst, und mit ihnen rechnet, wer die bestehenden Gegensätze nicht leugnet, muss auf Widerstände und Anfeindungen gefasst sein, wenn er sich mit kühlem Kopfe und warmem Herzen bemüht, das Gemeinsame herauszuheben. Gerade er ist aber auch verpflichtet, auszuharren in dem sicheren Bewusstsein, dass über alle schmerzlichen Erfahrungen hinaus die Menschheit ihren Weg geht, und dass auch die scheinbar gewaltigsten Abweichungen, aus der Perspektive der Weltgeschichte betrachtet, als kaum merkliche Störungen ihrer vorgezeichneten Bahn erscheinen.

□□□

Der Beruf der Neutralen.

Von Prof. Dr. HEINRICH LAMMASCH.*)

Vor alters fasste man den Beruf des Neutralen in das eine Wort zusammen: „Stillesitzen“. Diese rein negative Auffassung ist allerdings seither dadurch überwunden worden, dass das neuere Völkerrecht eine Reihe positiv formulierter Rechte und Pflichten der neutralen Mächte aufgestellt hat, die teils in geschriebenen, zum grössten Teil allerdings in ungeschriebenen und daher vielfach umstrittenen Normen zum Ausdruck gelangt sind. Aber trotzdem trägt auch heute noch dieser Begriff, wie auch der — etymologisch schlecht gebildete — Terminus andeutet, wesentlich negativen Charakter. Er geht noch immer von der Auffassung aus, als wäre der Krieg zwischen zwei oder mehreren Staaten deren Privatangelegenheit, die die anderen nichts angeht, in die sie sich daher nicht einmischen dürfen, die sie sogar nicht einmal in andere Bahnen der Erledigung zu drängen berechtigt sind.

Ist diese Auffassung mit dem heutigen Weltzustande noch verträglich? Die Haager Friedenskonferenz von 1899 — und ihr folgend jene von 1907 — hat es bereits als nützlich und wünschenswert erklärt, dass, wenn zwischen einzelnen Mächten ein schweres Zerwürfnis (dissentiment grave) oder ein Konflikt entstanden ist, eine oder mehrere andere Mächte den streitenden Teilen aus eigener Initiative ihre guten Dienste oder ihre Vermittelung anbieten, soweit die Umstände hiezu geeignet sind (en tant que les circonstances s'y prêtent). Dieses Recht soll den Mächten selbst nach Ausbruch der Feindseligkeiten und während ihres Fortganges zustehen und dessen Ausübung darf von keinem der Streitteile als Unfreundlichkeit (acte peu amical) angesehen werden (Art. 3 Friedensakt). Diesem Rechte der Neutralen entspricht jedoch keine Pflicht der Streitteile, die ihnen angebotene Vermittelung anzunehmen, sich in

*) Auf Wunsch des Herrn Verfassers macht die Redaktion auf die Tatsache aufmerksam, dass das Manuskript bereits Ende Februar abgeschlossen und in ihrem Besitze war.

Verhandlungen unter der Leitung des Vermittlers oder der Vermittler, etwa in einer Konferenz, einzulassen, statt sofort loszuschlagen. Sobald der eine oder der andere der beiden Streitteile die Diskussion ablehnt, müssen sich die Neutralen mit ihrem Vermittelungsanerbieten zurückziehen, allerdings mit dem Vorbehalt, es später wieder zu erneuern. Ein direktes Mittel, ihrem Vorschlage, die Streitteile sollten nicht sofort zu den Waffen greifen, sondern noch weitere Versuche friedlicher Beilegung ihres Konfliktes unternehmen oder zulassen, Beachtung zu schaffen, fehlt im System der Haager Friedensordnung. Ein solches direktes Mittel könnte wohl auch nur darin bestehen, dass der zur Vermittelung geneigte Staat droht, wenn sein Antrag abgewiesen wird, sich dem Gegner des ablehnenden Staates anzuschliessen und ihn im Kampfe gegen den anderen Streitteil zu unterstützen. Aber über indirekte Mittel, sich Gehör zu verschaffen, verfügt fast jeder Staat; kann er doch der Macht, die seine Vermittelungsaktion ablehnt, mit mancherlei Nachteilen drohen, die er ihr entweder während des gegen seinen Willen geführten Krieges oder selbst noch nach dessen Beendigung zuzufügen vermag. Eine ältere Schule des Völkerrechts, die insbesondere durch Christian Wolff vertreten war, hatte es für eine Pflicht der Staaten erklärt, jene Macht zu unterstützen, deren Krieg gerecht ist. Diese Schule hatte also eigentlich die Neutralität entweder geradezu abgelehnt oder doch die Neutralitätspflichten sehr stark differenziert gegenüber dem Teile, der einen gerechten und gegenüber jenem, der einen ungerechten Krieg führt. Die praktische Durchführung dieses theoretisch sehr ansprechenden Gedankens scheitert jedoch völlig an der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, die die Entscheidung der Frage, auf welcher Seite ein Krieg gerecht ist, den Zeitgenossen bietet. Je nachdem man die Kausalreihe, die zum Kriege geführt hat, weiter oder weniger weit verfolgt, wird die Antwort nicht selten verschieden ausfallen. Sieht man nur auf den Anlass, so wird der Staat A im Recht erscheinen, sieht man aber auf die tieferen

Gründe, vielleicht der Staat B. Eine der wesentlichsten Aufgaben der Diplomatie ist es, das Urteil der Zeitgenossen, insbesondere der Neutralen, in dieser Beziehung zu verwirren. Denn soweit achten alle Staaten das Recht, und soweit anerkennen alle Staaten die sittliche Macht des Rechts, dass jeder von ihnen zum mindesten dessen Schein auf seiner Seite haben will.

Ganz anders als über die Frage, welche Kriegspartei im Recht ist, kann aber die Antwort auf die Frage, welche von beiden Parteien ein Vermittelungsangebot abgelehnt hat, bestimmt und klar gegeben werden. Wäre es nun nicht möglich, dass die Neutralen von vornherein erklären, gegenüber dem Staate, der ihr Mediationsanerbieten angenommen hat, eine wohlwollendere, gegenüber jenem aber, der es ablehnte, eine minder wohlwollende Haltung einzunehmen? Freilich neutral müssen sie beiden Parteien gegenüber bleiben, und deshalb darf der Staat als solcher nach keiner von beiden Seiten hin eingreifen. Das schliesst aber nicht aus, dass er seinen Bürgern Unterstützungen der einen Partei erlaubt, während er sie zum Vorteil der anderen untersagt. Was solche Unterstützungen betrifft, so hat ja das geltende Recht feste Grundsätze noch nicht ausgebildet, so dass die Neutralen in vielen Beziehungen nach ihrem eigenen Ermessen vorgehen dürfen. Die neutrale Macht könnte also ihren Bürgern gestatten, dem Staate, der die Vermittelung annahm, Anlehen zu gewähren, Nahrungsmittel, Rohstoffe oder Halbfabrikate, ja selbst Kriegsbedarf zu liefern — natürlich auf eigene Gefahr —, während sie solche Lieferungen an die Macht, welche das Vermittelungsangebot ablehnte, verbieten würde. Freilich stünde eine solche ungleiche, nach der einen Seite hin wohlwollende Neutralität in Widerspruch mit der neueren Entwicklung des Neutralitätsbegriffes und mit Art. 9 der Haager Konvention von 1907 über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Fall eines Landkrieges. Diese Konvention bestimmt in Art. 7, dass eine neutrale Macht nicht verpflichtet ist, die für Rechnung der einen oder der anderen Kriegspartei erfolgende Aus-

fuhr von Waffen, Munition und überhaupt von allem, was für ein Heer oder eine Flotte nützlich sein kann, zu verhindern. Aber Art. 9 verpflichtet die neutralen Mächte, beide Kriegsparteien in dieser Beziehung gleichmässig zu behandeln. Diese Norm, die ohnedies meist nur eine theoretische und keine praktische Bedeutung haben wird, da sowohl der Bedarf als auch die Gelegenheit zu dessen Befriedigung nur selten für beide Parteien gleich sein werden, müsste, wenn der eben gemachte Vorschlag Berücksichtigung fände, durch eine Ausnahme für den in Rede stehenden Fall durchbrochen werden.

Gegen den Vorschlag selbst wird man aber einwenden, dass er die wirtschaftlichen Interessen der Neutralen verkenne. Man wird sagen, der Grund, weshalb die Haager Konferenz von 1907 den neutralen Mächten in Art. 7 jener Konvention freie Hand gelassen hat, liege darin, dass die Neutralen jene Frage sollen nach ihren eigenen Interessen behandeln dürfen. Nun kann es der Industrie oder dem Handel der neutralen Macht sehr wünschenswert sein, nach beiden Richtungen hin Geschäfte zu machen, beide Parteien durch solche Lieferungen zu unterstützen, oder aber ihre Unterstützung gerade jener Macht zuzuwenden, die das Vermittelungsanerbieten zurückgewiesen hat. Aber soll wirklich ein solches — oft recht schmutziges — Geschäftsinteresse das Entscheidende sein? Soll ein solcher Handel, der indirekt doch ein solcher mit Menschenleben ist, das Interesse an der Erhaltung des Friedens überwiegen dürfen? Von einem völlig entgegengesetzten Gesichtspunkte aus ist daher in neuerer Zeit von vielen und zwar sehr beachtenswerten Stimmen die Forderung erhoben worden, die Neutralen sollten ihren Untertanen den Handel mit Kriegsbedürfnissen nach beiden Seiten hin völlig verbieten, Art. 7 der oben erwähnten Haager Konvention solle also in sein Gegenteil umgewandelt werden. Gewiss würde ein solches Verbot sehr wesentlich zur Abkürzung der Kriege dienen; aber noch wesentlicher als Abkürzung der Kriege ist deren Verhütung. Zu dieser aber könnte die Drohung der

Neutralen, jenem Teile, der sich durch Annahme des Mediationsanerbietens als der friedliebendere erwiesen hat, eine Unterstützung zu gewähren, die dem andern Teile versagt wird, höchst wirksam beitragen.

Ferner wird man einwerfen, dass sich der neutrale Staat durch eine solche differenzierende Behandlung der beiden Kriegsparteien der Gefahr aussetze, als nicht neutral behandelt zu werden; dass diejenige Partei, gegenüber welcher er sich minder günstig verhält, ihn als ihren Feind behandeln werde. Gewiss besteht die Gefahr, aber mehr theoretisch, als wirklich. Wenn die Staaten, die die ernste Absicht haben, in künftigen Kriegen sich neutral zu verhalten, *sich zu einem ständigen Bunde zusammenschliessen*, wenn sie *gemeinsam* ihre Vermittlung anbieten und ebenso *gemeinsam* jene Konsequenzen der Ablehnung ihres Anerbietens androhen, würde dieser Bund eine Macht repräsentieren, auf deren Gegnerschaft es selbst die Mächtigsten nicht gerne ankommen liessen.

Ausserdem aber könnte dieser Bund der Neutralen erklären, dass er von jener Partei, die sein Anerbieten ablehnt, *vollen Ersatz alles Schadens* begehren werde, als seinen Bürgern durch den Krieg von *beiden* Parteien zugefügt werden wird.

Drohungen wie diese würden ein mächtiges Compelle für zum Kriege geneigte Staaten sein, sich ihren Entschluss nochmals zu überlegen, bevor sie die ihnen angebotene Vermittelung des Bundes der Neutralen rundweg ablehnen. Denn *während* des gegen den Willen dieses Bundes geführten Krieges hätten sie mit dessen unfreundlicher Neutralität zu rechnen, *nach* dem Kriege aber hätten sie entweder die vielleicht auf Milliarden sich belaufende Schadensersatzforderung der Neutralen zu begleichen oder stünden sie, mit geschwächten Kräften, vor einem neuen Kriege mit diesen. Alles Aussichten, die nicht verlockend wären.

Freilich würden all' diese Drohungen nur zur Folge haben, dass die Staaten, die sonst sofort zum Schwerte greifen würden, vorerst noch den Rat der Neutralen an-

hören und sich in Verhandlungen unter deren Leitung einlassen müssten. Keineswegs aber wären sie verpflichtet, deren Rat zu befolgen. Nachdem die beiden streitenden Parteien den Rat der Vermittler einige, von diesen zu bestimmende Zeit hindurch angehört haben, wäre jeder von ihnen vielmehr berechtigt, die Verhandlungen abzubrechen und loszuschlagen. Aber jene vielleicht nur wenigen Wochen der Verhandlungen wären von allergrösster Bedeutung, wie auch jene Vorschläge, die in den letzten Jahren in verschiedenen Formen von Amerika ausgegangen sind, erkannt haben. Das Wesentlichste ist, den Telegraphen als Vehikel der Kriegserklärung oder des Ultimatums auszuschalten. Die dadurch gewonnene Zwischenzeit würde zu Aufklärungen über die gegenseitigen Forderungen und Beschwerden, zur Abkühlung der überhitzten Gemüter, zur Sammlung aller friedenerhaltenden Kräfte innerhalb und ausserhalb der betreffenden Staaten dienen. In der grossen Mehrzahl der Fälle würden dadurch bereits unmittelbar drohende Kriege vermieden werden, denn „Time is peace".

Freilich Mächte, die auf Eroberungen ausgehen, würden einem solchen Plane der Neutralen äusserst abhold gegenübertreten, denn für sie ist der Überfall auf den Feind die Voraussetzung des Erfolges. Und selbst solche, die nur auf die Abwehr eines ihnen drohenden Angriffes bedacht sind, werden unter Umständen darin einen Nachteil finden, dass ihnen der Vorsprung entgeht, den sie in ihren Rüstungen haben oder zu haben glauben. Aber wer ist völlig sicher, einen solchen Vorsprung wirklich zu besitzen? Hat sich nicht schon manche Macht hierüber bitter getäuscht? Ein wirklich zweifelloser Vorsprung läge in den technischen Verbesserungen der Kriegsmittel: Geschütze, Gewehrsystem, Munition, Luftfahrzeuge, Unterseebote und dergl. Kann ein Vorsprung solcher Art von dem andern Teile in wenigen Wochen eingeholt werden und damit verloren gehen? Gewiss nicht. Aber selbst ein anderer Vorsprung, z. B. in der Bereitschaft der Truppen

an der Grenze, kann auch noch nach dem Ablaufe einer solchen Frist ausgenützt werden. Der Staat, der von Anfang an 200,000 Mann mehr an der Grenze stehen hat als der andere, wird in der Zwischenzeit bis zum wirklichen Ausbruch des Krieges, wenn die Verhältnisse im übrigen gleiche sind, gleichviel Truppen nachschieben können als sein Gegner und dadurch jenen Vorsprung behalten. Wären aber die Verhältnisse nicht gleich, so würde es diese seine Inferiorität doch auf jeden Fall später zu verspüren bekommen.

Haben die Neutralen eine ausreichende Macht, um mit ihrem Vermittlungsanbote sich Gehör zu verschaffen, so wird dieses auch in den allermeisten Fällen Erfolg haben und zur Vermeidung des drohenden Krieges führen. Ein Allheilmittel freilich liegt auch hierin nicht. Aber das vorgeschlagene System wird leisten, was man vernünftigerweise erhoffen kann. Zu seinem Erfolge wird auch eine Änderung beitragen, die als Wirkung des „Weltkrieges" in den relativen Machtverhältnissen der Staaten nicht ausbleiben kann. Während die kriegführenden Parteien ihre Kräfte erschöpft haben werden, werden jene der neutral verbliebenen Staaten im Verhältnisse gewachsen sein, insbesondere in finanzieller Beziehung. Die ungeheure Verschuldung durch den Krieg wird a l l e, die an ihm teilgenommen, nötigen, Anleihen ~~Anlehen~~ bei den finanzkräftiger verbliebenen Neutralen zu machen. Dadurch wird sowohl deren Einfluss als auch ihr Interesse an der Erhaltung des Friedens unter den anderen mächtig wachsen, da ein andauernder Friede die Grundbedingung für deren finanzielle Gesundung und damit für die Sicherheit jener Anlehen ist.

Gelingt es denjenigen Mächten, die in diesem Kriege ihre Neutralität bewahrt haben und die entschlossen sind, sie auch für die Zukunft aufrecht zu erhalten, sich zu einem festgefügten Bund zusammenzuschliessen, so werden sich ihnen bei späteren Anlässen zweifellos wenigstens von Fall zu Fall auch andere anschliessen, selbst solche, die jetzt am Kriege beteiligt sind, ihre Macht verstärken,

und dazu beitragen, dass ihre Stimme umso sicherer gehört werde. In einem solchen Bunde einer zunächst unbewaffneten, unter Umständen aber zu bewaffnenden Neutralität läge vielleicht auch eine wirksamere Bürgschaft für die Erhaltung der eigenen Neutralität der Bundesmitglieder als in Garantieverträgen von Seite der kriegslustigen Staaten.

Während Treitschke den „Kleinen" geradezu das Recht absprach, über Völkerrecht auch nur mitzureden, da er es als „grosses Unglück" bezeichnete, „dass Belgien und Holland solange die Heimat der Völkerrechtswissenschaft gewesen sind",*) dürfte in Wahrheit ein solcher Bund der Kleineren der Eckstein werden für einen rechtlich geordneten Aufbau der Staatengesellschaft. Die Mitglieder dieses Bundes würden untereinander weitgehende Schiedsgerichtsverträge abschliessen, denen nach und nach auch andere Mächte zunächst im Verhältnisse mit jenen beitreten würden. Aber bald würden diese „Grossmächte" einsehen, dass auch sie „ihrer Würde nichts vergeben", wenn sie auch untereinander diesen Weg betreten.

Noch in vielen anderen Richtungen könnten die Glieder des Bundes der Neutralen sich gegenseitige Begünstigungen gewähren und dadurch das sie umschlingende Band immer fester knüpfen. Denken wir zunächst die drei skandinavischen Reiche, die Niederlande, die Schweiz, Italien, Spanien und Rumänien als Glieder dieses Bundes, so würden unter diesen erhebliche Interessengegensätze und Rivalitäten kaum zu besorgen sein. In sehr vielen Beziehungen könnte dieser Bund als geschlossene Einheit den anderen Staaten gegenüber auftreten und ihnen den Wert der Einigkeit ad oculos demonstrieren.

In sehr vielen Fällen würden die Vereinigten Staaten von Amerika und auch die eine oder die andere der südamerikanischen Republiken, das berühmte ABC, Argentinien, Brasilien, Chili, sich ihnen anschliessen.

*) Politik, herausgegeben von Cornicelius, Leipzig 1898, II 548.

Das Hauptziel des Bundes würde es sein, Kriegen durch die dargestellten Mittel unter den andern Mächten vorzubeugen. Sollte ihnen dies nicht immer gelingen — und welcher politische Plan, ja auch welches Rechtssystem reicht für *alle* Fälle aus? —, dann wird es, wie in dem gegenwärtigen Kriege, auch in Zukunft der Beruf der Neutralen sein — einzeln und zusammen —, ihre Kräfte für rasche Wiederherstellung dauerhaften Friedens einzusetzen, insbesondere dafür zu wirken, dass Friede nicht bloss dem Namen nach geschlossen werde, sondern dass auch tatsächlich das Zusammenwirken der ehemals kriegführenden Mächte im Interesse der menschlichen Gesamtheit möglichst bald wieder aufgenommen werde.

Begreiflicherweise werden unmittelbar nach einem Kriege die Diplomaten und selbst die Männer der Wissenschaft der beiden Parteien all das Übel und all das Leid, das die Staaten sich gegenseitig zugefügt haben, all die bösen Worte, die sie gegeneinander geschleudert, all die vielleicht noch schlimmeren Wünsche, die sie einer gegen den anderen gehegt haben, nicht sofort verzeihen und vergessen. Deshalb werden sie auch wenig geneigt sein, sofort *miteinander* zu beraten und zu beschliessen. Aber zum Wohl ihrer Völker, zum Wohle der Menschheit muss dies in vielen Belangen doch, sobald als nur irgend möglich, geschehen, weil länger dauernde Isolierung Erstarrung und Rückschritt für alle bedeutete. Da ist nun wieder den neutralen Staaten gleich Gelegenheit geboten, vermittelnd einzugreifen, dadurch dass sie beide Parteien, zu sich einladen und sie möglichst in Kontakt miteinander bringen. Werden die Angehörigen der beiden früher feindlichen Parteien auch zunächst *aneinander vorbeireden*, so werden sie sich doch bald, im Interesse ihrer Völker, entschliessen, auch *miteinander* zu reden. Nicht „stillesitzen" also ist der Beruf der Neutralen, sondern *tätig sein, sehr tätig sein*, um Kriegen vorzubeugen, den Frieden zu vermitteln, wirksam zu gestalten und zu bewahren. In dieser Weise können die von *Treitschke* so verachteten „Kleinen" den Grossen den

grössten Dienst leisten. Dann wird von ihnen das Wort des Dichters gelten:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben!"

□□□

Die Psychologie der Aussage und ihre Beziehung auf die Gegenwart.

Von Frau Dr. LUCY HOESCH-ERNST.

Wenn Menschen in Frieden miteinander leben wollen — einerlei ob es sich um Einzelne, Gesellschaften oder ganze Volksgemeinschaften handelt — so muss eine Grundbedingung vorhanden sein, die gegenseitige Achtung, die feste Überzeugung vom ehrlichen Willen der Anderen, der Glaube an die Wahrhaftigkeit Aller. Jeder Krieg erschüttert diesen Glauben in verhängnisvoller Weise. Wenn vollends ein Weltkrieg ausbricht, in welchem Völkerverbände gegen Völkerverbände stehen und schliesslich fast Niemand mehr unbefangen bleibt, so mehren sich die Greuel und der Hass wächst ins Lawinenhafte. Bald weiss man nicht mehr: war es der Hass, der die Greuel erzeugt hat oder waren es die Greuel, die den Hass erzeugt haben? Den Kämpfenden scheint Alles erlaubt, vom Feinde wird alles geglaubt, auch das Unglaublichste. Die ganze Nation wird für die Schandtaten einzelner verantwortlich gemacht und diese Schandtater selbst existieren oft nur in der Phantasie von Berichterstattern, Dichtern und Zeichnern. Bald steht es felsenfest: „Die Belgier" stechen den deutschen Soldaten die Augen aus, „die Russen" beschiessen mit Vorliebe das rote Kreuz, „die Deutschen" die Kathedralen, „die Engländer" zeigen die Friedensfahne, um den Feind meuchlings zu erschiessen, „die Franzosen" schneiden den Pflegerinnen die Brüste ab usw. Es fragt sich nun: Sind die vielen Übertreibungen bewusste Lügen? Sind die sonst glaubhaften Augenzeugen oder die Vielen, von

welchen wir vielleicht einzelne persönlich kennen und schätzen und die nun aus dritter, vierter oder fünfter Hand „ganz Sicheres" zu berichten wissen, sind alle diese Lügner und Betrüger?

Über diese Frage Aufschluss zu geben, ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung und zwar auf jenem Gebiete, welches man als Psychologie der Aussage bezeichnet. Es werden auf diesem Gebiete seit einiger Zeit Experimente angestellt, die zur Bloslegung gewisser Gesetze der vom Affekt ergriffenen Seele geführt haben und von denen wir einzelne hier erörtern wollen.

Die Psychologie der Aussage offenbart sich nicht direkt in dem logischen Gehalt des Wiedergegebenen, sondern in den seelischen Gesetzmässigkeiten, die den positiven oder negativen Gehalt bestimmen. Das heisst, es handelt sich nicht darum, was ausgelassen oder gefälscht wurde, sondern warum es geschah, geschehen musste, auch ohne bewusstes Zutun des Aussagenden.

Es kommt dabei in Betracht:

1. Der Bewusstseinszustand des Subjektes, das heisst, der Grad der Gemütserregung und der dadurch beeinflusste Grad der Aufmerksamkeit, in welcher sich das zuschauende, wahrnehmende, oder handelnde Subjekt befindet, zur Zeit eines später von ihm zu berichtenden Ereignisses.
2. Der besondere sachliche Zusammenhang, in welchem das erlebte Moment hervortritt.
3. Das Ungewöhnliche eines Motivs. Dies kann eine negative Bedingung der Aufmerksamkeit sein, braucht es aber nicht zu sein.

   Man hat hier einen gewissen Rhythmus der Aufmerksamkeit beobachtet. Zu Anfang, d. h. in dem ersten Stadium einer Begebenheit, ist die Aufmerksamkeit noch gering, dieselbe wird erst durch das hinzu getretene Interesse oder die Gemütserregung geweckt. Dann tritt ein Höhepunkt der Aufmerksamkeit ein, der aber nicht mit dem Höhepunkt der Erregung zusammenfällt, denn wenn die Erregung ein gewisses

Maximum übersteigt, wird dadurch die Aufmerksamkeit getrübt; an Stelle dieser treten Autosuggestionen.

4. Wenn eine vorherige Animosität gegen eine der beiden Parteien, über welche ausgesagt werden soll, besteht, so wird, auch wenn der Zeuge sich einer ehrlichen Wiedergabe des Geschehenen oder Gehörten befleissigt, die Aussage zu Ungunsten jener Partei unbewusst gefälscht:
   a) Infolge einer einseitig gerichteten Aufmerksamkeit.
   b) Durch eine falsche Interpretation, weil die Zeugen geneigt waren, sich schon vorher eine allgemeine Vorstellung von typischen Eigenschaften der beiden Parteien zu bilden. Nicht nur die Urteile fallen nach Massgabe des typischen Gesamtbildes aus, sondern auch das, was man gesehen oder gehört hat, wird unbewusst verschärft und in manchen Fällen total umgewandelt. Die Zeugen sind infolge dessen vielfach ausser Stande eine objektive Tatsache so wiederzugeben wie sie sich zugetragen hat. Die Tatsachen werden gemessen an der vorgefassten Meinung; auf diese Weise kommen direkt falsche Aussagen zustande.
5. Hat ein Zeuge eine besondere Vorliebe für eine der Parteien, so trifft eire völlige Einfühlung oder Identifizierung mit jener Partei ein. Die emotionelle Einstellung wird dadurch so erhöht, dass ebenfalls das Urteil geschwächt, und die geschauten oder gehörten Leiden dieser Partei vervielfältigt werden.
6. Nach einem gewissen Zeitverlauf, beim Experiment schon nach 48 Stunden, tritt eine gewisse sekundäre Modellierung oder Pseudomodellierung ein, d. h. die Darstellung verändert sich mehr und mehr mit zunehmendem Zeitabstand von dem Erlebten, negativ oder positiv je nach dem Grad der Animosität oder deren Gegenteil, der Identifizierung oder der Einfühlung. Diese Änderung findet sowohl quantitativ als qualitativ statt.
7. Da diese Gesetze allgemein sind, so braucht eine von

mehreren Zeugen gemachte gleichlautende Aussage durchaus kein Beweis ihrer Richtigkeit zu sein, sondern die übereinstimmende Aussage ist eben oft nur die, nach denselben psychischen Gesetzen zustande gekommene, und daher übereinstimmende Falschaussage.

8. Frauen stehen in bezug auf die Quantität der Aussage höher als die Männer, dagegen in bezug auf die Qualität niedriger. Das heisst, ihre Aussage ist reichhaltiger in den Angaben, aber sie fälschen mehr. Nur die Untersuchungen von Dr. Marie Borst weichen hier ab von den Resultaten von Stern und andern Beobachtern.*)

Da die Experimente, durch welche jene Gesetze gefunden wurden, sich alle auf künstlich inszenierte Begebenheiten beziehen, welche von gar keiner Tragweite und an sich ziemlich harmlos waren, so ist es um so wichtiger, dass sie sogar hier schon, wo der Affekt so gering, die Animosität und Parteinahme so lau waren, so klar zu Tage treten. Sie zeigen, dass wir gar nicht eine besondere Neurose,oder Hysterie, wie sie in jetzigen Zeiten so oft hinzu kommen, anzunehmen brauchen. Aber wir können logisch annehmen, dass sich alle diese Gesetze im Ernstfalle nur noch in bedeutend verschärftem Masse dokumentieren, und dass dadurch ans ungeheuerliche streifende, quantitativ und qualitativ gefälschte Aussagen entstehen werden.

Was zu prüfen ist, sind zweierlei Dinge:

1. Der logische Wert einer Aussage, das ist: der Grad der Übereinstimmung einer Aussage mit der Wirklichkeit.
2. Der moralische Wert: Handelt es sich um eine Aussage nach bestem Wissen und Gewissen, oder schliesst sie eine bewusste Lüge in sich?

Der logische Wert kann gering sein, aber der moralische Wert kann trotzdem hoch sein: denn die Aussage

---

*) Zum grossen Teil referiert nach G. Schultz, Zeitschrift für angewandte Psychologie. B. Z. H. 6.

kann mit der Wirklichkeit kontrastieren, ohne eine bewusste Lüge zu enthalten.

Ich will hier zur Erläuterung eines jener, von mir vorher erwähnten, Experimente näher beschreiben.

Der Versuch fand im Winter 1912 im psychologischen Seminar in Christiania vor Studenten statt, und wurde im Herbst darauf in Drontjem, Norwegen, bei einem Lehrerkursus wiederholt.*)

Inszeniert und sorgfältig eingeübt wurde folgender Vorgang:

1. Ein Mann tritt, während der Vorlesung, in den Hörsaal herein mit drei Kästchen in der Hand.
2. Eines der Kästchen fällt zu Boden, er hebt es wieder auf.
3. Er legt die Sachen auf den Tisch und sagt:
4. „Da sind die Kästchen, jetzt sind sie fertig."
5. „Hier ist die Rechnung", er überreicht dem Professor einen Briefumschlag.
6. Der Professor steckt ihn in die Tasche.
7. Der Professor: „Gut".
8. Er wendet sich der Wandtafel zu und, die Kreide in der Hand, setzt er den unterbrochenen Unterricht wieder fort.
9. Der Fremde (etwas zögernd): „Der Meister wollte die Bezahlung gleich haben".
10. Der Prof. (ruhig): „Wird schon kommen. Jetzt aber müssen sie mich nicht stören".
11. Der Fremde: „Der Meister wollte die Bezahlung gleich haben".
12. Der Prof.: „Hören Sie, mein guter Mann, jetzt müssen Sie gehen".
13. Der Fremde geht. Der Unterricht wird in gewöhnlicher Weise fortgesetzt.
14. Nach einiger Zeit kommt der Fremde wieder in den Hörsaal hinein und nähert sich den Kästchen auf dem Tische.
15. Er greift eins von ihnen und hält es in der Hand.

*) Zeitschrift für angewandte Psychologie, B. T. H. 6, S. 448—450.

16. Einschreitend wendet sich der Professor ihm mit den Worten zu: „Sind Sie nun wieder da? Was fällt Ihnen ein? Hören Sie mal, Sie sind sehr ungelegen gekommen. Hier wird unterrichtet und Sie müssen Ihrer Wege gehen.“
17. Der Fremde: „Jawohl aber....“
18. Der Prof. (sich besinnend): „Das ist ja wahr.... die Rechnung ist vielleicht quittiert!“
19. Der Prof. holt den Briefumschlag aus der Tasche, nimmt die Rechnung heraus und betrachtet sie.
20. Reicht sie dem Fremden und sagt:
21. „Na also: Nun sind wir wohl fertig!“
22. Der Prof. nimmt ein daneben befindliches Buch mit rotem Einband und gibt es dem Fremden mit den Worten: „Hier haben Sie übrigens den Katalog, den ich dem Meister versprochen habe. Nehmen Sie ihn gleich mit.“
23. Der Mann ab, indem er sagt:
24. „Adieu.“
25. Er greift zur Mütze.

Das Ganze war so eingeübt, dass jede Miene und Bewegung, die ein zorniges Wesen verraten könnte, unterdrückt wurde. Die Worte fielen ruhig und schlicht.

Während des Vorganges gelang die Täuschung über die Ernsthaftigkeit des Vorfalles beide Male, doch wurde den Studenten, bevor sie ihre Zeugenaussagen niederschrieben, gesagt, dass der Vorgang inszeniert gewesen sei, den Lehrern und Lehrerinnen aber nicht. Um den Unterschied der Wirkung in bezug hierauf festzustellen, war der Versuch wiederholt worden.

An und für sich enthielt dieser Vorgang gewiss nichts Aufregendes, trotzdem treten auch hier bei den Zeugenberichten die vorhin aufgestellten Gesetzmässigkeiten ziemlich deutlich hervor.

Der Vorfall war in sofern ungewöhnlich, als eine plötzliche Störung während eines Vortrages stattfand. Die Aufmerksamkeit der Studenten und Lehrer war zu Anfang des Ereignisses geteilt zwischen dem, was der Professor im

Begriffe war vorzutragen, und zwischen dem ungewöhnlichen Eintritt des Mannes. Infolgedessen werden die ersten Begebenheiten entweder gar nicht oder falsch reproduziert. Nur ein einziger der Zeugen erwähnt das Fallenlassen des Kästchens. Auch ist bei 50 % die Überreichung der Rechnung und die Bemerkung des Mannes dazu falsch angegeben oder ganz ausgelassen, obwohl in dem spätern Verlauf die Bezahlung verlangt wird; was also aller Logik entbehren würde. 40 % der Zeugen lassen wiederum den Mann die Bezahlung verlangen, als er zum zweiten mal eintritt, obwohl er dann darüber kein Wort sagt. Die grösste Aufmerksamkeitskonzentration findet statt, zwischen den Momenten, in welchen der Mann die Zahlung zuerst fordert und der Professor ihn zum Gehen auffordert. Nach dem zweiten Eintritt des Mannes folgen die am meisten gefälschten Aussagen. Da hier schon eine gewisse Parteinahme herrscht, werden die Handlungen umgedeutet und interpretiert. Bei der Wiedergabe wirkt diese Parteinahme auf die ersten Momente des Versuchs zurück. Einige schreiben: „Der Mann trug einen Stock in der Hand und liess ihn zu Boden fallen." Der Mann hatte gar keinen Stock, aber ein Erinnerungsbild des Geräusches des niederfallenden Kästchens scheint diesen Zeugen geblieben zu sein, obwohl ihre Aufmerksamkeit nicht rege genug war, um sich zu merken, was fiel. Nachträglich kommt die Animosität gegen den Mann hinzu, der als „Lümmel" interpretiert wird. Vom Professor, für den die Studenten Partei nehmen, heisst es: „Er betrug sich durchaus korrekt, er verbeugte sich höflich und dankte für den Empfang der Sachen", obwohl nichts dergleichen in Wirklichkeit geschah. Irren sich die Zeugen aber einmal in einem Punkt, der den Zusammenhang des Ereignisses betrifft, so werden alle weitern Aussagen unklar und oft sinnlos.*)

Die Neigung der Zeugen, sich typische Eigenschaften der auftretenden Personen vorzustellen, und dann die Handlungen nach dem subjektiv gebildeten Typus zu interpretieren, lässt hier einen fein nüancierten Unterschied

*) Zeitschrift für angewandte Psychologie, 564.

erkennen zwischen dem, was sich die Studenten, und dem, was sich die Lehrer als „typisch“ für die in Betracht kommenden Personen vorstellen. Für die Studenten ist der gewöhnliche Arbeiter, der es wagt, sich ihrem Professor während des Kollegs fordernd gegenüber zu stellen, ein „Lümmel“. Was er auch tat, was er auch sagte, bekam einen Stich ins Lümmelhafte. In Wirklichkeit aber war der Versuch so eingerichtet, dass der Mann, ein intelligenter Mechaniker, durchaus ruhig und anständig in seinem Benehmen verblieb, der Professor ihm ebenso ruhig und ohne Aufregung, wenn auch mit etwas Überlegenheit, antwortete. In 67% der Studentenantworten wird wiedergegeben, anstatt der Worte des Mannes: „Der Meister wollte die Bezahlung gleich haben.“ — „Der Meister muss sofort bezahlt werden, erklärt der Lehrling in trotzigem Tone.“ In den Wiedergaben der Antworten, immer dem zurechtgelegten Typus folgend, tritt oft eine ethische Bewertung oder Kritik auf. Einige schreiben, sein Benehmen war „ungeniert“, „unerzogen“, „anmassend“, „er sprach in hartem, etwas brutalem Tone“, die Miene des Mannes war „respektlos“, „unfreundlich“, „verschlossen“ und „dumm“. In Wirklichkeit hatte, nach vorhergehender Absprache, der Mann gleichmütig dreingeschaut.

Beim zweiten Versuche waren die Zeugen Volksschullehrer, die mit dem Wesen der Arbeiterklasse vertraut waren. Sie haben für objektiv gleiche Tatsachen andere Bezeichnungen als die Studenten. Ihre Referate sind durchweg nicht so scharf in der Kritik des Mannes. Man hält ihn mehr für „einfältig“, „dumm“, „geistig abnorm“, wenn er so etwas tun kann, eine so hoch stehende Person wie einen Professor, zu unterbrechen. Einige nennen ihn zwar auch „plump“ und „lümmelhaft“, andere aber sagen, dass er „freundlich“, „die personifizierte Kaltblütigkeit“ war. Wieder andere geben ihm direkt recht: „Er konnte doch nicht zu dem Meister zurückkehren ohne Apparate, Geld, noch Rechnung“. Die Volksschullehrer schematisieren weniger, ihre Parteinahme ist nicht so ausgeprägt wie bei den Studenten, da sie weniger „esprit de corps“ haben.

Je nachdem sie sich selbst in einer persönlich erregten Stimmung befanden oder nicht, lassen sie den Mann: „vorsichtig", behutsam", „ruhig", eintreten oder es heisst: „er stolperte hinein", „fiel mit der Türe ins Haus".

Wenn nun aber noch der Zeuge selbst bei dem betreffenden Erlebnis in Affekt gerät, so tritt eine vollständig eigenartige Bewusstseinslage ein. Dies tritt bei einem Zeugen des ersten Versuches deutlich hervor. Hier wird der Zwischenfall zum „Skandal". „Der Professor behandelt den Fremden mit vernichtender Überlegenheit." In bezug auf die Worte, die gesprochen werden, ist dieser Bericht sehr lückenhaft und ungenau. Alles gruppiert sich um den dramatischen Kulminationspunkt, in welchem der Professor dem Manne die Türe weist, dann überspringt er verschiedenes und wiederholt mehrere Male: „Der Professor nahm absolut keine Notiz von dem Manne." Dieser Bericht hat den höchsten Fehlerprozentsatz. Die affekt-betonten Momente werden den an sich wichtigen vorgezogen, daher wird die Überlieferung des Hergangs zugunsten des hineingetragenen Affektes gefälscht.*)

Dem Bericht schloss sich dann noch ein kurzes schriftliches Verhör an. — Beim Verhör wird — zum Unterschied vom Bericht — auf bestimmte Fragen bestimmte Antwort gefordert, während im Bericht der Aussagende frei mitteilt, was er behalten hat. Aus diesem Verhör teilt Prof. Gottfried Schultz, der das Ganze leitete, noch folgende Einzelheiten mit, welche die subjektive Unsicherheit der Zeugen in bezug auf das Signalement der handelnden Personen kennzeichnet: Die wirkliche Grösse des Mannes war 1,74 Meter, sein Alter 28 Jahre. Mehrere schätzen ihn auf 1,50; eine Versuchsperson schreibt sogar 1,40. Andere sagen sogar 2 Meter. Das Alter schätzen mehrere auf 18 Jahre. Elf Versuchspersonen aber geben ihm 40 Jahre, eine hält ihn sogar für 60 bis 65 Jahre.

Die Farbe des Anzuges und Hutes wird öfter falsch als richtig angegeben. Auch die Zeitstrecke, welche von

*) Zeitschrift für angewandte Psychologie, 569.

Beginn der Vorlesung bis zum Eintritt des Mannes verläuft, wird meist überschätzt.

Man sieht also aus all diesem, wie wenig man sich auf das „Wiedererkennen“ der Zeugen bei einer Konfrontierung verlassen kann.

Auf ein anderes Experiment, bei welchem die Wirkung des Affektes deutlicher hervortritt, will ich ebenfalls näher eingehen; dasselbe wurde schon im W. S. 1901/02 im kriminalistischen Seminar unter Geh. Rat v. Liszt inszeniert und ist unter dem Namen „Totschlagsversuch im kriminalistischen Seminar“ bekannt geworden. Die Begebenheit wurde auch hier genau einstudiert und so drastisch vorgetäuscht, dass Niemand ausser den Akteurs wusste, dass es sich um ein psychologisches Experiment handelte.

Ich referiere nach Dr. S., Jaffa, Beiträge z. Psychol. d. Aussage, B. 1, H. 1, S. 79.

Der Versuch spielte sich folgendermassen ab:

Am Schlusse der Debatte eines Referates fragt:

1. Geh. Rat v. Liszt: „Will noch Jemand etwas zur Sache bemerken, bevor ich dem Herrn Referenten das Schlusswort erteile?“
2. Dr. K. erhebt sich.
3. v. Liszt: „Kollege K. hat das Wort.“
4. „Ich möchte Tardes Lehre noch kurz vom Standpunkt der christlichen Moralphilosophie aus betrachten.“
5. Leh. einfallend, laut: „Das fehlte noch gerade.“
6. K.: „Seien sie gefälligst ruhig, wenn sie nicht gefragt sind.“
7. Leh.: „Das ist eine Unverschämtheit.“
8. Dabei aufstehend.
9. K.: „Wenn Sie noch ein Wort sagen, dann . . . .“

9a und tritt auf Leh. mit geballter, emporgehobener Faust zu.

10. Leh.: „Hand weg oder . . . .“
11. Leh. zieht einen Revolver und hält ihn mit der Mündung auf Ks. Stirn.
12. v. Liszt schlägt ihn auf den erhobenen Arm.

13. Der Revolver senkt sich bis zur Höhe der Brust Ks.
14. Als er in der Herzgegend Ks. sich befindet, knackt er.

Nachdem den anwesenden Studenten einige Zeit zum Überlegen gelassen worden war, wurde folgender Zeitungsbericht verlesen:

„Mordversuch im Kriminalistischen Seminar. Ein unerhörter Vorfall hat sich im Seminar des Herrn Geh. Rat v. Liszt zugetragen. Im Verlauf einer Debatte gerieten die Referendare K. und L. in einen Wortwechsel; plötzlich zog L. einen Revolver und schoss auf K. der zum Schutz die Hände vorgehalten hatte. Nur dadurch, dass Geh. Rat v. Liszt im letzten Moment auf den Arm schlug, wurde der Schuss abgelenkt. Der Täter behauptet zwar in Notwehr gehandelt zu haben, auch sich der Vorgänge nicht mehr genau erinnern zu können, da er stark angetrunken gewesen sei, doch haben die bisherigen Zeugen die obige Feststellung genau bestätigt. Weitere Zeugen werden gesucht." Acht Tage nach dem Vorfall sind die Studenten als Zeugen vernommen worden. Und L. hatte Gelegenheit seine eigne Auffassung zu geben, genau wie bei einer Gerichtssitzung im Ernstfall. Ausserdem schrieben eine Anzahl von Zeugen den Vorfall auf, einige am selben Abend, andere am Tage darauf, andere nach einer Woche, andere nach drei Wochen und wieder andere erst nach 5 Wochen.

Die Herren, welche später als Zeugen fungierten, waren sämtlich Stud. jur. der letzten Semester, also schon reifere junge Leute. Aber keine der Aussagen ist fehlerlos, die geringste Fehlerzahl ist vier. Es ergibt sich daraus, dass die fehlerlose Erinnerung nicht die Regel, sondern die Ausnahme ist. Ein gewisser Grad der Fehlerhaftigkeit muss auch der nüchternen, ruhigen, unbeeinflussten Durchschnittserinnerung zugeschoben werden. Die besten Aussagen sind aber keineswegs unter denjenigen, welche noch am selben Tage niedergeschrieben wurden, zu finden. Eine der besten war unter denjenigen, welche am sechsten Tage nach der Begebenheit niedergeschrieben wurden, aber auch eine der schlechtesten.

Der Grund weshalb die, kurz nach dem Versuch ge-

machten, Aussagen mehr Fehler haben, ist in der noch nicht abgeflauten, erregten Stimmung der Zeugen zu suchen. Dasselbe gilt von der Verteilung der Fehler auf den Verlauf des Vorganges selbst. Die Fehlerzahl, welche sich auf den ersten Teil des Versuches bezieht, bis zu dem Moment etwa in dem K. auf L. mit geballter Faust zutritt, beträgt im Durchschnitt 9,3%, dagegen von diesem Moment an bis zum Ende 20,3%. Die Erregung steigert also die Fehlerzahl auf mehr als das Doppelte.

Darüber, wer das Wort „Unverschämtheit" zuerst gebraucht hat, sind sich die Zeugen nicht einig. Einige ziehen eine dritte Person, einen Grafen v. D., der zwar anwesend war, aber kein Wort gesagt hatte, mit hinein. Der eine Zeuge will die Handlung des L. „das Ziehen des Revolvers", als einen Akt der Notwehr ansehen, da K. ihn bis zur Wand zurückgedrängt habe, während L. in Wirklichkeit nicht von seinem Platze wich. Ein anderer behauptet überhaupt keinen Revolver gesehen noch einen Schuss gehört zu haben. Über die Äusserungen, welche dem Streit vorangingen, herrscht ebenfalls die grösste Uneinigkeit zwischen den Zeugen.

Bei der Niederschrift wussten die Studenten, dass es sich um einen Versuch handelte. Die Fehler wurden also nur durch die Aufregung, unter deren Einfluss sie sich während der Begebenheit befunden hatten, gesteigert. So kommt es, dass die niedrigste Fehlerzahl von denjenigen Studenten gemacht wurde, welche die Aussagen erst nach fünf Wochen niederschrieben. Das Vergessene war von der Ruhe, mit welcher das Erlebte durchdacht werden konnte, überkompensiert worden, nachdem die anfängliche Erregung ganz geschwunden war, aber auch hier noch wies der zweite Teil des Versuchs, also derjenige Teil, welcher während der Wahrnehmung die meisten Erregungskomplexe ausgelöst hatte, bei weitem mehr Fehler auf als der erste. Es kommt also nicht nur darauf an, in welchem Erregungszustande sich der Aussagende zur Zeit des Erlebnisses selbst befindet, sondern auch in welchem Gemütszustande er ist, wenn er aussagt. Akkumulieren

sich beide, wie dies bei wirklichen, nicht fingierten Ereignissen geschehen kann, kommt durch Suggestionen verstärkte, an Hass grenzende Animosität hinzu, so wird die anfängliche Erregung, die sich vom Objekt auf das Subjekt übertragen hatte, nun gleichsam Sache des Subjekts selbst, d. h. das Subjekt identifiziert sich mit dem Gegenstand seiner Partei.

In diesem Falle wächst die Fehlerzahl im Verhältniss zu der Erregung, welche sich des Aussagenden bemächtigt, von Tag zu Tag.

Dies ist das Stadium, in welchem sich die Aussagenden, in Zeiten wie den jetzigen, befinden.

Seit mehr als zehn Jahren sind ähnliche Versuche in grosser Anzahl in psychologischen Seminarien angestellt worden. Sie demonstrieren nur allzudeutlich, wenn auch in verminderter und anscheinend harmloser Weise, die Fehlerquellen, welche all den Gerüchten und Schreckensnachrichten von furchtbaren Greueln, die uns täglich aufgetischt werden, zugrunde liegen.

Wir haben gesehen, wie sich die Aussagen der Studenten, also gebildeter und im Aussagen geschulter Menschen, schon bald nach dem Erlebnis widersprechen; wie der Anfang eines Erlebnisses oft verwischt oder ganz aus der Erinnerung entschwunden ist, wie die nachfolgenden Momente des Erlebten diese vergessenen Anfänge nachträglich beeinflussen, und wie diese dann, je nach der Sympathie des Beobachters, umgedeutet werden. Wie ebenfalls, sobald die Erregung ein gewisses Mass überschreitet, und dies ist natürlich bei einem wirklichen Erlebnis viel schneller überschritten als bei einem Experiment, die wichtigsten Momente verwischt und beeinflusst werden; wie der Beobachter und spätere Berichterstatter sich mit einer der Parteien identifiziert und Partei ergreift; wie eine schon vorher bestehende Animosität alles zu Ungunsten der Gegenpartei umdeutet; wie stark man auch unter dem Zwang einer vorgefassten Meinung urteilt, wenn man sich vorher einen Typus zurecht gelegt hat; wie sehr man unter dem Einfluss der Suggestion steht, und wie schnell die

Erinnerung abnimmt, wenn von aussen her zu dem vorgefassten Typus verstärkende Momente hinzutreten, weil dann die Aufregung mit der Zeit wächst.

In Nr. 21 der in Luzern erscheinenden Zeitschrift „Voix de L'Humanité" schreibt Prof. M. Th. R . . . . ., dass er bisher auch geglaubt habe, den Scheusslichkeiten, die die Feinde verüben, nicht zu viel Gewicht beilegen zu wollen. Er habe sie als die Folgen des Kriegs und zum Teil als unwahr angesehen. Nun aber, seit er gehört habe, dass ausser andern aus sichern Quellen festgestellten Barbareien in den Hospitälern einer einzigen kleinen Stadt der Normandie 4000 Kinder mit abgeschnittenen Händen gepflegt würden, dürfe man nicht mehr schweigen!

Hat er sie selbst gesehen und gezählt, diese Kinder? Nicht unmöglich, dass bei den grausigen Franktireur-Kämpfen einzelnen Kindern, die sich leider, aber sehr verzeihlicher Weise, auch daran beteiligt hatten, die Hände, mit einem Kolben zerschlagen wurden, Hände, die eine Waffe aufhoben! — aber 4000? — Und wie soll eine Armee von 4000 verstümmelten Kindern grade alle miteinander, ausgerechnet, in diese kleine (übrigens nicht genannte) Stadt der Normandie geschafft worden sein? Wenn Prof. R . . . . . sein logisches Denken gebraucht hätte, anstatt seines Patriotismus, so müsste er sich diese Frage selbst vorgelegt haben. Doch die vorgefasste Meinung war da, der Typus des vandalischen „Boche", der Hass, die Parteinahme, und sie hatten ein leichtes Spiel, einen sonst gerecht denkenden Mann zu täuschen. Ehe aber die Geschichte zu Ohren des Professors gelangte, war sie durch vieler Mund gegangen. Angenommen, es waren dort einige Kinder, die von ihren Freunden weggeschafft worden waren, denen man auf dem Wege der Operation die Hände amputieren musste. Kinderaussagen, das haben zahllose Experimente bestätigt, sind am wenigsten glaubhaft. In diesem Falle höchster Erregung schon gar nicht. Sie werden ausgesagt haben, die Hände seien ihnen von den deutschen Barbaren abgehackt worden, vielleicht sagten sie dies auch bona fide, denn wozu sind sonst, nach

ihrer Meinung, die deutschen Soldaten in das belgische Land gedrungen, als um die Mütter zu schänden und die Kinder zu verstümmeln und zu spiessen? Es wurde also die tatsächlich verbürgte Wahrheit zu Protokoll genommen. Sie fand den Weg in die Berichte, vielleicht handelte es sich um vier Kinder, eine Null mehr ist leicht angehängt, bis zur nächsten Null war nur ein Schritt und wenn 400 warum nicht gleich 4000 Kinder? Hier hält die weitere Vervielfältigung vor dem schlechterdings Unmöglichen inne.

Ebenso wird es mit den durch Russen, Belgier oder Franzosen abgeschnittenen Brüsten der deutschen Krankenpflegerinnen gegangen sein. Man erwischt irgend jemand, der es „gesehen" hat und bereit ist es zu beeidigen, und selbst wenn es von mehreren beeidigt wird, so muss ich hier an das Resultat unserer Untersuchungen erinnern: „Dass Aussagen, welche im Affekt gemacht sind, obwohl sie gleich lauten, darum doch noch keine Garantie liefern, wahr zu sein, wenn die Allgemeinheit der Aussage, wegen der Allgemeinheit der Fehlerquellen, auf einer Allgemeinheit der unbewussten Täuschung beruhen kann."

Ich habe bis jetzt von, durch Hass verschärften, Typenbildungen und Affekten geredet, welche die immer vorhandenen Aussagefehler so verschärfen, dass immer direkte unbewusste Falschaussagen zustande kommen können, aber immerhin müssen wir solche Vorkommnisse noch in die Grenzen des Normalen rechnen. So unlogisch sich diese Menschen in ihren leichtgläubigen Urteilen auch gebaren mögen, sie sind sonst, wenn man nicht gerade vom Krieg, vom Patriotismus und vom Feind spricht, nicht pathologisch und bei klarem Verstand. Sie würden auch nicht wissentlich lügen, sie glauben im vollen Recht zu sein. Zu all den, auf diese Weise, gutgläubig gefälschten Aussagen, kommen noch eine Unmenge von Aussagen, welche auf wirklicher, durch die Ereignisse noch gesteigerter, wenn nicht hervorgerufener Hysterie oder andere Formen von Neurosen beruhen. Hysterische lügen zunächst bewusst und planvoll, glauben aber nachher selbst, was sie sich erdichtet haben.

Es ging im Januar durch die englischen Zeitungen der Prozess eines jungen 17 jährigen Mädchens, welches Briefe produziert hatte, die sie vorgab von ihrer sterbenden Schwester und deren Pflegerin von der Front erhalten zu haben. Sie übergab die Briefe ihrem Vater und dieser übergab sie dem Gericht. In einem der Briefe schrieb die Schwester des Mädchens von ihrem Sterbebett in einem Lazarett hinter der Front. Sie nahm Abschied von der Schwester und ihren Eltern; sie müsse den Verstümmlungen, die ihr von den preussischen Soldaten zugefügt waren, erliegen. Sie sei froh aus dem Leben zu scheiden, das nun keinen Sinn mehr für sie habe.

Der zweite Brief war von jener Pflegerin, welche die Unglückliche im Militärlazarett zu X. gepflegt hatte. Sie schildert, wie man die Schwester mit abgeschnittenen Brüsten und auch sonst verstümmelt, herein gebracht habe. Mit ihr seien noch viele andere Pflegerinnen in derselben Weise von den deutschen Soldaten misshandelt worden. Jetzt sei sie ihren Leiden erlegen, die sie mit grossem Heroismus ertragen habe. Folgen detaillierte Schilderungen der letzten Tage usw. und volle Zeichnung des Namens der Pflegerin.

Der Vater war entsetzt, aber obwohl die Schrift stimmte, traute er doch der Sache nicht recht. Seine ältere Tochter war zwar Berufskrankenpflegerin, doch er wusste nicht, dass sie an die Front berufen sei, er glaubte sie im englischen Hospital tätig. Er ging zum Gericht und machte Nachforschungen. Es stellte sich dann auch heraus, dass die totgesagte Tochter immer noch in einem Hospital arbeite und niemals an der Front tätig gewesen war. Das Gericht nahm die Sache an die Hand. Die Empfängerin der Briefe, die sich gleichzeitig auch als die Schreiberin entpuppte musste sich als Angeklagte verantworten. Sie leugnete zunächst die Briefe selbst verfasst zu haben. (Die Schrift der Schwester war geschickt nachgeahmt.) Auf Kreuz- und Querfragen bekannte sie sich aber doch als schuldig. Sie sagte, sie habe sich so in die Sache hinein gedacht, sie habe so viel von den Grausamkeiten der Deutschen gehört. Sie

habe sich an die Stelle der pflegenden Schwester gedacht. Sie habe immer den Wunsch gehabt an die Front zu gehen. Sie hatte den Namen und die Person der Pflegerin erfunden und die Briefe geschrieben und dann selbst geglaubt sie empfangen zu haben.

„Ich weiss nicht warum ich es tat.“ sagte sie. Vor Gericht war sie angeklagt, die Tat aus Animosität gegen die Stiefmutter, die sie hasste, und welche die ältere Tochter verzog, und um den Vater zu bekümmern, begangen zu haben. Das leugnete sie entschieden. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, dass diese Motive im Unterbewusstsein mitgespielt haben. Übrigens war ihr Betragen vor Gericht dasjenige einer Hysterischen. Sie bekam Krämpfe und Ohnmachtsanfälle. Der Vater bezeugte auch, dass sie seit Beginn des Kriegs sehr aufgeregt und ungleich im Wesen gewesen sei. Das Gericht hat sie, in Anbetracht ihrer Jugend, und bis dato guter Führung nur unter Aufsicht „Probation“ gestellt. Dieser Fall nun wurde durch den geängstigten Vater vor Gericht gebracht, er war, fast wie ein Experiment, klar zu beweisen durch die noch lebende ältere Tochter. Wie nun aber, wenn jene in einem Feld lazarett wirklich an einer Krankheit gestorben wäre? Wenn sie, wie jetzt oft geschieht, vermisst und das wie, wann und wo nicht mehr zu ermitteln gewesen wäre, wenn ebenso die Angeklagte den Ort nicht angegeben hätte und alle Nachforschungen nutzlos geblieben wären? Wäre hier nicht ein ganz klarer, durch Briefe bezeugter, Beweis der Schändlichkeiten der Deutschen, geschaffen worden? Und wie viele solcher Fälle mag es noch geben, die als ganz unumstösslich wahr zu Protokoll genommen werden und als anscheinend ganz klar liegende Tatsachen wohl oder übel geglaubt werden müssen?

Die Gefahr bei den Aussagen und Täuschungen der Hysterischen liegt ausserdem noch darin, dass sie meist recht logisch zu Werke gehen und dass sie sehr präzis in ihren Angaben sind. Sie verfolgen einen festen Plan, sie fügen das Gebäude geschickt zusammen, ihr Unterbewusstsein leitet sie, denn sie stehen im Banne ihrer Autosug-

gestion wie ein Hypnotisierter unter dem des Hypnotiseurs.

Ausser all den Gefahren, die unserm klaren objektiven Urteilsvermögen drohen durch diese Menge von gefälschten, aber doch in gutem Glauben gegebenen Aussagen auf noch psychisch normaler Grundlage einerseits, und psychisch pathologischer Grundlage andererseits, stehen wir auch einem Gewirr von bewussten Lügen oder doch bewussten Unterstreichungen, Vergrösserungen und Falschinterpretationen, die einen gewissen, in bestimmter Richtung irre leitenden, Zweck verfolgen, gegenüber. Hier ist vor allem die Presse verantwortlich, überdies aber auch eine grosse Anzahl von Menschen, welche, da sie uns sonst als glaubhafte, anständige und ehrliche Persönlichkeiten bekannt sind, besonders gefährlich werden. Sie glauben im Sinne des Patriotismus zu handeln. Sie kommen sich bei dieser Lügerei fürs Vaterland besonders tüchtig vor. Ich bedauere bekennen zu müssen, dass sich hier die Frauen besonders auszeichnen. Ebenso wie auch die Frauen (das ist ganz psychologisch begründet) bona fide mehr fälschen als die Männer. Ob die Frauen, die Mütter, die doch den Frieden am meisten wünschen sollten, sich dieser ihrer schweren Schuld an der ganzen Menschheit vollbewusst sind?! Natürlich will ich nicht den Frauen allein die Schuld in die Schuhe schieben; ich sage nur, dass sie in grösserem Prozentsatz vertreten sind als die Männer. Dieser Prozentsatz wird vielleicht noch durch den Umstand erhöht, dass die meisten Männer an der Front sind und an der Front wird am wenigsten gelogen und gefälscht. Wir hinter der Front sind es, die den gehässigsten Krieg führen; wir hinter der Front sind es, die den Frieden verzögern, die alles tun was sie können, um nach dem offiziellen Frieden, einen wirklichen Frieden nahezu unmöglich zu machen.

Muss das absolut so sein? Die Korrektheit der Aussage und das Verantwortlichkeitsgefühl ist erziehbar, auch das ist experimentell festgestellt. Könnten wir nicht ein wenig mehr Disziplin üben? Könnten wir uns nicht bemühen, unsere Kritik ein wenig strenger zu gebrauchen,

anstatt lediglich mit vorgefassten Meinungen zu operieren? Könnten wir nicht lernen zu sehen, dass Patriotismus und krasses Lügnertum nicht identisch sind, wenn auch leider der Patriotismus nur zu oft diese Form annimmt und durch solche Verirrungen seinerseits herabgewürdigt wird. Könnten wir nicht lernen zu sehen, wie innerlich arm wir werden durch den Hass, wieviel die Menschheit verliert durch die stete Herabwürdigung anderer Völkerschaften, anderer Rassen, wie dadurch die Bedingungen des Gesamtlebens untergraben werden und wie weit wir unser Menschengeschlecht damit zurückwerfen in seiner Entwicklung! Erst wenn wir einen Patriotismus kennen lernen werden, welcher den Patriotismus jedes andern Volkes achtet und in diesem Sinne die Erde umfasst, wenn wir die Grundlehre des Christentums: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst", auf alle Menschen anwenden und das Unrecht gegen andere Völker verabscheuen wie das Unrecht gegen das eigene, erst dann werden wir gesiegt haben!

Dann auch wird unsere Aussage ungetrübter und ungefälschter sein, weil wir gerecht auch gegen den Feind, mit gewissenhaft kritischem Streben nach Objektivität den Dingen und Begebenheiten, den Berichten und den Argumenten auch unserer Freunde gegenüberstehen werden. Daran zu arbeiten, das ist wohl, so weit ich es verstehe, das wichtigste Ziel dieser Zeitschrift.

□□□

Wie Gerüchte entstehen.

Jedem, der sehen will, strömen von allen Seiten Beweise dafür zu, in wie vielen Fällen die Psychologie der Aussage den Schlüssel zur Entstehung von Gerüchten bietet. Zwanglos, wie sie uns zukamen, gruppieren wir die nachstehenden Berichte. Der eine stammt von einem österreichischen Professor, der zweite von einem französischen Journalisten, der dritte von einer deutschen Frau. Es sind internationale Variationen zu demselben Thema.

I.

Professor Dr. Carl Brockhausen (Wien) teilt uns folgende Tatsachen bezüglich eines selbstgeprüften Gerüchtes mit.

Ausgestochene Augen?

Ausgestochene Augen gehören wohl zu den furchtbarsten Kriegsgreueln. In Wien wurde öfters erzählt, dass die Serben sich solche Schandtaten zuschulden kommen liessen; einzelne Fälle wurden mit allen schaurigen Details besprochen; dann wurde das Gleiche belgischen Frauen nachgesagt.

Auf alle Fälle beschloss ich, der Sache in der eigenen Heimat nachzugehen, es anderen überlassend, bei sich zu Hause gleichfalls der Wahrheit nachzuforschen. Vor allem muss ich zur Ehre unserer Zeitungen konstatieren, dass keine derselben — soweit ich sie in die Hand bekam — solche aufreizenden Geschichten brachte oder aus ihnen Sensationskapital schlug. Also war ich auf mündliche Nachrichten angewiesen.

Da erzählte mir ein „glaubwürdiger" Bekannter folgendes: Mein Schwager hat einen Verwundeten im Garnisonspital Nr. 1 besucht, und der zeigte ihm seinen Bettnachbar, einen Soldaten mit verwundeter Hand und eingebundenem Kopfe: „Sieh, dieser arme Teufel wurde an der Hand verwundet, wehrlos von den Serben bei Schabatz gefangen und diese stachen ihm beide Augen aus; der Ärmste hat nur einen Wunsch: zu sterben." Glaubwürdig der Erzähler, glaubwürdig die Darstellung, das Objekt des Verbrechens sichtbar — also ein sicherer Fall??

Ich sagte meiner Frau: „Gib mir aus Deinem Haushaltungsgelde 50 Kronen für einen Krieger, dem die Serben die Augen ausgestochen haben." Einverstanden! Nun ging ich in das Spital und sagte: Ich erhielt von einer Dame 50 Kr. als Spende, aber nur für einen Soldaten, dem die Serben die Augen ausstachen. Die Antwort lautete: „Die Spende ist sehr willkommen; bei uns liegen zwei Soldaten, die ihr Augenlicht verloren; aber durch Granatsplitter." Dann kann ich also meine, auf einen

bestimmten Fall vorgesehene Spende nicht abliefern; ich freue mich übrigens, dass die Sache von den ausgestochenen Augen ein blosses Gerede war. „O nein — hiess es — ein blosses Gerede ist das nicht; der Betreffende liegt im Blindenerziehungsheim im II. Bezirk, Wittelsbacherstrasse.“ Also telephoniere ich dem dortigen Direktor; „Ja, wir haben im Kriege Erblindete; aber keine ausgestochenen Augen — Ihre Spende jedoch wäre uns erwünscht“. Es wiederholte sich die gleiche Konversation; auch hier glaubte man, von solchen Schauertaten zu wissen — nur lägen die Opfer in anderen Spitälern. Gerne erbietet sich der Direktor, bei allen Kollegen nachzuforschen — und das Resultat: ich habe diese Spende bisher nicht anbringen können!

Was geht daraus hervor? Dass gutgläubig Schauergeschichten verbreitet werden, die nicht stimmen, wenn man ihnen ernsthaft nachgeht. Gewiss, es wäre zu viel behauptet, wenn ich sagen würde: der bedauerliche Fall hat sich nie ereignet; als gewissenhafter Mann kann ich nur behaupten, der damals kolportierte Fall war ein Irrtum, — Augenlicht ging verloren; aber ausgestochene Augen wurden in jener Zeit in Wien in den Blindenspitälern nicht behandelt. Nicht mehr und nicht weniger; andere Fälle, anderswo, sind nicht ausgeschlossen.

Weshalb ich die Redaktion dieser Zeitschrift um Aufnahme dieser Zeilen bitte? Weil ihr Programm dahin geht, die Ehre der Menschheit zu retten, und dies einen kleinen Beitrag gibt. Andrerseits fürchte ich nicht, durch diese Mitteilung missverstanden zu werden, weil möglicherweise ein oberflächlich Denkender diesen Artikel dazu missbrauchen wird, zu behaupten, es wäre nun bewiesen, dass alle Behauptungen über ausgestochene Augen samt und sonders erlogen seien. Ich kenne die belgischen Fälle nicht und enthalte mich bezüglich derselben jedes Urteils.

Aber ebenso meine ich, es möge jeder rechtlich denkende Mensch Schauermärchen erst dann als wahr annehmen und weiter erzählen, wenn sie genau geprüft wurden. Vor

mir liegt ein Brief eines hochachtbaren Franzosen, eines Professors der Theologie in Paris, der den Deutschen einfach vorwirft: „couper le poignet de jeunes garçons“ — und solche unglaubliche Untat als etwas Selbstverständliches hinnimmt und weitererzählt, — ich hoffe, diese Ausführungen werden ihn veranlassen, sein Urteil selbst zu überprüfen.

II.

Im „Temps“ vom 14. Mai 1915 wird unter dem Titel „On dit“ die nachfolgende Plauderei ohne Namenszeichnung veröffentlicht. Man beachte, wie im letzten Absatz auch dieser kritische Kopf von der Kriegspsychose, vor der er warnt, mitfortgerissen wird, und die Lüge, wenn sie nur französisch ist, verschämt, wenn sie dagegen deutsch ist, zynisch findet.

Man sagt:

Der Krieg gibt uns Gelegenheit, eine Erscheinung zu konstatieren, die gewiss in der Menschheit nicht neu ist, die aber diesmal ungeahnten Umfang angenommen hat. Wir meinen das Bedürfnis, Neuigkeiten zu vernehmen und sensationelle Neuigkeiten weiter zu verbreiten. Man begnügt sich nicht mit den Communiqués, den offiziellen Berichten, kurz mit dem, was alle Welt lesen kann. Es scheint eine ausgemachte Sache zu sein, dass diese nur ein verschwindend kleiner Teil der Wahrheit sind; das Wesentliche, Wichtige ist das, was man nicht druckt, was man kolportiert und sich leise ins Ohr sagt, das ist die Nachricht, die überall hin dringt und nirgends her kommt. Unmöglich, ihren Ursprung zu entdecken, den verantwortlichen Urheber der grossen Neuigkeit zu finden! Aber auf ihrem Wege begegnet sie vielen, die sich eine Pflicht daraus machen, die Gewissheit zu verstärken und sie zu einer authentischen zu machen: „Ich habe die Tatsache von X., welcher sie gehört hat aus dem Munde von Y., der hinwiederum in Beziehungen zu diesem oder jenem Minister oder Ministerium steht.“ Je weniger tatsächliche Grundlagen eine Neuigkeit hat, desto mehr

Referenzen und augenscheinliche Garantie besitzt sie. Diese Epidemie der falschen Nachrichten ist zur gleichen Zeit ausgebrochen wie der Krieg. Im Anfang zeigte sie sich in der doppelten Gestalt der Besessenheit und des Neuigkeitsbedürfnisses.

Sie erinnern sich der Zahl der Spione und Verräter, die man ohne Unterlass arretierte. In diesem Moment war es der Direktor eines gewissen verdächtigen Hotels, dessen Abenteuer die gesprochene Chronik alimentierte. Dieser Direktor müsste ein ganz ungemütliches Leben gehabt haben, wenn man wirklich den Augenzeugen seiner Hinrichtung hätte Glauben schenken müssen. Während mindestens einer Woche füsilierte man ihn jeden Morgen, jedesmal an einem andern Ort: an einem Tag war es im Festungsgraben bei der Porte Dauphine, am andern in Passy bei der Muette und ein drittes Mal in Vincennes. Kurz etwa zehn Erdenwinkel machten sich die Schande streitig, ihm den Todesstoss gegeben zu haben. Ein Augenzeuge hatte sogar den Leichnam gesehen, in einem Sack aus grünem Tuch . . .

Diese furchtlosen und privilegierten Zeugen hätten mindestens einen Klub bilden können. Aber sie waren noch immer weniger zahlreich, als die Personen, welche die schauderhaften Wirkungen eines gewissen Pulvers erfahren hatten. Dieses Pulver! Es hatte hunderte und aberhunderte von Schafen in Atome zerfetzt. Dieses Höllenpulver verursachte bei seiner ersten Explosion schon Verheerungen, die alles übersteigen, was man bisher gesehen hatte. Wie viele Pariser haben alle ihre Hoffnung auf diese famose Erfindung gesetzt! Man vereinigte sich in der Stadt, um neue Details zu erfahren oder zu verbreiten. Man beschäftigte sich mehr mit diesem Pulver als mit der Armee, und mehr mit der wunderbaren Neuigkeit als mit den militärischen Aktionen. Einen Monat später gab es eine andere grosse Neuigkeit: Russen, Kosaken, von Archangelsk oder vom Monde kommend, besetzten die öffentlichen Gebäude in Paris. Wiederum hatten Zeugen, vielleicht immer die gleichen, mit ihren

eigenen Augen Kosaken in Gruppen vor der Banque de France gesehen. Die Zeit hatte uns von diesem unwiderstehlichen Zug zur Leichtgläubigkeit nicht geheilt. In den letzten Tagen, seitdem man vom baldigen Eintritt Italiens in den europäischen Konflikt sprach, wurden neue unerwartete Geheimnisse enthüllt. So haben wir z. B. erfahren, dass seit einiger Zeit Zuaven am Comersee garnisonierten. War es ein Detachement von Nachkommen der Zuaven von Palestro, zu deren Korporal einst Victor Emanuel ernannt war? Wurden diese Zuaven von Italien als ruhmreiche Reliquien konserviert und ihnen das Wohlleben an einem seiner Seen offeriert? Warten wir ab, bis man uns die Anwesenheit von Marine-Infanterie im Veltlin und von Turkos in Venedig meldet.

Dieser Krieg bringt uns nun aber täglich so viele Überraschungen, dass wir nicht so viel nach dem Unerhörten fragen müssten. Die modernen Kriegsmaschinen und ihre Wirkungen sollten unsere Phantasie befriedigen. Aber diese ist unersättlich, sie bedarf des Unwahrscheinlichen und Wunderbaren. Sie lässt sich nur allzu gern täuschen. Den Deutschen ist diese psychologische Notwendigkeit nicht unbekannt. Während wir Franzosen diesen Fabeln nur ein verschämtes Plätzchen einräumen, während wir sie gewissermassen unter dem Mantel versteckt tragen, was im Grunde eine Huldigung für die Wahrheit ist, bauen und zimmern die Deutschen ihre Lügen mit behaglichem Zynismus und breiten sie geräuschvoll vor aller Welt aus. Wir haben schon berichtet, dass Postkarten an die Kameraden in den Ostarmeen gesandt worden waren mit den Worten: „Gruss aus Paris“, während die Armeen im Westen, in Frankreich, Karten erhielten mit den Worten: „Gruss aus Petersburg“. Wir haben vor uns eine Postkarte, die bei einem gefallenen Deutschen gefunden wurde. Ihr Absender gibt in aller Vollständigkeit eine Adresse an, die überraschen muss. Er lässt seinem Namen und den übrigen militärischen Angaben über Armeekorps und Regiment die einfache Feststellung folgen: Verdun, Frankreich. Auf diese Weise hat der, welcher diese Karte

empfing, erfahren, dass die Deutschen Verdun besetzt halten. Das ist nur ein kleines Muster der deutschen Leichtgläubigkeit.

III.

Nun noch eine kleine Geschichte. Sie ist der Erzählung einer jungen Frau entnommen, welche in neutralem Lande geboren, durch ihre Ehe eine Deutsche geworden ist; ihre Erlebnisse in Frankreich, wo sie erzogen wurde und zufällig auch die ersten Kriegsmonate zubrachte, bilden den Gegenstand ihrer Mitteilungen. „Die Hilfe" bringt in Nr. 18 diesen einfachen, den Stempel der Aufrichtigkeit tragenden Bericht, dessen Schluss wir hier wiedergeben.

„In Bellegarde an der Grenze verlässt man den Zug, um die Pässe visieren zu lassen. Die Reisenden ziehen im Gänsemarsch durch die enge Schranke, um auf den Bahnsteig zu gelangen. Zwei Schutzleute prüfen den Passierschein: nahebei sitzen an einem Tische der Spezialkommissär mit ein paar anderen Beamten, nehmen die Auslandspässe entgegen, vergleichen sie mit den übrigen Ausweispapieren und drücken auf das Dokument den feierlichen Stempel: „Hat Frankreich verlassen am . . . ."

Unmittelbar vor mir präsentiert eine elegant gekleidete junge Frau ihren Pass: „Deutsche Staatsangehörige". Der Schutzmann gibt das Papier zurück und zeigt mit einer stummen Geste, dass sie sich an den Kommissar zu wenden hat. Dieser nimmt das Papier entgegen: „Haben Sie andere Dokumente, gnädige Frau?" — „Ja". Und die Dame bringt ein oder zwei Schriftstücke zum Vorschein. Der Kommissar prüft sie, betrachtet noch einmal den Pass, stempelt ihn ab und gibt alles mit den Worten zurück: „Es ist gut, ich danke Ihnen, gnädige Frau." Die Szene hat nicht länger als zwei Minuten gedauert und wiederholt sich dann genau so mit mir selbst.

Diese Landsmännin treffe ich auf dem Quai du Montblanc in Genf wieder. Sie ist von Fremden umringt und leistet sich den Luxus einer vortrefflich gespielten, hochdramatischen Szene.

Sie spricht von dem furchtbaren Augenblick, wo sie

endlich die Grenze hat überschreiten dürfen. Vielleicht ist es nicht gerade der beste Ton, eine Unterhaltung zu belauschen, die nicht für mich bestimmt ist, aber es juckt mich doch zu erfahren, warum diese harmlose kleine Szene auf der Grenzstation so viele schmerzliche Empfindungen ausgelöst hat.

Welchen rührenden Roman habe ich dort vernommen! Grobheiten, Beleidigungen, Drohung, sie als Spionin zu erschiessen: die Menge hat geheult: „Mort à sale Boche.“ All das hat sich erst vor wenigen Stunden in Bellegarde ereignet — und doch habe ich gesehen, wie die Dame aus dem nächsten Wagen ausstieg, habe gesehen, wie sie das Visum erhielt, und zuletzt gesehen, dass sie unangefochten in ihren Waggon zurückging. — Was soll man dazu sagen?! „Omnis hysterica mendax!“ Diese Lügen alle!

□□□

Der Weg zum Frieden.

Rede von RAMSAY MACDONALD.

Durch die Liebenswürdigkeit der bekannten Schriftstellerin Vernon Lee wird uns eine bisher ungedruckte Rede zur Verfügung gestellt, welche der angesehene Parlamentarier Ramsay Macdonald über den Weg zum Frieden gehalten hat. Wir beabsichtigen, in spätern Nummern Gegenäusserungen oder Darstellungen derselben Frage vom Standpunkte anderer Nationen zu veröffentlichen.

Der Führer der „Union of Democratic Control“ erklärte, für einen Waffenstillstand sei er nicht eingenommen; denn unter dem Schutze einer solchen Vereinbarung würden beide Parteien für die Verlängerung des Krieges rüsten können.

Auch einen Frieden, der blosse „Flickarbeit“ wäre, möchte er vermeiden. Aber diejenigen, welche diesen Ausdruck anwenden, haben sich meistens nicht genug überlegt, was er bedeute. Eine solche „Flickarbeit“ würde unvermeidlich sein, wenn irgendeine der kriegführenden Parteien die andere vollständig zerschmettert hätte. In diesem Falle würde nämlich der Krieg nicht aufhören, auch wenn die kriegerischen Operationen vorüber wären

und der offizielle Friede verkündigt wäre. So geschah es mit Frankreich nach dem Kriege mit Deutschland; in der Tat kann man den jetzigen Krieg auch als eine Wiedereröffnung des französisch-deutschen Krieges betrachten. Damit ein Friedensschluss in Wirklichkeit zum Frieden führe, muss er so beschaffen sein, dass alle Parteien ihm zustimmen und alle Kriegführenden ihn willig annehmen.

Bei der Feststellung der künftigen Friedensbedingungen dürfte Deutschland in gewissen Punkten für uns, Russland gegen uns sein; Frankreich würde einigen unserer Wünsche gleichgültig gegenüberstehen, ebenso wir einigen Forderungen Frankreichs, wenn wir auch im ganzen zusammengehen dürften.

Dieser Umstand macht es unserer Regierung schwer, jetzt schon genau zu sagen, für was sie kämpft und durch was sie zufriedengestellt würde. Aber vom demokratischen und internationalen Standpunkte macht diese Tatsache es desto notwendiger, dass die Demokratien aller Länder ihre heimischen Regierungen dazu drängen, das Kriegsziel genau abzugrenzen und bestimmt zu erklären, mit was sie gegenwärtig zufrieden sein würden. Wenn dies nicht geschieht, so wird der Krieg fortdauern, bis eine oder die andere Partei völlig erschöpft und geschlagen ist, und am Ende wird es erst keinen wirklichen Frieden geben.

Doch sollten wir in der Formulierung dieser unserer Forderung sorgfältig sein. Wir sollten nicht verlangen, dass die definitiven Friedensbedingungen im einzelnen bekannt gegeben werden, weil sie ja erst den Gegenstand von Verhandlungen zu bilden haben und dabei viele Details zur Sprache kommen müssen. Die Formel, welche wir anzuwenden haben, würde lauten:

„Die verschiedenen Regierungen sollten gedrängt werden, zu erklären, was für jede Nation die wesentliche und unentbehrliche Bedingung bildet, damit der Kampf aufhören könne.“*)

*) "the various governments should be pressed to declare, what

Es ist ganz nutzlos, in Grossbritannien von Frieden oder Einstellung der Feindseligkeiten zu sprechen, solange nicht Deutschland erklärt, dass es bereit ist, Belgien zu räumen, und etwas für dessen Entschädigung zu tun. Deutschland sollte auch ausdrücklich sagen, dass es geneigt ist, an einem internationalen Kongress teilzunehmen, durch welchen in vernunftgemässer Weise die Fragen der nationalen Abgrenzung usw.**) geregelt würden, welche durch den Krieg aufgeworfen worden sind. Auf diesem Punkte wird die öffentliche Meinung Englands bestehen. Seinerseits sollte Deutschland den Verbündeten mitteilen, welche Bedingungen es aufstellt, so dass wir sie prüfen könnten. Wenn einmal diese wesentlichen Punkte festgestellt wären, könnte jede Nation sicher sein, dass nicht plötzlich irgendeine neue Forderung gegen sie auftauchen könnte; denn die ganze Welt würde dann entschlossen sein, zu verhindern, dass der Krieg durch irgendeinen ungerechten oder neuen Anspruch seitens irgendeiner kriegführenden Partei erneuert werden könnte.

Durch diese Politik würden die Militärs und Diplomaten umgangen werden. Sie bedeutet, dass führende Männer in allen Ländern persönlich oder brieflich in Verbindung treten; dass die Bedingungen, welche das belgische Volk befriedigen, vor allem unter diesen Männern von gutem Willen vereinbart, dann in den verschiedenen Ländern veröffentlicht und zum Ausgangspunkte für eine Agitation behufs Friedensschlusses gemacht werden. Diese Agitation würde den militärischen Widerstand der Nation nicht schwächen, aber letzten Endes einen solchen überflüssig machen. Das furchtbar bittere Gefühl, welches die Versenkung der „Lusitania" erregt hat, bereitet zweifellos denjenigen, welche in dieser Richtung arbeiten, neue Schwierigkeiten.

---

to each nation is the essential and indispensable condition for ceasing the conflict".

**) "the problems of national boundaries etc."

□□□

Parlament und Auswärtige Politik

von ARTHUR PONSONBY M. P.
Deutsch von Felix Beran, Zürich (ausschliesslich autorisierte Übersetzung).*)

I. Das Problem. Die Diplomatie hat versagt. Das ist die eine hervortretende Tatsache in der gegenwärtigen Krisis, über welche keinerlei Streit bestehen kann. Den Staatsmännern Europas ist es nicht gelungen, die Völker vor einem Unglück zu bewahren, dessen Ausdehnung und Verderblichkeit wir noch nicht zu überschauen vermögen. Es ist wahr, dass Diplomatie auch früher versagte. Jedoch der Tadel, welcher die Diplomaten trifft, muss notwendig mit der zunehmenden Zivilisation grösser werden. Anstatt dass man die erkennbar wachsenden Friedensneigungen der Völker nützte, wurde zwischen den Regierungen Europas darauf bestanden, den unversöhnlichsten und entschlossensten Wettstreit an Kriegsbereitschaft geschehen zu lassen, den die Welt jemals gekannt hat. Und durch ihren Hader wurde der Friede gebrochen. Es darf nicht sein, dass die Diplomatie weiterhin ihre Reihe von Fehlschlägen fortsetzt, während das Volk hilflos und unvernommen verbleibt. Der diplomatische Bau ist nicht zu verteidigen und muss geändert werden. Ganz abgesehen von der auswärtigen Politik, muss sich die öffentliche Aufmerksamkeit der sorgfältigen Prüfung der Art und Weise zuwenden, in der auswärtige Angelegenheiten geführt, auswärtige Verbindungen gepflegt und auswärtige Beziehungen überwacht werden. Bei uns ist in letzten Jahren die Einsicht immer mehr ins Erkennen gerückt, dass die Art und Weise, auswärtige Angelegenheiten zu behandeln, mit dem demokratischen Geist nicht vereinbar sei. Während durch die letzten fünfzig Jahre eine rasche Entwicklung demokratischer Einrichtungen und ein grosser Zuwachs an Volksaufsicht über Gesetzgebung und Verwaltung zu verzeichnen ist, werden unsere auswärtigen Angelegenheiten immer noch mehr oder weniger ebenso

*) Erstdruck von „Englands Demokratie und der Krieg" Nr. 4. Herausgeber: Felix Beran, Zürich, Verlag: Rascher & Co., Zürich.

gehandhabt wie vor Jahrhunderten. Das unrepräsentative Wesen unserer auswärtigen Politik birgt in sich selbst eine ernstliche Gefahr. Aber der unrichtige Weg, den sie einschlägt, lässt diese Gefahr noch grösser werden. Es mag zum Beispiel richtig sein oder nicht, mit einer Macht ein Bündnis zu schliessen und mit der andern eine Entente zu vereinbaren. Es mag weise sein oder auch nicht, Europa in zwei Waffenfelder zu scheiden. Es mag ratsam sein oder auch nicht, besondere Freundschaften zu pflegen und so besondere Eifersucht zu erregen. Aber was immer die Meinung des Volkes oder seiner parlamentarischen Vertreter mit Bezug auf solche Dinge sein mag, hat nicht das Geringste zu bedeuten, denn sie haben nichts dabei zu sagen. Alle diese wichtigen Fragen werden über ihre Köpfe hinweg entschieden. Der Minister des Äussern hat mehr als einmal in letzter Zeit erklärt, dass sein Vorgehen der öffentlichen Meinung gerecht werden müsse. Es geschehen aber keinerlei Schritte, um festzustellen, welches die Meinung des Volkes ist, noch besteht hiefür in letzter Stunde eine Möglichkeit, und das unvermeidliche Geschrei, welches bei Kriegsausbruch sich erhebt, wird natürlich zu einer Zustimmung des Volkes umgedeutet.

Die ausschliessliche Handhabung internationaler Beziehungen bleibt in jedem Land einer Kleinzahl von Männern anvertraut, deren Horizont geengt, deren Schauweite begrenzt und deren Sinn für die Masse verderbt ist durch die Tatsache selbst, dass ihr Tun der öffentlichen Beurteilung entrückt bleibt. Das Volk, dessen grösstes Interesse der Friede ist, wäre fähig, eine weitere Auffassung zu bekunden, und sein Einfluss wäre zweifellos ein friedensgewillter, käme er zur Geltung. Aber der Bildung eines Urteils muss eine richtige Aufklärung vorangehen. Wie es sich jetzt verhält, werden die vernünftigen und friedlichen Instinkte entmutigt, weil sie den Tatsachen ohne Kenntnis gegenüberstehen und kriegerische kampflustige Leidenschaften werden erweckt, wo immer die Regierung zu feindlichem Angriff aufruft. Das einzige Aufklärungsmittel ist die Presse, welche als Bringerin von Nachrichten

gute Dienste leistet, aber, vom politischen Mitwissen ausgeschlossen und ganz besonders abhängig vom Zufall der Gerüchte, ist diese Quelle der Erkenntnis nicht nur ungewiss, sondern unter Umständen geradezu gefahrbringend. Überdies, wenn irgendwelche Nachricht von einheimischem Interesse die öffentliche Aufmerksamkeit gefangen nimmt, werden auswärtige Nachrichten dadurch beiseite gedrückt.

Die Geheimtuerei der Regierungen und die Unwissenheit der Regierten haben in der Vergangenheit zu ernstlichen Krisen geführt, und sie bildeten Elemente, welche mehr als andere zu dem grossen Unglück beigetragen haben, unter welchem Europa heute leidet. Dass der Mangel einer demokratischen Aufsicht bei uns nicht etwa ein eingebildetes Übel ist, wird durch sehr deutliche Meinungsäusserungen aus letzter Zeit und von allen Seiten festgestellt. Es wird genügen, an dieser Stelle vier solche sehr beachtenswerte Äusserungen bringen:

„Der Tag mag kommen, wenn in England die gänzlich unbeschränkte Macht unserer auswärtigen Staatsbehörde eine Begrenzung erfahren muss.“ (Bryce's American Commonwealth.)

„Wer macht den Krieg? Die Antwort wird in den Kanzleien Europas zu suchen sein, unter Männern, welche allzulange mit Menschenleben wie mit Bauern auf dem Schachbrett spielten, welche so weit in den Formelkram und in die eigene Sprache der Diplomaten hineingerieten, dass ihnen das Bewusstsein für die harten Wirklichkeiten, mit welchen sie ihr Spiel treiben, abhanden gekommen ist. Und so wird man weiterhin Kriege führen, bis die grossen Massen, welche heute beruflichen Planmachern und Phantasten zum Sport dienen, selbst das Wort sprechen, welches wohl nicht den unmöglichen ewigen Frieden, wohl aber die Entscheidung bringen wird, dass Kriege nur um eine gerechte, redliche und lebenswichtige Sache geführt werden dürfen.“ (The Times, 23. November 1912.)

„Unsere Rüstungen müssen sich nach unserer Politik richten. Und es ist ausserordentlich schwierig für uns,

welche über auswärtige Politik nichts wissen, als was uns die Zeitung bringt, irgendwie genauer zu urteilen, wie es sich mit dieser Politik verhalten mag. Ich möchte damit nicht das Mitwissen herabsetzen, wie es uns die Presse zu vermitteln vermag. Ich will damit nur die allgemein bekannte Tatsache feststellen, dass wir auf der Bühne der auswärtigen Politik nur einen kleinsten Teil des Ganzen zu sehen bekommen. Der weitaus grösste Teil spielt sich hinter der Szene ab, und da wir gewöhnliche Sterbliche dort einen Zugang nicht finden, muss sich unser Wissen von auswärtiger Politik auf vage Berechnung stützen . . . Ich will nicht vorgeben, mehr als Sie oder irgendwelche andere Zeitungsleser zu wissen, aber jedenfalls wissen alle Zeitungsleser, dass wir gewisse Verpflichtungen, Verbindungen und Vereinbarungen haben, — ich wollte lieber, es wären endgültige Bündnisse, denn Bündnisse begrenzen und umschreiben. — Wir haben gewisse unklare Obliegenheiten, deren Natur ich nicht zu wissen behaupte, aber mit Bezug auf welche jedermann voraussagen kann, dass sie das unmittelbare Ausgesetztsein einem gewaltigen Kriege einbegreifen im Falle besonderer Umstände, deren Kommen keineswegs unwahrscheinlich ist . . . Ich weiss nicht, ob irgendein Kaufmann hier in Glasgow für das zu haben wäre, was wir in auswärtigen Angelegenheiten tun, — das ist, sich auf grosse und ungekannte Verbindlichkeiten einzulassen und diesen ohne Kenntnis ihrer Natur und Ausdehnung die eigene Unterschrift zu geben.“ (Lord Rosebery, Glasgow, 13. Januar 1912.)

„Ich frage mich manchmal selbst, ob es in der Zukunft nicht notwendig sein wird, und ob es nicht in der Tat gut wäre, wenn der Minister des Äussern in erster Linie die Abgeordneten und dann auch seine Landsleute in einem weiteren Sinne viel mehr in sein Vertrauen zöge, als er das bis jetzt getan hat. Wir haben in den letzten Jahren europäische Krisen durchgemacht, deren voller Ernst von unserem Volk, wenn überhaupt, so erst dann erkannt wurde, als jene schon der Geschichte angehörten. Ich

frage mich selbst, kann man nach solchen Grundsätzen demokratisch regieren? Kann man sich darauf verlassen, dass sich die Gesamtheit des Volkes zu der Höhe einer grossen Not erhebt, wenn es dazu aufgerufen wird, ohne geschehene innere Vorbereitung; ohne dass es fähig war, die Schritte mitzutun, welche zur letzten Entschliessung führen mussten? Und ich frage mich, ob die Zeit nicht kommen wird, ob sie in der Tat nicht schon gekommen ist, da der Volksvertretung wenigstens einmal im Jahr eine begründete Übersicht unserer Stellungnahme zu den Weltfragen geboten werden muss, wie sie der auswärtige Minister jedes fremden Staates seinem Parlament bietet, dem er nicht mehr, sondern weniger verantwortlich ist, als es britische Minister dem ihrigen sind." (Austen Chamberlain, Birmingham, 8. Februar 1914.)

Die Frage, vor welcher wir stehen, lautet demnach: Wie kann das Volk über auswärtige Angelegenheiten Aufsicht üben? In welcher Weise kann sein Einfluss geltend gemacht und seine Meinung befragt werden? Und wie kann ein Minister des Äussern von einem Teil der unbegrenzten Macht, welche er zur Zeit besitzt, befreit werden? Aber, bevor wir Anregungen für eine neue Methode erwägen, muss das bestehende System geprüft und den Einwendungen gegen einen Wechsel begegnet werden.

II. Das gegenwärtige System. Der Staatsminister für auswärtige Angelegenheiten nimmt eine durchwegs andere Stellung ein, als jeder andere Minister. Die Arbeit seines Ressorts wird grossenteils ausseramtlich geführt und kein Teil seiner Funktionen unterliegt derselben Nachprüfung, wie das bei anderen Regierungsämtern der Fall ist. Die Folgen seiner Politik werden den wenigen Leuten, welche auswärtigen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit schenken, nur allmählich erkennbar. Ungleich dem Minister des Innern, den Präsidenten des Board of Trade und des Local Government Board oder dem Generalpostmeister ist er nicht verantwortlich für die Durchführung neuer Gesetze, welche das Parlament beschlossen hat und ist nicht der Kritik ausgesetzt, wie sie

die Prüfung von Massnahmen mit sich bringt, deren Folgen das Volk unmittelbar zu fühlen bekommt. Die Pflichten eines Kolonialministers sind wesentlich verschieden: Er hat positive Verwaltungsarbeit zu leisten und ausschliesslich mit britischen Untertanen zu tun. Der Arbeitskreis des Auswärtigen Amtes liesse sich umschreiben als: Unterhandlung mit selbständigen Staaten, Schutz britischer Untertanen im Ausland und Unterstützung unserer kaufmännischen Interessen in fremden Ländern. Wir haben es hier vor allem mit dem ersten zu tun. Die überkommene Art, diplomatische Unterhandlungen mit Zuhilfenahme von Geheimschriften und geheimen Depeschen zu pflegen, verhüllt diese nicht nur vor dem Blick der Öffentlichkeit und vor der Aufsicht des Parlaments, sondern hindert auch das Kabinett selbst daran, völlig auf dem Laufenden zu sein. Andere Minister sind in die Angelegenheiten ihrer Regierungsfächer versenkt, welche sie in steigendem Masse beanspruchen, und es ist unmöglich für sie, mehr als den gröbsten Linien allgemeiner Politik ihre Zeit und Aufmerksamkeit zu schenken. Sie sind tatsächlich kaum besser ausgestattet als es Aussenstehende sind, um die genauen Werte der verworrenen Fragen zu beurteilen, welche man ihnen vorlegt, wenn es sich um eine Entscheidung von grösster Wichtigkeit handelt. Die Folge von all dem ist, dass der Minister des Äussern mehr ausschliessliche Verantwortlichkeit trägt und mehr von jeder Art Aufsicht befreit ist, als irgendein anderer Minister. In seinem eigenen Gebietskreise ist er in jeder Hinsicht ein Autokrat. Und doch gibt es keinen wichtigeren Regierungszweig, als den, welcher mit unseren internationalen Beziehungen zu tun hat, und keinen, bei welchem es von grösserer Bedeutung wäre, dass dem Volk volle Aufklärung zuteil wird. Jede Einzelheit kommt schliesslich zur Geltung, und es ist eine Reihe von Einzelheiten, welche manchmal eine kritische Lage herbeiführen kann. Aber abgesehen von Einzelheiten liegt dem Staatsminister keine Verpflichtung ob, sich mit Bezug auf seine Politik auszusprechen, es sei denn, dass die Opposition im Parlament eine ab-

weichende Meinung bekundet. Seine Feststellungen werden noch nicht einmal in Debatte gezogen, wenn das nicht von der Opposition verlangt wird, und enthalten oft nicht mehr als eine oberflächliche Antwort auf Einzelfragen mehrerer Abgeordneten, welche zufällig an dieser oder jener ausländischen Frage Interesse haben. Es kommt, wenn überhaupt, ganz selten zu einem weiten Überblick unserer internationalen Beziehungen. Vor wenigen Jahren fand eine Session statt ohne Abstimmung über das Auswärtige Amt. Dieses Jahr hat die Diskussion einen und einen halben Tag beansprucht und widmete sich einer Anzahl kleiner Nebenfragen; ein Versuch zur Erlangung einer allgemeinen Feststellung der Politik verlief unbeachtet und wurde als mehr oder weniger nebensächlich behandelt. Als der Krieg zur Gewissheit geworden war, wurden dem bestürzten und vollständig unwissenden Hause debattelose Mitteilungen gemacht. Weder bei den Entschliessungen, noch bei der Politik, welche zu den Entschliessungen führte, wurde vom Volk oder seiner Vertretung irgendwelche Aufsicht geübt. Es ist eine müssige Behauptung, dass die Mitteilung eines fait accompli an das Haus, wie sie bei wichtigen Fragen unweigerlich geschieht, gleichbedeutend sei mit der Unterbreitung einer offenen Frage an sein Urteil.

Es gibt zwei andere Möglichkeiten für die Abgeordneten, um mit Bezug auf auswärtige Angelegenheiten Aufklärung zu erhalten und diesen Öffentlichkeit zu geben — Blaubücher und Anfragen. Blaubücher bestehen aus sorgfältig gewählten Mitteilungen mit Bezug auf Verhandlungen, welche einige Monate vorher stattgefunden haben. Sie geben einen Teil des Briefaustausches und jede Diskussion darüber ist für alle praktischen Zwecke wertlos, da sie notwendig lange Zeit nach den Ereignissen stattfindet. Parlamentarische Anfragen geben eine bessere Gelegenheit, um sofortige Aufklärung zu veranlassen. Aber es mag für den Minister des Auswärtigen oft schwer sein, irgendeine wichtige politische Feststellung in die Grenzen einer Fragebeantwortung zu rahmen. Die Folge

davon ist, dass er die entscheidenden Punkte vermeidet oder sich einer Formel bedient, welche eine diplomatische Ausflucht bedeutet. Kurz, die Anfrager werden schliesslich als lästige Störer der lieben Ruhe betrachtet, welche einen unverschämten Blick hinter den Vorhang versuchen. Anfragen sind immerhin willkommen zu den seltenen Gelegenheiten, da der Minister eine kurze Mitteilung zu machen wünscht. Dies, nebst einem möglichen Hinweis bei der Budgetberatung oder bei einem Vertagungsantrag sind die einzigen anerkannten Möglichkeiten der Volksvertreter zur Besprechung von Dingen, welche jeden Bürger des britischen Reiches zunächst angehen. Die Zeit, welche man diesem Thema gewidmet hat, ist von Jahr zu Jahr kleiner geworden, teils durch Zustimmung der Opposition zu der sogenannten Regierungspolitik, teils durch Überlastung des Hauses mit inneren Angelegenheiten und teils durch die üblich werdende Art, auswärtige Angelegenheiten von der Arena der Parteipolitik ferne zu halten, womit ein plausibler Vorwand geschaffen wurde, diese auch aus dem Bereich parlamentarischer Überwachung zu bringen.

Der Minister wird in der Ausübung seiner Tätigkeit von etwa vierzig hohen Beamten im Auswärtigen Amt und von hundertzwanzig Mitgliedern des diplomatischen Dienstes unterstützt. Diese Männer müssen bezeichnet und auserwählt sein, bevor sie einer Prüfung im Wettbewerb unterzogen werden, und die Anwerber für den diplomatischen Dienst haben sich über ein jährliches Einkommen von mindestens L 400 auszuweisen. Damit wird der Eintritt in den Dienst wohlhabenden Männern einer gewissen Klasse vorbehalten. Mit sehr seltenen Ausnahmen bleibt der Beamte des Auswärtigen Amtes zu Hause, und der Diplomat bleibt auswärts. Der letztere zieht von einer Hauptstadt nach der andern und gerät langsam ganz ausser Fühlung mit den geistigen Bewegungen und der innern Politik seines eigenen Landes. Darüber hinaus muss erinnert werden, dass er vor Dienstantritt den grösseren Teil seiner Feiertage und Urlaubszeit zum

Zwecke der Sprachenerlernung gleichfalls im Ausland zugebracht hat. Diese lebenslängliche Verbannung schneidet ihn nicht nur von jeder Kenntnis der Einrichtungen und sozialen und politischen Bewegungen des eigenen Landes ab, sondern benachteiligt ihn auch in seiner Arbeit, da sie ihn des Vorteils eines zentralen Gesichtspunktes beraubt, der in London besser als in jeder Hauptstadt gewinnbar ist. In den fremden Hauptstädten verkehrt er nur mit hochoffizieller Gesellschaft und vermag Vorgänge, besonders wenn sie sich gegen die Regierung richten, bei welcher er beglaubigt ist, nur in streng offizieller Färbung zu erkennen.

Die letzten hundert Jahre haben als wichtigsten Wechsel in den Dienst gebracht, dass ein grosser Teil der Verantwortlichkeit von unseren diplomatischen Vertretern genommen worden ist. Wir lesen zum Beispiel, dass von 1810 bis 1812 der auswärtige Minister und sein Sekretär den bevollmächtigten Gesandten in Konstantinopel mit sechzehn Depeschen beehrt hat, und nicht eines dieser Dokumente bezog sich auf die schwierigen und wichtigen Verhandlungen, welche Canning damals mit der Pforte pflegte, während heute unser Gesandter in der Türkei des Morgens nach Instruktionen depeschiert und vom auswärtigen Amt die Antwort in Händen hat, bevor er sich zur Mittagstafel begibt. Es ist das eine beachtenswerte Kennzeichnung von gesteigerter Zentralisation und vom ungeheuern Anwachsen der Macht und der Verantwortlichkeit des Ministers für auswärtige Angelegenheiten.

Wir kommen zu der jetzigen Art des Verkehrs mit fremden Regierungen. Der Minister (wollen wir annehmen) bespricht sich mit dem türkischen Gesandten und meldet den Inhalt an unseren Gesandten in Konstantinopel. Unser Gesandter hat eine Unterredung mit dem auswärtigen Minister der Türkei und berichtet darüber nach Hause. Wir haben da eine doppelte Linie von Mitteilungen, welche nicht zur Klarheit führt, — die beiden Berichte mögen nicht genau übereinstimmen. Gelegentlich sind noch mehr geheime Mitteilungswege in Wirkung; auch die

Herrscher schreiben einander vielleicht und tragen zur Verwirrung bei. Der besondere diplomatische Ton, welcher für den Briefaustausch dieser Art die anerkannte Sprache bildet, scheint überaus geeignet, die wirklichen Beweggründe und Absichten der verschiedenen Vertreter eher zu verhüllen als zu zeigen. Es mag genügen, zu sagen, dass diese veraltete Methode internationalen Gedankenaustausches zu Missverständnissen führt, Streitfragen verschärft und Verlegenheiten schafft. Es soll auch daran erinnert werden, dass, so lächerlich dies erscheinen mag, schon die Missachtung eines Schnörkels der Etikette, das Fallen eines taktlosen Wortes oder die Erregtheit eines Repräsentanten ganz wohl zu einem Bruch diplomatischer Beziehungen führen kann. Es ist nicht schwer, zu sehen, dass in solcher Atmosphäre Länder zu Spielfiguren werden, und die Diplomatie zum hochentwickelten Spiele; solange Geheimnis und Verwicklung vorherrschen, müssen führende Grundsätze verdunkelt oder vergessen werden. So wird eine politische Richtung verfolgt, welche das Land nur unvollkommen versteht; Vereinbarungen und Verpflichtungen werden anderen Nationen gegenüber eingegangen, von denen das eigene Volk keine Kenntnis hat, und Bündnisse werden geschlossen, welche man dem Hause erst vorlegt, wenn ihre Gutheissung eine Formalität bedeutet. Verhandlungen werden weitergeführt, ohne dass ihnen die geringste Öffentlichkeit gegeben wird. Fortsetzung folgt.

□ □ □

Unabhängige Zeitungsstimmen.

„Labour Leader“ und „Socialist Review“.

Vom Kriegsbeginn an hat das Organ der „Independent Labour Party“ in seinen Wochennummern, sowie in seiner vierteljährlich erscheinenden „Socialist Review“ dem Friedenswillen, der Unvoreingenommenheit und einer gerechten Wertung des Gegners kraftvollen Ausdruck gegeben.

In seiner Weihnachtsnummer — schon der wehmütig-ironische Titel „Marsmas“ statt „Christmas“ war eine schmerzliche Gebärde — schuf der „Labour Leader“ ein unvergessliches Dokument seines Wirkens und vorher und seither trug er Stein um Stein zum Bau. Unerschrocken und unermüdlich.

Er gab Engländern — ob Parteigenossen oder nicht — das Wort. Griff Greuelgerüchte über den Gegner auf und bewies sie klar und sachlich zu Nichts. Eine ständige Ecke gab er diesem einen Ziel. Gab der Stimme der Verbündeten Raum, aber auch den Parteigenossen aus dem feindlichen Lager. Zur Anklage, zur Rechtfertigung. Brachte so die vom Krieg zertreten geglaubte Internationale zum Wiederaufleben. Baute eine Plattform, auf der sprechen durfte und gehört wurde, wer etwas zu sagen hatte. Hier war freier Raum für Wort und Geste. Hier gab es gutgewillte, vom Poltern der Ereignisse unbetäubte Zuhörer. Hier verständige, hasslose Entgegner.

Und das sinngefüllte Wort dringt heilend in die jetzt so giftwunden Menschen, es hellt ein wenig das Wolkendunkel, bindet welkmüde Ranken des Glaubens an die Menschlichkeit wieder hoch und stützt die ersten zagen Schritte, die zum künftigen Frieden den Weg finden wollen.

Die Nummer vom 13. Mai spricht von der „Lusitania“. Bei aller schmerzlichen Entrüstung ein klares Feststellen der gegnerischen Gründe. Bei aller Ablehnung des Ausreichens dieser Gründe ein herzliches Warnen davor, die Kriegsgrausamkeit rächend weiter zu vertiefen. Wie eine warme Bitte der Wunsch, aller Zorn über den Jammer möge sich nicht gegen das deutsche Volk wenden, sondern gegen das Kriegsgeschehen selbst, das solche Furchtbarkeiten mit sich bringt.

An anderer Stelle wird von einer Weihnacht erzählt, in deutschen und englischen Schützengräben, in welchen Freund und Feind sich gut verstanden haben noch über den ganzen nächsten Tag bei gemeinsamer Mahlzeit und Spiel und kameradschaftlicher Aussprache.

Das mutige Alleinstehen deutscher Sozialdemokraten wird gewertet. Das Friedensmanifest der deutschen Sozialisten hat der „Labour Leader" zuerst veröffentlicht. In diesem Manifest wird verneint, dass der Ausdruck des Friedenswillens von Seite einer Regierung als Zeichen von Schwäche gedeutet werden kann oder dass die Möglichkeit einer solchen Deutung zum Zögern berechtigt. Bekanntmachung der Friedensbedingungen und freie Diskussion darüber in Presse und Versammlung wird begehrt.

Über den Frauenkongress wird berichtet, der Ende März unter dem Vorsitz einer deutschen Sozialdemokratin in Bern zustande gekommen ist und bei welchem England, Deutschland, Frankreich, Russland, Polen, Holland, die Schweiz und Italien vertreten waren. Belgien und Österreich sandten Sympathiekundgebungen, und einmütige Beschlüsse im Friedenssinn wurden gezeitigt.

Von den Irrfahrten des russischen Sozialistenblattes ist die Rede, welches in Paris dem Druck der russischen Gesandtschaft erlag, dann in Genf und schliesslich in Zürich unbehelligte Arbeitsstätte suchte.

Die Anregungen, Pläne und Hoffnungen, welche sich an einen europäischen Staatenbund knüpfen, finden allseitige Besprechung und kluge Förderung.

Zur Frage der Militärpflicht wird Stellung genommen im Sinne der freiwilligen Rekrutierung, welche nicht nur den körperlich Unfähigen, sondern auch den von Natur Furchtsamen, sowie den entschlossenen Friedensfreund ausschaltet. Der eine zu gut, der andere nicht gut genug für das Heer. Und der Selbstbestimmung der kleinen Länder ist das Blatt ein Anwalt und bekämpft die Abtretung von Gebieten, deren Einwohner als die zunächst betroffenen das erste Bestimmungsrecht haben sollten.

Die Polemik des „Labour Leader" fällt nicht über den Feind her, sie übt vornehme Selbstkritik, sie prüft mit Strenge die Akte der eigenen Regierung und sie schont die Verbündeten nicht. Nicht die reaktionäre Innenpolitik Russlands, über dessen Verhalten gegenüber den Dumamitgliedern, gegenüber den Juden, gegenüber Finnland

schonungslos die Peitsche geschwungen wird, nicht die ungerechte Einstellung der französischen Sozialdemokraten, denen gezeigt wird, dass es unvereinbar ist, als Friedenswoller sich zu gebärden und gleichzeitig seine Ideale durch ein Bündnis mit Russland zu verleugnen und durch dieses Bündnis eine stete Drohung auszuüben, verstärkt durch den Schlag der Revanchetrommel.

Nicht die Anklage kann zum wirklichen Frieden führen — heisst es da irgendwo — nur die Selbsterkenntnis. Der Militarismus jedes Landes mit seinen Überrüstungen, seinem Kriegsrecht, das kein Recht ist, seinen Kriegen, die unmenschlich sind, kann nur vom Volke selbst, nur durch den Frieden überwunden werden. Nicht im Krieg, nicht durch Sieg oder Niederlage, nicht durch einen andern Militarismus, welcher wieder Bedrohung, neue Ängste, neue Rüstungen, Bündnisse, Kräfteschiebung und im letzten Ende neue Kriege mit sich bringt.

Dichter und Schriftsteller, Parteiführer und Parlamentmitglieder, Name an Name, Persönlichkeit an Persönlichkeit, stehen für ihre Sache ein und machen ihren Geist, ihren Witz, ihre Schärfe und ihr gütiges Verstehen mobil gegen die Maschinen der Vernichtung und das Übel der Verleumdung.

Der bedrohten Stellung Deutschlands widerfährt gerechte Beurteilung. Die überstürzende Mauer des Panslavismus an Österreichs Grenze wird erkannt, die belgische Frage von ehrlichen Gesichtspunkten aus geschaut und Englands eigener Anteil am grossen Verfehlen steht in schonungslosen Worten gemeldet: Englands Verpfändung seiner Flotte an Frankreich, Englands Verhalten zur Neutralität solcher Länder, deren Küste nicht der seinen gegenüber liegt, Englands Einhaltung von Verträgen. Englands und anderer Länder, die alle von einem national imperialistischen Wollen ausschreiten, die alle Ursache haben, in sittlicher Entrüstung über den Gegner Mässigung zu üben.

* * *

Das Maiheft der „Socialist Review" bringt wieder eine Reihe interessanter Beiträge und Besprechungen. Darunter Auseinandersetzungen über bewaffneten und unbewaffneten Frieden mit Vergleichen aus der altrömischen Geschichte (Tusculum), bis zu den neusten Ereignissen in Lothringen. Es wird darin der Versuch gemacht, zu zeigen, dass Rüstungen ebenso oft dem Angriff rufen, als ihn ferne halten und dass es nicht die Völker, sondern die Sorgen der Regierenden um ihre unberechtigte Ausnahmestellung sind, welchen Angst und Bedrohung gleicherweise entspringt. Von Österreich-Ungarn wird geschrieben, von seiner Zusammenschweissung durch den Krieg, nicht zu einem einheitlichen Lande, wohl aber zu einem haltbaren Staatenbund. Über die Haltung der Kirche, welcher zwischen Dogma und Krieg, zwischen Christlichkeit und Siegeswunsch nicht immer die richtige Stellungnahme gelingt. Eine Diskussion zwischen Bruce Glasier und einem französischen, sowie einem russischen Parteigenossen beschäftigt sich mit der Wünschbarkeit der Durchführung des Krieges bis zur deutschen Niederlage im Zielblick sozialistischer Ideale, wobei Bruce Glasier in geschickter Führung den menschlichen und wahrhaft friedlichen Standpunkt zur Geltung bringt. Er schildert so in seiner Antwort an Hamon, wie gefährlich die Doktrin von der Zerstörung des Militarismus ist, indem er in grellen Streiflichtern zeigt, wie etwa das Schlagwort vom „Englischen Navalismus" in Frankreich sofort in der Presse, in den Witzblättern, in den Ausrufen der Strasse und in den Phrasen der Politiker zur Geltung käme.

S. H. Halford bringt eine Skizze, welche dem genannten Heft die literarische Note beifügt und von den zahlreichen Bücherbesprechungen sei speziell die von Professor J. A. Cramb's Werk erwähnt, welcher der englische Treitschke genannt wird und dessen Buch zur Zeit der Burenkriege entstand.

* * *

Keine Zeitung der im Krieg befindlichen Länder hat dieser etwas Ähnliches zur Seite zu stellen. Die geistige Einengung durch Kriegs-Patriotismus und die Ausdrucksbeschränkung durch die Zensur verhindern zu erkennen, ob auch sonst in der Welt ein ähnlich begeistertes Friedenswollen von Anfang an bestand. Und die neutralen Länder haben zwischen vorsichtigem Zurückhalten und urteilbebrillter Parteinahme noch nicht die Gleichrichtung ihrer wertvollsten Kräfte zum Friedensziel erlangt. Überall hat sich umfassende Menschenliebe zu nationaler Betonung verengt und zurückentwickelt. Freilich, die Schweiz hat ihre beiden starken Arme von tätiger Hilfsbereitschaft nicht ruhen lassen und sie hat an helfender Hingabe den leidenden Nachbarvölkern echte Brüderlichkeit erwiesen, stärker als ein Friedensgebet oder eben ein solches, umgesetzt zu frischer, stets neuer, nie ermüdender Tat. Möge sich die opfernde Güte des kleinen Landes als nimmer irrende Klugheit erweisen.

□ □□

Dokumente der Menschlichkeit.

Von Dr. OTTO VOLLENWEIDER.

Das Grundmotiv, das uns bei der Publikation und bei der Analyse der Dokumente der Menschlichkeit leiten soll, ist die Überzeugung, der Goethe ergreifend Ausdruck gibt:

> Alle menschlichen Gebrechen
> Sühnet reine Menschlichkeit.

Wir empfinden in unserm tiefsten Innern den Krieg als ein furchtbares Verhängnis, das durch die Schuld aller über uns gekommen ist. Wir beklagen die unermesslichen, unersetzlichen Verluste an Menschenleben und Kulturwerten. Aber wir können uns nicht mit resignierten, tatenlosen Lamentationen begnügen, denn durch sie wird nichts gebessert und nichts neu gebaut. Wir können auch nicht Anklagen gegen einzelne Menschen oder Gruppen von solchen erheben. Und wenn wir auch voll Trauer sehen müssen, wie überall ein ursprünglicher, bis vor

kurzem verborgener, für ganz unmöglich gehaltener Hass sich mächtig regt und alles in seinen Bann ziehen will, so können wir dem nicht mutlos zusehen. Gewiss steht gegenwärtig alles Internationale, alles, was noch vor kurzem den Völkern gemeinsam teuer war, sehr tief in der Achtung derer, die für den Tag den Ton angeben.

Wenn nun auch das, was früher die Kulturvölker verband, zugrunde gegangen sein sollte, so heisst das doch nicht, dass ein Neubau auf ewig unmöglich sei. Vor allem ist es nicht unsere Pflicht, diese Zerstörung dadurch zu einer unheilbaren zu machen, dass wir jede Hoffnung auf ein Auferstehen mit schweren Steinen zudecken. Wir lassen uns den Glauben nicht nehmen, dass auf den Fundamenten der Wahrheit und der Menschlichkeit wieder Werte entstehen können, deren Pflege allen Völkern gemeinsam anvertraut werden kann.

Jeder Tag bringt uns doch dem Frieden näher, von einem Tag auf den andern können wir vor neue, vor Friedensaufgaben gestellt werden. Diese sollen uns nicht unvorbereitet finden. Alles, was wir jetzt schon, mitten im Kriege, tun können, um die wahre Humanität zu fördern, soll fest und keck in Arbeit genommen werden. So wollen wir in den Dokumenten der Menschlichkeit alles sammeln, was der spätern — hoffentlich baldigen — Verständigung unter den Völkern dienen kann. Es ist ein erster Schritt auf diesem Wege, wenn die Kämpfer einander achten können, wenn ihnen ermöglicht wird, zur Einsicht zu gelangen, dass Menschen — wie sie — auf der Gegenseite stehen, Menschen, die im Tiefsten verbunden sind durch ein gemeinsames Schicksal. Es ist eine unserer ersten Pflichten, jeder Vergiftung des Kampfes durch Lügen, die meist von solchen stammen, die weit weg vom eigentlichen Kampf ihren Sitz haben, entschieden entgegenzutreten.

Und wenn in einem Lande z. B. eine Opposition gegen die Beteiligung am Krieg sich geltend macht, so soll sie bei uns zu Worte kommen und wir wollen alles aufbieten, um zu ermöglichen, dass sie diejenige vorurteilslose Auf-

nahme findet, die sie erhofft und verdient. Es ist für uns nicht ein Zeichen der Schwäche, sondern ein Beispiel von Heroismus, wenn ein Land mitten im Kriege immer wieder Leute hervorbringt und zu Worte kommen lässt, die ihre Kritik offen heraussagen. Leider werden aber solche freimütige Kritiken nur zu gern missbraucht, indem sie als Zeichen der Schwäche von den Gegnern des kritisierten Staates weiter kolportiert werden. Gegen diesen Missbrauch wenden wir uns mit aller Schärfe.

Endlich sehen wir in den vielen Werken zur Pflege der Verwundeten, Kriegsgefangenen, Evakuierten einen verheissungsvollen Anfang zu dem, was unser fernes Ziel ist. Alle diese mannigfachen Hilfsaktionen können nur recht betrieben werden, wenn sie von reiner Menschlichkeit erfüllt sind und allen ohne Ausnahme zugute kommen, wenn man gar nicht nach einer Schuld fragt, sondern einfach da hilft, wo die grösste Not ist.

Vorderhand haben wir also ungefähr die Aufgabe eines Roten Kreuzes im übertragenen geistigen Sinne, die Aufgabe, eine Vergiftung der offenen Wunden mit allen Mitteln zu verhindern. Aber hoffentlich wird der Tag nicht ferne sein, wo wir zur Prophylaxis übergehen können, wo wir positiv arbeiten können, um einen Damm aufzurichten, der uns gegen die Wiederkehr solcher Fluten auf immer schützt.

* * *

Wegen Raummangels können wir diesmal diesen uns so wichtigen Teil unserer Zeitschrift nicht mit Tatsachen belegen. Wir behalten uns vor in unserer nächsten Nummer diese Rubrik besonders ausführlich zu gestalten. Gleichzeitig bitten wir unsere Gesinnungsgenossen aus allen Nationen um Mitteilung glaubwürdiger Tatsachen über menschenfreundliche und ritterliche Handlungsweise ihrer Landsleute, wie sie ihnen täglich unterkommen mögen.

Die Redaktion.

Ökonomische Rundschau.

Der Abbau des Krieges.

Von Prof. Dr. SIEGMUND FEILBOGEN.

Wann immer der gegenwärtige Kampf sein Ende erreichen wird, muss eine grosse Anzahl von drängenden Fragen auf Europa einstürmen. Es ist eine Aufgabe dieser Rundschau, sie schon jetzt zu erörtern. Aber ist es nicht verfrüht, vom Abbau des Krieges zu sprechen, solange noch sein Aufbau Fortschritte macht? Man überschätzt gewöhnlich die Gefahr der verfrühten Überlegung. Eine Vorarbeit für eine schwierige Aufgabe kann schlimmstenfalls nutzlos sein, aber wie verhängnisvoll ist es, wenn aus Furcht vor verfrühten Vorschlägen der richtige Moment versäumt wird! Und dass wir alle immer wieder es für verfrüht halten, vom Frieden zu sprechen, trägt mit zu der masslosen Dauer dieses entsetzlichen Krieges bei. Jeder Staat fürchtet nichts so sehr als den Anschein der Kriegsmüdigkeit; und die Friedenssehnsucht, welche die Herzen der Besten bei allen Völkern erfüllt, kommt auf diese Weise nirgends zum Ausdruck. Das beste Mittel nun, ohne den Schein irgendwelcher Verzagtheit oder Schwäche doch den Gedanken des Friedens lebendig zu erhalten, ist die nüchterne Erörterung der Massregeln, welche jedenfalls notwendig sein werden, wie auch immer der fernere Verlauf des Krieges sich gestalte und wann immer es endlich zum Friedensschluss kommen sollte.

Die erste Pflicht aller kriegführenden Parteien wird es sein, an der Neugeburt jener Ländergebiete zu arbeiten, welche durch die Verwüstungen des Krieges für eine produktive Benützung mehr oder weniger unbrauchbar geworden sind. Es wird notwendig sein, die Schützengräben auszufüllen, den zerwühlten Ackerboden wieder herzustellen, die hygienische Gefahr der mangelhaft begrabenen Menschen- und Tierleichen zu beseitigen, die zerschossenen Dörfer und Städte, Gebäude und Gehöfte wieder aufzubauen, die zerstörten Strassen, Brücken, Eisenbahnen usw. wieder herzustellen, Wenn dies gewissen-

haft, gründlich und rasch besorgt wird, so kann manches der heimgesuchten Gebiete in viel zweckmässigerer und schönerer Gestalt auferstehen und damit auch die furchtbarste Erinnerung des Krieges gemildert werden.

In der Erfüllung dieser Aufgabe liegt auch die Lösung eines zweiten Problems, welches rechtzeitig ins Auge gefasst werden muss, wenn nicht die furchtbarsten sozialen Erschütterungen eintreten sollen. Die Volkswirtschaft aller Länder hat sich in überraschender Weise den Bedürfnissen des Kriegszustandes angepasst. Die Arbeit wird überall von den Zurückgebliebenen geleistet. Wenn nun die Millionen von kräftigen Männern, welche derzeit unter den Fahnen stehen, nach dem Friedensschlusse plötzlich mit ihrem dringenden Angebote auf dem Arbeitsmarkte erscheinen müssten, bevor noch die allmähliche Rückbildung der Volkswirtschaft zum Friedenszustande stattgefunden hat, so würde eine gefährlichere Krise der Arbeitslosigkeit und des Lohnsturzes hereinbrechen, als dies selbst in den ersten Wochen des Krieges der Fall war. Das Gegenmittel für diese Not würde darin liegen, dass die Armeen selbst zunächst die Aufgabe hätten, die verwüsteten Ländergebiete tunlichst in den frühern oder einen bessern Zustand zu versetzen. Wer eine Ahnung davon hat, wie zauberhaft rasch ein Armeekorps Wege, Brücken und Eisenbahnen baut oder wiederherstellt, wird diesen Vorschlag nicht ungeprüft von der Hand weisen. Die Entlassung der Heere würde nur in dem Masse bewerkstelligt werden, als sich in der Industrie und Landwirtschaft ihres Heimatlandes die Nachfrage nach der Arbeitskraft der heimkehrenden Mannschaften entwickelt hätte. Um dies alles zu ermitteln und tunlichst ohne Störung durchzuführen, müssten die Verbände der Arbeitgeber und die Gewerkschaften der Arbeiter in geordneter Weise mit den Behörden der Militär- und Zivilverwaltung zusammenwirken. Die Form hiefür hat sich unter dem Zwange der Notwendigkeit entwickelt. Es sind dies die sogenannten Arbeitsgemeinschaften*), deren

*) Vgl. Sozial. Monatshefte, 1915, 8. Heft, S. 402 ff.

Organisation in den Friedenszustand mit übernommen werden müsste.

Damit würde die Erfüllung einer dritten Forderung angebahnt. Es gilt, die hoffnungsvollen sozialpolitischen Ergebnisse des Krieges auch im Frieden festzuhalten. In erster Linie kommt hier die innere Wandlung im Wesen der Gewerkvereine in Betracht. Diese Arbeiterverbände haben sich, entsprechend dem gesteigerten nationalen Empfinden auch der Arbeiterschaft, mindestens in England und Deutschland, vermutlich aber überall, aus Organisationen zum Kampfe einer Klasse gegen die andere in Organe des Gemeinwohles und der Solidarität der ganzen kämpfenden Nation verwandelt. Gewiss ist es dabei das Bestreben jeder Gewerkschaft, die Kraft der ihrer Leitung vertrauenden Arbeiterklasse zu erhalten und zu stärken; aber gleichzeitig wird die ganze Organisation in den Dienst des Gemeinwohles gestellt und auf jene Einrichtungen verzichtet, welche die Leistungsfähigkeit der nationalen Arbeit, z. B. für die Zwecke der Armee, vermindern könnten. Entsprechend dieser innern Wandlung der Gewerkschaften hat auch die Haltung der Staatsgewalt und selbst der intelligenteren Arbeitgeber und ihrer Verbände gegenüber den Organisationen der Arbeiterschaft eine bedeutende Veränderung erfahren. Auf diese Weise kann, wenn einmal der Burgfrieden durch den Landfrieden abgelöst werden wird, aus der blutigen Saat dieses Krieges die herrliche Frucht einer dauernden Milderung der sozialen Gegensätze hervorwachsen. Durch das harmonische Zusammenwirken der Arbeiterschaft, des Kapitals und der Staatsverwaltung, dieser drei Grossmächte der modernen Volkswirtschaft, würde die Freude des Volkes an seiner Arbeit und an seinem Staatswesen mächtig gesteigert, damit aber auch die Produktivität erhöht und jener Reichtum an Gütern erzeugt werden, welcher zur Heilung der Kriegswunden nun einmal unbedingt erforderlich ist. Sozialpolitisch an das im Kriege Begonnene anzuknüpfen, auch fernerhin bei Staatslieferungen Garantien für ausreichende Lohnhöhe und Arbeiterschutz zu fordern, durch

die Behörden den Abschluss von Tarifverträgen, die Einsetzung von Arbeitsausschüssen und Einigungsämtern zu fördern, die Einschränkungen der Nachtarbeit (Bäcker!) und der Heimarbeit festzuhalten und zu verallgemeinern, die Fürsorge für die Kriegsinvaliden, für die Hinterbliebenen Gefallener, für Jugend und Säuglinge immer ausgiebiger zu gestalten, den Konsumvereinen ihre ausgezeichneten Leistungen für die Regelung des Verbrauches während der Kriegszeit auch fernerhin nicht zu vergessen, selbst das Getreidehandelsmonopol nicht voreilig aufzuheben, sondern im Gegenteil organisch mit der Tätigkeit der landwirtschaftlichen Genossenschaften in Verbindung zu bringen und an die Einrichtungen der kommunalen Lebensmittelversorgung anzugliedern, wird die dritte, die sozialpolitische Aufgabe des Friedens sein.

Eine vierte Aufgabe liegt in der Anbahnung derjenigen internationalen Verhältnisse, welche den grossen modernen Prozess der Entwicklung aller Verkehrsgebiete zu Gliedern einer einheitlichen Weltwirtschaft erleichtern sollen. Man spricht jetzt so viel von einer wirtschaftlichen Annäherung, namentlich zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. Jede industrielle oder agrarische Körperschaft Österreichs, jeder hohe Beamte der Doppelmonarchie beeilt sich, dieser Idee bei passender Gelegenheit eine tiefe Verbeugung zu machen; aber der fachmännischen Erörterung der gegenseitig zu machenden Konzessionen wird in weitem Bogen ausgewichen. Wenn in dieser Weise weitergearbeitet wird, so wird die grosse Idee eines österreichisch-deutschen Wirtschaftsgebietes unter Blumen erstickt werden. Es ist daher ungemein wichtig, die praktische Seite der Sache näher zu studieren und eine Form ausfindig zu machen, in welcher berechtigte Bedenken berücksichtigt und doch dem Bedürfnisse der Zeit nach Schaffung grösserer Wirtschaftsgebiete Rechnung getragen wird. Mit Freuden begrüssen wir die Entstehung einer speziellen Zeitschrift zur fachmännischen Erörterung dieser Fragen. Nur möchten wir uns keineswegs auf das Problem einer Annäherung zwischen diesen beiden Staaten

beschränken. Kann auch vielleicht augenblicklich nichts anderes praktisch ausgereift werden, so könnte doch schon anlässlich dieses Friedensschlusses eines der wichtigsten Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, welches dem höchsten Ziele unserer Zeit auf dem Gebiete des internationalen Güteraustausches, nämlich der Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes von Europa entgegensteht. Es ist dies die Verschiedenheit der Steuern und Monopole in den verschiedenen Ländern. Die Bedeutung dieses Hindernisses für die dereinstige Beseitigung oder starke Ermässigung der Zölle zwischen den europäischen Staaten kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Geschichte lehrt, dass der Zwischenzoll zwischen der österreichischen und der ungarischen Reichshälfte, trotz unablässiger Bestrebungen von den verschiedensten Seiten, erst wegfallen konnte, als das österrreichische Tabakmonopol und die österreichische Besteuerung des Bodens auch in Ungarn eingeführt wurde. Wenn nun die Aufgabe an die Staaten herantreten wird, die schweren Steuerlasten, welche nach Friedensschluss zu übernehmen sein werden, in zweckmässiger Weise zu regeln, so würde wohl ausser der Einführung oder Erhöhung der Vermögens-, Einkommens- und Erbschaftssteuern in erster Linie das Tabak-, das Branntwein- und das Zündhölzchen-Monopol als ergiebige Finanzquelle in Betracht kommen. Die tunlichst gleichmässige Regelung dieser Steuern und Monopole in allen Ländern liegt sowohl im Interesse des Fiskus, dessen Massregeln sonst leicht durch Schmuggel und Kapitalswanderungen umgangen werden könnten, als auch im dauernden Interesse der Anbahnung eines europäischen Zollvereins, mit Einschluss Englands.

Diese und ähnliche Gedanken werden, unter fortlaufender Besprechung der ihnen gewidmeten internationalen Literatur, unserer volkswirtschaftlichen Rundschau ein reiches Feld der Betätigung bieten. Wir sind gerne bereit, gehaltvolle Ausführungen über die Probleme der finanziellen Friedensrüstung durch Veröffentlichung in unserer mehrsprachigen Zeitschrift zur Diskussion zu stellen.

□□□

Warum wir kommen.

Wir kommen in dem Glauben, dass wir müssen. Es wurde vor uns versucht, und wenn unser Können fehlschlägt, wird es nach uns immer wieder versucht werden.

Die Sehnsucht menschlichen Sichverstehenwollens braucht heute ein Organ. Es gilt, dieses Organ zu schaffen. Und die Hilfe aller tut uns dabei not. Wenn sie uns zuteil wird, dann hoffen wir, der Sehnsucht aller die ersten losen Brücken schlagen zu dürfen. Unser Pass trägt keine Farbe der Partei, und von keiner Regierung ist er abgestempelt. Wer einen Weg sucht zu den andern, deren Freundschaft man so bald vergessen konnte, deren Feindschaft man so bald vergessen möge, wen nach geistiger Einstellung auf Frieden verlangt, der stehe bei uns mit Hoffen und Helfen.

Inmitten von Verirrung und Vernichtung liegt in unbeirrter, unvernichteter Schönheit die Schweiz. Ein festes, selbstgefügtes Haus des Friedens vereinigt da, was jenseits der Grenzen in Hass sich zweit. Hier sprach das Liebeswollen zuerst in tätigem Helfen. Hier eher als an kriegentweihtem Ort erhoffen wir uns Mut für unser Beginnen.

Denn Mut wird uns not tun. Mut und gütiges, helfgewilltes Verstandenwerden wird uns stützen müssen, damit der Bau gelinge, in dem sich Menschen wieder treffen und erkennen.



Der Weg zum Frieden.

Von LUJO BRENTANO , Baron F. WRANGEL, CL. THAER.

Ramsay Macdonalds Forderung, dass die europäische Demokratie die Regierungen zur Bekanntgabe ihrer Friedensbedingungen drängen möge, hat seither in dem Manifest der deutschen Sozialdemokratie ein bedeutsames Echo gefunden. Auf dem Boden unserer Zeitschrift hat Macdonald auch positive Anregungen geboten, zu deren Diskussion wir eingeladen haben. Wir bringen nun die Antworten der geehrten Einsender, ohne uns mit dem Inhalte zu identifizieren, und sind gerne bereit die Diskussion fortzusetzen. Wir bitten nur um jene Urbanität in der Form, ohne welche bei starken Abweichungen der Anschauungen und Interessen eine Verständigung nicht möglich ist.

I.

Geheimrat Prof. **Lujo Brentano** (München) war so liebenswürdig, auf unsere Einladung seinen deutschen Standpunkt in folgender Weise zu kennzeichnen:

Vernon Lee hat im Juniheft der „Internationalen Rundschau" über eine Rede Ramsay Macdonalds berichtet, in der dieser unbestechliche Verfechter der Gerechtigkeit über den „Weg zum Frieden" gesprochen hat. Aufgefordert, mich vom deutschen Standpunkt dazu zu äussern, muss ich mit der Erklärung beginnen, dass ich nicht berechtigt bin, in irgendeinem anderen Namen als dem eigenen zu reden. Aber ich glaube, die in Deutschland herrschende Stimmung zu kennen, und da ich andererseits mit Macdonald in dem heissen Wunsch, den Frieden herbeigeführt und die Wiederkehr des Krieges dauernd verhindert zu sehen, übereinstimme, möchte ich darlegen, warum ich nicht glaube, dass auf dem von Macdonald vorgeschlagenen Wege irgend etwas zu erreichen ist.

Das Haupthindernis der Verständigung zwischen den Friedensfreunden in Deutschland und denen im Ausland scheint mir darin zu liegen, dass sich die letzteren leider niemals die Mühe gegeben haben, sich in die Seele des deutschen Volkes zu versetzen. Daher auch alle ihre Vorschläge notwendig fehlschlagen müssen. Macdonald verlangt, die demokratischen Parteien sollten auf ihre Regie-

rungen einen Druck ausüben, ihr Kriegsziel festzustellen und anzugeben, die Gewährung welcher Bedingungen sie befriedigen würde. Dieses Verlangen setzt voraus, dass die Deutschen Krieg führen, um irgend etwas, was sie nicht haben, zu erlangen. Es gibt aber nichts, um dessentwillen die Deutschen in den Krieg gezogen sind, ausser der Abwehr der gegen die freie Entfaltung des deutschen Volkes gerichteten Angriffe anderer Mächte. Es gibt kein Land, welches das deutsche Volk begehrt. Der einzige Wunsch, den es gehabt hat, war, seine Seemacht frei entfalten zu können, um eine Lebensbedingung, die freie Entwicklung seines Seehandels, gegenüber feindlichen Angriffen sicher zu stellen. Dadurch hat England seine unumschränkte Seeherrschaft gefährdet gesehen. Es hat nicht nur den Bau einer deutschen Flotte in jeder Weise zu verhindern gesucht, sondern bis zum heutigen Tag hartnäckig sogar die Anerkennung der Sicherheit des Privateigentums zur See verweigert. Deutschlands Wünsche sind also nur negativer Art gewesen, nämlich, dass eine Behinderung, wie sie seitens Englands stattgefunden hat, aufhöre. Von Russland oder Frankreich oder irgendeinem anderen Lande hat Deutschland gar nichts begehrt. Vielmehr sind es England und Russland, welche als die Urheber des Krieges anzusehen sind. Und insofern ist es auch nicht richtig, wenn Macdonald sagt, der jetzige Krieg sei gewissermassen nur die Fortsetzung desjenigen von 1870/71. Ohne England und Russland würde auch der Revanchegedanke Frankreichs nicht zum Krieg geführt haben. England und Russland haben ihn, der schon am Einschlafen war, aufs neue belebt; England, um in Frankreich den Bundesgenossen zur Niederwerfung Deutschlands zu gewinnen; Russland, um im Bunde mit Frankreich seine panslavistischen Ideale zu verwirklichen.

Das deutsche Volk ist in allen seinen Klassen und Parteien von dem Bewusstsein durchdrungen, dass es den Krieg nicht gewollt und die Waffen nur zur Abwehr der von seinen Feinden gegen es gerichteten Angriffe ergriffen hat. Es hat daher auch kein anderes Kriegsziel,

als der Wiederkehr solcher Angriffe vorzubeugen. Dabei gehen allerdings die Meinungen über das, was dazu nötig ist, weit auseinander. Ich will nicht auf die Auffassung derjenigen eingehen, welche diese Sicherung in einer absoluten Niederkämpfung der Gegner und darauf folgenden weitgehenden Annexionen, die sie dauernd kampfunfähig machen sollen, erblicken, so sehr auch der Abfall Italiens die Zahl derer gemindert hat, die auf die Einsicht des besiegten Feindes hoffen, dass der Friede mit Deutschland im eigenen Interesse seiner Feinde gelegen sei; denn Macdonald setzt ja sicher von denen, die solchen Meinungen huldigen, voraus, dass sie seinen Vorschlägen fremd bleiben. Ich will nur von den Millionen sprechen, die noch heute von einer Annexion als Siegespreis nichts wissen wollen; auch sie lehnen nicht ab, dass das siegreiche Deutschland sich solche strategische Punkte aneigne, deren Besitz es als unerlässlich ansieht, um der Wiederkehr eines Krieges wie des gegenwärtigen vorzubeugen, oder um ihn im Falle, dass er trotzdem ausbrechen sollte, siegreich bestehen zu können.

Damit stehen auch sie in Gegensatz zu dem, was sämtliche Friedensfreunde im Ausland für zulässig erachten; denn diese verneinen die Zulässigkeit der Annexion irgendwelches Gebietes gegen die Stimme seiner Bewohner. Aber abgesehen davon, dass es auf das deutsche Volk einen eigentümlichen Eindruck macht, dass keiner dieser Friedensfreunde Protest erhoben hat, als Italien die ihm von Österreich gebotenen Gebiete ablehnte, weil es ausser diesen auch die Deutschen hinauf bis zum Brenner und die Slaven in Istrien und Dalmatien *gegen* deren Willen sich unterwerfen will, ist es klar, dass, wo es sich um Gebiete handelt, welche Millionen der Angehörigen eines Volkes gegen mutwillige Angriffe eines anderen sicher stellen sollen, nicht auf die Stimmen von ein paar Hunderttausend Rücksicht genommen werden kann, welche, sei es zu dem einen, sei es zu dem anderen nationalen Reiche gehören wollen. So wird auch das deutsche Volk sich nie dazu verstehen, Elsass-Lothringen an Frankreich abzu-

treten. Man hat im Jahre 1871 das heutige Elsass-Lothringen nicht gern annektiert; aber seit Jahrhunderten ist dieses Gebiet das Einfallstor Frankreichs nach Deutschland gewesen; und nach den kolossalen Opfern, welche der letzte Versuch der Franzosen, durch dasselbe nach Deutschland durchzubrechen, dem deutschen Volke auferlegt hatte, konnten die Wünsche von wenig mehr als einer Million Elsässer und Lothringer gegenüber dem Bedürfnis von rund vierzig Millionen Deutscher, vor der Wiederkehr der so oft erlebten französischen Angriffe gesichert zu sein, nicht in Betracht kommen. Seitdem ist die Zahl der an dieser Sicherheit interessierten Deutschen auf nahezu siebzig Millionen gestiegen, die der Bewohner Elsass-Lothringens, die Franzosen zu sein wünschen, gesunken. Angenommen, die letzteren hätten noch immer die Mehrheit, sollte die Sicherheit von siebzig Millionen den Wünschen von ein paar Hunderttausend deutschfeindlichen Elsass-Lothringern preisgegeben werden? Die Frage aufwerfen heisst sie beantworten. Deutschland soll im künftigen Frieden sich keinerlei Landstriche aneignen, über die es, ohne im Interesse eigener Sicherheit dazu gezwungen zu sein, ohne Zustimmung der Bevölkerung bloss auf Grund von Gewalt herrschen würde. Aber es wird darauf bedacht sein müssen, alles zu annektieren, was zur Sicherung seiner Grenzen und Interessen gegen die Wiederkehr ähnlicher gegen es gerichteter Feindseligkeiten, wie der gegenwärtigen, nötig ist. Es ist neuerdings in Deutschland der Gedanke aufgetaucht, in diesem Falle die Bewohner des annektierten Gebietes, die nicht deutsch werden wollen, unter voller Entschädigung zu expropriieren, ähnlich wie 1871 die französische Ostbahn aus der Kriegskontribution der Franzosen entschädigt worden ist. Die Expropriierten würden sich dann mittels der ihnen gezahlten Entschädigungen in dem Lande ihrer Wahl niederlassen können. Vielleicht, dass der Gedanke eine Zukunft hat.

Da das deutsche Volk somit nur negative Wünsche hegt, ist es nicht an ihm, die Bedingungen des Friedens

zu nennen; es ist in der Lage, abzuwarten, bis seine Gegner ihm mit Friedensvorschlägen nahen, und einschliesslich der Sozialdemokraten, einige wenige Namen ausgenommen, lehnt heute jeder in Deutschland es ab, den Feinden Deutschlands mit Friedensvorschlägen zu nahen. Aber eines kann ich sagen: Wenn Ramsay Macdonald sagt: „Es ist ganz nutzlos, in Grossbritannien von Frieden oder Einstellung der Feindseligkeiten zu sprechen, solange nicht Deutschland erklärt, dass es bereit ist, Belgien zu räumen und etwas zu seiner Entschädigung zu tun", so ist es ebenso nutzlos, an Deutschland mit einem derartigen Ansinnen heranzutreten. Auch diejenigen, welche gegen jede Annexion eines belgischen Landesteiles sind, lehnen die Zumutung einer solchen Erklärung ab. Eine solche Zumutung vergisst, dass Belgien wie die in Deutschland veröffentlichten Dokumente dartun, mit England und Frankreich den Krieg gegen Deutschland bis ins einzelne verabredet hatte, dagegen die wiederholte Aufforderung Deutschlands, seinen Truppen den Durchzug zu gestatten, gegen volle Entschädigung aller ihm erwachsenden Kosten und Schäden, immer wieder abgelehnt hat. Hätte es sich so verhalten wie Luxemburg, so würde es ebenso wie dieses sich heute des vollen Kosten- und Schadenersatzes erfreuen, der diesem reichlich zuteil geworden ist. Statt dessen haben nicht nur die belgischen Truppen den Deutschen den Durchmarsch zu wehren gesucht, sondern es hat auch die belgische Zivilbevölkerung die deutschen Truppen allem Kriegsrecht entgegen heimtückisch angefallen. Naturgemäss haben sich die deutschen Truppen gegenüber solchen Überfällen zur Wehr gesetzt. Macdonalds Zumutung übersieht ferner, dass das deutsche Volk trotz einer Welt von Feinden den Kampf bisher siegreich bestanden hat, und dass es demgemäss in der Lage ist, so sehr es den Frieden wünscht, warten zu können, dass die von ihm bisher siegreich Abgewehrten ihn bei ihm nachsuchen. Macdonald übersieht endlich, dass es noch nie der Brauch gewesen ist und auch nicht vom Standpunkt

der Gerechtigkeit aus gefordert werden kann, dass der Sieger dem Besiegten den Schaden ersetze, den dieser selbst verschuldet hat.

Ich kann dementsprechend auf die Rede Macdonalds nur antworten: Er selbst hat erst kürzlich mit nicht genug anzuerkennendem Mut Sir Edward Grey vorgehalten, dass es niemals zum Kriege gekommen wäre, hätte nicht Grey die Frage des deutschen Botschafters, ob er unter der Bedingung, dass Deutschland die belgische Neutralität wahre, eine bestimmte Erklärung über die Neutralität Grossbritanniens abgeben könne, dem Parlament vorenthalten. Mit Recht hat er damit Grey für den Ausbruch des ganzen Krieges verantwortlich gemacht; denn hätte sich England nicht an diesem Kriege beteiligt, so würden weder Russland und noch weniger Frankreich es gewagt haben, ihn anzufangen. Mögen diejenigen, welche dem deutschen Volk den Krieg erklärt haben, nun auch mit Friedensvorschlägen beginnen! Es wird in Deutschland nicht an Friedensfreunden fehlen, die alle Vorschläge, welche die freie Entfaltung aller Völker, einschliesslich des deutschen, zu Wasser und zu Lande sicher zu stellen geeignet sind, auf das freudigste aufnehmen werden.

Ramsay Macdonald hat seine Rede mit dem Hinweis auf die Versenkung der „Lusitania“ geschlossen. Das furchtbar bittere Gefühl, welches sie erregt hat, bereitet zweifellos denjenigen, welche im Sinne einer friedlichen Näherung der Völker gearbeitet haben, neue Schwierigkeiten. Aber so beklagenswert das Schicksal der untergegangenen Passagiere ist, Macdonald weiss doch, bei wem die Ursache der Versenkung der „Lusitania“ zu suchen ist. Ich will dabei gar nicht die sattsam erörterte Tatsache in den Vordergrund rücken, dass die „Lusitania“ Munition, die zur Tötung von 50,000 Deutschen gereicht hätte, enthalten hat. Aber Macdonald weiss, dass Deutschland zusammen mit allen zivilisierten Staaten der Welt seit Dezennien den Schutz des Privateigentums zur See verlangt hat. Wie ich schon oben erwähnt habe, ist der Staat, an dessen Weigerung diese Forderung gescheitert

ist, Grossbritannien gewesen. Hätte es den Schutz des Privateigentums zur See anerkannt, so wäre die „Lusitania“ nie angegriffen worden; allerdings wäre dann auch der Aushungerungsplan gegenüber Deutschland, gegen den der ganze Unterseebootkrieg gerichtet ist, unmöglich gewesen. Falls England Frieden will, wird die erste Bedingung, zu der es sich verstehen muss, die Anerkennung der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See und damit der Freiheit der Meere sein. Und solange es an einer Exekutive fehlt, die auf der Beachtung der Satzungen des Völkerrechtes zu bestehen die Kraft hat, wird sich Grossbritannien auch darein finden müssen, wenn jede Macht zum Schutz ihres überseeischen Handels eine Flotte baut und zu deren Schutz befestigte Stützpunkte in den verschiedenen Erdteilen erwirbt. Denn ohne dies wird von einer freien Bewegung auf der Haupthandelsstrasse der Welt keine Rede sein.

II.

Baron **Ferdinand v. Wrangel***) sendet uns folgende Darstellung:

Mit grossem Interesse habe ich von Nr. 1 der „I. R.“ Kenntnis genommen, denn ich meine, dass eine Zeitschrift, in der Vertreter verschiedener Nationen sich über die brennenden Fragen der Gegenwart aussprechen können, einem dringenden Bedürfnis entspreche.

Solch ein Meinungsaustausch kann freilich nur dann nützen, falls Leser sowie Verfasser der Aufsätze ernstlich

*) Der Verfasser ist in ungewöhnlichem Masse berufen, eine neutrale Beantwortung der grossen internationalen Streitfragen zu suchen. Sohn eines russischen Marineministers, hat er selbst 40 Jahre lang im russischen Staatsdienste gestanden, u. a. auch das kaiserliche Lyceum geleitet, an welchem vorher der jetzige Minister Sasonow seine Ausbildung empfangen hatte. Baron Wrangel hat aber auch in Deutschland, England und Frankreich andauernd gelebt und ist durch Abstammung, Familienbeziehungen und eigene Sympathie mit allen diesen Nationen innig verbunden. Vgl. hierüber seine Broschüre: „Warum kämpfen sie?“ (Zürich, 1914, Orell Füssli).

bestrebt sind, den Standpunkt des Gegners zu verstehen. Eine solche freie Gesinnung kann man einstweilen nur von einzelnen erwarten, die sich der Suggestion ihrer Umgebung zu entziehen vermögen. Die so weit auseinanderliegenden Gesichtspunkte der Kriegführenden sind in offiziellen Publikationen niedergelegt und finden in der Tagespresse ihren Ausdruck. Seit den elf Monaten dieses Krieges haben weder die Regierungen noch die von der Zensur väterlich geleitete Presse ihren Standpunkt wesentlich gewechselt. Der Ton ist vielleicht milder, als bei den ersten Wutausbrüchen beim gestörten Friedensgenuss; aber wie im August 1914 so im Juli 1915 ist jeder überzeugt, für die gute Sache zu kämpfen; jeder beteuert, nur gezwungen zu den Waffen gegriffen zu haben und weist alle Schuld dem Gegner zu. Und es ist weder Heuchelei noch Irrsinn, wenn sie daran festhalten, sondern aufrichtige Überzeugung. Jede Regierung weiss nämlich von sich selbst, dass sie den Krieg nicht gewollt hat; da er aber doch über sie hereingebrochen ist, so muss — so schliessen sie — wohl der andere schuld sein.

Wenn also die für die Auswärtige Politik Verantwortlichen ihren Standpunkt nicht verändert haben, so gibt es doch Leute mit unabhängigem Urteil, die sich dessen bewusst geworden sind, dass der Fehler nicht an den Menschen lag, sondern am System.

Sie sagen sich etwa folgendes: Jeder Mensch bei gesunden Sinnen konnte vorhersagen, dass bei diesem Kriege jeder Beteiligte nur verlieren könne, dass also dieser Krieg nicht das Ergebnis weitblickender Berechnung, sondern grober politischer Fehler sein müsse; dass weder die Schlechtigkeit dieses Monarchen, noch jenes Ministers an diesem Zusammenbruch schuld sei, sondern die Methode, nach der bis jetzt internationale Angelegenheiten behandelt wurden. Wenn sie auch meinen, es sei zwecklos, jetzt nach dem Schuldigen zu fahnden, so sei es unabweisliche Pflicht, für andere Methoden zu sorgen, da die Zukunft der weissen Rasse auf dem Spiele steht.

Wenn schon in Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht die körperlich Kräftigsten getötet oder verstümmelt werden, so ist es vollends schlimm, in einem Lande wie Grossbritannien, wo die Besten zur Front gehen und die Schlechtesten zuhause bleiben. Solch ein System des „Überlebens der Untüchtigen“ darf nicht geduldet werden.

Da die Diplomatie total versagt hat, so schlagen manche vor, es solle die „öffentliche Meinung“ die Regelung der zwischenstaatlichen Beziehungen in die Hand nehmen. Das ist auch der Gedanke, den Ramsay Macdonald in seiner Rede, die in der „I. R.“ wiedergegeben ist, ausgedrückt hat, eine Ansicht, die von vielen geteilt wird. Was die öffentliche Meinung Englands unbedingt verlangen würde, sagt uns Macdonald in folgenden Worten: „Es ist ganz nutzlos, in Grossbritannien von Frieden oder Einstellung der Feindseligkeiten zu sprechen, solange nicht Deutschland erklärt, dass es bereit ist, Belgien zu räumen und etwas für dessen Entschädigung zu tun. Deutschland sollte auch ausdrücklich sagen, dass es geneigt ist, an einem internationalen Kongress teilzunehmen, durch welchen in vernunftgemässer Weise die Fragen der nationalen Abgrenzung usw. geregelt würden, welche durch den Krieg aufgeworfen worden sind.“

Es ist wohl zweifellos, dass die öffentliche Meinung in den meisten Ländern, ausser Deutschland, in der Beurteilung der belgischen Frage den gleichen Standpunkt einnimmt. Der Standpunkt der Deutschen ist bekannt: Sie leugnen nicht das internationale Recht in der Zwangslage der Notwehr gebrochen zu haben, behaupten aber, dass, wenn die deutschen Truppen nicht in Belgien eingerückt wären, es seitens französischer und englischer Heere geschehen wäre, ohne Hindernisse seitens der belgischen Regierung und mit Zustimmung der Bevölkerung. Es sind später Dokumente veröffentlicht worden, aus denen die deutsche Regierung den Beweis zu entnehmen glaubt, es hätten geheime diesbezügliche Abmachungen bestanden.

Meines Erachtens beweisen diese Dokumente nur, dass

die Eventualität eines deutschen Einfalles in Betracht gezogen wurde und dass dementsprechende Massregeln erwogen wurden. Mir scheint aber alles dafür zu sprechen, dass die deutsche Regierung an solchen Treubruch Belgiens glaubte, und dass daraufhin der Plan des Generalstabs begründet wurde, um dem verhängnisvollen Durchbruch des Feindes in die unbeschützten kohlen- und eisenhaltigen nordwestlichen Provinzen vorzugreifen. Ob dieser deutsche Argwohn begründet war oder nicht, werden vielleicht künftige Geschichtschreiber entscheiden können. Die meisten Deutschen glauben fest daran, und deshalb halten sie das Schicksal Belgiens für selbstverschuldet.

Ich behaupte nicht, dass sie recht haben; ich bemühe mich nur, ihre Auffassung klar zu stellen. Es ist zwecklos, über friedliche Verständigung unter den Völkern zu reden, wenn man sich nicht bemüht, in die Anschauungsweise des Gegners einzudringen, ihre bedingte Berechtigung anzuerkennen. Sonst redet man aneinander vorbei. Die Deutschen erinnern auch zur eigenen Rechtfertigung daran, dass der Bruch des Völkerrechts kein unerhörtes, nie begangenes Verbrechen sei, sondern dass, ohne in vorige Jahrhunderte zurückzugreifen, die Einverleibung Ägyptens nebst Suezkanal, die Vergewaltigung der Burenrepubliken usw. noch in aller Gedächtnis seien, und dass dabei wohl die Erweiterung der Machtstellung Grossbritanniens auf dem Spiel stand, nicht aber dessen Bestand als Grossmacht, wie es Deutschland bevorstand im Fall einer Niederlage in diesem Kriege.

Persönlich glaube ich, dass die Vergewaltigung Belgiens für Deutschland kein Gewinn war, denn der strategische Vorteil wird, denke ich, nicht aufgewogen durch den Nachteil in der Stellung Deutschlands der Mitwelt gegenüber. Man mag in Deutschland darüber lächeln, diese Werte sind nicht zu unterschätzen. So halte ich auch den „Lusitania-Fall“ für einen Fehler, trotzdem ich ihn vom juridischen Standpunkt für berechtigt halte, falls das Schiff tatsächlich Munition mit sich führte.

Dann hat die deutsche Admiralität vielleicht einen

politischen Missgriff begangen, die britische aber sicherlich schweres Unrecht, indem sie die gesetzwidrige Aufnahme von Passagieren gestattete und das Schiff nicht einmal beschützte durch irgendwelche Vorsichtsmassregeln, die bei der vorherigen Warnung leicht zu nehmen waren.

Mir scheint übrigens die öffentliche Meinung, bei dem jetzt herrschenden Gemütszustand, überhaupt wenig geeignet, internationale Streitigkeiten zu schlichten.

Die Ansichten der Menschen gehen weit auseinander selbst über Fragen, die ihnen nahe liegen und die sie übersehen können, wie viel mehr ist das der Fall bei den verwickelteren zwischenstaatlichen Verhältnissen.

Woran liegt es, dass die inneren Kämpfe in einem Kulturstaat nicht mit der Waffe in der Hand ausgefochten werden, sondern auf anderen, friedlichen Wegen? Doch nicht daran, dass die Mitbürger einander so lieb haben, oder dass die auf dem Spiel stehenden Interessen ihnen weniger am Herzen liegen? Im Gegenteil, unter Mitbürgern herrscht in Friedenszeiten ein reichlich Mass von aufrichtigem Hass, nicht einem künstlich erzeugten, wie der von Volk zu Volk im Krieg entsprungene Hass. Und wieviel näher liegt jedem Briten die Frage nach einer rechten Lösung der irischen Selbstverwaltung, als die Neutralität Belgiens, oder den französischen Katholiken die Frage der Kirchengüter und Kongregationen, als die Wahrung des russischen Einflusses auf dem Balkan, für den sie jetzt bluten müssen. Der ganze Unterschied liegt daran, dass in innerpolitischen Konflikten die Staatsgewalt einen blutigen Zusammenstoss unter Mitbürgern *verbietet* und durch ihre überlegene Macht *verhindert*.

Die Menschen fühlen es instinktiv, auf Grund der Erfahrung ihrer Vorfahren (wenn sie nicht selbst eine Revolution erlebt haben), dass selbst eine schlechte Regierung besser ist als keine Regierung, als *Anarchie*. Deshalb fügen sie sich willig einer mächtigen Regierung, die da bestimmt (durch ihre Gesetze), was im Lande für recht, was für unrecht zu gelten habe, und welche darüber wacht, dass diese Gesetze nicht übertreten werden. Im

zwischenstaatlichen Verkehr herrscht keine solche Gewalt, welche bestimmt, was recht, was unrecht sein soll, und welche über solches Recht wacht, deshalb herrscht im internationalen Verkehr Willkür, Anarchie, Rechtlosigkeit. Dieser Zustand kann nur auf dem gleichen Wege beseitigt werden, wie im innerstaatlichen Leben eines Rechtsstaates: durch Errichtung einer internationalen Gewalt.

Alle anderen Mittel, wie Entwaffnung, Schiedsgericht usw. sind wirkungslos.

Es wäre unmöglich, in dem Rahmen dieses Aufsatzes darzulegen, wie eine solche internationale Gewalt beschaffen sein müsste, wie sie ins Leben gerufen werden könnte. Das versuche ich, in möglichster Kürze, in einer Schrift auszuführen, die im Verlag Orell Füssli, Zürich, erscheint: „Zwischenstaatliche Verfassung". Die darin ausgeführten Gedanken gründen sich auf das Werk des italienischen Denkers Umano,*) welches in französischer Übersetzung erschienen ist, mit einem Vorwort von Pichot, dem Präsidenten des internationalen Friedensbureaus, worin letzterer erklärt, er habe erst im Werke Umanos die richtige Lösung des Problems gefunden, dem er sein Leben geweiht. Den gleichen Eindruck hatte auch ich bei Kenntnisnahme des Umanoschen Werkes. Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, will ich nur drei der leitenden Prinzipien erwähnen, die der gedachten internationalen Verfassung zugrunde liegen sollen:

1. Die internationale Gewalt hat nicht die Befugnis, sich in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten zu mischen.
2. Der Einfluss, welcher im internationalen Parlament jedem Staat zugestanden wird (durch die Zahl der Stimmen), soll in direktem Verhältnis zur effektiven Kriegsmacht des Staates stehen.
3. Das Privateigentum zur See ist unbedingt frei.

Es ist einleuchtend, dass ein solches Gesetz im Interesse aller Staaten wäre, der seefahrenden wie der

*) Essai de Constitution internationale.

binnenländlichen. Selbst Grossbritannien, welches sich stets gegen die absolute Sicherheit des Privateigentums zur See gesträubt hat, hätte grossen Vorteil durch ein solches allgemeingültiges Gesetz, denn sein Welthandel wäre wirksamer geschützt, als es jetzt der Fall ist, ohne die schier unerträgliche Last einer Flotte, die stärker sein muss, als jede mögliche Kombination feindlicher Flotten.

Damit würde das Bauen von Kriegsschiffen von selbst aufhören, denn der einzige Zweck einer Kriegsflotte ist der Schutz der eignen Handelsflotte und die Bedrohung der gegnerischen.

Dieser Kampf um die unbedingte Beherrschung der Meere, d. h. des grösstes Teiles unseres Planeten, liegt m. E. diesem Kriege zugrunde wie manchem anderen Kriege.

Wenn Grossbritannien die Freiheit des Seehandels anerkennen würde, wäre es nicht schwer, zu einem Friedensschluss zu kommen, und Deutschland würde gewiss seine Ansprüche auf Belgien aufgeben. Nur befürchte ich, dass die Vorstellung: Britannien müsse *immer* Alleinherrscherin der Meere sein, durch lange Gewohnheit in den Augen ihrer Söhne zu einer Art Naturgesetz geworden ist, während es doch nur ein Ergebnis der Geschichte ist. Und Geschichte bedeutet Wandel!

III.

Priv.-Doz. Dr. **Clemens Thaer** (Greifswalde) kennzeichnet seinen Standpunkt in folgender Weise:

Eine Zeitschrift, die dem kritiklosen Glauben an die Greuel der anderen Völker entgegentritt, wird nicht nur der herzlich begrüssen, der im Frieden die einzige berechtigte Form gegenseitigen Verhaltens der Völker sieht, sondern auch der, der glaubt, dass es Kriege gibt, die sich nicht vermeiden lassen. So möchte ich, damit man uns nicht für schlechter halte als wir sind, an dieser Stelle darlegen, warum Deutschland die billig scheinenden Bedingungen des Herrn Macdonald nicht annehmen kann.

England hat ein sehr grosses Interesse daran, dass ein möglicher Gegner sich nicht in nächster Nähe von Kanal und Themsemündung festsetzt. Es scheint ferner nicht nur ein belgisches, sondern ein allgemeines Interesse der Menschheit, dass Belgien für den erlittenen Schaden Ersatz erhält, und es liegt am nächsten, diesen von Deutschland zu fordern. Ich würde als Engländer sicher wie Herr Macdonald sprechen und, bis man mich widerlegte, als Neutraler vermutlich ähnlich. Ausserdem spricht aber Herr Macdonald von einer Lösung der Fragen der nationalen Abgrenzung. Diese Fragen berühren englische Interessen so wenig, wie uns die Verhältnisse in Irland angehen; also spricht der Redner hier als Kosmopolit. Ich glaube aber kaum, dass er der Menschheit einen Dienst erweist, wenn er durch Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Staaten den Frieden erschwert; die Gelegenheit, die Welt zu verbessern, ist nicht günstig gewählt. Dabei möchte ich betonen, dass ich persönlich diese Fragen an sich nicht abweise, vielmehr glaube, dass an der einen Grenze, wo wir mit dauerndem Frieden rechnen können, ein Verzicht sogar in unserem eigenen Interesse läge; aber wer den Frieden will, soll seine Forderungen auf das Notwendige beschränken!

Die Belgien betreffende Forderung dagegen scheint billig. Wenn ich sage, Deutschland muss sie ablehnen, so klingt das wie eine Weigerung, gestohlenes Gut herauszugeben. Was geschehen wird, lässt sich auf diesen Blättern nicht entscheiden. Ich will nur zeigen, dass wir im guten Glauben, nicht nur im eigenen Interesse, auch im allgemeinen zu handeln, unser Ziel verfolgen. Dazu möge man mir zugeben, dass Russland der Angreifer in diesem Kriege war. Ich glaube dies streng beweisen zu können; aber selbst wenn ich mich darin irrte, könnte ich mich darauf berufen, dass Putativnotwehr moralisch das gleiche Recht begründet wie echte Notwehr. Den Glauben, dass wir angegriffen seien, kann uns keiner bestreiten, der versteht, warum unser Volk so einig handelt.

Überfällt mich ein Räuber, so liegt es im allgemeinen

Interesse, dass er mein Geld nicht bekommt; ich bin verpflichtet, mich zu wehren, wenn ich kann; ich handle recht, wenn ich dabei auch Fensterscheiben einschlage, die zu schonen ich ausdrücklich versprochen habe. Der Eigentümer wird sich beleidigt fühlen und Ersatz fordern. Wenn ihn der Zorn nun so blind macht, dass er mit keinem Schadensersatz sich ehrlich zufriedengibt, an mir Rache nehmen will, so handle ich im allgemeinen Interesse, wenn ich ihn daran hindere; es ist mein Recht und meine Pflicht, ihn unschädlich zu machen, selbst wenn ich ihm dabei noch weher tue als vorher.

Die Belgier hassen uns, wir haben ihnen Anlass gegeben. Auch wenn wir alles ersetzten, was wir — durch fremde Schuld — ihnen angetan, auf Generationen werden sie uns weiter hassen. Sie würden — und es liegt mir fern, ihnen das zu verdenken — gegen uns rüsten; und beim nächsten Kriege, der wohl auch einmal kommt, hätten wir — dagegen sichert kein Vertrag — den erbittertsten Feind an der ungeschützten empfindlichsten Stelle unseres Körpers. Wirtschaftliche Werte lassen sich tauschen; es wäre denkbar, wenn auch kaum durchführbar, das Land, das den Krieg verursacht hat, allen materiellen Schaden, den wir erlitten und zugefügt haben, ersetzen zu lassen; die Gefahr unserer Stellung verbietet uns, dieses Ziel ins Auge zu fassen. Trotz allen Mitgefühls für Belgien muss ein neutrales Gericht die Restitutionsklage abweisen. England hat ein Lebensinteresse, also ein Recht, wie Deutschland; so muss die Sache zwischen diesen ausgetragen werden mit scharfen Waffen — aber ohne Not soll man sie nicht vergiften!

□□□

Der Krieg und die soziale Frage.*)

von Prof. CHARLES GIDE, Paris.
Deutsch von Clara Sokolowsky.

Zum Gegenstand meiner diesjährigen Vorlesungen hatte ich die Umwandlung und Zukunft des Lohnverhältnisses gewählt, da ich dieses Thema für aktuell hielt. Aber wer denkt noch an die Zukunft des Lohnverhältnisses? Allein die Zukunft unseres Landes bewegt jetzt die Herzen aller. Wer beschäftigt sich mit der sozialen Frage? Es gibt keine mehr.

Es gibt nicht einmal mehr einen internationalen Sozialismus; sein Zerschellen war die erste und eine der grössten Überraschungen des Krieges. Wie oft hatte man in den zahllosen, seit vierzig Jahren dem Zukunftskriege gewidmeten Studien diesen Faktor in Betracht gezogen! Wie oft hatte man sich gefragt, ob er nicht die Kraft hätte, den Krieg zu verhindern, oder, wenn schon der Krieg einmal erklärt wäre, die Mobilisierung durch einen Generalstreik zu hemmen, eine Eventualität, die besonders für Frankreich bedrohlich erschien! Wie oft hatte man gesagt, dass es für die Arbeiterklasse keinen Völkerkrieg mehr gäbe, sondern nur den Klassenkampf! Wie oft haben wir den Ruf des berühmten Manifetes von Marx und Engels hören müssen: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Eine einzige Fahne für alle, die rote Fahne, ein einziges Lied für alle, die Internationale Hymne.“ — Und nun haben sich sofort nach Bekanntmachung der Mobilisierung die Sozialisten aller Länder ohne Zögern und Zagen, ohne irgendwelche Spaltungen beim Klange ihrer Nationalhymne um die Fahne ihres Landes geschart. Nicht nur die deutschen Sozialdemokraten sind gegangen, — das

*) Der obige Artikel ist die Wiedergabe der Vorlesung, mit welcher Gide am 11. November 1914 sein Kolleg über vergleichende Volkswirtschaftslehre eröffnet hat. Der Vortrag ist in Frankreich bereits abgedruckt worden, wird aber sicherlich auch ausserhalb Frankreichs in weiten Kreisen Interesse erregen. Unserer Zeitschrift ist er als Muster einer von warmherzigem Patriotismus getragenen und doch für kein anderes Volk verletzenden Darstellung besonders willkommen.

erwartete man ja wohl! — sondern alle französischen Sozialisten, die Syndikalisten, Anarchisten und Antimilitaristen haben durch den Sekretär der „Confédération Générale du Travail“, Jouaux, erklären lassen, dass sie bereit seien, gegen den Feind zu marschieren. Viele von ihnen sind schon gefallen, und die sozialistischen Zeitungen, die ihre Namen veröffentlichen, sind stolz auf diese Ehrenlisten, die täglich länger werden. Die „Guerre Sociale“ hat wohl ihren Titel und ihren Direktor , Hervé, beibehalten, aber sie bläst heute ebenso in die Posaune wie die nationalistischen Zeitungen, und die hitzigsten Patrioten finden in ihr oft eine unerwartete Stärkung. — Was bedeutet das anderes, als dass man sich total getäuscht hatte in dem Glauben, die sozialen Fragen hätten die nationalen in den Hintergrund gedrängt, und der Klassenkampf würde den Kampf der Völker um Macht und Unabhängigkeit überwinden und verhindern ? Wie sehr täuschte sich das Volk in dem Glauben, es hasse den Bourgeois mehr als den Fremden! Es brauchte nur der Kanonendonner zu erschallen, und der alte kriegerische Instinkt der menschlichen Seele erwachte und entfachte die Funken des Rassenhasses zur Flamme. Im Widerspruch mit allen Erklärungen der internationalen sozialistischen Kongresse haben die Arbeiter vergessen, dass sie Proletarier sind, um sich nur als Deutsche oder Franzosen zu fühlen. — Und so ist denn die Lehre von der „materialistischen Geschichtsauffassung“ bankerott geworden, denn man hat einsehen müssen, dass den Leidenschaften unvergleichlich mehr Macht innewohnt, die Menschen in Aufruhr zu bringen, als den blossen Interessen.

Allerdings könnte man, ohne paradox zu sein, sagen, dass, wenn alle sozialen Forderungen verstummt sind, dies dem Umstande zuzuschreiben sei, dass der Kriegszustand ihnen augenblicklich jede Befriedigung gewährt habe, und zwar in einem Ausmasse und einer Qualität, wie es keiner sozialen Revolution je gelungen wäre. Betrachten Sie von diesem Standpunkte aus das Schauspiel, das sich heute vor unseren Augen entrollt.

Die Gleichheit regiert wie nie zuvor. Reiche und Arme, Söhne von Fürsten oder Bauern stecken in derselben Uniform, teilen die Gemeinschaft desselben Schützengrabens, derselben Nahrung und ach, wie oft, auch die anonyme Brüderlichkeit desselben Grabes! Wohl haben manche Gold in ihrem Tornister, während andere keines haben, aber dieses Gold nützt ihnen nichts, denn dort, wo sie sich befinden, gibt es nichts zu kaufen. Wohl bekommen die einen von ihrer Familie mehr Postpakete als die anderen, aber es bekommen doch alle welche, denn jeden Tag werden Tausende von Paketen an die Front geschickt, von Unbekannten an Unbekannte, ohne namentliche Bestimmung, und verteilt werden sie nach der alten kommunistischen Formel: Jedem nach Bedarf. Gewiss gibt es eine Hierarchie unter ihnen, die des militärischen Ranges, aber sie entspricht, wenigstens in unserem Heer, durchaus nicht der sozialen Hierarchie, ja, sie stellt sie oft auf den Kopf. In einer Lyoner Zeitung habe ich folgende amüsante Aufzählung der Soldaten gefunden, aus denen sich die Garnison eines Alpenforts zusammensetzt:

„Ein Arzt, ein Bankier, ein Kapellmeister, ein Graf M. . . ., ein Professor der Philosophie an einer Pariser Mittelschule, ein Kaufmann aus der Passementeriebranche, ein Fahrradfabrikant, ein Professor an der „Martinière", ein Trödler, ein Bildhauer, ein Portier, ein Seidenwarenhändler. Der Höchste im Rang ist der Portier, er ist Wachtmeister; der Philosophieprofessor ist nur Korporal und die anderen rangieren im entsprechenden Verhältnis. Alle, ohne Unterschied von Rang und Stellung, essen von der Menage und nehmen ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich ein."

Aber nicht nur für die Millionen Mobilisierter herrscht das System der Gleichheit und des Kommunismus, — man könnte darin bloss die Erweiterung eines Zustandes sehen, der sogar in Friedenszeiten dem Militärdienst eigen ist, — nein, ein Gleiches gilt für die Zivilbevölkerung. Wir sind alle, Reiche oder Arme, in den ersten Kriegswochen gleicherweise in langen Reihen vor den Türen der

Kommissariate gestanden, um Geleitbriefe zu holen oder an den Toren der Bahnhöfe, um Fahrkarten zu erhalten; und gleich sind wir noch heute in der grausamen und oft vergeblichen Erwartung der Nachrichten von unseren Söhnen, gleich im Bangen, gleich in der Trauer, namentlich gleich in den Aufregungen über Erfolge und Misserfolge. Und in den Spitälern verbinden Frauen aus dem Volke ebenso wie Weltdamen in der gleichen Tracht der Roten Kreuz-Schwestern die Wunden und waschen wie zu evangelischen Zeiten den Verwundeten die Füsse. Die vom Krieg in Europa überraschten amerikanischen Milliardäre standen ohne Geld da und konnten weder ihre Checks einkassieren, noch ihre Hotelrechnungen zahlen, ja, einer von ihnen lieh sich ganz verschämt beim Hotelportier in Vichy 10 Fr. für eine Kollekte aus (sobald er zurückgekehrt war, sandte er 500,000 Fr.). Noch bis heute nehmen die Hausbesitzer keinen Mietzins, die Kapitalisten keine Dividenden ein. Den meisten wurden die Pferde und Autos requiriert: sie gehen zu Fuss oder fahren im Métro. Und in einigen kriegführenden Ländern ist es verboten, Gold zu besitzen.*) Und da spreche ich nur von den durch das Schicksal Begünstigten! Was soll man aber erst von den Flüchtlingen sagen, die ganz Frankreich überfluten, in deren Mitte sich Familien befinden, die noch gestern von ihren Renten lebten und heute bei Wohltätigkeitsvereinen um ein Obdach betteln! Und von jenen, die in den vom Kriege heimgesuchten Gebieten geblieben sind? Ein englischer Korrespondent der Bevölkerung Antwerpens schildert die Lage folgendermassen: „Der Reiche kann keine

*) Die Mitglieder des Klerus wurden beauftragt, ihre Pfarrkinder aufzufordern, ihr Gold gegen Banknoten herzugeben — denn das Gold gehört dem „Kaiser"; — das ist wohl eine Reminiscenz an den Heiland, der, als man ihm den Zinsgroschen brachte, sagte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." Die „Rheinische Zeitung" berichtet, dass ein heimreisender holländischer Bankier an der Grenze angehalten und zu einer Woche Gefängnis verurteilt wurde, weil er 710 Mark in Gold bei sich trug. Aus Rotterdam kündigt man an, dass jeder nach Deutschland fahrende Reisende das Gold, je selbst das Silber, das er bei sich hat, abgeben muss und dafür Papiergeld erhält.

grössere Portion Nahrung bekommen als der Arme: es herrscht die Gleichheit in der Hungersnot."

Andererseits wurden allen Schuldnern die Schulden, wenn schon nicht aufgehoben, so doch wenigstens „sine die" aufgeschoben. Millionen von Menschen, ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung Europas, alle Familien der Mobilisierten und die meisten der Flüchtlingsfamilien werden vom Staat oder durch Privathilfe erhalten. Die zum Leben nötigen Nahrungsmittel werden für sie teils requiriert, teils wenigstens mit Maximalpreisen belegt. Besonders Deutschland hat schon Maximalpreise für Brotfrüchte, Kartoffeln, Fleisch und Metalle erlassen und bald folgen wohl solche für alle Produkte. Und bald wird vielleicht der Bestimmung der Preise und Rationen aller Produkte die Monopolisierung des Getreidehandels durch den Staat folgen — jedenfalls haben es einige deutsche Zeitungen schon verlangt.*) Sind das nicht alle Merkmale einers schon beim Kollektivismus angelangten Gesellschaft? Und was könnte die „Grosse Abrechnung", selbst wenn ihr Erfolg beschieden wäre, uns noch mehr geben? — Und noch ist der liberale Nationalökonom, der dieses wundersame Schauspiel betrachtet, nicht am Ende aller Überraschungen. Jene, die wir soeben erwähnten, flössen ihm Schrecken ein, es gibt aber andere, die ihn erfreuen. Er sieht, wie die dem Schutzzollsystem am meisten ergebenen Länder ihre Politik total auf den Kopf stellen und aller Einfuhr Tür und Tor öffnen, indem sie die Zölle aufheben und andererseits die Ausfuhr sperren! Er sieht, wie in Frankreich dem Gesetze nach wenigstens, wenn schon nicht in Wirklichkeit, der Verkauf von Absinth, ja sogar von Alkohol unterdrückt wird, und ebenso, wie die russische Regierung mit einer wahren Heldentat den staatlichen Alkoholverkauf verbietet und dadurch an zwei Milliarden Einkünfte zu einer Zeit opfert, wo die Ausgaben ins Unermessliche wachsen! Er sieht einen so vollkommenen

*) Dies ist seither geschehen. In der Schweiz hat sich die Regierung durch einen Erlass vom 12. Januar sogar das Monopol der Einfuhr und des Wiederverkaufs der Brotfrüchte vorbehalten.

Umsturz in der Rangordnung der Werte, dass der kostbarste von allen, nämlich das Leben, so billig ist wie Brunnenwasser, und die Tapferkeit, der militärische „Wert“ des Menschen, gerade an der heldenhaften Verschwendung gemessen wird, mit der man dieses höchste Gut als wertlos hinwirft. Wenn man diesem Bilde noch einige Züge hinzufügt, die allerdings weniger wirtschaftlicher als sittlicher Natur sind, immerhin aber dazu beitragen, Frankreich und namentlich Paris eine wirklich neue Physiognomie zu verleihen, — wie das Verschwinden der pornographischen Zeitungen und Plakate von der Strasse und der automatischen Musikinstrumente aus den Bars, die Schliessung der Café-Konzerte, der Boxeretablissements, der Five o'clocks, das Aufhören der „Heldentaten“ der Apachen und ihrer Verherrlichung in den Zeitungen, und die ergreifende Stille jener langen Abende, an denen Paris im Schweigen und Halbdunkel einer Provinzstadt einschläft —, dann wird man fühlen, dass sich seit dem Kriege in Frankreich wirklich etwas Neues vollzogen hat.

Und nachher? Denn wie lange auch dieser Riesenkampf dauern mag, in den zwanzig Millionen Kämpfer verwickelt sind, schliesslich wird er sich doch erschöpfen. Und es wird ein Tag kommen — wünschen wir, dass er nahe sei, ohne jedoch zu sehr darauf zu rechnen! — über diese von sovielen Geschossen aufgewühlten und mit so vielen Leichen gedüngten Gefilde, unter denen die Blüte der menschlichen Zivilisation ruht, — ein Tag wird kommen, wo die Ernte üppiger reifen wird, wo die zerstörten Städte aus ihrer Asche neu erstehen und die Fabriken wieder ihre Feuer entfachen werden; und sollte sich dann die Volkswirtschaft damit zufrieden geben, ihren gewohnten Gang wieder aufzunehmen, wie die Spinnerin, die den abgerissenen Faden wieder anknüpft?

Ich glaube es nicht. Die Rotationsachse der Welt wird doch durch die ungeheure Erschütterung, die sie erlitten haben wird, ein wenig aus der Richtung gebracht worden sein. Die Menschen aus der Epoche n a c h dem Krieg werden nicht ganz dieselben sein, wie jene aus der Zeit

vor demselben. Die wiedererbauten Städte werden nicht mehr dieselben sein; schon entwerfen die Gartenstadtgesellschaften die Pläne, um Städte wie Löwen, Termonde, Ypern, Arras, Senlis neu zu errichten, so dass ihre Ruinen ihnen zur Zierde werden sollen. Und nur die ideelle Stadt, mit der wir uns in diesen Vorlesungen zu beschäftigen haben, die menschliche Gesellschaft sollte so wie sie war, wieder aufgebaut werden, mit demselben Jammer und Elend? Ich kann es nicht glauben. Es wird eine verjüngte soziale Ordnung entstehen.

Inwieferne? Insoferne, denke ich, als sie einige ihrer Prinzipien gerade jener aus dem Kriegszustand hervorgegangenen Wirtschaft entnehmen wird, deren eigentümliche Merkmale ich eben kennzeichnete. Gewiss wünschen wir uns nicht, alle Züge darin wiederzufinden, die ich aufzählte, also weder die Preisbestimmung der Waren, noch die staatliche Einziehung des Goldes oder des Privateigentums, und, was noch unerträglicher ist, die Überwachung der Korrespondenz durch das schwarze Kabinett und der Pressfreiheit durch die Zensur, sowie das Verbot der Ausfuhr oder das Moratorium für die Schuldner und gar für die Banken. Wenn aber das Verbot des Alkoholverkaufs, die Einschränkung der Luxusausgaben für die Einzelnen, sowie der militärischen Ausgaben für die Staaten, wenn das, was ich vorhin eine gewisse Umkehrung in der Rangordnung der Werte genannt habe, die Macht des Geldes herabdrücken würde, um den Wert des Menschen und der zum Leben notwendigen Dinge steigen zu lassen, wenn ein wenig von all dem nach dem Kriege fortbestehen könnte, dann wäre die Bilanz dieser fürchterlichen Ereignisse sogar vom wirtschaftlichen und sittlichen Standpunkte aus nicht so unglückselig, wie man sie erwartet hätte. Die vermutlichen Folgen vom Standpunkt der inneren und äusseren Politik, des Nationalitätenprinzips, des Internationalismus, Pazifismus, Völkerrechts u. a. m. lasse ich ganz beiseite, sie gehören nicht zu unserem Thema. Aber einer näheren Betrachtung möchte ich das unterziehen, was wir vom Kriege in bezug auf die soziale Frage

und im besonderen auf jenes Problem zu erwarten haben, dem diese Vorlesungen gewidmet sind : dem Klassenkampf und der Emanzipation der Arbeiterklasse. Ich glaube, man kann folgendes Resultat erwarten, so paradox es im ersten Augenblick auch erscheinen mag : einen Fort schritt im Sinne des sozialen Friedens infolge des dem Arbeiter zuerkannten höheren Wertes und eines geringeren Widerstandes von seiten der besitzenden Klassen.

Ich weiss wohl, dass die Nationalökonomen nicht zuzugeben geneigt sind, dass die Wirtschaft des Friedens irgend etwas Gutes von der Wirtschaft des Krieges zu erwarten habe. Damit ist noch nicht gesagt, dass sie die beiden nicht insofern als Schwestern betrachten, als beide angeblich einzig und allein den Gewinn zur Triebfeder haben :*) nur würde ihn die erste im Austausch und die zweite in der Plünderung suchen. Und der Krieg wäre verurteilt, in kürzester Zeit zu verschwinden, weil die Völker bald begreifen würden, dass er als Unternehmen ein schlechtes Geschäft bedeutet : er rentiert sich nicht. — Uns erscheint der Gegensatz zwischen der Wirtschaft des Krieges und der des Friedens in ganz anderem Lichte. Wir bestreiten nicht, dass der Krieg, wenn man so will, „eine Unternehmung" ist, in der Arbeit und Kapital zusammenwirken, — es ist sogar merkwürdig, wie oft das Wort „Arbeit" in der Sprache des französischen und englischen Soldaten vorkommt: „Unser 75. Korps hat gute Arbeit verrichtet" —, nur ist gerade das Charakteristische dieser Arbeit, dass sie keinen Gewinn zum Ziele hat, ich meine den persönlichen Gewinn! Die Wirtschaft des Krieges unterscheidet sich dadurch von der industriellen Wirtschaft, dass die Triebfeder dieser letzteren das Inter-

---

*) „Wie alle anderen Zweige menschlicher Tätigkeit, hat der Krieg zur Triebfeder den Gewinn." Molinari, Entwurf der Zukunftsgesellschaft, S. 16: „Die Eroberungen unterscheiden sich in keiner Weise von jeder anderen Unternehmung. Sie werden, wie die industriellen und kommerziellen Unternehmungen, durch die Zusammenarbeit von Kapital und Arbeit durchgeführt und haben zum Ziel einen Gewinn." Molinari, Grösse und Verfall des Krieges, S. 29. Siehe auch Herbert Spencer und Yves Guyot.

esse, die Triebfeder der ersteren jedoch das Opfer in allen seinen Formen ist — Aufopferung seines Willens, seiner Bequemlichkeit, seiner Güter, seines Lebens. Wenn es einen Gewinn gibt, so gehört er dem Staate —, ich sehe natürlich von jenem persönlichen Gewinn ab, der Plünderung heisst und trotz des beschämenden Wiederauflebens in dem gegenwärtigen Kriege nichts mit dem Kriege zu tun hat, sondern Raub ist und nichts anderes! Die eigentliche Kriegsarbeit bringt nicht nur keinen pekuniären Gewinn, sondern sie erscheint uns im gegenwärtigen Kriege auch jener ideellen Belohnung beraubt, auf die sie allem Anschein nach wohl Anspruch erheben könnte: des Ruhms, — eines Lohnes, den dem Krieger zu entziehen man nie für möglich gehalten hätte!

Wir haben gesehen, wie durch eine Zensur, die ich mir gestatte, als übertrieben zu bezeichnen, alle Namen in den Communiqués und offiziellen Berichten gestrichen wurden, und wenn sie in den Tagesbefehlen eingeschrieben sind, so geschieht das erst nach langer Zeit und meist nur für die Toten. Kurzum, der Krieg ist die einzige Form eines Unternehmens — wenn überhaupt von Unternehmen die Rede sein kann —, bei dem sich das Wort des Apostels erfüllt: Niemand lebt für sich.

Gerade dieses Merkmal verleiht der Zeit, die wir erleben, die eigentümliche, halb sozialistische oder wenigstens ausgesprochen solidaristische Physiognomie, die ich eben aufzuzeigen versuchte, und die von der Armee auf die Zivilbevölkerung übergegangen ist: Jeder für alle. Und wir hoffen, dass dieser neue Geist zum Teil wenigstens auf die Seele der aus dem Kriege künftighin entstehenden Gesellschaft übergehen wird. Jene, die dieses kollektive Leben gelebt haben, werden nicht ganz zu dem engherzigen, auf der Devise: „Jeder für sich“ aufgebauten Leben zurückkehren können.

Gewiss wird die Produktionstätigkeit, welche die industrielle Wirtschaft charakterisiert, nicht dieselben Tugenden annehmen können, wie das Zerstörungswerk, das des Krieges eigentlichstes Wesen ist: es wäre lächerlich, auf den

Geist der Opferfreudigkeit zu rechnen, um Reichtum zu schaffen; es ist etwas anderes, angesichts des Feindes Schützengräben anzulegen, als friedlich die Furchen in Brachland zu ziehen. Ein im Dienste des Staates stehender Offizier, der seinem Vaterlande die 75 mm-Kanone oder die Rimailho-Kanone gegeben hat, kann sich für befriedigt halten, wenn er seine Laufbahn mit fünf Tressen oder einem Orden beschliesst; wenn er aber im Dienste eines grossen Bergwerkes stünde, würde er gewiss anspruchsvoller sein, und das mit gutem Recht. Wenn wir auch dem persönlichen Interesse seine Berechtigung zusprechen, so gehören wir nichtsdestoweniger zu jenen, die an die Möglichkeit eines wirtschaftlichen Zustandes glauben, in dem die Gewinnsucht nicht die einzige Triebfeder menschlicher Tätigkeit wäre, und wo die gegenseitige Hilfe ausgiebiger wirken könnte als in der jetzigen Gesellschaft. Dies ist das Programm der Genossenschaftstheoretiker (Ecole coopérative), und es muss hervorgehoben werden, dass die Devise der Genossenschaften eben jene ist, durch die ich vorhin die Gesellschaft der Kriegszeiten charakterisierte: nämlich nicht „Jeder für sich", sondern „Jeder für alle". Vielleicht werden jene, denen sie im Felde durch die eiserne Notwendigkeit gelehrt wurde, geneigter sein, sie im bürgerlichen Leben zur Anwendung zu bringen. Ich werde zu zeigen Gelegenheit haben, dass die Genossenschaften schon zu Kriegszeiten in den kriegführenden Ländern gewisse Dienste geleistet haben. Sie haben dazu beigetragen, die Panik und die Schlägerei um Lebensmittel und Valuten aufzuhalten, die nach Kriegsanfang ausbrachen. In England waren sie dank ihrer mächtigen Organisation in der Lage, der Armee bedeutende Vorräte zu einem Preise zu verschaffen, wie ihn die Armeeverwaltung sonst nirgends gefunden hätte. Und sogar in Paris konnten unsere Genossenschaften trotz ihrer Schwäche z. B. die Milchverkaufsniederlagen der Firma Maggi, die unter dem Vorwand der Spionage geplündert worden waren, fortführen und dadurch, dass sie sie unter ihrer Flagge segeln liessen, ihnen die Wiederapprovisionnierung

von Paris ermöglichen. In den vom Feind besetzten Städten sind einige dieser Genossenschaftsniederlagen ganz besonders geschont worden. Wir haben zuerst gefürchtet, dass die Genossenschaftsbewegung in Frankreich in dieser Zeit der fürchterlichen Krise zerstört würde, aber heute müssen wir vielmehr annehmen, dass sie sich mit erneuter Kraft fortentwickeln wird.

Aber kann man nicht auch ausserhalb der kleinen Welt der Genossenschaften als Folgen des Krieges freundlichere Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, weniger Streiks und Generalstreikdrohungen, mehr Entgegenkommen den Versöhnungs- und Schiedsgerichtsinstitutionen gegenüber erhoffen? Vor allem steht nach dem Kriege ein grossartiger Aufschwung der Industrie bevor, die so viele Ruinen wieder aufzurichten und soviele vernichtete Kapitalien zu ersetzen haben wird: daraus wird sicherlich eine bedeutende Steigerung der Gewinnstrate entstehen, — wie in den neuen Ländern, denn es werden leider lauter neue Länder sein, in denen man alles wird neu errichten müssen. Andererseits wird die Arbeitskraft selten geworden sein, da so viele Hunderttausende getötet oder zu Krüppeln geworden sein werden, so dass unter der zwiefachen Wirkung der gesteigerten Nachfrage und des selten gewordenen Angebots auch der Lohnsatz wird rasch steigen müssen. Dieses parallele Steigen der Löhne und der Gewinne könnte schon eine Bedingung zum sozialen Frieden schaffen. Dennoch dürfte man sich nicht zu sehr darauf verlassen — die Geschichte der Streiks berechtigt uns nicht dazu — wenn zu diesem rein wirtschaftlichen Faktor nicht ein weit wirksamerer sittlicher käme. Wäre es zu optimistisch zu hoffen, dass die Klassenvorurteile und der Klassenhass, sobald sie einmal in der Waffenverbrüderung vergessen worden sind, nicht so erbittert wieder erwachen werden, wie sie es in der Vergangenheit waren?*)

*) Ein Industrieller aus Houplines erzählt folgendes: „Ich blicke auf meine Fabrik zurück. Während auf allen Seiten zugleich die Geschosse explodierten, waren meine Arbeiter treu auf ihrem Posten geblieben. Es war ihnen nicht einmal der Gedanke gekommen zu fliehen.

Wenn jeder der Überlebenden nach Ablegen der Uniform auf den Platz zurückkehren wird, den er früher einnahm — der eine in seinen Palast, der andere in seine Kammer, dieser ganz der Freude an der Leitung seiner Geschäfte, jener der Sorge um das tägliche Brot hingegeben — werden sich dann diese Überlebenden, die mit der Wollust Wiederauferstandener alle Annehmlichkeiten des Lebens in jenem Lande, das unsere Freunde, die Engländer, das „holde Frankreich" nennen, geniessen werden —, nicht überprüfen und sich sagen, dass sie den Umstand, dass dieses Land und alle Güter, die es trägt, noch ihnen gehören, ihren Waffenbrüdern zu verdanken haben? Ich will durchaus nicht behaupten, dass die Söhne des Bürgerstandes sich im Feuer weniger tapfer gezeigt haben als die Arbeiter- und Bauernsöhne; das entspricht keineswegs meiner Auffassung; aber ich meine, dass dieser Krieg etwas gewesen ist, was kein Krieg je zuvor in diesem Masse war, ein Krieg der Menge, der Massen, und dass es die tieferen Schichten des Volkes sind, die allein jene Millionen von Menschen liefern konnten, die Tommies und unsere „Struppigen", die unaufhörlich die Reihen der dezimierten Infanterie neu gebildet haben. Und doch hätten diese Proletarier jenen Leuten Gehör schenken können, die da sagten: „Warum wollt ihr euch für ein Vaterland töten lassen, in dem ihr weder Haus noch Herd habt?" Aber sie haben nicht auf diese Stimmen gehört, sie lauschten der anderen Stimme, der des Vaterlandes, die da sagte, dass es über den Klassen eine höhere Gemeinschaft gibt, in der Reich und Arm , Arbeiter und Bürger, eine einzige Einheit bilden.

Und wenn dann auch sie einen etwas grösseren Anteil an dem nationalen Reichtum, den sie uns retten halfen — würdigere Lebensbedingungen und eine Zukunft, die nicht

Sie setzten die Spritzen in Tätigkeit: die Kartätsche zersprengte die Spritzen und die Motore. Sie nahmen die Schläuche selbst in die Hand: in der Hitze schmolz der Kautschuk. Da ergriffen sie wütend Wassereimer und schütteten das Wasser mit aller Kraft in die Glut.... Zweihundert Webstühle blieben unbeschädigt." Glaubt man, dass diese Arbeiter in absehbarer Zeit in den Streik eintreten werden?

jede Stunde der Gegenwart verdunkeln soll, verlangen werden —, dann bin ich sicher, dass ihre Forderungen geneigteres Gehör finden werden. Und vielleicht wird der gegenwärtige Krieg eine neu gewonnene Stufe bilden in der Entwicklung des Lohnverhältnisses.

□□□

Parlament und Auswärtige Politik

von ARTHUR PONSONBY M. P.

Deutsch von Felix Beran, Zürich. (Schluss)

III. Vorschläge für ein neues System.*) Es braucht eine durchgreifende Reform in der Zusammensetzung der Ämter, bei welchen sich das Auswärtige Amt Auskunft und Rat holt, und mit deren Hilfe sich der Verkehr mit fremden Regierungen vollzieht. Diese Form lässt sich in Kürze zusammenfassen wie folgt:

1. Es sollte ein einheitliches Amt geschaffen werden, welches wir das Auswärtige Amt nennen können, das will sagen, eine vollständige Verquickung des Ministeriums des Äussern mit dem diplomatischen Corps. Ein Diplomat hätte dadurch Gelegenheit, den zentralen Gesichtspunkt kennen zu lernen und die ganze auswärtige Lage vom heimatlichen Standpunkt aus zu überblicken: Der Beamte seinerseits würde Gelegenheit finden, besondere Fragen an Ort und Stelle zu studieren. Die Vorteile, welche sich aus der Vereinigung der beiden Dienstzweige ergibt, liegen auf der Hand und die notwendigen Einrichtungen für diesen Wechsel sind leicht zu treffen.
2. Die Bedingung eines Mindesteinkommens wäre abzuschaffen.
3. Die Prüfung sollte durch offenen Wettbewerb entschieden werden, wie für andere Teile des öffentlichen

*) Auch über diese Vorschläge sind wir gerne bereit die Diskussion zu eröffnen. Äusserungen von berufenen Vertretern des Staats- und Völkerrechtes oder des diplomatischen Dienstes würden besonders willkommen sein. *Die Red.*

Dienstes. Der Beruf sollte dem geeignetsten Bewerber offen stehen, gleichviel welches sein Vermögen und seine gesellschaftliche Stellung sein mag. In den untern Dienstzweigen müssten die Beamten und Attachés einen ausreichenden Gehalt beziehen. (Gegenwärtig dienen Attachés zwei Jahre ohne Gehalt.)

4. Mitgliedern des diplomatischen Dienstes sollten besondere Erleichterungen geboten werden, um in der Heimat, die sozialen, ökonomischen und kommerziellen Tagesfragen und die Beschaffenheit der verschiedenen Einrichtungen des eigenen Landes zu studieren.

Es gibt dann noch eine Anzahl kleinerer Reformen, welche besonderer Erwähnung nicht bedürfen, und die ebenfalls helfen würden, den auswärtigen Dienst der Diplomaten und Konsulate in der Erfüllung ihrer Pflichten wirkungsvoller, zugleich auch zu einer wirklichen Vertretung des ganzen Volkes zu machen, weniger beeinflusst durch die Vorurteile einer bestimmten Klasse.

Das wichtigere Problem, welches zur Lösung steht, ist die Art und Weise, wie demokratische Aufsicht über die gegenwärtige ungehemmte Macht des Ministers des Äusseren geübt werden kann. Das kann nur durch das Abgeordnetenhaus geschehen. Wir müssen natürlich die Verfassung in ihrer gegenwärtigen Form gelten lassen, welche die korporative Verantwortlichkeit des Kabinetts und die individuelle Verantwortlichkeit des Ministers mit sich bringt. Ebenso müssen wir, ohne auf die Verfassungsfrage einzutreten, der Hoffnung Ausdruck geben, dass, insoweit die zu überwindenden Hindernisse für die parlamentarische Erörterung in einer Zeitfrage bestehen, der Tag nicht mehr ferne sei, wenn das Haus von einem gewissen inländischen Arbeitspensum befreit sein und mehr Zeit für die Erwägung so wichtiger Reichsangelegenheiten wie der auswärtigen Beziehungen haben wird. Es muss zugegeben werden, dass, wie jetzt die Dinge stehen, Zeitmangel ein wirkliches Hemmnis bildet.

1. Die auswärtigen Beziehungen sollten alljährlich als

Gegenstand regelmässiger Behandlung im Abgeordnetenhause zur Diskussion kommen. Es sollte wenigstens ein Zeitraum von zwei Tagen dafür vorgesehen werden. Am ersten Tage sollte der Minister über seine Politik Rechenschaft geben, mit einem weiten Ausblick über das ganze Gebiet. Der zweite Tag wäre Einzelheiten und besonderen Fragen von aktuellem Interesse zu widmen. Tatsächlich sollte die Abstimmung behandelt werden wie Voranschläge für Marine und Heer.

2. Kein Vertrag sollte mit einem fremden Land eingegangen werden ohne parlamentarische Zustimmung zu seinen einzelnen Klauseln sowohl, als zur formellen Gutheissung.
3. Kein Vertrag, Bündnis oder Verpflichtung sollte eingegangen werden, ohne die ausdrückliche Zustimmung des Parlaments. Unter Verpflichtung meinen wir irgendeine Art von Verständigung, Vertrag, Verbindlichkeit oder Obliegenheit, welche nationale Verantwortlichkeiten mit einschliesst oder unter irgendwelchen Umständen militärische Aktion erfordern kann.
4. Eine Kriegserklärung darf ohne die Zustimmung des Parlaments nicht erfolgen.

Der Abschluss von Verträgen wie auch die Kriegserklärung sind Funktionen, welche in unserer verfassungsmässigen Entwicklung vom Herrscher dem Kabinett überantwortet wurden. Es ist nur ein weiterer Schritt, dieselben parlamentarischer Kontrolle zu unterstellen.

Im Jahre 1886 wurde im House of Commons folgender Beschluss angeregt:

„Nach der Meinung des Hauses ist es weder gerecht noch sachdienlich, Krieg anzufangen, Vertragsverpflichtungen einzugehen, welche ernstliche Verantwortlichkeit für die Nation bringen, noch auch dem Reich Landbesitz anzugliedern, ohne das Wissen und die Zustimmung des Parlaments.“ (Mr. Richard, 19. März 1886.)

Der Antrag fiel gegen nur vier Stimmen, und Mr. Glad-

stone, obwohl er dagegen stimmte, war nicht durchaus abgeneigt und sagte:

„Das gegenwärtige System kann unmöglich als ein ideales verteidigt werden. Das heisst, wir können nicht behaupten, dass dem Land ein Maximum an Sicherheit dagegen geboten wird, dass es etwas Unrichtiges tut oder sich zu Handlungen verleiten lässt, welche, richtig oder falsch, doch Handlungen sind, von denen es keine Kenntnis hat und keine Gelegenheit, sein Urteil zur Geltung zu bringen."

Aber er machte geltend, dass die ausübenden und die gesetzgebenden Funktionen nicht vermengt werden sollen, und dass das Haus in seinem gesetzgebenden Charakter keine exekutiven Pflichten auf sich nehmen könnte. Dieses ist vollständig wahr. Doch sollte auch die Exekutive von der Quelle, aus der sie ihre Autorität herleitet, nicht abgeschnitten und dieser nicht entfremdet werden. Im Gegenteil ist eine andauernde und innige Fühlung mit dem Volke wünschenswert.

Bagehot behauptet: „Verträge sind ebenso wichtig, wie die meisten Gesetze, und wenn man die ausführliche Zustimmung der Volksvertretung zu jedem Wort des Gesetzes einholt und dieses zum Inhalt eines Vertrages gar nicht befragt, so ist dies von vorneherein lächerlich."

5. Es sollte die anerkannte Pflicht eines Ministers des Auswärtigen sein, sich dem Lande gegenüber von Zeit zu Zeit über auswärtige Angelegenheiten auszusprechen, besonders während der Parlamentsferien. Das Volk sollte ins Vertrauen gezogen und belehrt werden, statt, wie jetzt, in Unwissenheit erhalten und durch Stillschweigen irregeführt zu sein.

Die Einrichtung eines dauernden Kabinettkomitees für auswärtige Angelegenheiten mit dem Zwecke, das Kabinett als Ganzes mit der Arbeit des einen Ministers, welcher sich in besonders verantwortlicher Stellung befindet, in innigere Berührung zu bringen, ist eine Anregung, welche ebenfalls in Betracht gezogen werden mag.

Das Bestehen eines Komitees für Reichsverteidigung

hat im ganzen die Wirkung, das Geheimnis um die auswärtige Politik noch zu erhöhen und seine willkürliche und nicht-repräsentierende Art zu verstärken. Rüstungen und Strategie sollten von der Politik abhängen. Wenn es eine Körperschaft von Marine- und Heer-Sachverständigen gibt, die mit unüberwachter Autorität an strategischen Plänen arbeitet und sich nicht notwendigerweise auf Verteidigungsmassregeln beschränkt, wird diese gewiss früher oder später hinter der Szene einen starken Einfluss auf die Politik ausüben, und statt ein Diener der Exekutive zu sein, deren Meister werden, obwohl sie keinen irgendwie repräsentierenden Charakter hat.

Bevor wir weiter prüfen, ob das Haus nicht genauer unterrichtet werden und eine grössere wirkliche Aufsicht ausüben soll, wird es gut sein, sich mit den zwei hauptsächlichen Entgegnungen zu befassen, welche gegen eine Reform vorgebracht werden.

1. Das Geheimnis ist bei Unterhandlungen mit fremden Regierungen notwendig und unentbehrlich.
2. Das Parlament als eine grosse beratschlagende Versammlung ist nicht die geeignete Körperschaft, um über diplomatische Verwicklungen zu diskutieren.

Mit Bezug auf den ersten Einwand werden die Reformsucher oft beschuldigt, dass sie den Minister zwingen, mit offenen Karten zu spielen, wodurch seine Pläne durchkreuzt werden. Das ist es jedoch nicht, was verlangt wird. Verlangt wird lediglich, dass wir vollständig unterrichtet werden, welches Ziel er sich setzt, denn der Einsatz zu seinem Spiel sind die Ehre der Nation und das Leben der Bürger. Niemand wünscht sich in seine letzten Verantwortlichkeiten zu mengen oder im Laufe des Austausches von Ansichten den gegenwärtigen Stand zu erfragen. Es mag sich da manchmal nicht um unsere Geheimnisse, sondern um jene der fremden Regierungen drehen. Es ist immerhin wahrscheinlich, dass die offene Handlungsweise einer Regierung und die Vermeidung von Heimlichkeit ihre wohltätige Wirkung auf andere Regierungen nicht verfehlen wird. Geheimhaltung mag

zweifellos bis zu einem gewissen Punkt wichtig sein; aber Diplomaten wollen sie weiter treiben, als es gut oder wünschenswert ist, um dann alle ihre Ränke unter dem Schutz der Dunkelheit spielen zu lassen. Es ist das die berufliche Überlieferung, wie sie vom Mittelalter auf uns überkommen ist. Diese mittelalterliche Gewohnheit muss aufgegeben werden. Genaue Kenntnis der Vergangenheit und allgemeine und bestimmte Kenntnis der jetzigen auswärtigen Beziehungen ist eine viel wesentlichere Notwendigkeit für eine Volksregierung. Wie es sich jetzt verhält, arbeitet ein Minister, mag er auch höchst gewissenhaft und vorsichtig sein, in vergleichsweiser Abgeschlossenheit; er beobachtet die Entwicklung der Vorfälle mit dem unbestimmten Gefühl, dass er die Interessen seines Landes zu verteidigen hat, aber ohne die Überzeugung, dass er als Vertreter des Volkes handelt und dessen Willen ausübt; denn, wie er weiss, wird der Verlauf der Ereignisse dem Volk nicht erschlossen, und dieses ist daher unfähig, sich ein Urteil zu bilden. Er arbeitet in einer amtlichen Grube und in einer Umgebung, welche durch amtliche Geheimtuerei sich gebildet hat, wie sie aus der Vergangenheit auf uns überkam, und von der es niemals jemand einfiel, sie in Frage zu stellen. Er wird belehrt, die Meinung der erfahrenen diplomatischen Welt höher einzuschätzen, als die oft undeutlichen aber viel tieferen Empfindungen seiner Landsleute. Er sollte nicht überrascht sein, wenn er manchmal verdächtigt wird, unter dem überwiegenden Einfluss einer Clique offizieller Sachverständiger zu handeln, welche begierig sind, irgendeine besondere Politik zu treiben. Denn es ist wohl bekannt, dass sie sehr wenig Aufmerksamkeit dem schenken, was ihnen der gänzlich nebensächliche Faktor der Volksmeinung zu sein scheint. Sie sind gewohnt, hinter geschlossenen Türen zu arbeiten, in der dumpfen Treibhausatmosphäre von Heimlichkeit und Intrigue. Die Tore müssen aufgeworfen werden, und die frische Luft der Öffentlichkeit muss ins Auswärtige Amt eindringen, damit es ebenso wirken kann wie andere Regierungsämter auch. Wie es sich jetzt verhält, muss ein

Minister im Auswärtigen Amt früher oder später dem unwünschbaren Einfluss der Geheimnistuerei notwendig verfallen.

Was den zweiten Punkt anbelangt, so liegt wohl Wahrheit in der Behauptung, dass das Parlament keine ideale Körperschaft ist, um über auswärtige Angelegenheiten zu beraten. Immerhin bleibt das Parlament, ebenso wie in inneren Angelegenheiten, das grosse nationale Sicherheitsventil und nur durch das Parlament kann das Land in geeigneter Weise unterrichtet werden. Überdies ist die gegenwärtige Unfähigkeit des Hauses nach dieser Richtung hauptsächlich der Unwissenheit zuzuschreiben, und diese Unwissenheit dem Bewusstsein eigener Machtlosigkeit und der überschweren Belastung mit anderer Arbeit, die ihm auferlegt ist. Man gebe Zeit für die Diskussion und räume Macht ein für die Überwachung, dann werden sich die notwendigen Kenntnisse rasch entwickeln. Wenn aber das ganze Haus als Körperschaft zu gross ist, warum dann nicht ein Komitee für auswärtige Angelegenheiten formen, behufs periodischer Besprechung aller Einzelheiten? Dies nicht, um sich in die exekutive Verantwortlichkeit des Ministers zu teilen, sondern für Beratung und zur Vergewisserung genauer Informationen. Auf diese Art würde die parlamentarische Oberaufsicht gekräftigt, indem parlamentarisches Wissen vermehrt und parlamentarisches Interesse ermutigt würde. Das Vorhandensein eines solchen Komitees hat in den Parlamenten anderer Länder das Interesse an auswärtigen Angelegenheiten erweitert, und hat dazu verholfen, eine gut unterrichtete Gruppe zu bilden; in der Beleuchtung der jüngsten Ereignisse kann man nicht sagen, dass man in europäischen Ländern zur Einrichtung genügender demokratischer Kontrolle gelangt ist.

Dieselbe Art von Einwürfen, welche gegen die Ausübung demokratischer Überwachung der auswärtigen Angelegenheiten versucht werden, wurde in vergangenen Zeiten gegen die Ausübung demokratischer Überwachung innerer Angelegenheiten geltend gemacht. Aber das Par-

lament ist siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, in welchem es einer Einzelklasse die ausschliessliche Macht über die inneren Angelegenheiten des Volkes entrissen hat. Nicht nur seine Fähigkeit hat es dabei bewiesen, sondern auch seine besondere Eignung. Da ist nichts Dunkles oder notwendig Verborgenes in auswärtigen Angelegenheiten, was verhindern könnte, dieselben der unmittelbaren Beaufsichtigung einer massgebenden repräsentierenden Versammlung zu unterbreiten.

Es mag zum Schluss zugegeben werden, dass, wenn alle diese angeregten Reformen Annahme finden, es für den Staatsminister des Äussern zwar viel schwieriger wäre, seinem eigenen Kopf zu folgen und wichtige Entschliessungen insgeheim und ohne eingeholte Beratung zu treffen, dass dies aber gleichwohl noch möglich wäre; denn die Anwendung einer wirklich demokratischen Aufsicht muss in gewissem Grade von der Stellungnahme des Ministers selbst abhängen. Wenn er weiterhin darauf bestehen würde, in selbstherrlicher Weise zu handeln, einzig abhängig von eigenem unbegrenztem Gutdünken, so würde ihn die Neuordnung des Verfahrens im letzten Ende daran hindern; sie würde als wirksamer, wenn auch nicht unbedingter Einhalt wirken. Wenn er andererseits durch die öffentliche Meinung gedeckt und gestützt sein will, würde es ihm möglich sein, Gelegenheiten zu finden und hervorzurufen, um das Volk in sein Vertrauen zu nehmen und die Meinung derer zu ergründen, welche ihn mit der Macht betraut haben, im Rate der Nationen als ihr Sprecher aufzutreten.

In einem demokratisch regierten Staate ist es nicht länger zu dulden, dass das Volk sich zahm fügen und der ständigen Gefahr des grossen Jammers, den ein Krieg mit sich bringt, ausgesetzt bleiben soll, ohne geeignete Aufklärung zu erhalten, ohne eine Meinung zu äussern, ohne einen Einfluss geltend zu machen, ohne Aufsicht zu üben.

□□□

Der Irrtum des Generals von Bernhardi.

Von Dr. LUDO M. HARTMANN.

Es gibt Bücher, die nicht durch ihre innere Bedeutung, durch die Originalität ihrer Gedanken oder die Genialität ihrer Form wirken, sondern dadurch, dass sie leidenschaftlichen Widerspruch erregen oder in den Zeitgenossen eine Saite zum Schwingen bringen, deren Ton gerade gerne gehört wird. Sie werden gleichsam zum Symbol und werden gelesen und besprochen, solange die Stimmung anhält, der sie entgegengekommen sind, verschwinden dann bis auf den Namen, bleiben aber, richtig gewertet, ein historisches Dokument. Dabei geschieht es wohl, dass sie eine ganz andere Wirkung ausüben, als die vom Autor beabsichtigte. So ist es auch dem Buche des Generals v. Bernhardi: „Deutschland und der nächste Krieg" ergangen, das im Jahre 1911 in der Zeit politischer Spannung erschienen ist und dessen Leserkreis sich in demselben Verhältnis erweiterte, in welchem sich diese Spannung steigerte bis zur endlichen Explosion.

Die „Kriegsliteratur", die vor dem Kriege erschienen ist, übt während des Krieges eine besondere Anziehungskraft aus. Ist es doch ganz unvermeidlich, dass ihre Autoren, indem sie die verschiedenen — an Zahl beschränkten — Möglichkeiten der Zukunft in Betracht zogen, auch solche behandelten, die dann zur Wirklichkeit wurden. Deshalb gelten sie dem Publikum als Propheten. Man übersieht die vielen falschen Voraussetzungen und Folgerungen, die ebenfalls unterlaufen sind, und hält sich an das, was wirklich eingetroffen ist, ohne zu fragen, ob es sich nicht um Binsenwahrheiten handelt, die die Spatzen auf den Dächern gepfiffen haben. Dem Autor wird ein unbegrenzter Kredit eingeräumt, er wird zum „Eingeweihten", zum repräsentativen Mann usw. Man zitiert daher seine Aussprüche wie Orakel, und auch wenn sie offenkundig im Widerspruche mit den Tatsachen stehen, müssen eben die Tatsachen gegenüber der vorausgesetzten

geheimen Wissenschaft des Propheten ihr Gewicht verlieren. So ist es zu allen Zeiten gewesen, und so ergeht es heute dem General v. Bernhardi, dessen falsche Voraussagen in politischer und strategischer Beziehung heute niemand beachtet, während die richtigen, die den öffentlich ausgesprochenen Ansichten weiter Kreise in und ausserhalb Deutschlands schon vor fünf Jahren entsprachen, als Ausflüsse besonderer Prophetengabe erscheinen.

Das wäre an sich ziemlich belanglos, wenn nicht durch die Bedeutung, die dem Buche beigelegt wird, auch die sehr subjektiven Theorien des Verfassers an Gewicht ausserordentlich zu gewinnen schienen — ganz abgesehen davon, ob sie auch nur mit den als richtig zugegebenen Tatsachen in irgendeinem Zusammenhange stehen. Aus der Voraussage des kommenden Weltkrieges konnte nur geschlossen werden, dass Deutschland gerüstet sein müsse, und dieser Schluss hätte niemand von einem objektiven Beurteiler verargt werden können. Die Theorie Bernhardis aber geht weit über diese Folgerung hinaus und ist eigentlich nicht auf Tatsachen, sondern auf a-priori-Sätzen aufgebaut. Gerade sie ist es aber, die im feindlichen und im neutralen Auslande die grösste Beachtung gefunden hat. Man sagt, dass das Buch in Tausenden von Exemplaren ins Ausland geht und hier als der Ausdruck der öffentlichen Meinung Deutschlands angesehen wird. Immer wieder findet man Zitate aus Bernhardi zum Beweise dafür, dass dieser „preussische Militarismus“, der in Deutschland herrsche, seit Jahren an nichts anderes gedacht habe, als wie er über die lammfrommen Nachbarstaaten herfallen und eine Welthegemonie begründen könne; zum Beweise dafür, dass Deutschland den Krieg herbeigeführt habe, und dass die übrigen Staaten an ihm unschuldig seien und sich in der politischen Defensive befunden hätten. So hat Bernhardi einen Erfolg erreicht, nach dem er sicherlich nicht gestrebt hat; er hat unsern Feinden selbst

die Waffen in die Hand gedrückt, mit denen sie uns politisch bekämpfen können und namentlich bei den Neutralen die politische Prädisposition gegen uns wesentlich gesteigert. Ist die Suggestion einmal vorhanden, so nützen auch die Gegenargumente nicht, die dem Buche selbst entnommen werden können, das gegen die öffentliche Meinung und alle massgebenden Faktoren in Deutschland polemisiert und gerade dadurch beweist, dass Bernhardi nur einen kleinen Kreis von Personen hinter sich hat. Bei unbefangener Lektüre des Buches müsste man den Eindruck haben, dass er sich als Rufer in der Wüste fühlt. Denn die auswärtige Politik Deutschlands wird nach seiner Ansicht nach Grundsätzen geleitet, die geradezu schwächlich sind, und findet keine Gnade vor seinen Augen, da sie entweder zu konservativ bismarckisch ist und sogar Präventivkriege verdammt oder gar noch hinter Bismarck zurückbleibt; das Verhalten des Kriegsministeriums scheint ihm auch unverständlich, da es viel zu geringe Anforderungen stellt; dem Reichstage, der die militärischen Ausgaben genau prüft und der auch andere Staatsbedürfnisse im Auge hat, so dass ihm die Regierung Konzessionen machen muss, ist er natürlich besonders gram; dass sich seine Unzufriedenheit auch auf die Reichstagswähler, auf die Presse, welche diese beeinflusst, und insbesondere auf die schlimmen Sozialdemokraten mit ihren vier Millionen Stimmen erstreckt, ist selbstverständlich. Bernhardi übernimmt übrigens durchaus selbst die Verantwortung für seine Ansichten und sucht sich keineswegs hinter die öffentliche Meinung, die er vielmehr beklagt und bekämpft, die ihm sentimental und verweichlicht vorkommt, zu verstecken. Aber was hilft das? Es hat sich schon ein ganzer Kranz von mehr oder weniger läppischen Legenden um das Buch gesponnen, die, je phantastischer sie sind und je mehr sie der tatsächlichen Grundlagen entbehren, desto lieber geglaubt werden. Man gibt sich den Anschein, zu glauben, dass Bernhardi insgeheim das Deutsche Reich regiert habe, während man mit mehr Recht behaupten könnte, dass

auch nicht eine einzige seiner politischen oder militärischen Forderungen durchgedrungen ist.

Bernhardi ist einer von jenen, die realistisch zu denken glauben, weil sie wie hypnotisiert auf einen Punkt hinstarren und daher die Umgebung nicht sehen, und sich für Idealisten halten, weil sie gewohnheitsmässig die „Materialisten“ verabscheuen. In Wirklichkeit ist ihr Denken irreal, weil die historische Entwicklung über ihre fixe Idee hinwegschreitet, und gerade in dem Sinne „materialistisch“, den sie diesem Worte unterschieben. Derartige Schriftsteller gehen immer von der „Sittlichkeit“ aus, zitieren Kant und mit etwas mehr Recht Treitschke. Denn die Ethik hat das für sich, dass sie unbeweisbar ist und man sich doch immer auf sie als die höchste Instanz berufen kann. Man sollte sich aber doch die Auseinandersetzung mit der Ethik, wenn man schon des ethischen Pathos nicht entraten zu können glaubt, nicht allzu leicht machen; der Glauben genügt gewiss nicht, „dass sich ein Konflikt zwischen persönlicher und politischer Moral durch kluges und vorsichtiges diplomatisches Verhalten wohl vermeiden lässt, wenn man sich über den Zweck, den man erreichen will, völlig klar ist, und sich immer bewusst bleibt, dass die Mittel, die man anwendet, dem in letzter Linie sittlichen Wesen dieses Zweckes entsprechen müssen.“ (S. 51.) Es ist doch etwas primitiv, die Diplomatie als eine Art von Ventil für die Moral anzusehen, wie es geschieht, wenn Bernhardi schreibt: „Aufgabe unserer Diplomatie sei es daher, die Karten so zu mischen, dass wir von Frankreich angegriffen würden, weil dann die Aussicht vorhanden wäre, dass Russland vorläufig neutral bleiben würde.“ (S. 334.) Deutschland hat bekanntlich diesen Ausweg verschmäht; aber wenn man ihn empfiehlt, soll man wenigstens vor dem Satze, dass der Zweck die Mittel heiligt, nicht scheinheilig zurückschrecken. Diese Tendenz ist mit der „grossartigen Offenheit der Politik“, welche „überall das Charakteristische grosser Staatsmänner gewesen“, nicht leicht zu vereinigen. Um keinen Preis will Bernhardi etwas wissen

von „planmässigem politischen Betruge“; denn „wer sittliche Zwecke mit unsittlichen Mittel verfolgt, verwickelt sich in einen innern Widerspruch und vernichtet selbst den Zweck, den er verfolgt, indem er ihn durch seine Handlungen verleugnet.“ (S. 51.) Also das Mittel wird nicht durch den Zweck bestimmt. Aber eine Seite vorher ist zu lesen: „der Krieg, von dem ich hier handle, ist an sich überhaupt kein verwerfliches Mittel, sondern wird es erst dann, wenn er unsittliche oder unwichtige Zwecke verfolgt“ . . . Also, wenn wir recht verstehen, das Mittel wird verwerflich, wenn es unsittliche Zwecke verfolgt; es ist also nicht verwerflich, sondern gut, wenn es sittliche Zwecke verfolgt. Genau so wie der Herr General der Infanterie es mit dem Kriege hält, der doch an sich auch ein — entschuldbarer oder unentschuldbarer, notwendiger oder nicht notwendiger — Massenmord ist, hat es der ††† Jesuitengeneral mit dem Königsmorde gehalten. Es ist nicht meine Absicht, dem einen oder dem anderen einen Vorwurf daraus zu machen; aber es scheint mir, dass die Logik Bernhardis ihn eher zum Probabilismus des Jesuiten, den er verdammt, als zum kategorischen Imperativ Kants, auf den er sich beruft, geführt hat.

Wie immer man sich aber zu diesen dunklen Problemen stellen mag, — es ist für jede klare Erkenntnis durchaus nötig, dass man Mittel und Zweck zu unterscheiden versteht. Bernhardis grosser Irrtum aber ist, dass er Mittel und Zweck beständig miteinander verwechselt. Er macht sich Treitschkes Satz zu eigen, dass „es über den Staat hinaus in der Weltgeschichte gar nichts gibt“ (S. 48), weshalb für seine Macht zu sorgen, des Staates höchste sittliche Pflicht sei. Das ist zwar treitschkeisch, aber gar nicht kantisch gedacht; denn der von Bernhardi so viel missbrauchte arme Königsberger Philosoph war bekanntlich noch der Ansicht, dass die Verwirklichung des Rechtes Staatszweck sei, und es muss betont werden, dass gerade die deutschen Juristen und Staatsdenker des 19. und 20. Jahrhunderts, ob nun mit Recht oder mit Unrecht, meist im Anschluss an Kant sich über die Staatszwecke

sehr viel den Kopf zerbrochen und in ihren Lehren neben den Sicherheits- (nicht Eroberungs-) Zweck und den Rechtszweck z. B. auch den Kulturzweck des Staates gestellt haben. Für Bernhardi dagegen ist der konkrete Staat nicht Mittel, sondern absoluter Selbstzweck. Er gesteht sich das zwar selbst nicht ein; aber die Nichtberücksichtigung alles dessen, was ausserhalb des konkreten Staates ist, insbesondere die Existenz der anderen Staaten und ihrer Rechte führt notwendig zu diesem Schlusse. Und mit diesen Gedankengängen hängt dann weiter auf das Natürlichste zusammen, wie er sich den Staat in seinem inneren Gefüge vorstellt; es ist ungemein bezeichnend, wenn er schreibt, „dass jeder Erfolg der äusseren Politik, zumal wenn er durch eine militärische Kraftäusserung erreicht wurde, nicht nur die Macht des Staates nach aussen erhöht, sondern das Ansehen der Regierung auch im Innern stärkt und ihn dadurch um so mehr befähigt, seinen sittlichen Zwecken und seinen Kulturaufgaben gerecht zu werden.“ (S. 56.) Der General macht hier zwar der Kultur seine Verbeugung; aber der Skeptiker wird misstrauisch bei der Identifizierung der Regierung mit dem Staate und fürchtet ein wenig die starke Hand, die dazu berufen ist, dem Staate die Kulturbegriffe des Generals von Bernhardi aufzuerlegen, insbesondere wenn dieser unter die Kulturaufgaben den sogenannten „Schutz der Arbeitswilligen“ rechnet (S. 75); wenn er vor der Verkürzung der Arbeitszeit warnt (S. 294); wenn er — abermals unter Berufung auf Kant! — betont, dass „die Forderung der Rechte der Einzelnen in ihrer letzten Folge zur Willkür der Einzelnen und zur Verneinung des Staates“ führt (S. 68); andererseits es aber als „eine Massregel öffentlicher moralischer und geistiger Hygiene“ betrachten würde, wenn „alle Zeitungen gezwungen werden könnten, gewisse Kundgebungen der Regierung zum Abdrucke zu bringen, damit die Leser nicht so einseitig wie durch die Parteipresse über die öffentlichen Verhältnisse unterrichtet würden“ (S. 306)! Man braucht ja dergleichen Äusserungen nicht sehr tragisch zu nehmen; kaum ein Dutzend

Junker, die politische Erfahrung haben, werden sie ernst nehmen, und sogar in den Kriegszeiten ist die preussische Regierung, die gewiss für individuelle Freiheit nicht immer das nötige Verständnis an den Tag gelegt hat, noch besser, als der Ruf, den ihr der General von Bernhardi macht.

Da Bernhardi aber doch nicht vollständig auf die Theorien etwa Ludwigs XIV. zurückgehen will und den Standpunkt des Absolutismus, dass der Massstaab des Staates die Anzahl der Quadratmeilen ist, die er beherrscht, nicht offen vertritt, sucht er nach einer moderneren Begründung seines Expansionsstrebens, und da ihm die „materialistischen", die ökonomischen Zusammenhänge nicht durchsichtig sind, weiss er eigentlich nur den Menschenüberschuss dafür anzuführen, der „in eigenen deutschen Kolonien Unterkommen finden und dem Vaterlande erhalten bleiben" soll (S. 89); „eine Erweiterung unseres Kolonialbesitzes muss mit allen Mitteln erstrebt werden, und zwar eines solchen, der den Überschuss unserer Bevölkerung aufzunehmen imstande ist" (S. 119). Abermals sind die Voraussetzungen falsch; denn es ist einerseits bekannt, dass infolge der Intensivierung der ländlichen und industriellen Kultur die Auswanderung aus Deutschland trotz seiner grossen natürlichen Bevölkerungsvermehrung nahezu verschwunden ist, während an einer andern Stelle (S. 64) Bernhardi es selbst beklagt, dass „Deutschland selbst einer fortdauernden friedlichen Invasion durch slawische Arbeiter ausgesetzt" ist; andererseits weiss Bernhardi gar nicht anzugeben, wo in aller Welt denn Platz für Siedelungskolonien zu finden wäre (S. 119 f.), da es ja auch ihm schwerlich in den Sinn kommt, Kanada oder Australien germanisieren zu wollen. Als Hilfsargument kommt dann freilich der Wunsch nach Rohstoff-, d. h. Ausbeutungskolonien hinzu; allein da muss sich doch unser Kantianer wieder an ethischen Bedenken stossen; denn: „Kolonialbesitz, der lediglich dem Zwecke der Bereicherung dient, der nur wirtschaftlich ausgenutzt wird, ohne dass der besitzende Staat daran denkt, entweder in irgendeiner Form zu kolonisieren oder die eingeborene Bevölkerung wirt-

schaftlich und gesellschaftlich zu heben, ist unberechtigt und unsittlich und wird sich auch nie auf die Dauer behaupten lassen" (S. 90). Was sagen wohl die Herreros dazu? Abermals kann es ihm jedenfalls das Deutsche Reich nicht recht machen. Man kann schliesslich Imperialist oder man kann Ethiker sein; man kann aber nicht zu gleicher Zeit ja und nein sagen.

Bernhardi meint, dass Deutschland gezwungen ist, den Kampf um die Weltstellung aufzunehmen; es gehe um Sein oder Nichtsein; politische Machterweiterung sei — so meint er auf Grund einer falschen biologischen Analogie — notwendig, weil Stillstand Rückgang bedeute. Aber trotzdem ist er immer noch nicht so verstiegen, wie die Feinde Deutschlands diesem selbst zumuten; denn Gebietserwerbungen in Europa hält er für ausgeschlossen (S. 117) und ein Ausgleich zwischen Deutschland und England wäre ihm erwünschter, als ein kriegerischer Konflikt — nur dass er an eine Geneigtheit Englands zu einem annehmbaren Ausgleiche nicht glaubt (S. 108 f.); was er von England verlangt, ist: „der Entwicklung des Deutschtums freie Bahn neben sich zuzugestehen, den Ausbau unserer kolonialen Macht zuzulassen und unseren Wettbewerb in Handel und Industrie nicht politisch zu bekämpfen." Wenn er aber andererseits wieder die „Politik der offenen Türe", welche die Politik Deutschlands war und ist, bekämpft, so geschieht es, weil er den politischen Einfluss fürchtet, der den wirtschaftlichen Wettbewerb der Ausländer lahmzulegen imstande ist (S. 120). Vom Standpunkte dessen, der sich wirtschaftliche Entwicklung nicht ohne politische und territoriale Machterweiterung vorstellen kann, ist dies nur konsequent; aber es zeigt zugleich den inneren Widerspruch, in den sich der politische Imperialismus immer wieder verwickeln muss.

Denn jeder politische Imperialismus verneint notwendig den anderen — und hart im Raume stossen sich die Staaten. Gerade dadurch zeigt sich aber, dass es in der Weltgeschichte doch „etwas gibt über den Staat hinaus", weil es eben einen isolierten Staat nicht mehr geben

kann; daraus folgt, dass man zwar keinem Volke den Trieb zur Selbsterhaltung absprechen kann, dass aber, wie bei allen anderen biologischen Prozessen, auf die sich Bernhardi so gerne beruft, das Wachstum nur in den Formen der Anpassung sich vollzieht. Diese Anpassung muss sich wohl, wie die Gegenwart lehrt, unter gegebenen Verhältnissen auf dem Wege des Kampfes, des Krieges vollziehen. Aber der Krieg ist doch nur Mittel, und Zweck ist die gegenseitige Anpassung. Die Kriegsvorbereitung ist daher nicht, wie Bernhardi meint, „die erste und wichtigste Aufgabe jedes grossen Kulturvolkes" (S. 139), sondern die erste Aufgabe ist die Verwirklichung der Kultur, und deshalb darf die Berechtigung des Krieges nicht an dem Massstabe der Machterweiterung eines bestimmten Staates, sondern nur an dem Massstabe der kulturellen Notwendigkeit und Nützlichkeit gemessen werden. Es gibt auch für die äussere Politik der Staaten einen kategorischen Imperativ. Der einzelne Staat handle so, dass die Maxime seines Handelns zur Norm für die Handlungen des Kulturstaatensystems werden könnte. Bernhardis Theorie widerspricht diesem Grundsatze. Deutschland aber hat das Recht, dass es nach seinen Taten und nicht nach den Theorien des Herrn v. Bernhardi beurteilt wird.

Wien, im Februar 1915.

□□□

Dokumente der Menschlichkeit.

Es ist ein erfreuliches Suchen und ein förderndes Beginnen, den versöhnlichen Spuren des Verstehens in der Presse nachzugehen und zwischen Kriegsdepeschen und bitteren Anklagen immer wieder auf Berichte über solche Tatsachen zu stossen, welche Menschlichkeit und Gemeinsamkeit bekunden.

Unter dem Titel „Deutsch-französische Ritterlichkeit" schreibt die „Volksstimme" Frankfurt a. M. (19. Juni) von einem Denkmal für dreitausend Tote, welches bei Sedan am 12. Juni im Beisein der deutschen Heeresleitung und unter offizieller Teilnahme der französischen Behörden eingeweiht worden ist. Die kurzen Inschriften an dem einfachen Obelisken sind in deutscher und französischer Sprache angebracht. Sie gelten den siebzehnhundert Franzosen sowohl, wie den dreizehnhundert Deutschen, die am 27. August bei den Kämpfen um den Maasübergang auf den Höhen von Noyers gefallen sind. Das Denkmal bekundet eine schöne Gemeinsamkeit zur würdigen Ehrung der Toten.

Man hat der Kirche vielfach den Vorwurf gemacht, dass ihr Dogma der Menschlichkeit und Nächstenliebe im Kriege versagt, und es wurde vergleichend des Altertums gedacht, da die Tempel zu Kriegszeiten geschlossen waren. Ein Hirtenbrief des Kardinals Hartmann von der Kölner Erzdiözese atmet einen durchaus versöhnlichen Ton, da wo es heisst: „Wahrhaftig, die Not ist gross geworden auf Erden in diesen furchtbaren Kriegswirren, auch unsere Not trotz aller Waffenerfolge unserer tapferen Heere und trotz all unserer Zuversicht auf endgültigen Sieg. Es erschüttert uns im innersten unserer Seele, wenn wir der Opfer gedenken, der Verwüstungen und Verheerungen, der Lasten, Sorgen und Tränen, die dieser Krieg schon gefordert hat und anscheinend noch weiter fordern wird, daheim in unserem Vaterlande und bei unseren treuen Verbündeten, aber auch bei unseren Feinden."

E. Ragazzoni erzählt in der „Stampa“ aus den seelischen Eindrücken französischer Soldaten im Kampfe: Wenn man zum erstenmal ins Feuer kommt, hat man keine klare Vorstellung von den Dingen. Man handelt und kämpft wie in einem Traum, man hat den Begriff für Ort und Zeit verloren und fühlt sich nur noch als Teil eines ungeheuerlichen Ganzen, das sich krampft und windet. Es ist wie ein Ausschalten des Empfindungslebens. Und später, wenn man sich wieder zurückfindet, meint man, man sei in einem Käfig gewesen, aus dem man verzweiflungsvoll und vergeblich einen Ausgang gesucht hatte. Es ist nicht wahr, dass man niemals Angst hat, doch der Tod verliert durch seine Nähe von seinem Schrecken. Viele Soldaten empfinden einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen, ihr Bajonett zu gebrauchen und sich mit diesem Messer gegen einen lebenden Menschen zu stürzen. Sie vermögen nicht es zu tun.

„L'Action française“, Paris, bringt am 12. Juni 1915 die nachstehende Schilderung:

Vor einer Befestigung, deren Besatzung nach der Schlacht eine ehrenvolle Erwähnung erfuhr, liegen Leichen ausgestreckt und einige Verwundete im Sterben.

In der Nacht, während ich mit einigen Leuten an Schutzvorrichtungen arbeite, hören wir schwache Rufe:

„Kamerad! Kamerad!“

Wir antworteten in der Meinung, es sei ein Deutscher, der sich ergibt. Die Rufe wiederholen sich. Wir denken an einen Verrat und jeder nimmt seinen Kampfplatz ein. Plötzlich (wahrscheinlich war es ein Offizier) ruft es in reinem Französisch:

„Camarades Français!“

„Was gibt es?“

„Ein Verwundeter liegt bei euch!“

„Nein!“

„Ja, vor dem Schützengraben.“

„Wir haben soeben einen Rundgang gemacht und nur Tote gefunden.“

„Es ist doch ein Verwundeter, welcher ruft, können wir ihn suchen gehn?“

„Nein!“

Und durch das Schweigen hört man von neuem:

„Kamerad! Kamerad!“

Der deutsche Offizier, sehr höflich, von neuem:

„Französische Kameraden, können wir den Verwundeten suchen gehen?“

Ein unbeugsames „Nein!“ antwortet ihm. Ob sich hinter seiner Menschlichkeit und Beharrlichkeit nicht eine Falle verbirgt?

„Nun denn“, ruft der Deutsche wieder, „geht ihr selbst ihn suchen, wir werden nicht schiessen!“

Darf man dem Wort eines Deutschen glauben, nach all dem, was sie getan haben?

Wir zögerten nicht lange. Ein Mann aus Lille sprang vor und sagte:

„Wohlan, ich gehe ihn holen!“

Da ich neben ihm stand, benachrichtigte ich den Leutnant:

„Ich begleite ihn!“

Mein Eskadronchef folgt uns mit einigen Pionieren. Der Verwundete rief: „Kamerad! Nicht kaputt!“

Man beruhigte ihn über unsere Absichten, und da er eine Hüfte zerschmettert hatte, trugen wir ihn in unsere Reihen, wobei er trotz seiner Schmerzen in allen Tonarten wiederholt:

„Gut Kamerad!“

Es war ein junger Mann, kaum achtzehn Jahre alt, vom 205. Infanterieregiment.

Ich rief dem feindlichen Schützengraben zu:

„Wir haben einen Verwundeten aufgenommen; sind noch andere da?“

„Ja, zwanzig Meter weiter rechts!“

Wir sehen uns um.

„Es sind keine da, wir sehen nur Tote!“

„Wartet! man wird euch leuchten.“

Einige Worte auf Deutsch, welche wir nicht verstehen konnten.

Wird man uns schlechtweg niederknallen?

Plötzlich zwei prächtige Raketen. Man sieht wie am hellen Tag. Wir sind ein halbes Dutzend Marinesoldaten und stehen auf der Strasse zwanzig Meter von den deutschen Schützengräben entfernt. Jenseits der Drahtverhaue ein Offizier und Mannschaft. Hinter der Brustwehr spitze Helme und Mützen.

Alles bleibt ruhig. Wir halten gute Umschau.

„Nichts! Hier sind nur Leichen. Wir gehen zurück, geht ihr auch zurück!“

„Merçi, camarades Français!“ ruft der Offizier und seine Leute wiederholen den Ruf des Vorgesetzten.

Sobald wir hinter der Schutzwehr sind, gibt unser Leutnant ein lautes Kommando, dass man es auf sechzig Meter drüben hören kann.

In die Luft . . . . (Aux étoiles) Feuer!

Von drüben ein neues: „Merci, camarades!“ als Antwort auf unsere Salve, und alles fällt ins Stillschweigen der Nacht zurück; die Todesarbeit kann wieder ihren Gang gehen. Aber in dieser Nacht war kein Flintenschuss um unsere Stellungen zu hören.

„Le Démocrate“, Delémont, bringt am 15. Juni eine Schilderung, aus der wir einige Stellen entnehmen:

„Der Krieg hat Heldinnen hervorgebracht, deren Name sich einst einprägen wird, wenn dieser Krieg vorbei und seine Folgen übersehbar sein werden. Wir denken an jene „dames de la France“, deren Hingabe jeden Tag, jede Nacht, zu jeder Stunde ohnegleichen ist. Und wir denken besonders an jene Frau, welche mit Kraft und Einsatz der ganzen Persönlichkeit die deutschen Verwundeten pflegt und die Lider der Sterbenden schliesst. In den Abendstunden opfert sie von ihrer wohlverdienten Ruhe, um einer angsterfüllten Mutter, einer weinenden Gattin im Feindesland zu schreiben. Ihr eigener Gatte fiel in diesem schrecklichen Kriege; vielleicht von der Hand

eines der Verwundeten, deren Heilung und Rettung sie sich widmet. Aber diese Französin weiss nichts von Hass. Sie ist voll frommer Dankbarkeit gegen jenen deutschen Arzt, welcher ihr mit wundervollem Zartgefühl und so überaus herzlich geschrieben hat, da er ihr den Tod ihres Gatten melden musste. Diese heldenhafte Frau weiss, dass ihr Mann mit dem Aufwand äusserster Sorgfalt gepflegt wurde, und dass er in feindlichem Lande mit den militärischen Ehren begraben wurde nach seinem Heldentod. Nun schreibt sie den angstvoll bewegten deutschen Frauen aus Dankbarkeit, aus christlicher Nächstenliebe und gibt ihnen ersehnte Nachricht. Sie schreibt von Genesung und von letzten Stunden. Von letzten Worten, die ihr anvertraut wurden und die immer und immer wieder der Heimat und den Lieben gelten. Sie wiederholt in ihren Briefen diese letzten Worte und weiht sie damit zu einem Gebet.

Möge ihre Zahl gross sein, die Zahl solcher Frauen in allen Ländern, deren Herzen frei von Hass sind und nur vom Wohltun wissen. Vom Wohltun, das alles kann, das alles erträgt."

Wir haben auch von Seite der Regierungen und Staatsmänner Äusserungen und Handlungen zu verzeichnen, welche von Menschlichkeit diktiert sind:

In Bryans Aufruf an das amerikanische Volk heisst es: „Es handelt sich hier in Wirklichkeit um die Wahl zwischen zwei Systemen. Unter den Einflüssen, deren sich die Regierungen bei ihren Beziehungen untereinander bedienen, nehmen zwei die vorherrschende Stellung ein und sind einander entgegengesetzt: Nämlich Gewalt und Überredung. Die Gewalt tritt bestimmt auf und handelt durch ein Ultimatum. Die Überredung wendet Beweisführung an, fordert zu Untersuchungen auf und stützt sich auf Verhandlungen. Die Gewalt stellt ein altes System dar, die Überredung ein neues, das die allgemeine Brüderlichkeit zum Ziele hat . . . Eine Nation muss die Welt aus der dunklen Kriegsnacht herausführen in das Licht des Tages,

wo die Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden. Warum sollen wir uns dieser ehrenvollen Aufgabe nicht eines Tages unterziehen, warum nicht gleich jetzt? Die Nationen werden einsehen, dass ein dauernder Friede nicht auf Furcht aufgebaut werden kann!"

Der Berner „Bund" schreibt über eine Verständigung zwischen Deutschland und Italien betreffend die Behandlung der beiderseitigen Staatsangehörigen und ihr Eigentum während des Kriegszustandes. Es ist demnach den Deutschen in Italien und den Italienern in Deutschland der Schutz ihrer Person und ihres Eigentums nach Massgabe der in beiden Staaten bestehenden Gesetze und Rechtsgrundsätze gewährleistet. Sie dürfen sich frei aufhalten und das Land verlassen und verbleiben im Genuss ihrer Privatrechte mit der Befugnis, diese gerichtlich geltend zu machen. Ausgenommen sind nur aktive und verabschiedete Offiziere, ferner solche Personen, welche wegen gemeiner Verbrechen verfolgt und verurteilt sind. Patente und sonstige Schutzrechte bleiben bestehen.

Wolffs Telegraphisches Bureau berichtet aus Berlin am 15. Juni: Nach einer Mitteilung des hiesigen amerikanischen Botschafters hat die grossbritannische Regierung dem amerikanischen Botschafter in London erklärt, dass die geretteten Besatzungen der deutschen Unterseeboote 8, 12 und 14 in die allgemeinen Kriegsgefangenenlager überführt werden und dort die genau gleiche Behandlung wie andere Kriegsgefangene erfahren sollen. Hierauf hat die deutsche Regierung unverzüglich angeordnet, dass diejenigen britischen Offiziere, die zur Vergeltung für die bisherige Behandlung der deutschen Unterseebootsbesatzungen in Offiziersgefangenenanstalten verbracht worden waren, alsbald in die Kriegsgefangenenlager zurückgeführt und daselbst wieder in gleicher Weise wie die übrigen kriegsgefangenen Offiziere behandelt werden.

Die würdige Behandlung der Gefangenen und die gewissenhafte Pflege der Verwundeten bilden selbst während

der Kriegszeit eine Art Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den kriegführenden Völkern. Bei Wiedereintritt des Friedens kann die Dankbarkeit des mit aller Menschlichkeit und mit ärztlichem Können behandelten Gegners und seine sonstigen Erinnerungen an Beobachtungen im Feindesland erste wertvolle Keime zur Wiederanknüpfung bergen. Was sie zu Hause einst erzählen werden, kann in kleinsten Anfängen wieder bauen, wo jetzt alles zerstört liegt. Aber jetzt während des Krieges horcht mit klopfendem Herzen über die feindlichen Grenzen hinüber Jeder nach den Seinigen, nach ihren Nachrichten und nach dem Wissen von ihrem Ergehen, und so kann es gar nicht anders sein, als dass sich Fürsorge regt und betätigt und hinüber und herüber Kunde davon gelangt.

In allen Ländern hat sich diese Hilfe organisiert, so in Deutschland als „Ausschuss für Rat und Hilfe in staats- und völkerrechtlichen Angelegenheiten für In- und Ausländer.“ Die Geschäftsstelle in Frankfurt a. M. hat neuerdings ein Album herausgegeben, welches Abbildungen aus Gefangenenlagern enthält.

Die Bilder zeigen die Einrichtung dieser Lager und versuchen das allgemeine Treiben im Gefangenenlager wiederzugeben. Der Text ist deutsch und französisch und enthält Angaben über Beschäftigung und Ernährung, Brief- und Postverkehr, sowie statistische Angaben, welche eine allgemeine Beurteilung gestatten. Die klaren Bilder machen es möglich, die einzelnen Personen gut zu erkennen.

Eine ähnliche Unternehmung in England nennt sich: Emergency Committee for the Assistance of Germans, Austrians and Hungarians in Distress.

Dieselbe setzte schon zwei Tage nach Ausbruch des Krieges mit ihrer Tätigkeit ein und hat in Hunderten von Fällen feindlichen Ausländern in England Hilfe geleistet.

Die „Hilfe“, Nr. 18, 1915:

Die belgischen Gefangenen in Soltau sollen sich eine Universität gegründet haben, der nur die medizinische Fakultät aus Mangel an Dozenten fehlt. Jedenfalls ein Beweis für ihre geistige Energie.

„Times“, 19. Juni 1915:

Der Vorstand des „Victoria College“ hat mit acht gegen zwei Stimmen abgelehnt, einen nicht naturalisierten deutschen Professor zu entlassen. Die grosse Mehrheit der Professoren und Studenten trat für die Beibehaltung des Professors ein.

Wir begegnen in Wiener Blättern zahlreichen Inseraten, in welchen Franzosen, Engländer und Russen Sprachunterricht anbieten und so öffentlich ihre feindliche Nationalität bekunden, was sicher darauf schliessen lässt, dass sie sich damit einer Behelligung nicht aussetzen. So heisst es da:

London Lady (Diplom) gibt Stunden. L. Balman, VI. Bez., Gumpendorferstrasse 5, Th. 14.

Franzose und Französin erteilen franz. Unterricht. VIII, Lerchengasse 10.

Pariserin unterrichtet französisch, I Riemergasse 10, Th. 7.

Eine Irländerin, in England erzogen, gibt Stunden. Zuschriften unter Miss Morris.

Geborene Engländerin lehrt ihre Muttersprache in kürzester Zeit. L. 8. B., Strozzig. 17.

Und solche Inserate erscheinen täglich.

Die „Neue Rheinfelder Zeitung“ bringt Kriegsbilder von der Grenze. Sie schildert am 5. Juni Eindrücke eines in Konstanz zum Austausch bereiten Transportes von französischen Kriegsinvaliden. Es wird gesagt, dass diese Invaliden eine Behandlung voll Schonung und Menschlichkeit erfahren und es wird vom Begräbnis eines französischen Offiziers erzählt und wie er mit militärischen Ehren bestattet wurde.

Die „Hilfe“, 22. Juni 1915:

Aus dem Programm eines Wochenkonzerts in Noyon. Mitwirkende: Professor Rivière, Sergeant Bonhoff, Musikmeister Günzel. Der Vortrag des Franzosen aus einer selbst komponierten Orgelphantasie war von starker Wirkung.

Wir entnehmen dem „Vorwärts“ vom 1. Juni 1915, dass die Polizei in Halle eine Aufführung in letzter Stunde untersagt hat, weil ein Mitwirkender dem feindlichen Auslande angehörte. Dieser engen Auffassung stehen zahlreiche Fälle gegenüber, welche von vornehmer Duldung Zeugnis ablegen. Auch das Gericht fällt seine Sprüche, ohne sich vom Hass gegen das Ausland beirren zu lassen. So schützte es die Ansprüche von italienischen Musikern auf Grund einer ungerechtfertigten Kündigung, welche unter dem Vorwand erfolgt war, dass in dem betreffenden Lokal viele Offiziere verkehren, denen man nicht zumuten könne, sich jetzt von Italienern etwas vorspielen zu lassen. Das Gericht hat den Italienern eine Entschädigung von 700 Mk. zugesprochen.

Die „Volksstimme“, Frankfurt a. M., 8. Juni 1915 schreibt betreffend Italien: „Um so höher müssen wir das Verdienst derer einschätzen, die mutig dem Ansturm der Kriegshetzer bis zum letzten Augenblick getrotzt haben und wir dürfen es nicht missverstehen, wenn Anhänger der Neutralität, nachdem der Krieg von der verantwortlichen Stelle beschlossen war, die nationale Pflicht der Unterordnung und des Gehorsams übten und ihre Kräfte dem Krieg zur Verfügung stellten. Das gebietet die Disziplin jedem Staatsbürger in Italien so gut wie bei uns.“

Wir lesen im „Avanti“ vom 8. Juni einen Artikel, der sich betitelt: „Gegen die Blindheit des internationalen Hasses“. Der Artikel ist leider von der „Weissheit“ der Zensur stark durchsetzt, wie überhaupt dieses tapfere

Blatt schwer zu kämpfen hat, um in jetzigen Zeiten durchzuhalten. Aus den verbleibenden Resten des erwähnten Artikels ist immerhin noch zu lesen, dass die Schürung des Hasses zwischen den Völkern das Kriegsziel nicht fördert und dem beschimpften Land weniger Schaden zufügt, als dem eigenen Volk, dem man mit solchen seelischen Vergiftungen einen schlechten Dienst erweist.

Wir schliessen unsere heutige Auslese mit der herzlichen Bitte an Leser aus allen Ländern, uns aus ihren Quellen solches Material zur Verfügung zu stellen, welches menschliche und versöhnende Momente enthält. Für diese wertvolle Art der Mitarbeit sprechen wir zum voraus unsern besten Dank aus.

□□□

Die Tätigkeit einer internationalen Institution während des Krieges.

von Dr. R. HERCOD, Lausanne.

Die zahlreichen organisierten Alkoholgegner in aller Herren Ländern unterhalten lebhafte Beziehungen zueinander. Alle zwei Jahre halten sie bis jetzt einen stark besuchten Internationalen Kongress gegen den Alkoholismus ab. Mehrere wichtige Vereine haben eine internationale Organisation: die Guttempler (I. O. G. T.) mit mehr als 600,000 Mitgliedern, das Blaue Kreuz (100,000 Mitglieder), der christliche Weltbund abstinenter Frauen (500,000 Mitglieder), der Neutrale Guttempler-Orden, die abstinenten Eisenbahner, die abstinenten Lehrer u. a. m. Regelmässige und häufige Besuche zwischen den Mitgliedern dieser Vereinigungen haben herzliche, ja selbst freundschaftliche Bande zwischen den Mitgliedern, zwischen Männern aus allen Staaten und Vertretern aller politischen Richtungen geschaffen.

Neben diesen Vereinen hat das unter meiner Leitung stehende Internationale Bureau zur Bekämpfung des Alkoholismus in Lausanne, in dem ungefähr zwanzig Länder vertreten sind, den Zweck, die internationale Bewegung gegen den Alkoholismus so zu verfolgen, dass ein Land aus den Erfahrungen des andern sofort Nutzen ziehen kann; das Bureau erteilt Auskünfte, unterhält eine, jedem zugängliche Bibliothek der Alkoholfrage, und veröffentlicht ein internationales Jahrbuch des Alkoholgegners.

Mit dem Ausbruch des Krieges ist unser friedliches Werk jäh unterbrochen worden. Was tun? — Wir haben den Mut nicht verloren und uns als Ziel gesetzt, die Verbindung zwischen den Alkoholgegnern der kriegführenden Länder, so gut es angeht, aufrechtzuerhalten, um die Wiederaufnahme der gewohnten Arbeit nach dem Kriege wieder zu ermöglichen. Es schien uns am besten, allen kriegführenden Alkoholgegnern zu zeigen, dass sie in unserm Bureau eine völlig neutrale Institution besitzen, die sich zur Verfügung A l l e r , auch während des Krieges, stellt.

In einem Rundschreiben an unsere Vereine in den verschiedenen Ländern haben wir ihnen unsere Dienste angeboten. Wir erklärten uns bereit, Briefe und Zeitungen zwischen den kriegführenden Alkoholgegnern zu vermitteln, Auskunft nach vermissten Soldaten und Zivilpersonen einzuziehen, Büchersendungen an Kriegsgefangene zu übernehmen. Unsere Dienste sind reichlich in Anspruch genommen worden. Viele unserer Mitarbeiter wünschen trotz des Krieges die Verbindung mit den bisherigen Freunden und Gesinnungsgenossen aufrecht zu erhalten und bitten uns, ihre Briefe an sie weiter zu befördern. Viele, die Verwandte oder Freunde vermissen, und sie in feindlicher Gefangenschaft vermuten, haben sich an uns gewendet, und es ist uns in mehreren Fällen gelungen, unseren Korrespondenten Gewissheit zu verschaffen. Unsere Mitarbeiter in Friedenszeiten haben keine Mühe gescheut, um uns in diesem Liebeswerke zu

helfen, selbst wenn sie dabei einige Gefahr gewärtigen mussten, so ein französischer höherer Offizier, der Unannehmlichkeiten hatte, weil er sich auf unsere Bitte eines deutschen Gefangenen annahm. Selbstverständlich bemühen wir uns nicht nur um die Alkoholgegner, sondern um jeden der Bedauernswerten. So haben wir u. a. wegen eines in Russland internierten österreichischen Brauers mit besonderer Freude die nötigen Schritte getan.

In ähnlicher Weise sind verschiedene Abstinentengruppen in ihrem eigenen Lande vorgegangen: die englischen Guttempler besuchen und beschenken die in England gefangenen deutschen Guttempler regelmässig, während sich die deutschen Guttempler der russischen Gefangenen in Deutschland annehmen.

Die Alkoholfrage hat in diesem Kriege viel von sich reden gemacht: wir denken an das Absinthverbot in Frankreich, das Branntweinverbot in Russland, die alkoholfreie Mobilmachung in Deutschland usw.

Auf diesem Gebiete wie auf den andern hat die Presse des Gegners versucht, die vom Feinde getroffenen Massnahmen ins Lächerliche zu ziehen. In vielen deutschen Zeitungen bekam man zu lesen, dass das russische Branntweinverbot eine Heuchelei und das Absinthverbot in Frankreich ein Blendwerk sei. Wer gewisse französische Zeitungen liest, muss dann wieder das deutsche Heer für eine Horde von Trunkenbolden halten. Wir haben uns bemüht, auf diesem unserm Fachgebiet falsche Informationen zu berichtigen, nicht nur in den alkoholgegnerischen Zeitschriften, sondern hie und da auch in den Tageszeitungen. Diese Arbeit scheint nicht umsonst gewesen zu sein.

Von der Überzeugung ausgehend, dass die neutralen Länder nach dem offiziellen Friedensschluss eine wichtige Aufgabe als Bindeglied zwischen den jetzigen Feinden zu erfüllen haben, richteten wir wiederholt an die Alkoholgegner der neutralen Länder die Bitte, sie möchten alles vermeiden, was die Gesinnungsfreunde in den kriegführenden Ländern verletzen könnte, und sich in dem Ausdruck

ihrer Sympathien für die eine oder andere Partei eine gewisse Zurückhaltung auferlegen. Sie sollten dessen eingedenk sein, dass sie nach dem Kriege die gegebenen Friedensstifter sein werden. Unser Aufruf ist willig aufgenommen worden und der Ton unserer Zeitschriften wirkt in dieser von Hass erfüllten Zeit wohltuend.

Dies ist das wenige, das wir tun konnten, unsere Friedensarbeit konnte sich nur in sehr bescheidenen Grenzen bewegen. Wir haben aber immerhin die Überzeugung gewonnen, dass es nicht allzu schwierig sein wird, zwischen den Alkoholgegnern der verschiedenen Nationen wieder normale Beziehungen herzustellen. Wir denken sogar jetzt schon an eine freie internationale Zusammenkunft in der Schweiz bald nach Einstellung der Feindseligkeiten. Wenn es uns gelingt, unsere jetzt getrennten Mitkämpfer zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen, so begrüssen wir es nicht nur im Interesse der Bewegung gegen den Alkohol, sondern in den noch höheren Interessen des Völkerfriedens.

□□□

Aus Büchern und Flugschriften.

Englands Demokratie und der Krieg. *Russell, B.:* Der Krieg ein Kind der Furcht. — *Angell, N.:* Wird der Krieg deutschem Militarismus ein Ende machen? *Brailsford, H. N.:* Der Ursprung des grossen Krieges. (Deutsche Übersetzung von Felix Beran, Verlag Rascher & Cie., Zürich 1915.)

Es war ein glücklicher Gedanke, der durchaus auch der Tendenz dieser Zeitschrift entspricht, englische Broschüren, die in dieser Zeit des Kriegswahnsinnes für den gesunden Menschenverstand Zeugnis ablegen, dem weiteren deutschen Publikum durch Übersetzung zugänglich zu machen. Denn es ist gut, wenn man im Auslande weiss, dass derartige Broschüren in England nicht nur geschrieben, sondern auch verbreitet werden können, und mag immerhin die eine oder die andere Voraussetzung, von der die Autoren ausgehen, den ausländischen Leser, der sein eigenes Land besser zu kennen glaubt, sonderbar berühren, so kann und darf man nicht leugnen, dass die *Russell* und *N. Angell* und *Brailsford* sich mutig und ehrlich bemühen, objektiv zu sein, und wenn man hie und da doch auf ein Vorurteil zu stossen meint, so kann man dem Übersetzer nicht unrecht geben, der einleitend bemerkt, „dass manches Zugeständnis, welches der landläufigen oder der offiziellen englischen Auffassung gegenüber zum Ausdruck kommt, die Verbreitung dieser Schriften in England und ihr Eindringen auf massgebende Kreise wirkungsvoll fördert."

Schon die Anerkennung in Russells Broschüre ist wertvoll, dass „in jedem Krieg jede Partei glaubt, unverschuldetem Angriff Wiederstand zu leisten" und der Schluss, der sich aus der „Feststellung des Falles, wie es sich dem Durchschnittsbürger des betreffenden Landes darstellt", ergibt, dass ein jeder von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt ist. Für Deutschland ist der Krieg „eine Verteidigung, der Versuch, Mitteleuropa einer solchen Art Zivilisation zu erhalten, welche zweifellos höher und von grösserem Wert für die Menschheit ist, als die irgendeines Slavenreiches"; „das Weissbuch zeigt zwingend, dass die Deutschen und Österreicher den Krieg mit Russland nicht erwartet hatten." Andererseits wird auch nicht verschwiegen, dass „Grey ausdrücklich festgestellt hatte, dass, käme es auch nicht zur Verletzung Belgiens, er dennoch keine Neutralität zusichern kann"; nicht der Einfall in Belgien, sondern die Furcht vor Deutschland und seiner Marine waren für England das Kriegsmotiv. Aus den tatsächlichen Feststellungen ergeben sich die Forderungen des Aufhörens der geheimen Diplomatie und der Politik strengster Nichtintervention; deshalb „Vermeidung von Bündnissen, welche nominell dazu dienen sollen, das Mächtegleichgewicht zu erhalten" und „Enthaltung von der reizvollen Palmerston-Pose eines Champions des Rechts gegen die Unterdrückung!"

Formell und sachlich schliesst hier die Broschüre von Norman Angell an, der seine in dem berühmten Buche „Die falsche Rechnung" begründeten Anschauungen an dem speziellen Falle des

heutigen Weltkrieges erläutert. Immer wieder kommt er bei der Besprechung des Kriegszieles darauf zurück, dass die bekannte Phrase von der Zerschmetterung Deutschlands oder von der Vernichtung des deutschen Militarismus eben nichts anderes ist, als sinnlose Phrase. Denn eine Störung der deutschen Einheit, eine Eroberung deutschen Landes würde naturgemäss nur dahin führen, dass die Deutschen, die doch nicht aus der Welt geschafft werden können, erst recht militärisch rüsten würden, vollends aber diejenigen Staaten, welche sich auf solche Weise einen unrechtmässigen Erwerb errungen und ihn nun zum Schaden der Demokratie behaupten wollten. „Es wird kein Frieden in Europa sein, ehe die Deutschen zur Überzeugung gelangen, dass Russland, Frankreich und England nicht wünschen und nicht beabsichtigen, in das deutsche Vaterland einzudringen. Die Frage ist: Wie sollen wir sie davon überzeugen? Einige von uns sagen: indem wir ihr Vaterland zerstücken. Wird sie das überzeugen, dass sie nicht bedroht sind und nicht nötig haben, ihre Rüstungen zu erneuern?"

Angell, aber noch viel entschiedener Brailsford betont die grosse Gefahr, die von Russland droht. Dieser sieht in dem grossen Kriege den „Krieg um die Herrschaft des Ostens." England hat im eigensten Interesse keinen Grund, „eine Welt zu wünschen, in welcher die Machtfrage gewaltig nach der Seite dieses gewissenlosen und unberechenbaren Kaisereiches (Russlands) gezogen wird." „Wie viele unter uns," ruft Brailsford den Engländern zu, „hoch oder niedrig, wagen es eine entschiedene Meinung zu formen, ob Bosnien schliesslich glücklicher wäre unter der eingeborenen, aber unduldsamen und halbzivilisierten Herrschaft der Serben oder unter der fremdländischen, aber vergleichsweise zivilisierten Herrschaft Österreichs? Wieviele von uns würden es wagen, die Fragen einzeln zu beantworten, ob Polen und Ruthenen und Slovaken glücklicher wären, wenn sie von österreichischer Herrschaft unter russische Herrschaft kämen? Wir haben über diese Fragen nicht einmal Meinungen ausgetauscht, aber unsere Waffen helfen sie zu entscheiden. Unsere Flotte in der Nordsee, unsere Armee in Frankreich wird vielleicht für den Zar Millionen neuer Untertanen liefern und für den üblichen Vorgang gewaltsamer Russifizierung zahllose Opfer. Sie werden von einer höheren zu einer niedrigeren Zivilisation kommen, von einem allgemein duldsamen und angepasst freiheitlichen System zu einem, welches den Begriff von Duldsamkeit noch nicht einmal zu verstehen begonnen hat und dessen Antwort auf Liberalismus der Zensor, das Gefängnis und das wahrhafte russische Pogrom ist." —

Habe ich im wesentlichen nur hervorgehoben, was dem Deutschen selbstverständlich, den Chauvinisten in den Dreiverbandsstaaten aber unerhört erscheinen mag, so geschah es, um den Mut und die Objektivität der Männer zu beleuchten, die sich um das Banner der Demokratie-Kontrolle geschart haben. Mag es Meinungsdifferenzen in kleinen und auch in grossen Dingen zwischen ihnen und den ehrlichen Männern im neutralen Lande

und bei den anderen kriegführenden Nationen geben — sie erbringen den Beweis, dass es trotz allem noch eine Plattform gibt, auf der man sich begegnen kann. Und trotz allem ist das ein Trost für die Zukunft. *Ludo M. Hartmann.*

James Bryce (Viscount Bryce). *Neutrale Völker und der Krieg.* Lausanne, Payot et Cie. 10 Cts.

Wenn der Verfasser des "American Commonwealth" spricht, horcht jeder auf, dessen Horizont nicht an der Zollgrenze seines Vaterlandes aufhört. Das Schriftchen ist ein Plaidoyer für die Kulturbedeutung der kleinen Staaten, wobei die Schweiz und Holland in besonders sympathischer Weise hervorgehoben werden, und gegen die Theorien Treitschkes und Bernhardis. Sein Ergebnis liegt in dem Satze: „Der Fortschitt der Welt vollzieht sich nicht, wie die Schule Bernhardis annimmt, ausschliesslich oder selbst hauptsächlich durch Kämpfen. Er vollzieht sich hauptsächlich durch Denken und durch gegenseitiges Lehren und Lernen, durch ein fortgesetztes und unbewußtes Zusammenarbeiten aller ihrer kräftigen und feinsten Geister." „Nicht Bevölkerungszahl, nicht Gebietsumfang, nicht Reichtum, nicht Militärmacht" sind der Massstab der Geschichte für die wahre Grösse eines Volkes, sondern die Beispiele von erhabenem Charakter, die Ideale von unerschöpfter Fruchtbarkeit, die Leistungen in Wissenschaft und Kunst. Man wird freilich dem Vaterlande des grossen Historikers nicht nachsagen können, dass es in Bezug auf jene Aeusserlichkeiten der Macht zu kurz gekommen sei. *S. F.*

„J'accuse" von „Einem Deutschen". Payot & Co., Lausanne.

Wenn in die endlose graue Mauer kriegpatriotischer Einigkeit Fenster geschlagen werden, wenn die Einsicht für das Zuviel und das Zuwenig auf eigener Seite auflebt und nach Ausdruck sucht so ist das ein erfreuliches und wünschbares Beginnen.

Es muss ja einmal dazu kommen, dass auf dem Stoppelfeld uniformierten Denkens überragendes Gewächs wieder emportreibt und mutvoll seinen eigenen Schatten wirft.

Vom vorliegenden Buch ist zu sagen, dass es als erstes deutliches Zeugnis deutscher Selbstkritik die Öffentlichkeit erreicht. Leider muss hinzugefügt werden, dass absehend vom sensationellen Titel, von der Anonymität des Verfassers und von dem nur bedingt neutralen Verlag manche unentbehrliche Eigenschaft zur Erfreulichkeit fehlt. So die Kürze und echter Schmerz.

Es ist kein Zufall, dass die Kriegsliteratur Broschürenform annimmt. Die Ereignisse überholen sich. Es ist kaum Zeit zur Aufnahme, wenig Zeit zur Verarbeitung und gewiss keine Möglichkeit zu buchmässiger Einstellung. Und auch von Lesers Seite kann neben den Tagesnachrichten nur ein zurückgreifendes Überdenken, nicht ein kritisches Sichvertiefen erwartet werden, solange der Krieg mit seinen aufpeitschenden Geschehnissen und seinen grossen Ungewissheiten andauert. Und wohl noch geraume Zeit über den Krieg hinaus wird das so bleiben.

Wollte man die grosse Seitenzahl des Buches — über zwanzig Bogen — als Wille zur Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit gelten lassen, so stellt sich gleichwohl der Ton dem Leser hindernd entgegen.

Es soll zugegeben werden, dass man auch klaren Stellen von zwingender Logik begegnet und dass die Entsetzlichkeit des Krieges mit anfassender Wirklichkeit geschildert wird. Man gewinnt aber bald den Eindruck, als ob da mehr als ein Autor mitgearbeitet hat. Erst wurde gründlich und geschickt, doch auch voll hässlichen Eifers ganz wertvolles und sehr viel anderes Material zusammengetragen. Aus diesem Material hätte sich mit viel Kürzung und reichlicher Weglassung ein knapper Band formen lassen, der Wesentliches in beherzigender Form enthält. Gegenüber den englischen Flugheften der „Union of Democratic Control", ein Echo der Selbstkritik aus Deutschland, dem wirklichen Schmerz eines deutsch fühlenden und empfindenden Mannes entspringend, in wahren nicht leidlosen Tönen anklagend und mutvoll in die Zukunft weisend.

Statt dessen ist es ein breiter Brei von widrigen Redensarten, übertönt von aufreizenden Untertiteln, vermischt mit Zitaten und voll dozierender Lächerlichkeit, der dem überhäuften Material als Kitt beigefügt wurde. Es mag gleichgültig sein, dass Deutschlands Gegner dieses Buch missbrauchen und seine Missdeutungen noch weiter deuten und entstellen werden. Bedauerlich aber ist die Tatsache, dass hier keines Falls ein Werk geschaffen wurde, aus dem der Deutsche selbst Werte schöpfen kann. Tatsachen und offizielle Äusserungen erscheinen voll Willkür und Tendenz ineinandergeschoben und Wahrheiten vielfach schon durch ihre Einreihung entstellt. Die Methode der Quellenkritik ist durchaus parteiisch; deutsche Äusserungen werden möglichst ungünstig gedeutet, Kundgebungen aus dem anderen Lager dagegen regelmässig als Ausdruck engelhaft reiner Aufrichtigkeit gewertet. Die Selbstbespiegelung der angemassten Pose des Richters wirkt unter solchen Umständen besonders abstossend.

Die Besten der Nation, die überragenden Profile von Persönlichkeiten müssten solch schwieriger Arbeit ihr starkes Können geben. Nicht mit Behagen und Selbstgerechtigkeit des Verfassers in vernachlässigtem Sprachgewand und mit wülstigem Wortputz darf uns aus Deutschland das „mea culpa" ertönen, das jedes kriegführende Land früher oder später seiner Ehrlichkeit abringen wird. Ein Handreichen mit wehen Augen ob all dem Jammer, eine Gebärde voll herzlichen Verstehens muss es sein und ein versprechendes Wollen für alle Zeiten. — Noch heisst es geduldig darauf warten. *F. B...n.*

Der englische Gedanke in Deutschland. Ernst Müller-Holms. Verlag Ernst Reinhardt, München.

Der Verfasser bekämpft den imperialistischen Zug, den er an deutscher Regierungsweise und Kolonialpolitik erkennt. Er

geht in seinen Folgerungen nicht sehr weit und macht vielfach Konzessionen auf Kosten seiner nonimperialistischen Tendenz, auch gefällt er sich im steten Hinweis darauf, dass Imperialismus ein englisches Produkt sei.

Es ist interessant, dieser Auffassung diejenige der zahlreichen englischen Flughefte gegenüber zu stellen, welche von „Prussianismus" sprechen. Selbsterkenntnis scheint hier wie dort mit der Erkenntnis beim bösen Nachbarn einzusetzen.

Es darf aber anerkannt werden, dass bei aller Begrenzung Mut dazu gehört, in kriegführenden Ländern den geltenden politischen Dogmen entgegenzutreten.

Es wird in ausführlicher Darlegung darauf hingewiesen, dass kleine Länder, der Verfasser nennt Skandinavien und die Schweiz, allgemeinen Wohlstand, gründliche Schulbildung, ethische Kultur und sittliche Zustände aufweisen. Ohne nennenswerte Kolonien, ohne bedeutende Auswanderung, ohne dass sie in der grossen Politik eine Rolle beanspruchen, ohne dass sie überall im fernsten Osten ihre Hände im Spiel haben, sind diese kleinen mit einem nichts weniger als fruchtbaren Boden ausgestatteten Länder in einem unaufhörlichen gesunden Fortschreiten auf allen Gebieten des materiellen und geistigen Lebens begriffen. Sie vermögen nicht nur zu gedeihen, sondern auch Kultureinflüsse auszuüben. Als Gegenstück wird Portugal genannt, dessen Besitz an Kolonien seinen Verfall nicht aufzuhalten vermochte.

Der Verfasser nennt die heutige Kolonialpolitik eine Art Atavismus, indem sich diese auf Zustände gründet, welche in vergangenen Zeiten mit dem Besitz von Kolonien eine Monopolstellung verbanden. Die Ausgestaltung der Landwirtschaft in der eigenen Heimat ist die jeder andern überlegene Art des Kolonisierens.

Kolonien, welche dem Mutterlande ferne liegen und wesentlich abweichende klimatische Verhältnisse aufweisen, sind mehr Last als Besitz. Im besten Falle werden sie sich als selbständige Gebiete ablösen, welche nur durch Sprache und Pietät der Heimat verbunden bleiben. Der Gewinn, den eine Kolonie an Bereicherung von Einzelpersonen mit sich bringt, ist vom nationalen Gesichtspunkt kein Gegenwert für die Opfer an politischem Einsatz und an Menschenleben, wie sie der Erwerb und die Erhaltung von auswärtigem Gebietsbesitz beansprucht.

Der Verfasser verspricht sich von einer Saisoneinstellung der Industrie in Wechselwirkung mit der von der Jahreszeit abhängigen Feldarbeit einen Gewinn für den Ackerbau und auch für die Arbeiterschaft, die während des Winters in den Fabriken, und in den geeigneten Monaten auf dem Felde tätig sein kann.

Wir haben es hier mit einem ehrlichen Wollen zu tun, das der Ausdehnungspolitik und der Kolonialsucht entgegentritt und sich erkennbar abhebt von den vielen lärmenden Ergüssen, die jetzt aus kriegführenden Landen kommen. *F. B...n.*

Denkschrift über die Grundlagen eines dauerhaften Friedensvertrages. W. Trösch, Olten 1915.

Die vorliegende Denkschrift des Schweizerischen Komitees zum Studium der Grundlagen eines dauerhaften Friedensvertrages wird in grosser Umsicht den Gesichtspunkten gerecht, welche beim Überlegen dieser überaus fernen und hindernisreichen Aufgabenlösung zur Erwägung stehen. Die Inhaltsangaben und die zahlreichen, neben den Text gedruckten Untertitel, bringen an sich schon Denkanregung in reichem Masse. Dazu kommt noch die überaus vollzählige Dokumentierung, wie sie in zahlreichen Hinweisen und Fussnoten gebracht wird. Vor allem aus England, Holland, Deutschland und der Schweiz. Es erhellt daraus, welcher Reichtum an Denkkraft sich gerade jetzt während des Krieges der Idee eines dauerhaften Friedens dienstbar machen will. Die Anregung des Heftchens liegt vor allem in dieser Überschau über das schon Gebrachte in diesem Hinweis auf das was erstrebt werden soll und auf die Möglichkeiten zur Erreichung des Zieles, welche in Betracht kommen können. *F. B...n.*

E. J. Bekker. *Das Völkerrecht der Zukunft.* Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 5. Juni 1915. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

In knapper Form skizziert Geheimrat Bekker die Entstehung von Recht und Staat aus Verbänden, den Charakter des Völkerrechtes als eines bloss relativen Rechtes und die Hoffnung auf höhere Staatensysteme, die, allerdings erst nach Jahrtausenden eines inneren Reifeprozesses, das wahre Völkerrecht der Zukunft beginnen sollen. Eine feine und klare, anregende und verdienstliche Arbeit. Leider wird auf diesen 23 S. auch noch ganz im Vorübergehen über die große Frage nach der Verteilung der Schuld in diesem Kriege, ex cathedra, in Aussprüchen entschieden, die sich weder durch Tiefe noch durch Originalität von irgendeinem vaterländischen Morgen- und Abendblatt abheben. Wozu ?....

S. F.

Kriegsgegner in England. Nach englischen Quellen dargestellt von ***. München bei G. Birk & Co. (63 SS., Preis 50 Pfg.)

In dieser Schrift wird der verdienstliche Versuch gemacht, dem deutschen Volke einen Überblick über die englischen Kriegsgegner zu bieten. Sind diese mutigen Männer auch in England derzeit bei den Massen so unpopulär wie die Führer der Pro-Boeren-Partei im Anfange des Krieges, so dürften sie, genau so wie diese, in dem Masse als die Leiden des Krieges und sein Verlauf die Ernüchterung erzeugen werden, als die einsichtsvollsten und unerschrockensten Patrioten zur Geltung kommen. Ihre Äusserungen wurden in Form von 17 gut übersetzten Zeitungsartikeln und 3 Programmen vorgeführt; sie reichen leider nur bis Dez. 1914. Einige führende Kriegsgegner sind unsern Lesern schon in den bisherigen Nummern unserer Zeitschrift näher getreten; auch die Namen der anderen dürften ihnen bald vertraut werden.

S. F.

□□□

Zehn Jahre geheimer Diplomatie.

Von E. D. MOREL, Sekretär der „Union of Democratic Control“.

Das wahre *J'accuse* unserer Zeit ist E. D. Morels „Ten Years of Secret Diplomacy“*). Denn in diesem Buch richtet Morel, wie einst Zola, mit Einsatz seines vollen Namens, seiner Person, seiner Popularität, schwere Anklagen gegen die Mächtigsten seines Landes. Dennoch wurde es bei seinem Erscheinen (1912) wenig beachtet; selbst einem so vorurteilsfreien Manne wie Ramsay Macdonald erschien es wegen seiner Anklagen gegen die Politik des eigenen Landes geradezu „abstossend“. Als es aber im März 1915 in einer Volksausgabe unverändert abgedruckt wurde, erfuhr es schon zwei Monate darauf die Ehren einer neuen Auflage. Denn Morels Voraussagen sind seither in erschütternder Weise durch die Ereignisse bekräftigt worden. Der Verfasser hat uns sein Buch zur Verfügung gestellt, mit dem Wunsche, dass es unsern Lesern leichter zugänglich gemacht werde. Da ein grosser Teil seines Wertes gerade in dem unveränderten Wortlaute liegt, so bieten wir im Nachfolgenden**) eine wortgetreue Übersetzung der wichtigsten Stellen von Morels Buch.

1. Ein Glaubensbekenntnis.

„Ich glaube, das augenblicklich (1912) grösste Interesse des englischen Volkes liegt in der Herstellung und Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen mit Deutsch-

*) Der ursprüngliche Titel lautete „Morocco in Diplomacy.“ In dieser Ausgabe erschien das Buch bei Smith, Elder & Co. mit einem Anhange von Originaldokumenten, der in der Volksausgabe (National Labour Press Ltd. Preis 1 Shilling) fehlt. Aus dieser Volksausgabe ist neuestens ein Auszug erschienen, betitelt: Morocco and Armageddon,' (20 S., 1 Penny).

**) Abgesehen von Abschnitt 3 (Zusammenfassung).

land. Und immer dringender wird die Nötigung werden, dass verantwortliche Staatsmänner beider Länder die jedem einzelnen Lande eigenen nationalen Probleme in ihren Beziehungen zu einander gründlich und freimütig prüfen. Eine solche Untersuchung müsste zu einer Anerkennung der beiderseitigen nationalen Bedürfnisse und einer gegenseitigen Anpassung an dieselben führen, ohne dass auf irgend einer Seite Ehre, Prestige oder wahre Bedürfnisse geopfert werden müssten.

Ich glaube, dass kein grösseres Unglück über beide Völker, über die ganze moderne Kultur und alles, was daran erhaltenswert ist, hereinbrechen könnte, als ein Krieg zwischen diesen Nationen.

Ich verwerfe die — zumeist auf falsche und hier unanwendbare historische Analogien gegründeten — Theorien, welche auf die Unvermeidlichkeit eines solchen Krieges hinweisen.

Wie jeder Engländer mit Durchschnittsintelligenz nehme ich wahr, dass zu Beginn des vorigen Jahres die Beziehungen zwischen beiden Völkern einen beklagenswerten Rückschlag erlitten haben; und doch hatte es an deutlichen Beweisen einer steten Besserung dieser Beziehungen und Annäherung an die ehemaligen freundlichen Gefühle — nach Überwindung einer Periode wiederholt auftauchender Krisen — nicht gefehlt.

Meine Informationen stimmen mit jenen überein, die gewichtige Persönlichkeiten erhalten haben, nämlich: dass nicht bloss eine Gruppe von Intellektuellen, sondern die ganze deutsche Nation von einem wahren Ingrimm gegen die englische Regierung erfüllt ist.

Wie jeder Engländer mit Durchschnittsintelligenz, weiss ich, dass wir diese Verschlechterung der englisch-deutschen Beziehungen einer ganz bestimmten Ursache zuzuschreiben haben: der Haltung, welche das Englische Auswärtige Amt im vorigen Sommer während der Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich über die Marokkofrage gegen Deutschland angenommen hat, in welcher es von einem grossen Teil der englischen Presse

gestützt wurde. Hatte ja schon im Jahre 1905 die Marokkofrage Anlass zu ernsten Reibungen gegeben.

Es ist übrigens jetzt kein Geheimnis mehr — denn es ist öffentlich von mehreren Parlamentsmitgliedern und Marineoffizieren bestätigt worden — dass die englische Regierung ausdrücklich beschlossen hatte, im Notfalle die Sache Frankreichs gegen Deutschland mit Waffengewalt zu unterstützen, und dass auch tatsächlich militärische und maritime Vorbereitungen zu diesem Zwecke getroffen worden waren.“ (S. XVII—XVIII.)

2. Eine unbeachtete Warnung.

„Heute (Frühjahr 1912) stehen wir folgender Situation gegenüber: Die deutsche Nation ist nicht nur fest überzeugt, dass sie von Grossbritannien bedroht wird, sondern sie glaubt auch, dass dieses beabsichtigt, bei der ersten günstigen Gelegenheit einen Krieg vom Zaun zu brechen.

Die englische Nation ist sich bewusst, nicht im Entferntesten derlei Wünsche oder Absichten zu hegen.

Gibt es einen Ausweg aus dieser Sackgasse? Nur dann, scheint es mir, wenn die englische öffentliche Meinung das Problem selbständig durchdenken, die Resultate gerade und entschieden ins Auge fassen und die noch weitere Duldung einer Lage ablehnen wird, durch welche sie ohne Kenntnis der Tatsachen, des Warum und Wozu in einen Krieg verwickelt werden kann.“ (S. 159.)

„Es liegt weder im Interesse des englischen noch des französischen Volkes, im Verkehr mit anderen Völkern gebunden oder durch die Regierungen im voraus zu einem ganz bestimmten Vorgehen verpflichtet zu werden. Solche Verträge liefern in England, Frankreich und Deutschland die Nation gewissen Gruppen aus, welche immer Feinde des Friedens sind, einerlei ob sie aus ehrlichster Überzeugung handeln oder von Klassen- oder persönlichen Interessen geleitet werden oder nur von engherzigen fixen Ideen. Und doch ist der Friede das oberste Interesse sowohl der produktiven Elemente eines Landes als auch der Arbeiterklassen und muss es sein.

Es gibt eine Gruppe in Deutschland, die zum Kriege drängt, weil sie in England den hartnäckigen Feind der unvermeidlichen deutschen Expansion auf dem Gebiete von Handel, Industrie und Macht sieht oder zu sehen vorgibt. Und es gibt eine solche in England, die auf den Krieg losarbeitet und die Entente mit Frankreich zu diesem Zwecke ausnützen möchte, weil sie in dem gross und mächtig werdenden Deutschland einen von aggressiven und unheilvollen Absichten erfüllten Nebenbuhler sieht oder zu sehen vorgibt. Und schliesslich gibt es eine solche Gruppe in Frankreich, deren Mitglieder Anhänger des Revanchegedankens sind und mit Entsetzen die stationäre, wenn nicht gar fallende Geburtsziffer konstatieren, die in zwanzig Jahren die Franzosen in eine offenkundige und unbestreitbare militärische Inferiorität ihren östlichen Nachbarn gegenüber versetzen muss. Und eben deshalb träumen sie davon, die abnehmende Streitmacht der Nation durch Regimenter brauner und weisser Afrikaner zu ergänzen und lassen sich in unermüdlicher Geschäftigkeit keine Gelegenheit entgehen, die englisch-deutschen Beziehungen zu vergiften, um so die Entente zur Beschleunigung des Kampfes zu benützen, bevor Frankreichs militärische Ziffer ganz hinter der Deutschlands zurücksteht . . .

So ist es denn für die besonnenen Elemente Englands unerlässlich, sich energisch jenen Gruppen in England und Frankreich zu widersetzen, die aus den freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich ein Angriffswerkzeug gegen Deutschland schmieden möchten.“ (S. 171—172.)

3. Die Tatsachen der Marokkanischen Krise. (Zusammenfassung.)

Das Buch Morels legt nun in streng geschlossener Beweisführung dar, dass die bisherige englische Politik genau das Gegenteil von dem getan habe, was Morel fordert, dass sie nämlich, wenigstens seit 1904, den französischen Chauvinisten in die Hände gespielt, das deutsche Volk beunruhigt und das englische über die wirklichen Ab-

sichten und Handlungen der deutschen Regierung irregeführt habe.

1. Auf Betreiben Deutschlands und mit Unterstützung Englands wurde durch die Madrider Konvention von 1881 der Handel aller Nationen auf den Fuss der Gleichheit gesetzt. Die Unabhängigkeit Marokkos wurde damals als selbstverständlich vorausgesetzt und so wenig von irgend jemand in Frage gestellt wie die Russlands oder der Vereinigten Staaten. England erklärte ausdrücklich im Jahre 1891 in einer berühmten Depesche Salisburys die Unabhängigkeit Marokkos als Ziel seiner Politik und entsendete eine besondere Mission unter Sir C. Euan Smith, um diese Politik nachdrücklich durchzuführen. England wurde dabei von Deutschland aufs Herzlichste unterstützt; durch französische Intriguen jedoch wurde der Zweck der Mission vereitelt.

2. Unter dem Einflusse des französischen Ministers des Auswärtigen, Delcassé, welcher die Schlappe von Faschoda gut machen wollte, wird 1901 Italien, gegen freie Hand in Tripolis, insgeheim für die Eroberung Marokkos durch Frankreich gewonnen; 1902 verhandelt derselbe Minister ebenso heimlich mit Spanien über eine Aufteilung des Landes, doch wird diese von England hintertrieben. Erst als sich 1904 England mit Frankreich über Ägypten und alle anderen Streitpunkte einigte, gab es seine Zustimmung zu diesen geheimen Plänen. Und nun geschah das Unerhörte: während die englische, französische und spanische Diplomatie fortfuhr, sich durch öffentliche Verträge, angesichts Europas, für die Integrität und Unabhängigkeit Marokkos zu verbürgen, war bereits dasselbe Land durch geheime Verträge mit Zustimmung Englands zwischen Frankreich und Spanien aufgeteilt. Morel bezeichnet diese Politik als „dishonesty".

3. Angesichts dieser Umtriebe hat Deutschland einfach sein gutes Recht auf Grund der Madrider Konvention und sein wirtschaftliches Interesse auf Gleichberechtigung mit anderen Nationen („offene Türe") gewahrt. Die Reise des deutschen Kaisers nach Tanger sollte lediglich das

damals allgemein anerkannte Recht Marokkos auf Unabhängigkeit schützen; ebenso war der Vertrag von Algeciras nur eine eingehendere Regelung zur Sicherung dieser Unabhängigkeit und der Gleichberechtigung aller Nationen durch das öffentliche Recht Europas.

4. Durch systematische Verletzung dieses Vertrages unter dem Schutze Englands gelang es Frankreich, die Unabhängigkeit Marokkos unter skandalöser Auswucherung des Sultans durch die französischen Finanziers zu untergraben und das Land stückweise an sich zu reissen.

5. Deutschland hat nur sein gutes Recht gewahrt, wenn es für seine Zustimmung zu dieser Veränderung des öffentlichen Rechtszustandes, genau so wie früher England, Italien und Spanien, eine Kompensation verlangte und diesem Verlangen durch die Entsendung des kleinen Kreuzers „Panther“ nach Agadir Nachdruck verlieh. Seine Politik war eine durchweg ehrliche, wenn auch vielleicht in den einzelnen Massregeln ungeschickte (clumsy). Besonders versteht es Deutschland nicht, den Stolz und die Empfindlichkeit des französischen Volkes zu schonen.

6. Dennoch hat das Ministerium des Auswärtigen im Laufe der marokkanischen Wirren zweimal (1905 und 1911) die französische Republik durch Zusicherung seines militärischen Beistandes zum Kriege mit Deutschland ermutigt, obwohl es wusste, dass die Sache Frankreichs eine faule und die Sache Deutschlands eine gerechte war. Im Juli 1911 war die Haltung Englands eine geradezu herausfordernde. Sir Edward Grey tat, als ob er an eine bevorstehende Zession des ganzen Kongo glaubte, wie sie die „Times“ der Welt angekündigt hatte, gebrauchte drohende Worte gegenüber dem deutschen Botschafter und liess von seinem Kollegen Lloyd George verkündigen, dass „Frieden um diesen Preis eine unerträgliche Demütigung für eine grosse Nation wäre“. Zugleich wurde die englische Flotte, wie man bald darauf erfuhr, klar zum Gefecht gemacht. Von damals an war die ganze deutsche Nation überzeugt, dass England den Krieg wolle. Nur der Besonnenheit der französischen Regierung und der

ausserordentlichen Mässigung und Friedensliebe des deutschen Kaisers und des deutschen Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg war nach dem Eingeständnis der französischen und englischen Staatsmänner die Aufrechterhaltung des Friedens zu danken.

4. Die Ratschläge Morels.

„Es gibt drei Schlüssel zu einer steten Verbesserung der deutsch-englischen Beziehungen, wenn das englische Volk eine solche wünscht, wovon ich fest überzeugt bin. (1912.)

Der erste ist die ehrliche Anerkennung der Tatsache, dass wir in dem einzigen Falle, in dem ein Streit über eine bestimmte Angelegenheit, nämlich Marokko, vorlag, Deutschland nicht gut behandelt haben, und dass Deutschland deswegen einen berechtigten Groll gegen uns hegt. (S. 168.)

Der zweite Schlüssel liegt in der, dem Unterhause des englischen Parlaments unbedingt zufallenden Pflicht, das wahre Wesen unserer Beziehungen zu Frankreich klarzustellen; sollten keine positiven Verpflichtungen vorhanden sein, wovon das Publikum überzeugt ist, dann müsste das Unterhaus darauf bestehen, dass weder bezüglich Marokkos, noch bezüglich irgend eines anderen Streitpunktes der zwischen Frankreich und Deutschland auftauchen könnte, die auswärtige Politik dieser Nation so geleitet werde, als ob solche positive Verpflichtungen bestünden. (S. 169.)

Den dritten Schlüssel muss man in dem ernstlichen Bestreben suchen, die Schwierigkeiten und Notwendigkeiten zu verstehen, mit denen die deutschen Staatsmänner und das deutsche Volk zu rechnen haben. (S. 177 f.)

Nicht Krieg, sondern Frieden ist heutzutage das dringendste Bedürfnis Deutschlands; nicht kriegerische Eroberungen, sondern Handel und Industrie, nicht die Erwerbung von Kolonien, die durch deutsch sprechende Rassen bevölkert werden können, sondern die Eröffnung von Absatzgebieten. Die Ausbreitung des Handels, die

Erweiterung des Marktes, bestimmt ungeheuren Wachstum der heimischen Industrie Absatz zu sichern, welches auf einem jährlichen Bevölkerungszuwachs basiert, wie ihn Grossbritannien, die österreichisch-ungarische Monarchie und Italien zusammengenommen aufweisen, — das sind für Deutschland Fragen von Leben und Tod. In jedem unentwickelten Wirtschaftsgebiet der Welt ein gutes und offenes Feld kommerzieller Betätigung zu haben, ist eine Lebensnotwendigkeit für die deutsche Nation. Die Verschliessung möglicher Absatzgebiete für seinen Handel in Afrika, Asien und Süd-Amerika muss Deutschland als einen Stoss ins Herz betrachten. Es kann sich nicht helfen: entweder es muss daheim genügend Arbeit für seine rasch anwachsende Bevölkerung finden, oder es muss sich damit zufrieden geben, diese Bevölkerung massenhaft in überseeische, fremde Länder auswandern zu sehen. Um sein Volk mit Arbeit versorgen zu können, verlangt Deutschland nicht nur die Ausbreitung des Marktes, wo es seine Erzeugnisse verkaufen kann, sondern auch die Rohmaterialien der tropischen und subtropischen Länder, die seine Industrie und sein Gewerbe aufrecht erhalten können. Überdies muss es auch sein Volk ernähren, und dazu reicht der Ertrag seines eigenen Bodens nicht mehr aus. So wirken denn zwei Umstände zusammen: einerseits das Anwachsen der Bevölkerung und andererseits die Strömung, die wie bei uns, das Volk vom Lande in die Städte treibt; in Deutschland wird dieser Zug noch verschärft durch die politischen und sozialen Benachteiligungen, unter denen die ländliche Bevölkerung oder wenigstens ein grosser Teil derselben im Vergleich zur städtischen zu leiden hat; darum wird das deutsche Reich immer unfähiger, sein Volk durch die Erzeugnisse seiner eigenen Landwirtschaft zu erhalten. Diese nationalen Bedürfnisse ziehen notwendig einen steten und steigenden Ausbau der deutschen Schiffahrt, sowie die Notwendigkeit nach sich, dieser Schiffahrt auf hoher See den entsprechenden Schutz angedeihen zu lassen.

Die leitenden Beweggründe der jetzigen, auswärtigen

Politik Deutschlands sind, dem deutschen Volk unbehinderten Zugang zu den überseeischen Märkten, einen möglichst grossen Anteil an der Entwicklung dieser Märkte und eine Stimme bei der Erwerbung jener überseeischen Gebieten zu sichern, welche im Laufe der Ereignisse in den internationalen Schmelztiegel geraten können. Nicht Hunger nach Land ist es, sondern Hunger nach Absatz, der Deutschland erfüllt, und der Hunger nach Absatz entspricht der elementarsten Forderung seiner nationalen Existenz. Das ist der eigentlichste Grund, warum sich Deutschland gegen die geheime Aufteilung Marokkos zwischen Frankreich und Spanien — als es davon erfuhr — zur Wehre setzte. Und darum auch beharrte es mit Festigkeit auf seinen erworbenen und gesetzlichen Rechten und bestand darauf, dass, wenn Frankreich Marokko bekommen solle, dies nur gegen eine Kompensation geschehen dürfe (worin Deutschland übrigens nur dem Beispiel Italiens, Englands und Spaniens folgte), und unter der Bedingung, dass Marokko nicht zu einem reservierten Gebiet für französische Finanziers und Konzessionäre werde. Darum verlangte es dafür, dass es abseits bliebe, ein Entgelt von Russland, als dieses sich unter dem hilflosen Zusehen Englands daran machte, den grössten und kommerziell wertvollsten Teil von Persien zu absorbieren, was übrigens nur eine Vorbereitung zur vollkommenen Absorbierung dieses Gebietes bedeutet, wie uns die „Nowoje Wremja" freundlichst schon jetzt mitteilt. Darum wird Deutschland gegen jeden Versuch kämpfen, die chinesischen Märkte zugunsten einer besonderen Macht oder einer Mächtegruppe zu verschliessen....

Aber Deutschland muss, um dieser Notwendigkeit seines nationalen Lebens zu genügen, sich eine Stellung im Rate der Nationen sichern, durch die es für immer ein Faktor wird, mit dem man rechnen muss. Das kann es nur durch den Besitz einer Flotte erreichen, angesichts derer sich die stärkste Macht es wohl überlegen muss, Deutschland anzugreifen oder zu ignorieren. Und Leute, die nach wie vor die deutsche Flotte als zu rein aggressiven

Zwecken erbaut darstellen und darauf hinweisen, dass die grosse Armee Deutschlands für dessen Sicherheit genügt, übersehen vollkommen die Tatsache, dass, wenn Deutschland auch noch immer seine Landesgrenzen zu schützen und seine Stellung in Europa aufrechtzuerhalten gezwungen ist, das alte, auf den kontinental-begrenzten Interessen aufgebaute Deutschland doch verschwunden ist, und durch ein Deutschland ersetzt wurde, dessen nationale Existenz mit seiner Industrie und seinem überseeischen Handel steht und fällt, da diese zum Lebensnerv der Nation geworden sind.

Die Flottenrüstungen Deutschlands werden in dem Masse zu- oder abnehmen, als England in den nationalen Bedürfnissen Deutschlands die Ursache für eine hemmende Aktion sieht. Die Sache ist vollkommen in unserer Hand: es ist eine Angelegenheit allgemeiner Politik. Zum Beispiel ist es vollkommen klar, dass Deutschland an irgendwelchen überseeischen Punkten Kohlen- und Zufluchtsstationen haben muss. Die heutige Situation ist eine solche, dass deutsche Kriegsschiffe selbst bei Halbdampf nicht imstande wären, im Kriegsfalle die deutschen Besitzungen im Stillen Ozean zu erreichen. Es ist für eine Grossmacht unerträglich, sich einer solchen Lage für alle Zeiten zu unterwerfen. Ist es vernünftig, ist es gerecht von uns, uns für immer der Erwerbung von Kohlenstationen auf hoher See seitens Deutschlands zu widersetzen? Und doch ist es allbekannt, dass wir es getan haben. (S. 178 ff.)

Und nun, vom nationalen Standpunkte aus gesprochen, gibt es etwas in den nationalen Forderungen Deutschlands, wie sie hier definiert — und, wie ich glaube, genau definiert — sind, gibt es etwas, das die englischen Lebensinteressen in anderer Weise bedroht als durch scharfen kommerziellen Wettbewerb? Und wenn es etwas gibt, was ist es? Verschliesst Deutschland seine überseeischen Besitzungen unserer Industrie? Nein. Führt es dort Differentialtarife zugunsten seiner eigenen Produkte ein, wie die Franzosen und Portugiesen es tun? Nein. Der englische Kaufmann und der englische Handel

werden in Deutsch-West- und Ostafrika, sowie im Stillen Ozean genau so behandelt, wie wir die deutschen Kaufleute und den deutschen Handel in unsern überseeischen Besitzungen behandeln. Bezüglich des inneren Marktes unterscheidet sich die Zollpolitik Deutschlands von der unseren. Ob die innere Zollpolitik Deutschlands für dasselbe die beste ist, das ist eine Angelegenheit, über die in Deutschland die Ansichten geteilt sind, den jüngsten Wahlen nach zu urteilen, steuert man übrigens dort immer mehr dem Freihandel zu. Es ist aber erwähnenswert, dass im allgemeinen die erbittertsten Kritiker Deutschlands in England sich gerade unter den Anhängern einer Zollpolitik finden, ähnlich jener, deren Anwendung sie Deutschland so sehr verübeln, obgleich Frankreich, nebenbei gesagt, die gleiche anwendet. (S. 181 f.)

Wenn diese Folgerungen aber bestritten werden, was bleibt dann zu tun? Glaubt irgend ein denkender Engländer wirklich, dass wir imstande sind, Deutschland durch einen erfolgreichen Krieg zu unterdrücken, die Räder dieser mächtigen menschlichen Maschine zum Stehen zu bringen, den Strom der anwachsenden Bevölkerung zu hemmen, ihre Entwicklung in eng umschriebenen Grenzen zurückzuhalten, mit einem Wort: nahezu siebzig Millionen Menschen zu zerschmettern oder zu vernichten?

Ein erfolgreicher Krieg würde nicht das Ende, sondern der Anfang einer Erbfeindschaft sein, deren endgiltige Abrechnung niemand abzuschätzen imstande wäre. Was würde der patriotische Deutsche sagen, wenn die deutsche Flotte hoffnungslos beschädigt wäre? Nun, dass es seine eigene Schuld ist. Er würde folgern, dass er nicht genug Schiffe gebaut habe, und würde sich sofort und unermüdlich an die Arbeit machen, um eine neue Flotte zu bauen — selbst wenn er sich ohne Bier und Wurst behelfen müsste. Kommt es aber zur Wahl zwischen Frankreich und Deutschland, als Verbündeten Englands, dann lasst uns die Möglichkeiten eines jeden als Weltmacht ins Auge fassen, und uns davor hüten, das falsche Pferd zu besteigen. Aber es wäre besser, einer solchen Wahl überhaupt aus dem Wege

zu gehen. Lasst uns im Gegenteil unsere Hände frei halten, unbehindert durch Bündnisse oder Abmachungen kompromittierender Natur, an denen unsere Partner wohl profitieren könnten, wir jedoch, wie John Bright vor langer Zeit sagte, auf die Dauer nur zu verlieren haben, lasst uns zurückkehren zu dem für England einzig und allein gesunden, politischen Ideal vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts: Lasst uns, wenn die Verhältnisse es verlangen, unsern eigenen Part im europäischen Konzert spielen. Wir wollen, wenn nötig, mit unserer ganzen Kraft, die internationalen Verträge verteidigen, wenn sie zum Nachteil unserer Ehre oder unserer Interessen verletzt werden, dagegen wollen wir keineswegs unseren Vorsatz festlegen, sie aufrecht zu erhalten, auch wenn weder unsere Ehre noch unsere Interessen durch sie direkt berührt sind, namentlich aber dann nicht, wenn wir gar nicht die ernste Absicht haben, unseren angekündigten Vorsatz auch auszuführen; wir wollen zugunsten einer gerechten Politik schwächeren Völkern und farbigen Rassen gegenüber, die letzten Endes ebenso klug wie gerecht ist, unsern moralischen Einfluss benützen, der enorm ist, solange er nicht durch Inkonsequenzen blossgestellt wird, z. B. durch ein streitsüchtiges Protestieren bei einem Verstoss gegen die internationale Etikette in dem einen Augenblicke, und die eigene Teilnahme an einem solchen Verstoss im nächsten. — Auch wollen wir unsere grossen autonomen Kolonien zum Zwecke der Verteidigung und der auswärtigen Politik durch einen wohldurchdachten Plan eines Staatenbundes näher an uns heranziehen. (S. 183.)

Lasst uns, durch die Marokko-Affaire vielleicht klüger geworden, auf der Forderung nach Einführung einer wirklichen nationalen Kontrolle über unsere eigene auswärtige Politik solange bestehen, bis diese Forderung erfüllt ist. Lasst uns Deutschland in Freundschaft die Hände reichen, nicht aufdringlich, nicht indem wir auch nur im Entferntesten unsere Selbstachtung opfern, nicht indem wir absurde „Konzessionen“ anbieten, sondern indem wir freimütig anerkennen, dass zwischen den

beiden Nationen einer kleinlichen Eifersucht und unwürdigen Nörgelei weder Sinn, noch Würde, noch Gerechtigkeit innewohnen. In einem Geiste freimütiger Anerkennung, dass der industrielle Fortschritt Deutschlands für uns nur die Notwendigkeit eigener, immer wieder frisch erneuter Betätigung auf einem Feld ehrenhafter, wirtschaftlicher Rivalität mit sich bringt; dass wie Deutschland von uns gelernt hat, auch möglicherweise wir von ihm zu lernen haben. In einem Geiste freimütiger Anerkennung, dass Deutschland ebenso wie wir vollauf berechtigt ist, Flottenrüstungen in dem Ausmasse zu machen, wie es seine Staatsmänner für ratsam halten, um in zureichender Weise seine ausgebreiteten überseeischen Verbindungen zu schützen....“ (S. 184).

So weit Morel. —

Wie ganz anders hätte sich die Weltgeschichte gestaltet, wenn das englische Volk im Jahre 1912 die Stimme des Warners gehört und seine Ratschläge befolgt hätte! Und noch jetzt könnte vieles anders werden und aus dem Unheil der Vergangenheit das Heil der Zukunft hervorwachsen, wenn das Beispiel Morels in andern Ländern Nachahmung fände. Die wahre Nutzanwendung dieses mutigen Buches geht nicht dahin, dass also England wirklich allein den Weltkrieg verschuldet habe, sondern nur, dass es daran nicht so unschuldig war, wie manche Leute in England glauben möchten. Morel hat gezeigt, wie weit Englands Diplomatie schuldig war. An den andern Ländern ist es nun, denselben Weg der Selbstkritik zu betreten und nach dem Vorgange Morels die Fehler des eigenen Landes einzusehen und den berechtigten Bedürfnissen, auch der Gegner, Verständnis entgegenzubringen. *S. F.*

□□□

Der Weg zum Frieden.

1. Eine Erwiderung auf Macdonalds Vorschläge.

Von Prof. Dr. WALTHER SCHÜCKING, Marburg.

Unter dem obigen Titel hat Ramsay Macdonald vorgeschlagen, dass zunächst einmal jede Regierung der Kriegführenden ihre Friedensbedingungen öffentlich formulieren sollte. Für den guten Willen überhaupt einen Weg zum Frieden zu suchen, wird Jeder dankbar sein; aber ich fürchte im Hinblick auf die deutschen Verhältnisse, dass eine solche amtliche Kundgebung bei uns sobald nicht erfolgen wird; denn für unsere Regierung wäre diese Aufgabe ganz besonders schwierig. Schon die Frage der Zukunft Belgiens macht eine amtliche Kundgebung beinahe unmöglich. Nicht ohne Grund haben alle verantwortlichen Instanzen bei uns es bisher ängstlich vermieden, sich über die Zukunft Belgiens zu äussern. Es ist leider nicht zu leugnen, dass bei zahlreichen Elementen in Deutschland eine starke Neigung vorhanden ist, durch ausgedehnte Annexionen einen vermeintlichen Ersatz für die Opfer des Krieges zu gewinnen. Eine Erklärung, dass man Belgien wieder herausgeben wolle, würde deshalb der Regierung grosse Schwierigkeiten schaffen, selbst wenn dazu der Wille vorhanden sein sollte. Auch wenn eine Erklärung in diesem Sinne von der Forderung grosser Kompensationen etwa auf kolonialem Gebiet abhängig gemacht werden sollte, würde schon in der grundsätzlichen Bereitwilligkeit zur Räumung Belgiens eine Herabminderung des Wertes des Faustpfandes erblickt werden können, das nun einmal die militärischen Ereignisse in die deutsche Hand gegeben haben. Die Gegner würden mit dem Einwand kommen, dass man in Deutschland selbst eingesehen habe, dass die Annexion Belgiens eine Unmöglichkeit sei und würden dann keine Neigung zeigen, hohe Kompensationen zu bewilligen.

Sollte aber die Regierung die Absicht haben, Belgien nicht wieder heraus zu geben, so würde eine solche Er-

klärung heute, nach den Äusserungen von Macdonald selbst, den Frieden nicht näher bringen können. Dagegen andrerseits vielleicht uns im Auslande noch mehr Feinde machen und im Inlande bei den Gegnern des Annexionsgedankens böse Verstimmungen auslösen.

Als ich ein ganz junger Beamter war, hat mir ein sehr erfahrener Vorgesetzter einmal gesagt, der oberste Grundsatz der Verwaltung sei, sich niemals für die Zukunft fest zu legen. Dieser Grundsatz wird sicherlich auch für die auswärtige Verwaltung zu gelten haben und es ist z. B. in der Marokkofrage verhängnisvoll genug gewesen, dass man sich im Widerspruch mit dieser Maxime deutscherseits in Tanger für die unbedingte Aufrechterhaltung der Souveränität des Sultans und die internationale Regelung der marokkanischen Angelegenheit einsetzte, die dann die unglückselige Konferenz von Algeciras nach sich zog.

In einer Situation wie der gegenwärtigen, kann man deshalb meines Erachtens von unserer Regierung nicht verlangen, dass sie von sich aus amtlich durch eine einseitige Erklärung ihre Friedensbedingungen formuliert. Aber wie sollen wir zum Frieden kommen?

Es wird keinen andern Weg geben, als die Arbeit der Neutralen. Wie sehr die politische Organisation der Kulturwelt hinter der weltwirtschaftlichen Entwicklung zurückgeblieben, zeigen am besten die wirtschaftlichen Beeinträchtigungen der neutralen Staaten im gegenwärtigen Krieg. Niemand kann deshalb den Neutralen ein moralisches Recht bestreiten, sich mit dem Problem des Friedens zu befassen. Ihre eigene Lebensfähigkeit ist davon abhängig, dass dem grossen Weltenbrand baldmöglichst Einhalt geschieht, sie werden sonst in den allgemeinen Bankrott verwickelt, der das unausbleibliche Resultat der ganzen Katastrophe sein muss. Schon ein Krieg zwischen zwei Grossmächten bedeutet heute für die Neutralen eine ähnliche Gefahr, wie es ein Pistolenduell auf der Berliner Friedrichsstrasse für die Passanten sein würde, und wenn leider heute die Neutralen noch nicht die rechtliche Möglichkeit haben, durch eine internationale

Exekutive die Entstehung eines solchen Duells zu verhindern, so wird es ihnen Niemand verübeln können, wenn sie sich bemühen, es abzukürzen.

Also die Neutralen sollen den Frieden vorbereiten. Es ist zunächst einmal von grosser Bedeutung für die Stimmung der Kriegführenden, wenn die Neutralen, deren Zeitungen auch zu uns dringen, nicht müde werden, täglich von Neuem den Widersinn des Schauspiels, das sich vor ihren Augen abrollt und die entsetzliche Tragik dieser Ereignisse zu beleuchten. Ein so katastrophales Ereignis muss die Gemüter derer verwirren, die in erster Linie von ihm betroffen sind; überall geht naturgemäss das politische Augenmass für dasjenige, was sich durch eine Fortsetzung des Krieges erreichen lässt, mehr oder minder verloren. Erst recht lässt die Erbitterung, die das entsetzliche Ringen auf allen Seiten mit sich bringt, nicht das richtige kritische Urteil darüber aufkommen, ob zu den gegebenen Möglichkeiten die furchtbaren Opfer auch im richtigen Verhältnis stehen, die die Fortsetzung des Krieges verlangt.

Wie gesagt, die Neutralen müssen jeden Weg benutzen, um in diesem Sinne die Stimmung der Kriegführenden zu beeinflussen. Darüber hinaus können sie aber auch unmittelbare Friedensarbeit leisten. Am Besten träte zunächst ein ganz freies und unabhängiges Komitee hervorragender Persönlichkeiten zusammen, in dem möglichst viele neutrale Länder vertreten wären. Wir haben in Deutschland ein solches freies Initiativkomitee einmal erfolgreich wirken sehen, das der Frankfurter Nationalversammlung der Paulskirche vorangegangen ist. In diesem Ausschnss mussten lauter bedeutende Männer sitzen, die schon durch den Klang ihres Namens eine gewisse Autorität besitzen und deren Aufgabe es wäre, sich zunächst darüber zu informieren, welche Kriegsziele der Bevölkerung der kriegführenden Staaten vornehmlich vorschweben. Dann wäre im Schosse des Komitees nachzuprüfen, ob und in wie weit diese Kriegsziele mit der militärischen Situation und im Interesse Europas an einem

dauernden Frieden vereinbar wären. Schon unter letzterem Gesichtspunkt würden alle phantastischen Annexionspläne von europäischem fremdsprachlichem Gebiet unter den Tisch fallen, während Wünsche nach strategischen oder nationalen Grenzberichtigungen, Sicherungen der Meeresfreiheit ernstlich zu diskutieren wären, wobei natürlich immer die militärische Situation als Grundlage für alle praktischen Möglichkeiten sorgfältig beobachtet werden müsste, damit man nicht ohne Fundament in die Luft baute; schliesslich würde sich ein Ausgleich der Interessen finden lassen. Wenn England z. B. darauf verzichtete, das Seekriegsrecht von seinem Interesse an der absoluten Herrschaft über die Meere bestimmen zu lassen und wenn uns Deutschen wirkliche Garantien dafür gegeben würden, dass niemals wieder gewaltsam unser ganzer Seehandel lahm gelegt würde, könnte man Deutschland wohl zumuten, nun auch seinerseits seine Flottenrüstungen vertragsmässig zu beschränken. Auch ein legitimes Interesse Russlands daran, dass ihm nicht wieder, wie es im Tripolis-Kriege der Fall gewesen, trotz der eignen Neutralität durch eine absolute Sperre des Bosporus die Möglichkeit genommen wird, sein Getreide aus Odessa in das Becken des Mittelmeeres zu bringen, ist ohne weiteres anzuerkennen.

Für das Resultat ihrer Arbeit müssten die Mitglieder des Komitees ihre neutralen Regierungen zu gewinnen suchen und diese müssten in ihrer Gesamtheit mit den Vorschlägen an die Kriegführenden herantreten. Denn von den Kriegführenden selbst will keiner mit Friedensvorschlägen vorangehen, weil jeder fürchtet, dadurch den Eindruck der Schwäche zu machen und dadurch seine Position zu verschlechtern. Und umgekehrt, die Friedensvorschläge eines einzelnen Neutralen werden auf Misstrauen stossen; denn bei uns in Deutschland wird z. B. den Vereinigten Staaten der Geist wahrer Neutralität wegen der Waffenlieferungen von der öffentlichen Meinung bestritten. In ähnlicher Weise sollen den Franzosen die Holländer als zu deutschfreundlich gelten, nur einem Vor-

schlag, der von möglichst allen neutralen Kulturstaaten ausgeht, würde die notwendige moralische Autorität inne wohnen.

Wenn die Neutralen ihn zustande brächten, würden sie sich um die Menschheit ein unsterbliches Verdienst erwerben.

2. Offener Brief an Herrn Geheimrat Professor Lujo Brentano.

(Übersetzt aus dem Englischen).

Sehr geehrter Herr Professor!

Wenn es auch zulässig wäre, allgemeine Behauptungen über ganze Nationen aufzustellen, und wenn es überdies möglich wäre, solche Verallgemeinerungen ohne Heuchelei und Anmassung als eine Art gutgemeinten Tadels von Volk zu Volk vorzubringen, so würde ich trotz alledem meinerseits die bekannte Ansicht des Durchschnitts-Engländers über den legendären Durchschnitts-Deutschen nicht aussprechen. Natürlich die Deutschen sind arrogant. Aber nicht lediglich aus Stilgefühl lehne ich mich dagegen auf, dass John Bull es sagt. Wir wollen es irgend einem andern durch seine Bescheidenheit ausgezeichneten Volke überlassen, über Ihre und meine Landsleute solche Bemerkungen zu machen.

Wäre es allzu unerträglich anmassend von mir vorzubringen, dass die heilsame und notwendige Antwort auf Ihren Artikel dahin lauten muss, dass das typische Kennwort für deutsche Denkart das Haften an Tatsachen ist?

Sie schlagen allen Ernstes vor, dass als Entschuldigung für Ihre Haltung gegenüber Belgien und Elsass-Lothringen die Hypothese — Sie nennen es eine Tatsache — gelten soll, dass Vierzig grösser als Eins ist! Sie müssen mir verzeihen, aber ich hörte vernehmliches Chesterton-Gelächter irgendwo her, als ich diese Worte las. Ich bitte Sie, an diesem Lachen nicht Anstoss zu nehmen. Lachen ist nur ein Streben nach Harmonie.

Dann stützen Sie Ihren Beweis mit der Behauptung, dass Siebzig noch grösser ist und dass infolgedessen Siebzig ein noch grösseres Anrecht darauf haben, über die

„Wünsche" des Einen hinweg zu schreiten und Sie vertrauen in aller Ruhe darauf, dass eine andere Schlussfolgerung gar nicht möglich ist.

Verzeihen Sie mir, da gibt es zwei Antworten, eine davon sogar algebraisch formulierbar. Kein Mathematiker wird dafür einstehen, dass 70a grösser ist als b, ehe er die Wertbeziehung zwischen a und b kennt.

Da meine ganze Entgegnung dahin zielt, dass man Fragen, welche menschliche Faktoren einbegreifen nicht durch materielle Rechenexempel lösen möge, habe ich kein Interesse daran, Ihre Beweisführung von der arithmetischen Basis auf die algebraische zu übertragen.

Ich bin bereit, jedermann gegenüber dafür einzustehen, dass Siebzig nicht grösser ist als Eins, weder in moralischer, noch ästhetischer, religiöser oder irgend einer andern Beziehung, ausgenommen vielleicht in kaufmännischer Auffassung. Aber wem ist es je in den Sinn gekommen, Grösse, Gerechtigkeit oder ideale Tatbereitschaft abzählend feststellen zu wollen!

Sie sprechen, Herr Professor, mit eleganter Verachtung von „ein paar hunderttausend Elsässern und Lothringern". Lassen Sie uns einen analogen Fall auf dem Gebiete der Höflichkeit annehmen mit ihrer möglichen Beziehung zur politischen Sphäre. Haben jemals sieben Gentlemen als Beweggrund für eine unfaire Handlung vorgebracht, dass der Betroffene sich in der Minderheit von Eins zu Sieben befindet? Aber im Falle der Not . . . . . ? Gentlemen müssen immer Gentlemen bleiben, wie auch die Umstände sich gestalten. Je grösser die Schwierigkeit, desto besser die Gelegenheit, ihre Art zu erwahren.

Aus diesem Grunde möchte ich um Erlaubnis bitten das „Haften an Tatsachen" als Begriff zu definieren. Es ist das ein verderblicher Mangel an Vorstellungsgabe. Verderblich deshalb, weil wir unmöglich in die wahren Beziehungen zum Kosmos — Elsass-Lothringen und Belgien einbegreifend — gelangen können, wenn unsere besten Fähigkeiten nicht in vollem Schwung darnach streben, mehr vom Wesen der Dinge zu suchen, als wir jemals aus

$2 \times 2 = 4$ lernen können. Darum wehre ich mich mit Herz und Seele dagegen. Zwei mal zwei ist nicht vier, sondern Unendlichkeit, denn zwei — irgend welche zwei Elsässer, zwei Belgier, zwei Bettler, zwei Dichter — sind immer Unendlichkeit, wenn nicht zwei Unendlichkeiten.

Und angewandte Politik?.... Hat ihre praktische Einbildungskraft zu üben und mit ihrem „Not kennt kein Gebot" zu schweigen. In der Politik, wie auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit, ist es unsere Pflicht, nicht weniger und nicht mehr zu tun, als die Erreichung des denkbar Bestmöglichen. Durch unsere Auffassung vom Bestmöglichen sprechen wir das Urteil über uns selbst.

Betrachten wir einmal das grosse deutsche Wort „Lebensinteresse" unter dem Licht der Einbildungskraft. Lebensinteressen dienen als Vorwand für die schlechte Behandlung von Minderheiten. Lebensinteressen werden zu Begriffen gemacht, die an Stelle von Recht treten. Ich kann es vertrauenvoll deutscher Gründlichkeit überlassen, die letzten Folgerungen zu ziehen, welche sich aus diesen Voraussetzungen für die persönliche und für die internationale Ethik ergeben. Lebensinteressen sind nicht gleichbedeutend mit Brot und Butter und einem Platz an der Sonne. Von jedem beliebigen Gesichtspunkt, ob mystisch oder positivistisch, opportunistisch oder ideal, es ist und kann nur das eine Lebensinteresse geben: sein bestes Selbst zu sein! Die Nation muss ihr bestes Selbst sein nach dem so einfachen aber glühenden Wort Emersons. Sie muss handeln wie Alle, denen an ihrem eigenen Charakter gelegen ist.

Es ist ein Armutszeugnis für unsere Phantasie, wenn wir versuchen, die Umstände als Milderungsgründe für nicht idealische Handlungen vorzuschieben. Jede Lage bietet tausend Möglichkeiten für ein Volk, welches der eigenen Einschätzung von sich selbst treu bleiben will. Wenn ein Mann oder ein Volk sagt: „Ich musste diesen einen Weg einschlagen, weil kein anderer Weg offen war", so besagt das nur, dass seine Fähigkeiten nicht ausreichten, um andere Lösungen zu finden.

Man kann von einer Generation, welche das Mysterium der Unsterblichkeit verneint, kaum erwarten, dass sie die Devise wählt: „Besser gar nicht sein, als nicht edel sein.“ Obwohl, Unsterblichkeit oder nicht, ich wirklich nicht einsehen kann, wie die Logik des Spruchs irgendwie widerlegbar wäre, Arithmetik immer ausgenommen.

Treue zum eigenen Sittenkodex würde überdies für keine Nation gemeinsamen Selbstmord bedeuten. Wer Grundsätze hat, für die er lieber sterben als sie verleugnen will, der wird aus derselben Ursache Kraft und Phantasie genug aufbringen, um das Schlimmste zu vermeiden, ohne wahllos nach rechts und links um sich zu schlagen. Wäre Deutschland fähig gewesen, sich zu sagen, : „Es ist immer noch Zeit, zu handeln, und auch Frankreich zu besiegen, trotz Elsass und Belgien“, dann war kein Grund für Deutschlands Schicksal zu fürchten. Wenn hingegen Deutschland sich gezwungen sieht, als höchste Beweggründe armselige Arithmetik und unideale Lebensinteressen vorzubringen, dann müssen wir fürchten, dass dem alten Vorwand die alte Antwort widerfährt, jedoch vor einem höheren Richterstuhl: Je n'en vois pas la nécessité.

Und hat England das Recht, solche ritterliche Idealität von Deutschland zu erwarten? Ich behaupte nichts dergleichen, denn ich spreche nicht als Engländer, sondern als Pazifist, als jemand, der ein Weltbürger sein will, und der Deutschland geliebt hat, und enttäuscht war, einen Reichstag zu finden voll Abgeordneter, welche kalten Blutes den Wahlspruch: „Not kennt kein Gebot“ zu dem ihren machten, beim Antritt der grossen Feuerprobe. Ich könnte tatsächlich geltend machen, dass das House of Commons niemals in so kategorischer Weise allen Idealismus über Bord geworfen hat, worauf Sie leicht mit Zitaten aus englischen und irischen Autoren antworten könnten, dass der britische „cant“ Idealismus erfordert. All das liegt jedoch jenseits des Ziels. Wahre Edelmänner werden sich niemals für kleine Handlungsweise mit der Blosstellung Anderer entschuldigen. Warum Edelvölker?

Zürich, Juli 1915. *Cecil Clifford Palmer.*

Abschied vom Führer der Jugend:

Maurice Barrès.

Eine Plauderei von ANDRÉ GERMAIN.

Um zwanzig Jahre ging er uns voraus mit einem Glanz und einem Übermut, um die wir ihn und sein Schicksal beneideten. Als wir fünfzehn bis zwanzig Jahre alt waren, als wir gerade erst begannen, ihn zu lesen, da war er zwischen fünfunddreissig und vierzig. Unsere Lehrer, gleichviel, ob sie der Kirche oder der Universität angehörten, sahen unsere ersten Beziehungen zu ihm nur ungerne. Die einen aus Gewissenszweifel und Unwissenheit, die anderen aus Hass gegen den in ihm geahnten Gegner. Die Dreyfussaffaire kam, und plötzlich vergassen die ehrwürdigen Patres, dass sie die Pflicht hatten, die Geister Berenicens und Athenas auszutreiben und gaben sich ganz der Freude hin, einen Verteidiger der Armee zu bejubeln.

Wir alle jedoch berauschten uns damals an ihm, gleichviel ob mit Nachsicht der Schulvorsteher oder trotz ihres Bannfluches. — — Seither sind kaum fünfzehn Jahre vergangen. Und nun müssen wir in einem Augenblicke, wo unser Führer noch in der Vollkraft seines Wesens erscheinen könnte, von dem Vielversprechenden offiziell Abschied nehmen. Er wird uns leider nicht mehr auf dem geheimnisvollen, duftgeschwängerten Wege begleiten, auf dem seine Worte uns so verfüherisch und seine Sylphiden so lockend gewesen wären.

Die Ehrlichkeit gegen uns selbst sowie seine schweren Beleidigungen gegen unsere Gottheiten erheischen diesen Entschluss. Um das „Unwiderbringliche“ zu zeigen, das er zwischen sich und uns gesetzt hat, braucht man nur seine Entwicklung von 1895 an zu verfolgen und die fortwährenden Konzessionen, die langsam auftretenden Symptome des endlichen Zusammenbruches in Erinnerung

zu bringen. Doch ich will der Kürze halber heute nur jene beiden Kundgebungen in Betracht ziehen, in denen sich das Unrecht, das er der intellektuellen Jugend gegenüber beging, besonders ausspricht: zuerst die Veröffentlichung des Buches „Die grosse Mildtätigkeit der Kirchen Frankreichs" und dann die im „Echo de Paris" geführte Campagne.

Von allen seinen Werken ist jenes, das wir hier anklagen, dasjenige, das uns trotz herrlicher Stellen die grösste literarische Enttäuschung und nur wenig Genuss brachte. Unzusammenhängend, vielleicht unter dem Drucke einer gewissen Ermüdung geschrieben, an vielen Stellen direkt von schlechtem Geschmacke, ist es vom ästhetischen Standpunkte ein Nichts; aber vom geistigen aus beurteilt, enthält es eine schwer ins Gewicht fallende Tatsache: die Unterwerfung des Autors unter die klerikale Partei. Nicht dem Heiland hat er sich ergeben, ja, er war vielleicht nie weiter von ihm entfernt als in dem Augenblicke, in dem er die unklare Verteidigungsschrift zugunsten seiner Tempel zu schreiben versucht hat. In dieser Hinsicht ist er ein echtes Kind seiner Zeit und einer der glänzendsten Anwälte ihrer grossen Doppelzüngigkeit. Wie so viele seiner Zeitgenossen, von Charles Maurras bis zu Gabriel Hanotaux, ist er zu ungefähr folgender Lehre gelangt: „Es ist vergebliche Mühe, das Jenseits zu suchen. Es existiert vielleicht nicht einmal; und wie wirs auch anpacken, wir können nichts davon erfahren. Überlassen wir jedweden Okkultismus den Erleuchteten und den Gauklern; welche Form der Mystizismus auch annehmen mag, er widerspricht der Vernunft. Aber geben wir uns dennoch der Kirche hin. Erstens, weil sie untrennbar verbunden ist mit der Tradition Frankreichs. Und dann, weil sie mit der Autorität der Jahrhunderte und grosser praktischer Erfahrung die Regeln jener Ethik formuliert, die man die Völker und die Kinder lehren muss. Und endlich, weil sie, weit davon entfernt, uns dem Mystizismus auszuliefern, uns direkt gegen ihn verteidigt, die Stimme der geheimnisvollen Haine zum Schweigen bringt, die

Evangelien auslegt und den grossmütigen Anarchismus des Heilands den Bedürfnissen der Gesellschaft opfert.“

Die Artikel im „Echo de Paris“ die unter dem Vorwande der Erfüllung einer nationalen Pflicht veröffentlicht wurden, haben das Tempo jenes Marsches gegen die Barbaren beschleunigt. Wie soll man erfahren, ob sie dem Präsidenten der Patriotenliga durch den Ehrgeiz, die Massen zu erobern, eingeflösst oder nur durch eine verhängnisvolle Verwicklung von Umständen aufgezwungen worden waren? Geben wir bei der Wahl zwischen diesen beiden Vermutungen der weniger gravierenden den Vorzug; sie genügt. Man kann doch nicht auf die Dauer mit offener Stirne die Doppelrolle des raffinierten Intellektuellen und des Verhetzers der Massen spielen. Man muss seine Wahl treffen; und wenn man ihr auszuweichen vorgibt, dann wählt eines schönen Tages der Zufall....

Es wäre zu wünschen, dass Maurice Barrès jetzt folgenden Satz aus seinem Buche „Vom Blute“ wiederläse und darüber nachdächte: „Es war ihm unmöglich, die Männer und Ereignisse des Tages in jener Weise zu vergrössern, wie man es tun muss, um auf seine Zeitgenossen zu wirken.“

Hatte er da nicht wie in Vorahnung des Kommenden den Abgrund geschildert, der ihn einst verschlingen sollte? Von nun ab beginnt die Vergeltung zu wirken. Denn wenn die kleine Gruppe der unwandelbaren Pazifisten in trauriger Verwunderung über gewisse Aufstachelungen zum Hasse staunte, so sind die Artikel im „Echo de Paris“ auf einen anderen Widerstand gestossen, der ihnen eine schmerzliche Niederlage bereitete. Die feinsinnigen Patrioten sahen mit Widerwillen die ihnen ans Herz gewachsenen Ideen verzerrt, die These, auf die sie alle Kräfte vereinigten, gefälscht und das Gefühl, für das sie sich opferten, vergröbert. Nie werden sie dem plötzlich auftretenden Priester vergeben, der den blutenden Altar, auf dem das Volk sich zum Opfer darbrachte, mit seinen geschwollenen Phrasen und seinen papierenen Freiheitsblumen schmückte.

Vielleicht wird ihn die grössere Menge seiner Verehrer für deren Qualität entschädigen. Er, der Anführer im Chor der Paradoxen und Verächter aller Durchschnittsehrbarkeiten, ist nun plötzlich einer der Helden des Nationalpontifikates geworden. In den Augen des kleinen Bürgerstandes hat er jene Höhen erklommen, auf denen seit langem Marcelle Tinayre und Georges Ohnet thronten. Wem werden wir den freigewordenen Thron zuweisen? Welchem der drei beunruhigenden Bewerber? In Romain Rolland lockt uns der heisse Atem der Gedanken, die oft unklare, aber immer sympathische Grosszügigkeit seiner Bestrebungen; Suarès hat die flammende Kühnheit der Sprache, die Tiefe, den Schwung seiner Prophezeiungen, den ganzen Adel seiner Einsamkeit für sich; und was soll man von der unendlichen Kraft, und von jener Inspiration, welche unseren Träumen Gestalt gibt, von der berückenden Anmut jenes verführerischen Zauberers sagen, der André Gide heisst? Wenn der endlich zurückgekehrte Frieden unseren heute kämpfenden Intellektuellen die Musse wieder gegeben haben wird, dann möchte ich wünschen, dass sie sich einigen, und eine dieser dem Ruhme geweihten Stirnen mit dem holden Kranze des „Dichterfürsten der Jugend" krönen.

□□□

Wer fällt ein Urteil oder kennt den Sachverhalt,
Bevor er beide Teile klar vernommen hat?

Euripides (im Chor der Herakliden.)

□□□

Eine notwendige Voraussetzung aller Verständigung.

Von Dr. AUGUST MESSER, Professor der Philosophie zu Giessen.

Ich muss zunächst von Tatsachen berichten; denn erst diese Tatsachen berechtigen mich den Wunsch auszusprechen, der mir am Herzen liegt und dessen Erfüllung mir erst eine internationale Verständigung zu ermöglichen scheint.

Im Mai-Heft der Monatsschrift „Die Tat“ (Jena, Eugen Diederichs) habe ich eine Anzahl gedankenvoller Stellen aus Feldpostbriefen meines am 12. Februar 1915 in der Champagne gefallenen Freundes Dr. Albert Klein, Professors an der Oberrealschule zu Giessen, veröffentlicht. Einige Proben muss ich hier mitteilen, um das verständlich zu machen, was ich späterhin noch zu sagen habe.

Diese Proben dürfen aber hier um so eher Raum finden, als sie Äusserungen desselben Geistes sind, der auch diese Zeitschrift zur internationalen Verständigung hat entstehen lassen.

Tapfer, sorglos um sein Leben, wer ist dies überhaupt unter uns? Wir alle wissen zu sehr, was wir wert sind und leisten können, wir stehen im besten Alter, Kraft in den Armen und Seelen, und da stirbt niemand gern, da ist niemand „tapfer“ im herkömmlichen Sinne des Wortes, oder doch nur ganz wenige. Gerade weil Tapferkeit so selten ist, deshalb dieser Aufwand von Religion, Denken, Dichtung, der von früh an in der Schule beginnend den Tod fürs Vaterland als das Höchste, Herrlichste preist, bis er gipfelt in all dem *faux héroisme*, der uns aus Zeitungen und Reden der Gegenwart umdröhnt und so billig ist, und in dem wahren Heroismus, dem schlichten Heldentum Weniger, das sich einsetzt und — vielleicht — andre mit fortreisst.

Man sieht doch, wie viel schwerblütiger, heimwehiger, nach rückwärtsgezogener wir alten Landwehrleute sind, es lastet auch wirklich mehr auf uns, und unsere Aufgaben in Staat und Gesellschaft sind andere, umfassendere, als diese halben Knaben noch haben: eine Friedenskultur der Arbeit aufbauen, das ist doch

unser Glück, unser Ruf, unser schönstes Los, danach steht unser Herz, das macht uns den Abschied so schwer, wenn er einmal kommt. Darum aber auch uns gegenüber nichts von Heldentum. Wir tun unsere Pflicht, was wir müssen, aber das sind passive Tugenden — ein Held aber geht vorwärts, in den Tod als wie in den Sonnenglanz hinein, kämpft, fällt unter Jauchzen. Wenn ich in den Zeitungen, in dem Geschreibe derer, die so etwas wie ein böses Gewissen haben, weil sie in Sicherheit hinten sind, diese Aufpuffung jedes Soldaten zum Helden lese, so wird mir ganz übel. Heroismus ist ein selten Gewächs und darauf baut man keine Volksheere auf. Zu deren Zusammenhalt braucht man, dass der Mann vor den Vorgesetzten Respekt und selbst mehr Angst hat als vorm Feinde, Vorgesetzte, die gewissenhaft, pflichttreu und kenntnisreich sind, Umblick und ihre Nerven in der Gewalt haben. Wenn man die Elogen auf uns von denen hinter uns liest, so erröten wir. Es gibt Gott sei dank noch sehr viel stramme alte Zucht. Da kommt nun dieser Bursche und bald jener, stippt Säcular- und Neujahrsbetrachtungen zusammen und redet kühn daher vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll, nimmt all den Kot der fremden Presse auf und wirft ihn verdreifacht zurück. Gerade, weil ich mit so heisser Liebe und Inbrunst an dem hänge, was die besten Deutschen für die Weltkultur geleistet haben, kann ich nicht wünschen, dass uns eine Aufgabe zugemutet wird, die wir nicht leisten können. Ist das Höchste die Leistung der Deutschen für die Weltkultur, so müssen wir wieder zum Klang und Einklang mit den anderen Nationen gelangen. Dann ist nicht jeder Engländer ein Heuchler, jeder Franzose ein Hohlkopf. Ganz abgesehen davon, dass wir von deren militärischen Leistungen tagtäglich die anschaulichsten Proben kriegen.

Ach, liebe Freunde, wer das hier mitmacht, der redet nicht so selbstverständlich von Sterben, Tod, Opfer und Sieg, wie es die tun, die hinter uns die Glocken läuten, die Reden halten, die Zeitungen schreiben. Der fügt sich in die bittere Notwendigkeit des Leidens und Sterbens, wenn sie ihn antritt, aber er weiss, er sieht, dass der edeln Opfer schon unzählige, überzählige gebracht sind, und dass der Zerstörung längst genug wäre, nicht nur auf unserer Seite, sondern auch bei denen da drüben.

Gerade wenn man das Leid ansehen muss, dann schlingt sich für mich (und Euch, Ihr Lieben, ginge es gerade so, ja Ihr fühlt jetzt schon so) ein neues Band zu jenen hinüber. Komme ich, was ich kaum mehr hoffe, aus diesem mörderischen Krieg heraus, so wird das intensivste Versenken in die Kulturen, deren Träger gegen uns standen, mir willkommene Pflicht sein. Auf noch breiterem Grunde will ich aufbauen, was meines Daseins Sinn und Aufgabe ist: das historisch-philosophische Nachdenken über das grossartige, wunderbare Phänomen der Höchstkultur.

Gestern Abend war ich sonderbar erschüttert, als ich Gelegenheit hatte, einen Transport Gefangener zu sehen und mit einem

von ihnen, einem Kollegen, Altphilologen aus Vigeac, zu sprechen. Ein so offener, intelligenter Mensch, so gut militärisch erzogen, wie die ganze Gesellschaft, die bei ihm war; so furchtbar das Aushalten, das ihnen im Feuer der Maschinengewehre („démoralisant" nannte er es!) beschieden gewesen war — er stellte mir recht den Widersinn des Krieges vor Augen. Wie gerne, dachte ich, wäre man mit diesen Menschen Freund, die einem so nahe stehen nach Erziehung, Lebensart, Gedankenkreis, Interessen! — Wir gerieten bald in ein Gespräch über ein Rousseaubuch und fingen an, als alte Philologen zu disputieren. Er sah das Band am Knopfloch, und als er erfuhr, dass es *la croix de fer* sei: „Félicitation" sagte er gleich; das funkelnde Interesse am bunten Bändchen schien mir recht südfranzösisch und rührend.

Wie gleich sind sie uns an Wert und Gehalt; wie wenig wahr ist das, was unsere Zeitungen erzählen über französisches Erschüttertsein und Mattwerden; ebenso wahr, ebenso unwahr wie das Geschreibe der „Temps" über unsere Verhältnisse! Und wie sehr sprach auch aus den Worten des französischen Kollegen eigenes Nachdenken und Hochachtung vor deutschem Wesen. Dass wir darauf angewiesen sind, Freunde zu sein und stets getrennt sein sollen! Ich war ganz erschüttert, sass versunken und nachdenkend da und konnte mit allem Grübeln nicht herauskommen.

Kein Ende, kein Ende des Krieges, der nun bald sechs Monate lang Menschen, Wohlfahrt und Glück in seinen Schlund hinabgurgelt. Und dies Gefühl das gleiche bei uns, und bei denen drüben. Immer dasselbe Bild: wir leisten das Gleiche, wir sind das Gleiche, wir leiden das Gleiche, und gerade deshalb, weil wir so bitter miteinander verfeindet sind.

In einem Leitartikel des Journal de Genève vom 13. Juni 1915 (zweite Ausgabe) unter der Überschrift „Le meurtre des élites" hat der auch in Deutschland bekannte und geschätzte Schriftsteller Romain Rolland neben anderen Äusserungen aus deutschem Munde auch die angeführten Stellen aus Briefen Albert Kleins in französischer Übersetzung seinen Lesern mitgeteilt.

Wie herzlich könnte man ein solches Tun an sich begrüssen! Muss es nicht das Urteil über deutsches „Barbarentum" berichtigen?! — Aber man höre, welche Deutung Rolland diesen Stellen gibt! Er schreibt:

„Diese Wahrheit (der mitgeteilten deutschen Äusserungen) rechtfertigt unser Urteil, das Urteil der Welt über die Führer Deutschlands und über ihre Politik. Was ihre Heere getan haben, wissen wir; aber dass sie es tun konnten mit solchen Elementen,

wie wir sie aus jenen Geständnissen kennen gelernt haben, das erhöht noch die Schuld jener Führer. Von den Schlachtfeldern erheben sich diese Stimmen einer hingeopferten Minderheit als rächendes Verdammungsurteil über ihre Unterdrücker. Zu den Anklageakten, die gegen jene Raubstaaten und ihre unmenschliche Hoffart im Namen des verletzten Rechtes und der beleidigten Humanität geführt werden durch die leidenden Völker und Soldaten, kommt hinzu der Schmerzensschrei edler Seelen ihres eigenen Volkes, die durch die schlimmen Hirten, welche diesen Krieg entfesselten, in das sinnlose Morden hineingeschleppt wurden. Seinen Leib opfern, das ist nicht das schlimmste Leid, aber auch seine Seele verleugnen, preisgeben, morden! . . . Ihr (Franzosen), die ihr wenigstens für eine gerechte Sache sterbet . . ., wie ist euer Los süss gegenüber diesem Martyrium . . . .“

Als ich diese Sätze las, fragte ich mich voll Verwunderung: Ist es möglich, Äusserungen derart misszuverstehen? Nochmals prüfte ich die veröffentlichten Briefstellen meines Freundes, und ich kam zu dem Ergebnis, dass in ihnen nichts enthalten ist, was diese Interpretation rechtfertigt, wohl aber solches, was ihr direkt widerspricht.

Wenn man einen Krieg zwischen Kulturvölkern und das unermessliche Leid, das er über sie bringt, beklagt; wenn man dem ritterlichen Gegner Achtung zollt; wenn man die Kultur des feindlichen Volkes schätzt: bedeutet das etwa soviel als die eigene Sache für ungerecht halten und die schwersten Anklagen gegen die eigene Regierung erheben ?!

Dass Albert Klein ebenso wie wir Deutschen alle überzeugt war, dass wir in einem gerechten Kriege, in einem Verteidigungskriege stehen, das geht aus veröffentlichten Stellen klar hervor und kann noch aus bis jetzt unedierten Briefen mit Evidenz erwiesen werden.*) Aber hier will ich nicht weiter darauf eingehen.

Was ich an Tatsächlichem mitgeteilt habe, sollte ja nur den Ausgangspunkt bilden für eine Forderung, die ich jetzt in aller Kürze aussprechen will.

Wir, die wir wirklich erfüllt sind von der „Sehnsucht menschlichen Sichverstehenwollens“ wir müssen mit allem

---

*) Näher habe ich dies dargelegt in einem „Offenen Brief an Romain Rolland“, den das August-Heft der „Tat“ bringt.

Nachdruck verlangen, dass man unsere Äusserungen so aufnehme, wie sie gemeint sind; dass man sie nicht in blinder Voreingenommenheit oder bewusster Missdeutung einseitig im Dienste einer der kämpfenden Parteien ausbeute.

Wie kann man noch seine Stimme zur Verständigung und Versöhnung erheben, wenn man befürchten muss, dass Worte, die dem Frieden dienen wollen, dazu benützt werden, weiter die Kriegslust aufzupeitschen, indem man sie etwa als Äusserungen der Schwäche oder der Unzufriedenheit beim Gegner interpretiert.

Das gegenseitige tiefe Misstrauen der Völker, ihre Angst vor Angriffsplänen der anderen ist eine Hauptquelle dieses beklagenswerten Krieges gewesen. Soll denn nun dieses Misstrauen auch alle Schritte zu einer Wiederherstellung des Friedens hemmen?! Wer aber die Worte des Gegners willkürlich deutet, der sät aufs neue jenes unheilvolle Misstrauen! Der macht sich mitschuldig an der Fortdauer des Krieges!

□□□

Ein Brief von Romain Rolland.

Die Redaktion hat sich verpflichtet gefühlt, den vorstehenden Artikel zur Kenntnis Romain Rollands zu bringen, dem wir wegen seiner unabhängigen Stellungnahme, durch die er sich unter allen Franzosen unserer Zeit auszeichnet, aufrichtige Bewunderung entgegenbringen. Er antwortet uns mit folgendem Schreiben:

Sehr geehrter Herr!

Seit einem Jahr habe ich meine Ruhe, meinen schriftstellerischen Erfolg, meine Freundschaften der Aufgabe geopfert, Unvernunft und Hass zu bekämpfen. Ich habe versucht, jedem von unsern beiden feindlichen Völkern und besonders dem meinigen, zum Bewusstsein zu bringen, dass seine Gegner Menschen sind, welche die gleichen Leiden zu ertragen haben. Nicht ohne Mühe habe ich in dem Deutschland der Gegenwart Kundgebungen des Gedankens aufgesucht, welche in den Herzen der Franzosen ein

sympathisches Echo erwecken: freie und gerechte Worte, welche gleichsam als Brücke dienen können über den Abgrund von Missverständnissen, der zwischen den Nationen klafft.

Jeder von meinen Artikeln hat mir in jedem der beiden Länder Schmähungen zugezogen; von beiden Seiten stosse ich beständig auf das gleiche Unverständnis. — Schmähungen können mich nicht aufhalten; aber das Unverständnis ermüdet, entwaffnet mich....

Herr Prof. Messer wird zufrieden gestellt werden. In seinem Briefe an „Die Tat“ fordert er, wie es scheint in der Meinung, seinen Freund zu ehren — dass ich urbi et orbi bekannt mache, wie sehr dieser Freund die Handlungsweise seiner Regierung billigte und dass er die Verletzung der belgischen Neutralität durch die von Spitteler bereits gekennzeichneten Argumente zu verteidigen suchte. — Gewiss, ich will dies bekannt machen. Und so wird mit einem Schlage die Hochachtung zunichte, welche ich unter meinen französischen Lesern für das Andenken des Herrn Dr. Albert Klein gewonnen haben mag.

In seinem Artikel für die „Internationale Rundschau“ wirft mir Prof. Messer bitter vor, dass ich die loyalen Gesinnungen seines Freundes verkannt habe, und dass ich mich so „mitschuldig mache an der Fortdauer des Krieges“, dieses Krieges, den ich, — fast der einzige unter den französischen Schriftstellern, — weniger hart, und menschlicher gestalten wollte, wenigstens unter Denkern!.....

Das ist zuviel. Ich ziehe mich ermüdet zurück aus einem blinden Kampfgewirre, wo jeder der Kämpfer keine andere Stimme hören will als die der eigenen Leidenschaft und immer wieder stumpfsinnig die eigenen Argumente wiederholt, ohne auch nur ein Mittel zu suchen, durch welches man diese allmählich den andern immer zugänglicher machen könnte. Ich wollte es thun; ich habe Unmögliches versucht. — Ich bereue nichts; es war meine Pflicht, diesen Versuch zu

wagen; aber ich fühle die Nutzlosigkeit des Verharrens. Ich ziehe mich zu meiner Kunst zurück, in das einzige noch unverletzte Asyl; und ich will warten, bis der Wahn der Welt geschwunden ist.

Sie würden mich verpflichten, hochgeehrter Herr, wenn Sie diesen Brief veröffentlichen wollten und ich bitte Sie, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung entgegenzunehmen.

Romain Rolland.

□□□

Briefe einer Deutsch-Französin.

I.

Es ist noch verfrüht (obwohl es weiss Gott nicht unpatriotisch ist), europäische Worte in unseren plombierten Ländern auszusprechen. Aber einer muss doch anfangen. Ich will jedoch niemanden Ungelegenheiten bereiten, ich will auch nicht missverstanden werden. Und ich will nicht diskutieren. Das ist heute zu viel verlangt.

Du und ich aber, wir waren einer Sinnesart, und du bist tot. Darum richte ich meine Worte an dich und klammere mich an deinen Schatten. Und du, der vielleicht nur mehr Augen für das Unsichtbare hast, du siehst wie überschwänglich froh ich mein Nichts von Leben hundertmal veratmet hätte, um abzuwenden, was heute in der Welt geschieht. Wir waren wohl zu leicht befunden und unser zu Wenige, die wir uns gerne zu Geiseln geschart, und den Gorgonen entgegengeworfen hätten, ihre wütenden Schritte und auf ihren Häuptern die entsetzlichen Natterngewinde zu bannen — die nun entfesselten — deren giftige Brut überall nistet. Ja, wo die gütige Erde Saaten und Früchte trug und die friedliche Kornblume sprosste, dort wogen jetzt sie geschäftig über die verwüsteten Äcker und würgen die Männer dahin, während ihr Gift, wie fernwirkende Geschosse, die unverschonten Frauen ereilt, die weit weg in den

geschützten Städten die Agonie ihrer Männer vernehmen. So ist jetzt die Welt.

Hat nicht ein Jeder im Leben Momente gehabt, über die er nicht hätte hinauskommen sollen, und ist es doch; zum deutlichen Beweise, dass etwas im Menschen sein müsse, das alle irdischen Begegnisse überschwebt und also überschweben kann, wenn er sich nicht selbst aufgibt.

Diesen Satz las ich heute. Wer ist man? Und doch gilt es, die Treue an sich selber zu bewahren, auch wenn es alle Gemeinschaft mit den anderen kostet. O verlasse mich nicht! Du siehst, wie jetzt die Leute ihre Fenster schliessen. Der Wind, der über die Erde rauscht, ihnen trägt er nichts zu; jeder weiss, wo er hingehört und scharf und wie geschliffen fällt seine Tür ins Schloss. Nur ich bin heimatlos durch diesen Krieg geworden: Ja — hätte Gott, der den Arm Abrahams (den zur Opferung des Sohnes schon erhobenen) zurückhielt, hätte er dem rückwärtigen Lauf des Höllenrades Einhalt geboten, und angesichts so viel wundervoller Bereitheit zu sterben sich erbarmt, dann würde freilich auch ich mich freuen, das Präludium dieses Krieges erlebt zu haben. Denn wer vergässe je der Gesichter, die er da sah.

Doch vom Tag an, wo das Sengen und Brennen und Schiessen und Erstechen und Niederstossen und Erwürgen und Bombenwerfen und Minenlegen anging, und man sich freute über die Ertrunkenen und Erschlagenen und allen Jammer des Anderen, von dem Tag an, siehst du, bin ich eine Ausgestossene; von einer solchen Welt bin ich geschieden; wie ein Idiot.

Denn ich verstehe ja nicht. Wie ein Idiot erschrecke ich vor den Menschen und fürchte mich seitdem. Sonst so städtisch, treibt es mich seitdem in schlafende Dörfer, in unbegangene Wälder hinein, als gebe es noch eine Flucht, und als sei die Tatsache dieses Krieges nicht längst ins Weglose eingetragen und brütete nicht über das verlassenste Moor. Selbst die reinen Linien der Berge sind von ihm durchfurcht, von grauenvollem Wissen ist der Mond umhaucht; keine Alm steht mehr in ihrer Unschuld

da. Was ihn erst unglaubhaft erscheinen liess, das gemahnt jetzt alles an ihn. Auf keinen Tisch, keine Türklinke können wir die Hand unvoreingenommen legen, wie eine bittere Hefe ist er in unser Brot gebacken, und selbst im Traume nagt das dumpfe Wissen um ihn. Wie leicht dünkt mir dagegen dein Schlaf! und du selbst wie bevorzugt, wie unaussprechlich vornehm, dass du diesen Zusammenbruch, Europas unsterbliche Blamage, nicht mehr erlebtest.

II.

Komm ich bitte dich! Unterhalten wir uns über die Gedankenlosigkeit der Menschen. Weisst du noch, wie wir einmal den Fluss entlang vor deiner Wohnung auf und nieder gingen. Die Sträucher waren schon aufgeblüht. Wir sprachen über Zeitungen und du schlugst plötzlich mit deinem Stock auf das Pflaster und riefest: „Die Menschen sind zu borniert! Man möchte sich manchmal schämen, dass man zu ihnen gehört."

Dass aber die Dummheit solche Triumphe feiern, und ihre Fanfare mit einem solchen Geschmetter dreinfahren würde, nein, das glaubten wir nicht. Auch wenn wir es sagten. — Und dennoch sahen wir die Völker Europas gutwillig in einen Hass ausbrechen, den sie Tags zuvor entrüstet von sich wiesen. Denn ach! es stand geschrieben — und in der Politik wie in allem wird der Nachdenkliche gar bald zum Fatalisten — es stand geschrieben, und in jedem Staate wiederholte sich dasselbe fürchterliche Schauspiel, dass nicht die besten Köpfe bestimmen durften. So wurde Caillaux des Landes verwiesen und Poincaré ist noch am Ruder, so wurde Jaurès ermordet und Jswolski ist noch am Leben. Und so wurde die Intelligenz Europas von ein paar verruchten und ein paar ungeschickten Leuten unterjocht, welche teils auf diesen Krieg hin arbeiteten, teils ihn nicht zu verhindern verstanden und ihn so gemeinsam verschuldeten; sie aber durften sich ruhigen Sinnes auf die Strasse begeben, von der Volkswut verschont, welche schon anfing, unschuldige Menschen über die Grenzen zu jagen.

Und alsbald geschah es, dass dort, wie auf einen Wink des Antichristen hin, schwarze Drachenfelsen die sonnenumwobenen Auen verstellten und sich als finstere Kulissen entlang zogen; und dass ein kranker Wind sich erhob und Scharen Unglücklicher wie müde Spreu hinüberwirbelte; sie wussten nicht wie; so schnell! Eben noch als Freunde sich am Halse liegend, mitleidig angestarrt — aber ein neuer Windstoss, und sie waren schon geächtet, und ehe sie die Strasse überschritten, ihres Lebens nicht mehr gewiss, verängstet und verflucht.

Und zugleich fing es im ganzen Erdteil wie in einem Bienenkorb zu wimmeln und sich zu regen an von geschäftig sich drängenden, unübersehbaren Schwärmen, aus den verlorensten Tälern aufgeflogen, und alle in ihrem künstlichen Hass zu den künstlichen Felsen hingetrieben, aus deren Schacht nunmehr heisses Blut ächzend hervorbrach, zu Bächen, zu Strömen qualvoll unversiegbar anschwellend, doch stets so, o Gott! dass die Schmerzensrufe der Einen mit ihrem weithallenden Echo des Jammers zugleich Genugtuung und Jubel bei den anderen hervorrief. Und wenn die Einen, die Armen! in brennenden Wäldern umkamen, oder langsam in kalten Sümpfen heulend versanken — wie man sonst niedrige Tiere nicht verenden liesse — so frohlockten die Andern. Und die so taten, waren nicht etwa Ausgeburten mit Affenschwänzen, missgestaltete Trolle, sondern gute, nach Gottes Ebenbild geschaffene Menschen, viele zarte, schöne, verwöhnte Jünglinge darunter, die nicht mehr anders konnten, als morden und sich morden zu lassen, — denn der Teufelsspuck hatte eingesetzt.

III.

Dass in dieser Zeit, in der die Taten reden müssen, noch so viel zu sagen bleibt, ist niederdrückender als Alles. Wer soll es mit dem Schutt aufnehmen, der sich von neuem häuft? Seit ich denken lernte, nannte ich die Geschichte meiner beiden Vaterländer den Roman, um den das Schicksal unseres Kontinents sich drehe. Wird man mir eher glauben als zuvor?

Wir sind am Ende des ersten Bandes angelangt, wo noch einmal Alles verschüttet und zurückgeworfen liegt. Bis man an den zweiten gehen kann, sind wir, die heute keine Kinder mehr sind, vielleicht ermattet oder dahin. Das Wirrsal ist zu gross. Ich ersticke. Es ist zu spät. Lasciate...

Allein die Hand verdiente zu verdorren, die heute zu kämpfen abliesse, wenn auch vergebens. Wer denkt, liegt heute erst recht im Graben: aber nur von dem Schritt vor Schritt und unablässig Vorgedachtem wird endlich, unter tausend Opfern, und über unsere Leiber hin, die Masse fortbewegt. Doch die Gemüter sind noch so, dass die ruhigen Worte die gewagtesten sind. Niemand trägt heute in Europa freieren Gewissens sein geteiltes und zerhämmertes Herz und nur allzu billig fiele mir der Beweis, dass meine geteilte Liebe eine verdoppelte und keine verminderte ist. Nie aber glaube ich erging noch die Forderung so gebieterisch an das Gewissen derer, die nicht im Felde stehen, sich auf die Unze genau zu ihrem Blute zu bekennen; nur so behaupten auch sie in ihrer Bedrängnis die ihnen zugedachten Posten. Es wäre gemein zu fordern, dass Einer, der seiner Abstammung nach in gleichem Masse zwei Nationen angehört, heute die eine oder andere verleugne. Heute nicht! Vor all dem vergossenen Blut erhebt sich heute die Stimme des Blutes lauter als alles. Wie es heute in einem Halbfranzosen Deutschlands aussieht, das weiss kein Deutscher und kein Franzose, das kann nur sein Echo finden in der Qual eines Halb-Germanen in Frankreich. Denn wie die eingestürzten Häuser unserer Grenzorte, die wechselseitig umstritten, von den Kugeln beider Gegner zerschossen liegen, so sind wir in uns selber zusammengestürzt.

Du weisst: ich habe mich von meinen deutschen Landsleuten nur dadurch vielfach unterschieden, dass ich immer so stolz darauf war ihnen anzugehören und, dass ich im Ausland mit der aufgezogenen Fahne meines Deutschtums so begeistert herumging. Du hast auch gehört wie unermüdlich ich ihnen zurief: Die Verschmelzung Eurer

Wesensart mit der Eurer westlichen Brüder ist für das Heil Europas unerlässlich und die Stunde für eine Anleihe ihrer Qualitäten hat geschlagen. Denn nicht eher seid Ihr die Berufenen. Jawohl! Ich weiß es schon, Ihr seid tiefer, gründlicher, männlicher, Euer Geist ist weiter ausgebuchtet. Aber Ihr seid die politisch Ungeschulten, die Unpolitischen par excellence. Ihr versteht es nicht mit den Franzosen auszukommen, was noch alle anderen Nationen fertig brachten. Es ist gar nicht so schwer. Nur sachte! rief ich ihnen voll Besorgnis zu. Nicht so schnell! Um Gottes willen was macht Ihr da! Falsch!

Leute wie ich, die zu ihrer Qual (denn in keinem Lande sind sie ganz daheim) eine Versöhnung der deutschen und französischen Elemente verkörpern, waren sicherlich vor allen Anderen befugt, ihre Meinung abzugeben. Die Kluft war ja so gross geworden, dass wir allein die Mitte Weges standen, sie überschauen konnten. Doch wer achtete unser? — sie wussten es besser, hier wie drüben; und da alles fehlschlug, zog man es vor die Franzosen für erledigte, die Deutschen für vernichtbare Leute zu halten. Nichts von all dem! — Indessen glauben sie's noch immer! Ach und mir dünkt es ist gerade genug für ein Menschenherz seinen Jammer und seine Sorge um die Not eines Volkes in unseren Tagen zu bewältigen. Aber Leute wie ich werden auch noch am Tage des Sieges sich verkriechen müssen. Denn immer wird es Jerusalem und seine Kinder sein, um die sie weinen werden. Ach wir sind es, die hätten sterben sollen! *Annette Kolb.*

□□□

Was die Leser sagen.

Wir bringen nachstehend im Auszug einige Zuschriften und Besprechungen, welche unsere ersten beiden Hefte betreffen. Wir freuen uns der überaus grossen Zahl von zugegangenen Briefen. Wir legen besonders Wert darauf, dass uns aus der Schweiz zumeist volle Zustimmung und ermutigende Anerkennung zuteil geworden ist, und wir schöpfen daraus die Zuversicht, auf dem richtigen Wege zwischen den Parteien geblieben zu sein. Wir kräftigen diese Zuversicht aus den gleichzeitigen Angriffen von deutscher und französisch-englischer Seite. Die Distanz ist noch zu gross, darum meint jeder, der uns in der Mitte gehen sieht, uns beim Gegner zu sehen. Diese gleichzeitigen Angriffe zeigen die Schwierigkeit der Aufgabe, welche wir uns gestellt haben, sie erweisen auch die Notwendigkeit, sich ihrer Lösung zu unterziehen.

Professor an der Sorbonne, Paris:

Ihre Absichten sind gut. Solange jedoch Teile von Frankreich und Belgien durch Deutsche besetzt sind, können wir nicht von Frieden sprechen . . . Ist es möglich, dass wir, welche wir alles getan haben, um diesen Krieg zu vermeiden, welche die Verträge gewissenhaft inne gehalten haben, dass wir uns auf dieselbe Linie stellen lassen, wie jene, welche den Krieg entfesselt haben . . . ? . . . Wenn die „Rundschau" gerecht sein will, muss sie das Verdammenswerte verdammen und darf Angreifern und Angegriffenen nicht den Anspruch auf gleiche Behandlung einräumen.

* * *

Ein Würzburger Professor:

. . . Sie begegnen einem Manne, der von acht bis zehn Banditen umringt ist, die ihm an Börse und Leben wollen. Glücklicherweise ist er bewaffnet und hat schon einige der Angreifer verletzt, aber trotzdem wehrt er sich nur mit grösster Anstrengung seiner Haut. Sie sagen zu ihm: „Guter Mann, machen Sie doch Frieden, wer wird denn Menschenleben aufs Spiel setzen?" Was wird er Ihnen antworten?

* * *

Ein Dozent aus der französischen Schweiz:

Sie hassen die Lüge und die Verleumdung, mein Herr? Warum erheben Sie nicht Anklage — vor den kleinen Lügen, die

meist lächerlich sind — gegen die grossen offiziellen Unwahrheiten? . . .

Ich bin nicht erstaunt, dass die Deutschen Ihren Einigungsversuch mit „empressement“ aufnehmen. Es muss für sie ein besonders erhebendes Gefühl sein, ausserhalb ihres Landes eine Hand zu finden, die sich ihnen entgegenstreckt und ein Gesicht, welches sich nicht in Entrüstung abwendet . . . Und ich glaube, dass viele unter den Deutschen persönlich des Mitgefühls wert sind, aber wir dürfen nicht vergessen, wessen sie alle — unter dem Beifall der intellektuellen Elite des ganzen Volkes — sich schuldig gemacht haben.

Sie würden ein beleidigendes Unrecht begehen, wollten Sie den Unterdrücker mit dem Unterdrückten, den Angreifer mit dem Angegriffenen auf gleiches Niveau stellen . . .

Die Gerechtigkeit gegen alle, wie Sie sie auffassen, besorgt in Wirklichkeit — gegen Ihre Absicht, dessen bin ich sicher — die Geschäfte einer einzigen Partei, und die friedliche Aktion, welche Sie bringen wollen, wäre zum alleinigen Vorteil des Angreifers.

Es ist keineswegs ein Mann des Hasses, der Ihnen schreibt, aber ein Mann, der nicht dulden kann, dass dem Frieden zuliebe der Unschuldige mit dem Schuldigen verwechselt wird.

* * *

Ein in Zürich best bekannter Pädagoge, Professor in München:

Ich danke Ihnen sehr für die Zusendung der ersten Nummer Ihrer Zeitschrift, die mir sehr grosse Freude gemacht hat. Dieses Unternehmen kann augenblicklich, wenn es sich auf der Höhe der Objektivität hält, unberechenbaren Segen stiften.

* * *

Ein Professor der Nationalökonomie in Paris:

Ich bitte Sie, mir die Unannehmlichkeit zu ersparen, ein weiteres Heft Ihrer sogenannten „Internationalen Rundschau“ zu erhalten.

Es ist ganz natürlich, dass sich die Deutschen durch solche Mittel von Vorwürfen befreien wollen . . .

* * *

Universitätsdozent für Strafrecht in Wien:

Ich interessiere mich sehr für diese Sache und will sehr gerne als Mitarbeiter figurieren. Freilich muss ich die Erkenntnis voraussetzen, dass wir — Deutschland und Österreich — in frivoler Weise überfallen wurden . . .

* * *

Die „Morning Post" beehrt uns mit einer ganzen Spalte:

. . . Ein Blick in die erste Nummer zeigt, dass unter dem Vorwand der Neutralität der Inhalt sich dem deutschen Standpunkt vollständig unterordnet . . .

* * *

Die „Ostdeutsche Rundschau", Wien:

Es ist schade um die deutsche Sprache, und wir machen den Herren in allem Ernst den Vorschlag, ihre Zeitschrift nur in englischer Sprache erscheinen zu lassen. Sie werden einen Riesenerfolg haben.

* * *

„Schlesische Zeitung", Breslau (unter dem Titel: „Hände weg!"):

Die Zeitschrift spricht von Hass und Lüge als verabscheuungswürdigen Dingen . . . Sie stellt sich, als ob auf allen Seiten ein gleiches Mass von Schuld und Sünde wäre, und begeht damit eine Fälschung, die nicht zu entschuldigen ist.

* * *

Ein Leser der „Breslauer Zeitung"

teilt uns mit, dass dieser Angriff sein Interesse für uns erregt und ihn veranlasst hat, sich unsere erste Nummer zu verschaffen. . .

Die „Internationale Rundschau" erscheint in demselben Verlage in englischer Ausgabe mit völlig gleichem Texte.

Gerechtigkeit in Kriegszeiten.

Ein Weckruf an das geistige Europa.

Von BERTRAND RUSSELL, Professor der Mathematik, Cambridge.

Während eines Krieges zwischen Frankreich und Hannover schrieb Leibnitz an einen Franzosen und meinte, es sei dies ein Krieg, an welchem die Philosophie keinerlei Anteil nehmen könne.*) Es ist weit mit uns gekommen seit jenen Tagen. In unserer Zeit sind Philosophen, Professoren und Intellektuelle gemeiniglich gerne bereit, ihre jeweiligen Regierungen mit jenen ingeniösen Verdrehungen, jenen feinen Sophismen zu versehen, durch welche der Schein erzeugt wird, dass alles Gute auf der einen, alle Schlechtigkeit auf der andern Seite zu finden ist. Die gelehrtesten Männer der verschiedenen Nationen bekennen sich hemmungslos zu den Vorurteilen ihres Volkes; sie sind ebenso unfähig, gerecht zu sehen, wie die erste beste Winkelzeitung; jeder verteidigt seine Sache und modelt die Geschichte in ihrem Sinne um. Und alle betrachten auch dieses jeweilige Vorurteil des Gegners als unabwendbar, als selbstverständlich. Stimmen sie auch nicht in ihren Schlussfolgerungen überein, so ist doch der Geist, der sie leitet, der gleiche. Allgemein wird anerkannt, dass die einzige Pflicht eines Schriftstellers darin besteht, dem eigenen Vaterlande recht zu geben.

Doch gibt es von dieser Art der Stellungnahme bemerkenswerte Ausnahmen unter den Schriftstellern, z. B. Romain Rolland und Bernard Shaw, und selbst unter den Politikern, wenn auch der Sinn für Gerechtigkeit jetzt

---

*) „J'ay dû juger par la derniere que j'ay receue de vous il y a longtemps, que vous voulies suspendre notre commerce à cause de la guerre . . . Cependant je ne crois pas que vous ayiés voulu le quitter entierement, car plusieurs autres m'écrivent non obstant cette guerre, où la philosophie ne prend aucun interest." Leibnitz an Foucher, Philosophische Schriften (Gerhardt), Bd. I, S. 420.

überall in gleicher Weise mit politischem Tod bestraft wird. Unter den Gelehrten gibt es zweifellos viele, welche in ihrem Denken und in ihren privaten Äusserungen gerecht geblieben sind. Aber fast alle schweigen sie, sei es aus Furcht, sei es, weil sie nicht unpatriotisch erscheinen wollten. Bei den Männern, welche ihre Ideen öffentlich ausgesprochen haben, vermisst man fast durchaus jede Spur geistiger Unabhängigkeit.

Indem die Männer der Wissenschaft innerhalb jeder Nation ihre Gedanken und Äusserungen vom Parteigeist fälschen liessen, haben sie meines Erachtens die Gelegenheit versäumt, der Menschheit einen Dienst zu leisten, zu welchem ihre Vorbildung sie bestimmt hätte. Die Wahrheit — wie immer sie lauten mag — bleibt dieselbe für England und Frankreich oder Deutschland, für Russland oder Österreich. Sie kann sich nicht den nationalen Bedürfnissen anpassen: sie ist ihrem Wesen nach neutral. Sie steht ausserhalb des Zusammenstosses der hasserfüllten Leidenschaften und enthüllt jenen, welche ihr nachgehen, die tragische Ironie der Illusion, welche jeden Kampf begleitet.

Durch ihre tägliche Arbeit geschult die Wahrheit zu erforschen, hätten die Männer der Wissenschaft wenigstens versuchen sollen, sich in dieser Zeit zu Stimmführern der Wahrheit zu machen, und auch das zu sehen, was bei ihrer Partei unrecht, was beim Feinde recht war. Ausserhalb der politischen Wirren stehend, hätten sie es wenigstens versuchen müssen, mit dem Gewicht ihres Namens zwischen die Nationen zu treten, den Hass zu mildern, ihnen zu gegenseitigem Verständnis zu verhelfen, um einen Frieden vorzubereiten, der nicht ein blosser Stillstand wegen allgemeiner Erschöpfung wäre, sondern eine brüderliche Versöhnung, bei der es jedem klar wird, dass der Kampf blinder Wahnsinn war. Sie haben nichts dergleichen getan. Die Liebe zum Vaterland hat die Liebe zur Wahrheit weggefegt. Der Geist ist ein Sklave des Instinktes geworden, nicht sein Meister. Der Tempel zur Wahrheit wurde von seinen Wächtern an Götzendiener

ausgeliefert, ja sie selbst haben zuerst den Götzen angebetet.

Eine der grössten Überraschungen dieses Krieges ist überall der Appell an atavistische Moralbegriffe, welche in Friedenszeiten jeder Gebildete mit Verachtung von sich gewiesen hätte. Die Deutschen sprechen über Englands brutalen nationalen Egoismus und fühlen sich selbst als das Volk, welches für ein hohes Kulturideal gegen den Neid einer Welt ankämpft. Engländer sprechen von dem rücksichtslosen Militarismus der Deutschen, von ihrer masslosen Herrschsucht und behaupten, für die Heiligkeit der Verträge und die Rechte der kleinen Völker Krieg zu führen. Bei normaler Gemütsverfassung könnte es vielen. die so sprechen, nicht entgehen, wie viel theatralische Ritter-Romantik in dieser Auffassung enthalten ist. Die Völker sind alle eigennützig und waren es zu allen Zeiten. Der Zufall kann es wollen, dass ein Land, indem es seine eigenen Interessen verfolgt, gleichzeitig für die Zivilisation wirkt oder die Heiligkeit der Verträge schützt; aber kein unbefangen Denkender wird glauben, dass man aus solchen Gründen Millionen Menschenleben und tausend Millionen Pfund Sterling hinopfert. Nur für die Zwecke der eigenen Nation werden solche Opfer gebracht, und solange man nicht einsieht, dass alle in den Krieg verwickelten Völker durchaus und gleichermassen aus Selbsterhaltung handeln, kann man sich von den wahren Kriegszielen keine richtige Vorstellung machen.

Wer ethische Urteile äussert, welche sich nicht auf ihn selbst, sondern auf andere beziehen, übt eine feinere Art von Sittenpolizei. Das allgemein menschliche Bedürfnis nach Anerkennung wird dazu verwendet, um einen Ausgleich zwischen unseren Eigeninteressen und denen unserer Nebenmenschen herzustellen. Ist es aber einmal so weit gekommen, dass dieser Nebenmensch im Begriff ist, mir das Leben zu nehmen, dann wird es mich gleichgültig lassen, dass er auch noch eine schlechte Meinung von mir hat. Darum ist in Kriegszeiten unsere Missbilligung der Feinde nutzlos, denn sie kann auf sie keinen

Eindruck machen. Und doch wird ein gewisser unbewusster Zweck damit erreicht: alle Gefühle von Menschlichkeit gegen den Feind werden unterdrückt, jedes erwachende Mitgefühl mit seinen Leiden wird im Keim erstickt. Unter dem Druck der Gefahr wird jede Gemütsbewegung, jede Überzeugung dem einen Zweck der Selbsterhaltung dienstbar gemacht. Und da es nun einmal den zivilisierten Menschen abstösst, seinesgleichen zu töten oder zu verstümmeln, ist es notwendig, diesen Widerwillen zu überwinden, indem man die Gleichheit leugnet und den andern, welchen man schädigen will, als Bösewicht hinstellt. So geschieht es, dass die schärfste moralische Verurteilung des Feindes sich bei jener Nation entwickelt, welche am meisten natürliche Güte zu überwinden hat.

Um diesen Glauben an die besondere Bösartigkeit des Feindes zu stützen, entsteht ein ganzer Mythos der Lüge, der nur zu einem kleineren Teil von der Presse und den Regierungen herrührt; seine Hauptursache ist jene mythenbildende Kraft, welche starken kollektiven Gemütsbewegungen eigen ist. Jede heftige Leidenschaft führt in ihrem Gefolge die Neigung zu einem ganzen Netz falscher Überzeugungen. Ein Verliebter wird dem Gegenstand seiner Neigung unzählige nicht vorhandene Vollkommenheiten andichten, ein Eifersüchtiger wird Verbrechen ersinnen, die ebensowenig vorhanden sind. Im täglichen Leben wird nun diese Tendenz ausgeglichen durch den Verkehr mit Menschen, welche diese Leidenschaften nicht teilen und so unsern unvernünftigen Irrtümern kritisch gegenüberstehen. In nationalen Fragen fehlt diese Korrektur; die meisten Menschen kommen überhaupt wenig mit Ausländern in Berührung, ganz besonders in Kriegszeiten, und das von der Leidenschaft erhitzte Urteil kann andern mitgeteilt werden, ohne auf Widerspruch zu stossen. Die erfundenen Tatsachen verstärken noch das leidenschaftliche Gefühl, dem sie ihr Dasein verdanken und werden ihrerseits durch die Gefühle jener vergrössert, denen sie mitgeteilt werden. Bei dem Einzelnen, abgesehen

von den Wahnsinnigen, führt die heftige Leidenschaft nur zu Ansätzen eines Mythos, welchen die Gleichgültigkeit der Umgebung im Keim erstickt; aber Kollektivleidenschaften entgehen diesem Korrektiv und mit der Zeit nehmen dann durchaus falsche Meinungen den Schein unwiderlegbarer Wahrheit an.

Gelehrte, die doch aus der Geschichte der Religionen den Einfluss des kollektiven Irrtums kennen sollten, hätten sich vor Leichtgläubigkeit gegenüber den auf sie einstürmenden Volksirrtümern besonders hüten sollen. Da in je zwei feindlichen Ländern Entgegengesetztes für wahr gehalten wird, so musste die offenkundige Unvereinbarkeit dieser beiderseits fest geglaubten Meinungen ihnen klar machen, dass der Antrieb zur Mythenbildung in diesem Augenblicke ungewöhnlich stark wirkt und nur durch eine ungewöhnlich starke geistige Anstrengung ferngehalten werden kann. Aber ich finde nicht, dass die Männer der Wissenschaft bisher erheblich weniger leichtgläubig gewesen sind als die Massen. Anfangs September 1914, als die Deutschen in Frankreich alles vor sich her trieben, erzeugte in England das Bedürfnis nach irgend einer Hoffnung den fast allgemeinen Glauben an eine grosse russische Armee, die angeblich von Archangel durch England nach Belgien gezogen sei. Die Beweise dafür waren bei weitem überzeugender als jene für die meisten Tatsachen der Geschichte. Die meisten Leute hatten unter ihren persönlichen Bekannten Augenzeugen dieses Durchzugs; zuletzt veröffentlichte eine Zeitung sogar die Depesche ihres Korrespondenten, der diese Armee in Belgien aufgefunden hatte. Dann erst wurde die Sache amtlich dementiert, aber noch lange nachher gab es viele Leute, welche fest daran glaubten. Und die Intellektuellen waren durchaus nicht weniger leichtgläubig als die Leute aus dem Volke.

Die wirklich schädlichen Meinungen sind diejenigen, welche Hass gegen den Feind erzeugen. Die Verwüstung Belgiens und das harte Verfahren gegen die dortige Zivilbevölkerung hätte unter menschlich denkenden Deutschen

doch immerhin Bedenken erregen können. Aber der Instinkt der Selbsterhaltung erzeugte eine reiche Ernte von Anklagen gegen die Belgier: dass sie verwundeten Deutschen die Augen ausstachen oder die Hände abschnitten, dass sie die deutschen Frauen in Belgien brutal misshandelten und dass sie überhaupt eine Niedertracht an den Tag gelegt hätten, wegen deren sie jeder Rücksichtnahme unwürdig wären. Zu genau derselben Zeit war England voll von Geschichten über deutsche Grausamkeit. Glaubt man doch noch jetzt in England, dass hier unzählige belgische Kinder leben, denen deutsche Soldaten die Hände abgeschnitten haben; viele Menschen erzählen zuversichtlich, dass sie Leute kennen, welche selbst derartiges mit angesehen haben, ja sogar Leute, in deren Häusern die verstümmelten Kinder leben. Der Hinweis darauf, dass ein Kind, dem die Hände abgeschnitten würden, am Blutverlust sterben müsste, macht nicht den geringsten Eindruck; ebensowenig nützt es, darauf aufmerksam zu machen, dass, wenn so viele derartige Fälle sich ereignet hätten, doch wenigstens einer von ihnen in den Zeitungen mit Angabe von Namen und Adresse berichtet worden wäre. Solche Argumente sind machtlos gegen einen Glauben, der zu wildem Zorn aufreizt und deshalb als nützlich gefühlt wird. — Wir zweifeln nicht, dass auf beiden Seiten Greueltaten vorgefallen sind. Aber sicher ist, dass sie bei weitem nicht so häufig und (meistens) nicht so unmenschlich gewesen sind, wie fast allgemein geglaubt wird.

Zur Illustration diene folgender Briefwechsel („Labour Leader" vom 18. März):

An Rev. J. F. Matthews,
Glossop Road Baptist Church, Sheffield.

Sehr geehrter Herr!

Wie uns ein Korrespondent mitteilt, haben Sie in Ihrer Sonntagspredigt in der Wash-Lane-Kirche (Latchford, Warrington) konstatiert, dass in Sheffield ein belgisches Mädchen lebt, dem von den Deutschen die Nase abgeschnitten und der Bauch aufgeschlitzt wurde, dass ferner dieses Mädchen noch am Leben ist und es ihm besser geht.

Ich stelle eifrige Nachforschungen bezüglich der Erzählungen von deutschen Grausamkeiten an und würde für Details dankbar sein, durch welche Ihre Behauptungen erwiesen werden.

Ergebenst A. Fenner Brookway.

5. März 1915.

Herrn A. Fenner Brockway.

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für Ihre Zeilen. Ich habe unserem hiesigen belgischen Konsul geschrieben, um Namen und Adresse des Mädchens zu ermitteln, dessen Schicksal ich in Latchford erwähnte. Wenn alles wahr ist, was ich darüber höre, so liegt der Fall noch schlimmer, als ich ihn darstellte. Ich verlange gleichzeitig Mitteilungen über einen anderen Fall dieser Art, die ich Ihnen gerne zur Verfügung stellen werde, wenn und sobald ich die Tatsachen feststellen kann.

In aufrichtiger Ergebenheit

John Francis Matthews.

9. März 1915.

Der belgische Konsul beantwortet die Anfrage des englischen Geistlichen mit folgendem Brief:

Verehrter Herr Matthews!

In Erwiderung Ihres Schreibens vom 9. d. M., dem ein Brief des „Labour Leader“ an Ihre Adresse beigeschlossen war, teile ich mit, dass ich zwar von vielen Fällen gehört habe, in welchem belgische Mädchen angeblich auf die eine oder die andere Art misshandelt wurden, dass ich aber bei näherer Erforschung der Tatsachen in keinem einzigen Falle auch nur eine teilweise Bestätigung des Gerüchtes gefunden habe. Von einem Mädchen in Sheffield, dem die Nase abgeschnitten und die Bauchhöhle geöffnet worden wäre, ist mir nichts bekannt.

Auch in anderen Städten habe ich über derartige Fälle Nachforschungen angestellt, aber bisher ist es mir nicht gelungen, irgend eine greifbare Tatsache festzustellen.

Ihr sehr ergebener

A. Belfay,

belgischer Konsul in Sheffield.

11. März 1915.

Die Korrespondenz schliesst mit folgendem Briefe des englischen Geistlichen an den Redakteur des „Labour Leader“:

Verehrter Herr Brockway!

Soeben habe ich die beiliegende Antwort des hiesigen belgischen Konsuls erhalten. Ich schreibe unter Einem nach Latchford einen Brief, der am nächsten Sonntag in meiner Kirche verlesen werden soll, um die Geschichte zu dementieren, die ich auf eine anscheinend unanfechtbare Autorität hin erzählt hatte. Ich bin froh, dass ich nicht alle Details mitgeteilt habe, wie sie mir berichtet worden waren. Ich bin Ihnen für Ihre Anregung sehr dankbar.

In aufrichtiger Ergebenheit

John Francis Matthews.

12. März 1915.

Belege für ähnliche Irrtümer in Deutschland und Österreich sind mir derzeit nicht zugänglich. Sollte aber dieser Artikel von einem Deutschen oder Österreicher gelesen werden, so möchte ich an ihn die Bitte richten, daraus nicht auf irgend eine speziell englische Leichtgläubigkeit zu schliessen, sondern sich klar zu machen, dass derartige falsche Gerüchte eine Begleiterscheinung jedes Krieges sind und dass sicherlich auch ein guter Teil von dem, was in Deutschland oder Österreich auf Grund anscheinend unanfechtbarer Beweise geglaubt wird, unwahr ist. Kein Mensch, der auch nur einen Funken von Rechtsgefühl in sich hat, denkt aus vorbedachter Absicht von seinen Feinden Schlechteres als sie verdienen. Aber unwillkürlich wird, solange er sich nicht eigens davor in Acht nimmt, sein unbewusster Instinkt sein Urteil irreführen. Wir alle nehmen mit Leichtigkeit wahr, dass dies bei feindlichen Nationen geschieht; was ich aber nachzuweisen wünsche, ist, dass dasselbe bei allen kriegführenden Nationen stattfindet. Diejenigen, welche mit geringschätzigem Mitleid erzählen, wie ihre Feinde mit Lügen hinters Licht geführt werden, sollten sich erinnern, dass dieselbe menschliche Natur uns allen gemeinsam ist. Sie sollten sich klar machen, dass ihre eigene Nation durch ganz ähnliche „Lügen" ebenso sehr getäuscht wird, obwohl „Lüge" hier kaum das richtige Wort ist, da die Absicht, andere zu täuschen, dabei nur sehr wenig mitwirkt. (Forts. folgt.)

□□□

Der Weg zum Frieden.

Diese Artikelserie, für welche uns weitere wichtige Beiträge in Aussicht stehen, wird in der nächsten Nummer fortgesetzt werden. Die Red.

□□□

Die Ethik des Krieges.

Eine soziologische Studie von Prof. Dr. EDUARD WESTERMARCK,
Helsingfors-London.

I.

Nicht jedes Menschenleben ist dem Menschen heilig. Wie wenig Rücksicht auf das Leben des Fremden genommen wird, geht aus der Bereitschaft hervor, mit der man fremden Völkern den Krieg erklärt, und aus der Hochachtung, die man im eignen Volk dem siegreichen Krieger erweist. Die alten Mexikaner waren nie um einen Vorwand verlegen, ihren Nachbarn den Krieg zu erklären, um den Göttern Opfer darbieten zu können. „Kein Beruf stand bei ihnen in höherem Ansehen als das Waffenhandwerk“, schreibt Clavigero. „Der Kriegsgott fand die höchste Verehrung und galt als Hauptbeschützer des Volkes“. Über die Kriege der alten Ägypter bemerkt Amélineau: „In der ganzen altägyptischen und selbst in der christlich-ägyptischen Literatur findet sich kein einziges Wort der Missbilligung des Krieges und seiner Schrecken.“ Bei den Hebräern gab die Religion geradezu eine Rechtfertigung der allergrausamsten Kriege.

Im alten Griechenland war Krieg der normale Zustand unter den Staaten und Frieden ein vertragsmässig herbeigeführter Ausnahmezustand, während es als ein Naturrecht der Griechen galt, Barbaren zu bekriegen und zu knechten. Die ganze Staatskunst in den Anfängen der römischen Republik beruhte sicherlich auf ähnlichen Grundsätzen, und auch in späteren Tagen ging Rom bei seiner Kriegspolitik schwerlich mit der Gewissenhaftigkeit vor, die manche römische Autoren voraussetzen lassen.

Nach Cicero sollte ein Krieg, um gerecht zu sein, den Stempel der Notwendigkeit tragen, da der einzige Zweck des Krieges die Möglichkeit ist, nachher ungestörten Frieden zu geniessen. Es gibt nach Cicero zwei Arten, Uneinigkeiten zu beseitigen: gegenseitige Aussprache und Gewalt. Erstere sei Sache des

Menschen, letztere zieme dem Tier und sollte von Menschen nur im äussersten Notfalle gebraucht werden. Seneka nennt den Krieg ein „ruhmvolles Verbrechen", dem Morde vergleichbar: „Was im Privatleben verboten, wird durch öffentlichen Befehl geboten. Handlungen, die, wenn heimlich verübt, mit dem Tode bestraft würden, lobt man, wenn Soldaten sie verrichten. Die Menschen, von Natur die sanfteste der Tierarten, schämen sich nicht, sich an gegenseitiger Schlächterei zu weiden, Kriege zu führen und sie ihren Kindern zu vererben, während vernunftlose Tiere und wilde Bestien miteinander in Frieden leben." Die Geschichte beweist, dass die Römer in ihrem Verkehr mit anderen Völkern nicht nach Ciceros und Senekas edlen Grundsätzen internationaler Sittlichkeit handelten; wie Plutarch in seiner Pyrrhusbiographie bemerkt, werden die beiden Worte „Frieden" und „Krieg" meist als Münzen gebraucht, nicht um das, was recht sondern um das, was nützlich ist, einzuhandeln. Doch scheint in Rom allgemein die Empfindung geherrscht zu haben, dass ein Krieg irgendwie gerechtfertigt werden müsse. Bei der Erklärung desselben riefen die Herolde die Götter dafür zu Zeugen an, dass das mit Fehde zu überziehende Volk ungerecht gewesen und seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen sei.

Auch in der Kriegführung findet allmählich eine Milderung statt. Das Töten des Feindes unter gewissen Umständen wird entweder von der Sitte oder von der aufgeklärten öffentlichen Meinung verboten.

Die Gesetze des Manu legen sehr humane Vorschriften für den König fest, der seinen Feind in der Schlacht bekämpft: „Er soll nicht schlagen mit Waffen, die in Holz verborgen, noch mit solchen, die gezackt oder vergiftet oder deren Spitzen im Feuer gerötet sind. Er soll den nicht erschlagen, der sich auf eine Anhöhe geflüchtet, noch einen Eunuchen, noch den, der die Hände flehend gefaltet hat, noch den, der mit gelöstem Haar flieht, noch den, der sich niedersetzt, noch den, der sagt: „Ich bin dein", noch den, der schläft, noch den, der seine Rüstung verlor, noch den Nackten, noch den Unbewaffneten, noch den, der unbeteiligt zuschaut, noch den, der mit einem andern Feinde kämpft, noch den, dessen Waffen zerbrochen, noch den Gramgebeugten, noch den schwer Verwundeten, noch den, der Furcht hat, noch den, der sich zur Flucht gewendet. In all diesen Fällen denke er an die Pflicht des ehrlichen Kriegers." Die Mahabharata enthält Ausdrücke ähnlich ritterlicher Gefühle Feinden gegenüber. Der Krieger auf seinem Streitwagen soll nur mit einem anderen Streitwagen fechten, ein Reiter nur mit einem Reiter, ein Fusssoldat nur mit einem Fussoldaten. „Stets von Erwägungen der Eignung, Willigkeit, Tapferkeit und Stärke geleitet, sollte man einander nur nach erfolgter Herausforderung angreifen. Niemand soll den Vertrauenden oder von Furcht Gelähmten schlagen. Wer mit einem andern kämpft, wer Zuflucht sucht, wer sich zu-

rückzieht, wessen Waffen zerbrochen, und wer keine Rüstung trägt, sollte nie angegriffen werden. Wagenführer, Tiere, Waffenträger, Trommelschläger oder Trompetenbläser sollten nie bedroht werden."

Bei den Griechen des homerischen Zeitalters galt es augenscheinlich als selbstverständlich, dass beim Falle einer Stadt die Männer erschlagen, die Frauen und Kinder in die Gefangenschaft geführt werden; doch wurde in geschichtlichen Zeiten diese Behandlung der Besiegten seltener, und sie scheint unter gewöhnlichen Umständen missbilligt worden zu sein. Die Herrscher dieses Landes, sagt der Bote in Euripides' „Herakliden", billigen es nicht, dass lebendig in der Schlacht gefangene Feinde umgebracht werden. In Rom erfuhren die Kriegsgebräuche die gleiche Wandlung. In alten Zeiten war das gewöhnliche Schicksal des Kriegsgefangenen der Tod, später verfiel er meist der Sklaverei; doch viele Tausende von Gefangenen verurteilte man zu Gladiatorenkämpfen, und der besiegte General wurde gemeinhin im mamertinischen Gefängnis erschlagen. Andererseits wurden Völker und Heere, die sich Rom freiwillig unterwarfen, meist mit grosser Milde behandelt. Cicero sagt: „Haben wir einen Sieg errungen, so müssen wir diejenigen Feinde, die im Kriege weder grausam noch unmenschlich waren, schützen; so nahmen unsere Vorväter die Tusker, Äquer, Volsker, Sabiner und Herniker sogar als Mitglieder ihres Staates auf, während sie Karthago und Numantia gänzlich vernichteten . . . Und während wir denen, die wir mit Gewalt bezwungen, Rücksicht schulden, ist denen unser Schutz zu gewähren, die, dem Ehrgefühl unsres Heerführers vertrauend, ihre Waffen niederlegen, wenn auch schon die Sturmböcke ihre Mauern berennen."

II.

Das Christentum führte in Europa eine höhere Schätzung des Menschenlebens ein als die nichtchristliche Welt sie je gekannt hatte. Die ersten Christen verurteilten Totschlag jeder Art als eine abscheuliche Sünde. Und hier setzten

sie, wie bei allen andern sittlichen Fragen, die Unterschiede der Nationalität oder Rasse gänzlich beiseite.

Die Heiligkeit, die sie dem Menschenleben im allgemeinen beilegten, führte sie zur völligen Verurteilung des Krieges, was mit der im römischen Reich vorherrschenden Anschauung in scharfem Widerspruch stand. Übereinstimmend mit der allgemeinen Tendenz ihrer Religion sowie mit gewissen Bibelstellen betrachteten sie den Krieg unter allen Umständen als etwas Unrechtmässiges.

Justinus der Märtyrer führt Jesaias' Prophezeihung an, dass „Volk nicht das Schwert gegen Volk aufheben, noch fürder den Krieg lernen soll", und er sagt weiter, dass die Unterweisung in Gottes Wort, die von den Aposteln gegeben war, „so gute Wirkung hatte, dass wir, die wir uns bisher untereinander auffrassen, nicht einmal mehr die Hand gegen unsere Feinde aufheben werden." Laktanz erklärt, dass „Krieg zu beginnen, für den Gerechten nicht dem Gesetz entsprechen kann, da sein Krieg ja der der Gerechtigkeit ist." Tertullian fragt: „Kann es gerecht sein, das Schwert zu führen, wenn der Herr selbst gesagt hat, dass, wer das Schwert gebraucht, auch vom Schwerte umkommen soll?" Und an anderer Stelle sagt er, dass „der Herr, indem er Petrus entwaffnete, jeden Soldaten von jener Zeit ab entwaffnet hat." Origenes nennt die Christen die Kinder des Friedens, die, um Jesu willen, nie das Schwert gegen ein Volk brauchen werden; die durch Gebet für ihren Fürsten fechten, jedoch an seinen Kriegen keinen Anteil nehmen, auch wenn er sie dazu auffordert. Allerdings waren selbst in den frühen Zeiten christliche Soldaten nicht unbekannt; Tertullian erwähnt Christen, die mit ihren heidnischen Landsleuten zusammen Kriegsdienste leisten. Doch scheint die Zahl der Heeresdienst leistenden Christen vor Konstantins Zeit nicht sehr bedeutend gewesen zu sein, und obgleich sie aus der Kirche nicht ausgestossen wurden, galt ihr Handwerk doch als mit ihrem Glauben kaum vereinbar. Der heilige Basil sagt, dass Soldaten, die ihre Zeit abgedient haben, von dem Sakrament des Abendmahls auf volle drei Jahre auszuschliessen sind. Und nach einem Kanon des Konzils von Nizäa mussten Christen, die, nachdem sie das Waffenhandwerk aufgegeben, dazu wieder zurückkehrten, „wie die Hunde zu ihrem Auswurf", einige Jahre in der Kirche den Platz der Büsser einnehmen.

Ein göttliches Gesetz, das jeden Widerstand gegen Feinde verwarf, konnte natürlich vom Staat nicht angenommen werden, vor allem nicht zu einer Zeit, da fremde Eindringlinge die Grenzen bedrohten. Das Christentum konnte daher eine Staatsreligion nur werden, wenn es seine Haltung dem Kriege gegenüber aufgab. Und dies

geschah. Schon im Jahre 314 verurteilte ein Konzil die Soldaten, die aus religiösen Beweggründen ihre Fahne verlassen. Die Kirchenväter des vierten und fünften Jahrhunderts verurteilten den Krieg nicht bedingungslos. Chrysostomus und Ambrosius, obgleich sie die Schwierigkeit sahen, den Krieg mit der Theorie des christlichen Wandels, wie das neue Testament sie gab, zu vereinen, erkannten, dass die Erhaltung des Staates den Gebrauch des Schwertes nötig machte. Der heilige Augustin ging viel weiter: er versuchte, die Verträglichkeit des Kriegshandwerkes mit der Lehre Christi nachzuweisen.

Die Kriegsknechte im Neuen Testament, die um ihr Seelenheil besorgt sind, werden von Christus nicht aufgefordert, ihren Beruf aufzugeben, sondern mit ihrer Löhnung zufrieden zu sein. Petrus taufte Cornelius, den Centurionen, in Christi Namen, ohne den Austritt aus dem Heeresdienste von ihm zu fordern; und Paulus selbst sorgte für eine starke Wache zu seiner Verteidigung. War ferner die Erzählung von David, „dem Manne nach dem Herzen Gottes“, nicht ein Beweis dafür, dass jene sich irrten, die da sagten: „Niemand, der Krieg führt, kann Gott wohlgefällig sein“? Wenn Christus erklärte, dass „alle, die das Schwert führen, vom Schwerte umkommen werden“, so bezog sich das nur auf solche, die sich ohne Befehl und Erlaubnis einer vorgesetzten oder rechtmässigen Obrigkeit, nur zum Zwecke des Blutvergiessens, mit dem Schwert bewaffneten. Viel hängt von den Gründen ab, aus denen die Menschen Krieg unternehmen und von der Berechtigung, die sie dazu haben. Kriege, die ein Unrecht wieder gutmachen oder die Anmassung eines anderen Staates strafen sollen, sind gerecht. Der Herrscher hat die Macht, Krieg zu führen, wenn er es für rätlich hält, und selbst wenn er ein Gott nicht wohlgefälliger Fürst ist, darf der Christ unter ihm dienen, wenn das, was ihm befohlen wird, den göttlichen Geboten nicht zuwiderläuft. Kurz, obgleich der Friede unser höchstes Gut und in der Stadt Gottes ewiger Friede ist, erscheint der Krieg nach Augustin in dieser Sündenwelt manchmal doch als Notwendigkeit.

Man hat gemeint, dass der Übergang von den friedlichen Grundsätzen der Urkirche zu dem wesentlich kriegerischen Christentum der Kreuzzüge hauptsächlich den Greueln und dem Beispiel des Islams zuzuschreiben sei. „Der Geist des Mohammedanismus,“ sagt Lecky, „ging langsam in die Christenheit über und schuf sie nach seinem Bilde um.“ Bis dahin war „der Krieg mehr verziehen als

gebilligt worden, und mit Ausnahme einiger vereinzelter Prälaten tat die Kirche nichts, ihn zu vermehren oder dazu zu ermutigen.“ Doch stimmt diese Ansicht kaum mit den Tatsachen überein. Die Christenheit hatte den Kriegspfad schon vor ihrer Berührung mit dem Islam beschritten. Kriege gegen arianische Völker waren als heilige Kriege dargestellt worden, die dem Krieger den Himmel als Belohnung brächten. Chlodwigs Krieg gegen die Westgoten wurde nicht nur mit der Billigung der Geistlichkeit unternommen, sondern war, wie Greenwood bemerkt, „ihr eigener Krieg, und Chlodwig unternahm ihn in der Eigenschaft eines geistlichen Vorkämpfers in allen Dingen ausser der Selbstlosigkeit, die einen solchen Charakter hätte auszeichnen sollen.“ Die allgemeine Anschauung mittelalterlicher Rechtgläubigkeit war, dass alle ausserhalb der Kirche Stehenden, Heiden wie Ketzer, unrettbar verloren und zur Hölle verdammt seien, wohingegen die, welche die Autorität der Kirche anerkennen, ihre Sünden beichten, das Sakrament der Taufe empfangen, das Abendmahl nehmen und dem Priester gehorchen, unfehlbar erlöst werden. Wenn Gott den Krieg gestattete, konnte es einen besseren Zweck des Krieges geben als die Erlösung sonst verlorener Seelen? Und liess sich für die, welche das dargebotene Gnadengeschenk ablehnten, eine gerechtere Strafe denken als der Tod? Hatten nicht auch die Israeliten grosse Schlachten geschlagen „für die Gesetze und das Gotteshaus?“ Hatte nicht der Herr selbst sie beauftragt, seine Feinde anzugreifen, zu bekämpfen, zu vernichten? Hatte er nicht befohlen, die Eingeborenen von Kanaan auszurotten, die wegen ihrer Abscheulichkeiten unter Gottes Gericht gefallen waren, Menschen und Vieh in denjenigen israelitischen Städten, die dem Götzendienst verfallen waren, zu töten und die Städte mit der ganzen Beute als Opfer für Jehovah zu verbrennen? Die Christen hatten es nicht nötig, bei den Mohammedanern in die Schule zu gehen, um den Glaubenskrieg zu lernen. Das alte Testament, Gottes Offenbarung, gab bessere Anleitung darin als der Koran und wurde

dauernd zur Rechtfertigung jeder im Namen der Religion verübten Grausamkeit angeführt.

Es geschah daher in voller Übereinstimmung mit den allgemeinen Lehren der Kirche, dass sie einen Kriegszug gegen Ungläubige als ein Verdienst betrachtete, das die abscheulichsten Verbrechen sühnen könnte.

III.

Aus der Verbindung von Krieg und Christentum entstand jener seltsame Bastard, das Rittertum. Die Pflichten, welche der Ritter durch Schwur auf sich nahm, waren sehr umfassend, doch nicht klar umschrieben. Er sollte den heiligen katholischen Glauben, die Gerechtigkeit, die Frauen, Witwen und Waisen, die Schwachen, Wehrlosen, Elenden und Unterdrückten schützen und verteidigen. Somit konnte er im Namen des Glaubens und der Gerechtigkeit bei jeder Gelegenheit nach Belieben losschlagen. Zwar rächten diese Streiter der Kirche sicherlich viel tatsächliche Bedrückung, doch scheinen sie sich in der Regel über Grund und Notwendigkeit ihres Eingreifens nicht viel Kopfzerbrechen gemacht zu haben. „La guerre est ma patrie, Mon harnois ma maison: Et en toute saison Combatre c'est ma vie“, lautete im alten Frankreich ein sehr bekannter Spruch. Der Gesamteindruck, den Froissarts Geschichte uns hinterlässt, ist der, dass seine ganze Zeit nur auf Kampf gestimmt war und für anderes gar keinen Sinn hatte. Die französischen Ritter sprachen vom Kriege nie anders als von einem Fest, Spiel und Zeitvertreib. „Lasst sie ihr Spiel haben,“ sagten sie von den Bogenschützen, die sie mit Pfeilen überschütteten, und „ein grosses Spiel spielen“ („jouer gros jeu“) war ihre Bezeichnung einer Schlacht. Vor der Einführung des Rittertums war in christlichen Ländern gewiss viel gefochten worden, aber durch das Rittertum wurde der Krieg „eine Modefertigkeit“.

Eng verbunden mit dem Ritterwesen war das Feudalsystem und der Gebrauch der Privatfehden. Trotz der Errichtung von Gerichtshöfen und sogar lange nachdem die

königlichen Tribunale gutorganisierte und mächtige Institutionen geworden waren, behielt der Edelmann das Recht, einen anderen Edelmann, der ihm schwere Schädigung zugefügt hatte, mit Krieg zu überziehen. Bei solchen Gelegenheiten waren nicht nur die Verwandten, sondern auch die Vasallen des Geschädigten verpflichtet, ihm in seiner Fehde beizustehen, und das Gleiche galt für den Angreifer. Nur grössere Verbrechen erschienen als gerechte Ursachen privater Fehde, doch wurde diese Regel nicht genau beobachtet. Tatsächlich griffen die Barone bei jedem Streit zu den Waffen; wer eine kleine Streitkraft aufbringen konnte, fiel sofort über den her, der etwas zu verlieren hatte. Jede europäische Nation spaltete sich in zahllose Vasallenstaaten, die fast unabhängig waren und mit dem ganzen Schwung und der ganzen Feierlichkeit mächtiger Herrscher Krieg erklärten oder Frieden schlossen. Zeitgenössische Geschichtsschreiber schildern die Ausschreitungen, die beim Verfolg dieser inneren Streitigkeiten vorkamen, in Ausdrücken, die Staunen und Entsetzen erregen, und grosse Teile Europas gerieten durch diese Verhältnisse in den Zustand von Wüsteneien, die zu bebauen sich nicht mehr verlohnte.

Die Kirche machte einige schwache Versuche, diesem Treiben Einhalt zu gebieten. Um 990 wurden von mehreren Bischöfen Südfrankreichs Ordonnanzen gegen die Privatfehden erlassen, die alle darin übereinstimmten, dass, wer diese Befehle übertrete, bei Lebzeiten aller Vorrechte des Christen verlustig gehen und nach seinem Tode kein christliches Begräbnis erhalten solle. Etwas später wurden die Privatkrieger bei heiligen Reliquien und den Leibern von Heiligen beschworen, die Waffen niederzulegen und eidlich zu versprechen, dass sie den öffentlichen Frieden nie mehr durch Privatfehden stören würden. Doch ist es nicht wahrscheinlich, dass solche Aufforderungen wirksam waren, solange Bischöfe und Äbte selber durch ihre Stellvertreter Privatfehden führen durften und dieses Recht kaum weniger oft ausübten als die Barone.

Es scheint, dass nicht irgend eine Massregel der Kirche

den Hauptgrund zur Abschaffung der Privatfehden bildete, sondern die wachsende Übermacht der Kaiser und Könige.

In Frankreich wurde das Recht des Kriegführens durch Karl VI. unterdrückt. In England scheinen nach der normännischen Eroberung Privatfehden seltener gewesen zu sein als auf dem Festlande, und zwar wohl deshalb, weil die starke Königsgewalt eine kräftigere Ausführung der Gesetze und eine grössere Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit zuliess, als in andern Ländern. In Schottland erhielt die Einrichtung des Privatkrieges den Todesstoss erst tief im 18. Jahrhundert, als die Clans nach dem Aufstand von 1745 zur Unterwerfung gebracht waren. Während es also unmöglich ist, der Kirche irgend eine nennenswerte Rolle in der zur endgültigen Abschaffung der Privatfehden führenden Bewegung zuzuschreiben, haben wir andererseits die Förderung in Rechnung zu ziehen, die die Kirche dem kriegerischen Zeitgeist durch die Einführung des Rittertums und durch ihre Stempelung des Krieges zu einer göttlichen Einrichtung angedeihen liess. Der Krieg wurde als ein Gottesurteil betrachtet und der Sieg als ein Beweis besonderer göttlicher Gnade. Vor der Schlacht wurde die Messe gewöhnlich auf beiden Seiten, angesichts beider Heere, gelesen, und wir wissen aus Mills „Geschichte des Rittertums", dass kein Krieger focht, ohne ein stilles Gebet zu murmeln. Papst Hadrian IV. sagte, dass ein im Namen der Religion begonnener Krieg nicht anders als glücklich enden könne! Man glaubte allgemein, dass Gott sich nicht weniger für die Schlacht interessiere, als die kämpfenden Krieger.

Auch starb die Ansicht, dass der Krieg eine Einrichtung der Vorsehung und ein Gottesurteil sei, nicht mit dem Mittelalter aus. Baco von Verulam betrachtet den Krieg als „das höchste Kriterium des Rechts; hier sollen Fürsten und Staaten, die auf Erden keinen Herrn über sich anerkennen, sich auf Gottes Gerechtigkeit beim Entscheid ihrer Streitigkeiten durch solchen Erfolg verlassen, wie Gott ihn zu verleihen beliebt." Réal de Curban („Die Regierungswissenschaft") sagt, dass ein ungerechter Krieg selten erfolgreich sei, weshalb der Sieger also Gott auf seiner Seite wähnen dürfe. Nach Jeremias Taylor „vertreten die Könige die Stelle Gottes, der ganze Völker, Städte und Dörfer schlägt; der Krieg ist die Geissel Gottes in der Hand der Fürsten." Und er wird nicht nur als ein Werkzeug göttlicher Gerechtigkeit betrachtet, sondern er soll nach einer sehr verbreiteten Anschauung auch „Gottes edle Absichten zum Ausdruck bringen."

IV.

Es gab und gibt christliche Sekten, die aus religiösen Gründen jederlei Krieg verurteilen. Im 14. Jahrhundert lehrten die Lollarden, dass Totschlag im Krieg dem neuen Testament stracks zuwiderlaufe, und sie wurden deshalb verfolgt. Im 16. Jahrhundert nahmen die Anabaptisten die gleiche Lehre auf und durften Männer wie Colet und Erasmus auf ihrer Seite nennen. Von der Kanzel der Londoner Paulskirche donnerte Colet, dass „ein ungerechter Friede besser ist als ein gerechter Krieg" und dass „Menschen, wenn sie aus Hass und Ehrgeiz einander bekämpfen und vernichten, nicht unter dem Banner Christi, sondern unter dem des Teufels fechten."

Nach Erasmus von Rotterdam „ist nichts lächerlicher, unseliger, vernichtender, eingewurzelter, niedriger, kurz: des Menschen — um nicht zu sagen: des Christen — unwürdiger", als der Krieg.

Der Krieg ist schlimmer als tierisch; kein wildes Tier ist dem Menschen fürchterlicher als sein Mitmensch. Wenn Tiere kämpfen, so kämpfen sie mit natürlichen Waffen, während wir uns zu gegenseitiger Schlächterei mit Waffen rüsten, die der Natur fremd sind. Auch brechen wilde Tiere nicht um geringfügiger Anlässe willen in wilde Wut aus, sondern nur wenn der Hunger sie von Sinnen macht oder wenn sie angegriffen werden oder um ihre Jungen besorgt sind. Welche Tragödien aber führen wir unter eitlen Vorwänden auf dem Theater des Krieges auf! Unter dem Vorgeben irgend eines veralteten, anfechtbaren Anspruchs auf Gebiet, in törichter Leidenschaft für eine Geliebte, ja aus noch unzureichenderen Gründen entzünden wir die Flammen des Krieges. Wahrhaft teuflische Handlungen werden heilige Kriege genannt. Bischöfe und ernste Gottesgelahrte, physisch kriegsuntüchtig, schlagen die Schlachten des Fürsten von der Kanzel herunter, versprechen denen, die ihm beistehen, Vergebung aller Sünden, und erklären dem Fürsten, dass Gott für ihn streiten werde, wenn er nur der Sache des Glaubens treu bleibe. Wie aber könnte es uns je einleuchten, dass der Christ seine Hand mit Christenblut beflecken müsse?! Was ist der Krieg anders als Raub und Mord, von Massen an Massen verübt? Erklärt nicht die Schrift in klaren Worten, dass wir denen, welche uns Böses tun, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten sollen, noch denen mit Schimpf antworten, die uns beschimpfen, sondern, wenn man uns einen Teil unsres Besitzes nimmt, alles geben und für die beten sollen, die uns nach dem Leben trachten? Die Welt hat so viele gelehrte Bischöfe, so viele grauhaarige Würdenträger,

so viele Räte und Senate — warum ruft man nicht ihre Autorität an, um die kindischen Streitigkeiten der Fürsten durch weise und endgültige Entscheidung zu lösen?" „Wer aus freier Wahl zum Kriege greift, ist, wer er auch sei, ein schlechter Mensch; er sündigt gegen die Natur, gegen Gott, gegen die Menschen und ist der schlimmsten, verstocktesten Bosheit schuldig." Dies waren die Hauptargumente der Vernunft, Menschlichkeit und Religion, die Erasmus gegen den Krieg anführte. Sie konnten die Reformatoren nicht ganz unberührt lassen.

Thomas Morus beschuldigte Luther und dessen Jünger, die Friedenslehren bis zur äussersten Grenze des Nichtwiderstandes getrieben zu haben. Doch bildeten diese friedlichen Tendenzen, wie gesagt, nur ein flüchtiges Kapitel in der Reformationsgeschichte, und sie blieben bald auf einzelne Sekten beschränkt. Unter diesen ist die bedeutendste die der Quäker. Auf Grund verschiedener Stellen des alten und des neuen Testaments erklären sie jede Art Kriegführung — einerlei unter welchen Vorwänden, Ursachen und Umständen sie erfolge — als dem Christentum gänzlich widersprechend.

Es sei stets der Christen Pflicht, ihres Herrn hohes, heiliges Gesetz zu beachten, Böses zu leiden, Böses mit Gutem zu vergelten, ihre Feinde zu lieben. Der Krieg sei auch mit dem christlichen Grundsatz unvereinbar, dass das Menschenleben heilig und der Tod mit unabsehbaren Folgen verknüpft ist. Da die Bestimmung des Menschen eine ewige, sei das zukünftige Wohlergehen eines Individuums wichtiger als die nur zeitliche Wohlfahrt eines ganzen Volkes. Wer deines Nächsten Lebensfaden abschneidet nnd ihn, unvorbereitet oder vorbereitet, den fürchterlichen Möglichkeiten der Ewigkeit überliefert, nimmt eine nicht zu rechtfertigende Verantwortlichkeit auf sich, solch eine Tat sei denn ausdrücklich vom Herrn befohlen, wie das bei den Israeliten der Fall war. Das neue Testament enthalte keine solche Sanktion, woraus zu schliessen sei, dass es unter christlichem Gesetz absolut unzulässig ist, einen Menschen unter welchen Umständen immer — Notwendigkeit und Herausforderung — zu töten. Und ein Christ, der auf Befehl seines Fürsten und für sein Land kämpft, sündige nicht nur für eigene Rechnung, sondern unterstütze und fördere auch die nationale Gesetzesübertretung. Dies das Wesentliche des Gedankenganges der Quäker; Näheres findet sich in Gurneys „Anschauungen und Übungen der Gesellschaft der Freunde".

V.

Derjenige Protest gegen den Krieg, der vielleicht den weitestgehenden Einfluss auf die öffentliche Meinung ausübte, stammte von einer Moralistenschule, die nicht nur anti-orthodox war, sondern auch den Grundlehren der christlichen Theologie feindlich gegenüberstand. Bayle nennt in seinem Dictionaire Erasmus' Aufsatz gegen den Krieg eine der schönsten Abhandlungen, die je geschrieben worden. Er bemerkt, dass wir, je länger wir die unausbleiblichen Folgen des Krieges ins Auge fassen, dessen Urheber desto mehr verabscheuen müssen. Die gewöhnlichen Folgen des Krieges „sind geeignet, denen Zittern und Furcht einzujagen, die ihn unternehmen oder dazu raten, um Übel zu vermeiden, die vielleicht nie eintreten oder schlimmstenfalls oft viel geringer wären, als die, welche einem Bruch unumgänglich folgen." Voltaire sah im Kriege ein „teuflisches Unterfangen", dessen erstaunlichstes Merkmal es ist, „dass jeder Bandenführer seine Fahnen weihen lässt und Gott feierlich anruft, ehe er seinen Nächsten vernichtet." Er fragt, was die Kirche getan habe, um dieses Verbrechen zu hindern? Bourdaloue predigte gegen die Unkeuschheit; aber welche Predigt, fragt Voltaire, hat er je gegen den Mord, den Raub, die Räuberei und die allgemeine Wut gerichtet, die die Welt verheeren? „Jämmerliche Seelenärzte, ihr schwatztet fünf Viertelstunden über einen Nadelstich und sagt kein Wort von dem Fluch, der uns in tausend Stücke reisst." Voltaire gibt zu, dass der Krieg unter gewissen Umständen ein unvermeidliches Übel ist, tadelt aber Montesquieu, der in seinem „Geist der Gesetze" sagt, dass die Selbsterhaltung manchmal die Notwendigkeit des Angriffs bedingt, wenn ein Volk sieht, dass längerer Friede es der Gefahr aussetzt, von einem anderen Volk vernichtet zu werden. Solch ein Krieg ist nach Voltaire so ungerechtfertigt wie möglich: „Das heisst deinen Nachbar deshalb vernichten, weil du fürchtest, dass dieser Nachbar, der dich nicht angreift, imstande sein könnte, es zu tun; du

musst also Gefahr laufen, dein Land zu ruinieren, in der Hoffnung, ohne jeden Grund ein anderes Land zugrunde zu richten. Das ist sicherlich weder ehrenhaft noch nützlich.“ Die Hauptbeweggründe, welche Menschen dazu treiben, in gutem Glauben ihre Brüder zu Tausenden hinzuschlachten und ihr eigenes Volk den schrecklichsten Leiden auszusetzen, seien die ehrgeizigen Eifersüchteleien der Fürsten und ihrer Minister. Ähnliche Ansichten finden wir in der grossen Enzyklopädie: „Der Krieg ist die schrecklichste der Geisseln, die das Menschengeschlecht zerstören. Es verschont nicht einmal die Sieger. Auch der glücklichste Krieg ist unheilvoll . . . Gegenwärtig erklären nicht mehr die Völker den Krieg; es ist die Habsucht der Könige, die zur Ergreifung der Waffen führt.“

Wie lebhaft Voltaire und die Enzyklopädisten sich auch gegen den Krieg erhoben, sie träumten von keinem Zeitalter des ewigen Friedens. Andere Autoren waren hoffnungsfreudiger. Schon 1713 hatte der Abbé Saint-Pierre — dessen Titel eine nur nominelle Beziehung zur Kirche bedeutete — den Plan eines ewigen Friedens veröffentlicht, der auf dem Grundgedanken eines allgemeinen christlichen Staatenbundes beruhte. Dieser Entwurf wurde sehr belacht; selbst Voltaire nennt seinen Verfasser „un homme moitié philosophe, moitié fou“. Doch einmal ausgesprochen, lebte der Gedanke an den ewigen Frieden und einen europäischen Staatenbund fort. Rousseau, Bentham, Kant nahmen ihn nacheinander auf. Doch stiess er andererseits auf die scharfe Feindseligkeit des erstarkenden Nationalitätsprinzips.

VI.

Die napoleonische Unterdrückung rief Widerstand wach. Philosophen und Dichter bliesen die Kriegsdrommete. Der Traum eines Weltreichs erschien widersinnig und hassenswert und die nationale Unabhängigkeit die einzige Bürgschaft nationaler Tugend. Der Krieg wurde nicht mehr dem angeblichen Interesse der Fürsten und

den Launen ihrer Berater in die Schuhe geschoben. Ernst Moritz Arndt pries ihn als den Träger des heiligen Rechts, Anselm v. Feuerbach als Quelle nationaler Wiedergeburt. Durch den Krieg werden nach Hegel „endliche Unternehmungen vorübergehend gemacht und die sittliche Gesundheit eines Volks bewahrt. Wie die Bewegung des Meeres die Fäulnis, die bei andauernder Ruhe entstehen müsste, verhindert, so entgeht das Volk durch den Krieg der Verderbnis, die der ewige Frieden erzeugen würde." Spätere Schriftsteller haben ähnliche Ansichten ausgedrückt. Der Krieg wird von Mabille als eine Quelle der höheren Tugenden, des Muts, der Aufopferung und der Vaterlandsliebe gepriesen. Nach Nietzsche hat er gössere Dinge in der Welt bewirkt, als die Menschenliebe. Ruskin nennt ihn den Vater der Künste und aller bürgerlichen Tugenden. Andere verteidigen den Krieg zwar nicht als ein positives Gut, aber als ein unentbehrliches Mittel, die bedeutendsten internationalen Streitigkeiten zu schlichten; sie leugnen, dass Schiedsgerichte jederlei Krieg ersetzen können; sie meinen, dass man Fragen, die sich direkt auf nationale Leidenschaften und Ziele beziehen, nationale Sicherheits- und Existenzfragen der Völker nie Schiedsgerichten zur Entscheidung überlassen werde. Jeder Staat müsse der Wächter seiner eigenen Sicherheit sein und keiner könne zugeben, dass seine Unabhängigkeit ruhig von einem unparteiischen Gericht erörtert und darüber beschlossen werde. Auch wäre ein Schiedsgericht nur da wirksam, wo die gegnerischen Ansprüche sich juristisch formulieren lassen, und diese Fälle seien sowohl weniger häufig wie auch weniger bedeutend. Und wäre es nicht in vielen Fällen unmöglich, unparteiische Schiedsrichter zu finden? Würde der Schiedsspruch nicht oft durch Rücksicht auf die beiden Parteien zur Verfügung stehenden Streitkräfte beeinflusst, und würde nicht zum Kriege gegriffen werden, wo das Schiedsgericht die widerstreitenden Interessen nicht versöhnen konnte oder wo die schiedsgerichtliche Entscheidung dem Rechtsgefühl eines temperamentvollen Volks nicht entsprach? Diese und ähnliche

Gedanken werden immer wieder gegen die Idee des ewigen Friedens ins Treffen geführt. Doch werden die Gegner des Krieges trotzdem fortwährend zahlreicher und zuversichtlicher. Schon nach Napoleons Sturz, als die Kulturwelt ein allgemeines Friedenssehnen empfand, wurden die ersten Friedensgesellschaften gegründet; und die Idee des Abbé Saint-Pierre ist aus dem Traum eines Philosophen der Gegenstand einer öffentlichen Volksbewegung geworden, die rasch an Bedeutung wächst. Wir haben allen Grund, zu glauben, dass, wenn die jetzige Hochflut des Nationalismus sich verlaufen hat und die Kriegs- und Friedensfrage nicht mehr von ausschliesslich nationalen Gesichtspunkten betrachtet wird, die gegen das Schiedsgericht vorgebrachten Einwände zuletzt ebenso hinfällig erscheinen werden wie die Argumente für Privatfehde oder Blutrache. Der menschliche Geist hat einen eingewurzelten Hang, zu glauben, dass die jeweiligen Zustände sich nicht ändern werden. Doch zeigt die Kulturgeschichte, wie unbegründet diese Annahme ist, wenigstens was soziale Beziehungen und die Ausdehnung sittlicher Rechte und Pflichten betrifft.



Der Krieg und der Hass.*)

Von Privatdozent Dr. H. GOMPERZ.

..... Nicht ganz so klar liegt die Frage nach der Verträglichkeit des Krieges mit dem Gebot: Liebet euere Feinde! Ja, nimmt man dieses Gebot wörtlich und versteht es so, dass es nicht nur verbietet, den Feind zu hassen, und auch nicht nur gebietet, ihm innerhalb der durch das Interesse vernünftiger Selbst- und Volkserhaltung gezogenen Schranken Wohlwollen und Menschlichkeit zu beweisen, fasst man es, mit anderen Worten, auf als das Gebot, die Liebe zu jedem Mitmenschen höher als alle anderen Rücksichten zu stellen, dann wäre es wohl vergebliche Mühe, die Einrichtung des Krieges mit ihm in Einklang bringen zu wollen, — wie dies ja auch die Vertreter der Lehre vom unbedingten Nichtwiderstreben ganz richtig empfunden haben. Allein, mag nun diese Auslegung des Gebotes seiner ursprünglichen geschichtlichen Absicht entsprechen oder nicht, fest steht jedenfalls soviel, dass das also ausgelegte Gebot in unserer Zeit und innerhalb unseres Bildungskreises keineswegs als mass- und richtunggebend anerkannt wird, dass ihm hundert allseits widerspruchslos verwirklichte und benutzte Einrichtungen des privaten wie des öffentlichen Lebens ebenso widerstreiten wie der Krieg, und dass es daher auch nicht als Bestandteil der unter uns herrschenden sittlichen Anschauungen betrachtet werden kann. Um dies zu zeigen, tut es nicht not, sich auf das vielfach herangezogene, indes an sich ebenso strittige Beispiel der Todesstrafe zu berufen: der blosse Bestand der bürgerlichen Gerichtsbarkeit leistet denselben Dienst.

*) Aus dem im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha demnächst erscheinenden Werke: „Philosophie des Krieges in Umrissen. Acht volkstümliche Universitätsvorträge, gehalten zu Wien im Januar und Februar 1915“ (mit Fortlassung der Stellennachweise).

Solange es Gerichte gibt, die nicht nur den zahlungsunwilligen, sondern selbst den zahlungsunfähigen Schuldner zur Einhaltung seiner Verpflichtungen zwingen, demnach Menschen einen Besitz, auf den sie nicht verzichten wollen, ja der oft fast ihr einziger Besitz ist, gewaltsam abnehmen, und solange die Teilnahme an den Amtshandlungen dieser Gerichte, somit die Ausübung des Richter- und Gerichtsdieneramtes, ja auch die Anrufung des Gerichtes seitens des Einzelnen, nicht missbilligt wird, solange wäre es ein völliges Unding, den Krieg im Namen der herrschenden Moralität darum verurteilen zu wollen, weil für ihn noch andere Rücksichten massgebend sind als die Hochschätzung unbedingter, selbstloser Liebe. „Und denk du selber," sagt deshalb schon Luther ganz in diesem Sinne mit vollem Recht: „wenn man das Stücke einräumte, dass Kriegen an ihm selbst unrecht wäre, so würden wir darnach auch müssen alle ander Stücke einräumen und unrecht lassen sein. Denn so das Schwert ein unrecht Ding wäre im Streiten, so würde es auch unrecht sein, wenn es die Übeltäter straft oder Friede hält. Und kurzum alle seine Werk' würden unrecht sein müssen."

Was bleibt im Rahmen der unser Leben tatsächlich beherrschenden moralischen Anschauungen von dem Gebot der Feindesliebe aufrecht? Die Pflicht, feindselige Empfindungen gegen irgendwelche Mitmenschen nach Möglichkeit zu unterdrücken oder sich, soweit sie sich nicht unterdrücken lassen, ihrer doch zu schämen, unter keinen Umständen ihnen einen Einfluss auf unser tatsächliches Verhalten zu verstatten und, soweit andere und massgebendere Rücksichten es zulassen, auch dem Gegner Menschlichkeit und Wohlwollen zu erweisen. Wenn der Krieg der Erfüllung dieser Pflicht hemmend im Wege stünde, wenn er mit Notwendigkeit Empfindungen des Hasses gegen irgendwelche unserer Mitmenschen in uns grosszöge und pflegte, wenn er es unvermeidlich machte, dass wir aus diesem Hass heraus dem Feinde Schmerz bereiteten und zufügten, auch wo es durch das vernünftige

Interesse des Gemeinwesens nicht erfordert wird, wenn er uns daran hinderte, ihm soweit dieses Interesse nicht in Frage kommt, menschlich und wohlwollend entgegenzukommen — dann würde dies dem Krieg in Wahrheit einen schweren sittlichen Makel anheften — einen Makel, mit dem wir uns vielleicht um unserer Selbst- und Volkserhaltung willen notgedrungen abfinden müssten, den wir aber trotzdem nicht umhin könnten aus ganzer Seele zu betrauern und zu beklagen. Ich behaupte aber, dass dies keineswegs der Fall ist. Ich behaupte, dass der Krieg ohne Hass, Grausamkeit, Unmenschlichkeit und Übelwollen geführt werden kann und in überwiegendem Masse heute auch wirklich so geführt wird. Ich behaupte, dass sich die innere Bildung und Sittlichkeit eines Volkes nicht darin zeigt, dass es *nicht* Krieg führt, sondern vielmehr darin, dass es die Kriege, die es zu führen nicht umhin kann, frei von Hass, frei von Grausamkeit, wohlwollend und menschlich führt. Auf allen Gebieten zeigt sich der Fortschritt der Sittlichkeit vor allem darin, dass unser Handeln weniger und weniger dem zufälligen Spiel unserer Leidenschaften überantwortet bleibt, vielmehr mehr und mehr der Herrschaft der Vernunft und des dieser entspringenden Pflichtbewusstseins unterworfen wird. Der grösste Denker Deutschlands, Immanuel Kant, hat es ausgesprochen, dass nicht das gute Herz das Wesen der Tugend ausmacht, sondern die Beobachtung des moralischen Gesetzes. Diese Lehre klingt hart, und Schiller hat sie bespöttelt in dem bekannten Epigramm:

Gewissensskrupel.

Gern dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, dass ich nicht tugendhaft bin.

Der Spott ist unbillig schon an sich. Kant wollte natürlich nicht sagen, dass angeborenes Wohlwollen der Tugend widerstreite, sondern dass keine blosse Gefühlsregung sittlichen Wert gewährleiste noch auch ein Verdienst begründe, da derjenige, der sich dem Zuge seiner angeborenen Neigung überlässt, von ihm so gut wie das eine Mal zum Guten auch das andere Mal zum Schlechten fort-

gerissen werden kann und so das natürliche Wohlwollen des Gutartigen nicht verdienstlicher ist als das natürliche Übelwollen des Bösartigen. „Es ist sehr schön, sagt er, aus Liebe zu Menschen und teilnehmendem Wohlwollen ihnen Gutes zu tun, oder aus Liebe zur Ordnung gerecht zu sein, aber das ist noch nicht die echte moralische Maxime unseres Verhaltens, die unserm Standpunkte unter vernünftigen Wesen als Menschen angemessen ist, wenn wir uns anmassen, gleichsam als Volontäre und mit stolzer Einbildung über den Gedanken von Pflicht wegzusetzen und, als vom Gebote unabhängig, bloss aus eigener Lust das tun zu wollen, wozu uns kein Gebot nötig wäre“. Und weiter: „Die sittliche Stufe, worauf der Mensch ..... steht, ist Achtung fürs moralische Gesetz. Die Gesinnung, die ihm, dieses zu befolgen, obliegt, ist, es aus Pflicht, nicht aus freiwilliger Zuneigung und auch allenfalls unbefohlener, von selbst gern unternommener Bestrebung zu befolgen...“. Gilt dies aber schon vom Erweisen des Guten, um wieviel mehr und um wieviel unstreitiger gilt es nicht vom Zufügen des Üblen! Nur dann kann doch fremdes Eigentum Zerstören, Menschen Verletzen und Töten mit sittlicher Gesinnung zusammen bestehen, wenn all dies nicht aus Zerstörungslust, Roheit, Grausamkeit, Übelwollen und Hass entspringt, sondern aus dem Bewusstsein, im Dienste einer höheren Sache — der Sache des grossen Ganzen, dem der einzelne angehört, eine traurige und schmerzliche Pflicht zu erfüllen. Das tiefstehende Volk schädigt den Gegner aus Hass, das hochstehende aus Pflichtgefühl. Schon Hegel hat das ausgesprochen: „Die neueren Kriege werden daher menschlich geführt, und die Person ist nicht in Hass der Person gegenüber. Höchstens treten persönliche Feindseligkeiten bei Vorposten ein, aber in dem Heere als Heer ist die Feindschaft etwas Unbestimmtes, das gegen die Pflicht, die jeder an dem Anderen achtet, zurücktritt“. Die Forderung, aus Pflicht zu töten, mag unerträglich hart klingen; doch vermag allein ihre Anerkennung den Krieg moralisch zu rechtfertigen, und wer sich leichtherzig über

sie hinwegsetzt, verliert damit das Recht, von der sittlichen Notwendigkeit und Berechtigung des Krieges zu reden.

Es liegt die Anwendung nahe, mit dem Hass müsse den Kämpfern auch die rechte Kampfesstimmung, die zur Erkämpfung des Sieges unerlässliche feurige Tat- und Schlagkraft abhanden kommen; denn grösste Anspannung des Angriffs oder der Abwehr und höchste Steigerung feindseliger Empfindungen seien durch ein Naturgesetz aneinander gebunden. Dies war die Ansicht des Aristoteles und seiner Schule. Sie meinten, nur leicht wögen in der Schlacht Gründe wie: „Es geziemt sich zu kämpfen für Gesetz, Freiheit und Vaterland". All das habe nur wenig Kraft, solang die Tapferkeit nicht befeuert sei durch den Zornmut. Wer der Seele diesen nehme, der durchschneide ihre Sehnen. — Wäre dies ohne weiteres richtig, so müsste ohne Zweifel die moralische Forderung hinter den Notwendigkeiten der Selbsterhaltung zurückstehen, oder richtiger, die Unterdrückung des Hasses könnte dann überhaupt kein Gebot einer vernünftigen Moralität sein, da ein solches niemals die Lebensbedingungen der Gemeinschaft, für deren Glieder sie gelten soll, aufheben darf. Auch ruht jene Einwendung letztlich gewiss auf einer grundsätzlich zutreffenden Einsicht in das Verhältnis seelischer Zustände zu den sie begründenden körperlichen Lebensvorgängen: gäbe es keinen Kampf, so gäbe es auch keine Feindseligkeit, und wahrscheinlich gibt es auch keinen Kampf, der nicht von irgendwelchen feindseligen Regungen begleitet würde. Allein deshalb, weil es beim Kampfe nicht ohne alle feindseligen Regungen abgehen mag, nun den Hass für eine unerlässliche Bedingung der Kriegführung erklären, das wäre nicht anders, als wollte man darum weil sich vielleicht kein Geschlechtsakt ohne alle zärtlichen Regungen abspielt, behaupten, es könne kein Mann ein Weib besitzen ohne es zu lieben. Wie wenig aber dasjenige, was allein sinnvoll Hass heissen kann, zu einem ernsten, mit aller Anspannung, Tat- und Schlagkraft geführten Kampf erfordert wird, das mag statt vieler anderer ein Beispiel zeigen. Denken

Sie sich, es werde ein Arzt oder Wärter von einem Geisteskranken in mörderischer Absicht überfallen. Wird er sich gegen diesen nicht mit allem Ernst und aller Tatkraft zur Wehr setzen und so lang von ihm nicht ablassen, bis jener niedergekämpft, gefesselt und unschädlich gemacht ist? Gewiss mögen im Verlaufe eines solchen Ringens vorübergehend auch feindliche Regungen auftauchen. Allein hasst deswegen der Arzt den Kranken? Indem er alle Mühe und Anstrengung, deren er fähig ist, aufwendet, um seinen Angriff abzuwehren und ihn unschädlich zu machen, wird er sich doch peinlich hüten, ihm auch nur irgendwelchen Schaden zuzufügen, über jenes Mass hinaus, das zur Erreichung jenes Zieles unumgänglich ist, und wird ihm im übrigen alles Wohlwollen und alle Teilnahme entgegenbringen, die er sich abringen kann. Ganz so nun, wie dieser Arzt seinem Gegner, wird der innerlich gebildete Mensch den Feinden entgegentreten: mit unermüdlicher Energie alles aufwendend, was zur Erreichung des Kriegszieles erfordert wird, darüber hinaus aber jeder Schädigung und jedes Gefühls von Übelwollen und Feindschaft sich enthaltend: in dem klaren Bewusstsein, dass die grossen geschichtlichen Völkergegensätze zwar den Kampf rechtfertigen können, niemals aber den Hass.

In diesen Tagen, meine Damen und Herren, fühlen sich allerhand Redner und Schriftsteller berufen, uns in Prosa und sogar in Versen den Hass besonders gegen eines der uns gegnerischen Länder zu predigen. Ich will zu ihrer Ehre annehmen, dass auch sie damit nicht sagen wollen, wir sollten diesem Gefühl auch durch die Tat Ausdruck geben, dass vielmehr auch sie nicht daran denken, auch nur einem einzigen Engländer ein Haar zu krümmen, soweit das nicht zur Erkämpfung des Sieges unbedingt nötig und unvermeidlich ist. Was also soll denn jene Predigt des Hasses besagen, wenn anders sie überhaupt etwas besagen soll und nicht vielmehr müssiges Lärmmachen von solchen ist, die die Aufmerksamkeit auf sich lenken möchten, ohne etwas wahrhaft Nützliches leisten zu können? Dass wir das Gefühl des Hasses in uns grossziehen und

pflegen sollen? Wahrlich, ein seltsames Ansinnen — nach einer fast zweitausendjährigen Erziehung zur Lehre des Evangeliums! Und überdies: wen sollen wir denn hassen? Den einzelnen, der im Dienste seines Landes seine Pflicht tut, wie wir die unsere tun? . . . Also die verantwortlichen Leiter der Geschicke jenes Landes und die unverantwortlichen Lenker seiner öffentlichen Meinung? Zwei Fälle nur sind doch möglich. Entweder jene Leiter und Lenker sind im Recht mit ihrer Überzeugung, dass zwischen ihrem Land und dem unseren ein unausgleichbarer Widerstreit der Lebensbedingungen besteht, dass also unser Land nicht gedeihen kann, ohne dass das ihre verkümmere. Dann haben sie recht getan, die Entscheidung der Waffen anzurufen, und unsere Sache ist es, nicht sie zu hassen, sondern dafür zu sorgen, dass diese Entscheidung zu unseren Gunsten ausfällt. Oder aber — wie so viele unter uns es fest und von Herzen glauben — sie sind mit dieser Überzeugung im Unrecht und haben, in irregeleiteter Verblendung, unseren guten Willen verkennend und unsere aufrichtig dargereichte Bruderhand zurückstossend, ohne Not das Schwert gegen uns erhoben, — seit wann gebührt dem Irrtum und der Verblendung Hass, und nicht vielmehr, was jenem Kranken seitens des Arztes oder Wärters gebührt: tätliche Unschädlichmachung und teilnehmendes Bedauern? — Moralität, kann nur besitzen, wer gerecht ist. Gerechtsein aber heisst: Was unser Nächster uns tut, nicht anders beurteilen, als hätte er es einem Dritten getan. Erhöbe nun unser Nachbar, in einem unseligen Irrtum befangen, gegen seinen Freund (den er aber für seinen Feind hält) ohne Not seine Hand — würden wir ihn hassen? Wir würden seine Hand niederschlagen — und ihn beklagen. Auch uns ziemt diesem Freund gegenüber, der wider unseren Willen unser Feind geworden ist, Kampf, aber nicht Hass.

Übrigens hat diese Erkenntnis, zu der wir uns so mühselig durchringen müssen und die von den Stimmführern unserer öffentlichen Meinung noch keineswegs anerkannt

wird*), schon vor mehr als 1800 Jahren ein alter römischer Denker ausgesprochen: „Man meint", sagt Seneca, „der Zorn sei nötig dem Feind gegenüber, und nützlich, weil er die Kampfleistung steigere. Doch ist er nirgends weniger am Platz. Wohl mag auch der Weise eine leise Regung, einen Verdacht und Schatten dieser Leidenschaft verspüren, von ihr selbst wird er frei bleiben. Glaubst du, der Jäger zürnt dem Tier, das er jagt? Und doch muss auch er abwehren und verfolgen wie im Krieg: dies alles

---

*) Seither hat Herr v. Bethmann-Hollweg in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 28. Mai 1915 die schönen Worte gesprochen: „Nicht mit Hass führen wir diesen Krieg, aber mit Zorn, mit heiligem Zorn." Sie geben mir den willkommenen Anlass, das oben Dargelegte durch einige kurze Bemerkungen zu ergänzen und vor Missdeutung zu schützen. Nicht ohne tieferen Grund habe ich dort den Hass als feindselige Empfindung gegen irgendwelche Mitmenschen erklärt. Er ist, also verstanden, wohl zu unterscheiden einerseits von der gehobenen Stimmung, in die uns jede ungewöhnliche Anspannung unserer Kräfte, demnach vor allem auch die Anspannung unserer Kräfte in einem Kampf auf Tod und Leben, versetzt, und die wir in diesem Falle am besten Kampfbegeisterung nennen werden, anderseits aber auch von der feindseligen Empfindung, die in uns eine Unsittlichkeit (Ungerechtigkeit, Treulosigkeit, Gemeinheit) als solche auslöst, auch wenn wir den Menschen, die sie begangen haben, den Zoll menschlicher Teilnahme nicht versagen, — eine feindselige Empfindung, die wir am kürzesten als Entrüstung bezeichnen. Wenn nun Herr v. Bethmann-Hollweg jene Ineinssetzung von Kampfbegeisterung und Entrüstung, die sich naturgemäss eines Volkes bemächtigt, das sich trotz friedlicher Absichten von einer Überzahl von Gegnern, und darunter auch früheren angeblichen Freunden, in einen Kampf auf Tod und Leben verwickelt sieht, als heiligen Zorn bezeichnete, so hat ihn dabei eine glückliche Eingebung seines Sprachgefühls geleitet, und nichts ist unangebrachter als der Hohn, der ihm deswegen im Auslande zuteil geworden ist, und der höchstens durch unzulängliche Verdolmetschung seiner Worte einigermassen erklärt werden kann. Dagegen dürfen wir an einen solchen, dem Hass entgegengesetzten „heiligen Zorn" da nicht denken, wo die Alten (also auch die beiden in diesem Abschnitt von mir angezogenen Denker des Altertums) von Zorn schlechthin reden: für sie ist „Zorn" ziemlich gleichbedentend, wenn nicht geradezu mit Hass überhaupt, so doch jedenfalls mit der in einem bestimmten Augenblick gerade vorhandenen Regung des Hasses, wie dies ja zu allem Überflusse aus den gleich anzuführenden Worten des Seneca deutlich genug hervorgeht.

aber bewirkt — ohne Zorn — die Vernunft. So straft auch der gute Richter ohne zu hassen, und nichts stünde ihm übler an als der Zorn. Gibt es denn einen Arzt, der seine Kranken hasste? Der Tüchtige wird nicht zürnen, sondern vergelten und vorbauen."

Dies aber, meine Herren und Damen, gilt auch für uns in der gegenwärtigen Lage unseres Landes: auch unsere Aufgabe ist nicht, zu hassen; unsere Aufgabe ist, zu siegen.

□□□

Aus einer Rede des holländischen Ministers Cort van der Linden, Vorsitzenden im Ministerrate:

„Unser Volk sehnt sich — nicht nur für sich selbst — nach dem Ende des Krieges. Es erinnert sich, dass unser Land die Wiege war des Völkerrechts, dieses Völkerrechts, das wir in der ersten Reihe der Völkerschar bis in den letzten Jahren immer treu zu schützen und zu befördern versucht haben.

Es ist sich auch bewusst, dass das Gute, welches aus diesem Kriege hervorgehen könnte, eine neue Ordnung der Dinge, welche besser auf dem Recht gegründet ist als die heutige, sein würde. Und es weiss, das, wenn etwas Gutes aus dem Kriege entsteht, es sein muss, dass die Zukunft aufgebaut werden wird auf das grosse Prinzip des Völkerrechts, nach welchem die Völker sich gegenseitig als Unterteile einer einzigen grossen Gemeinschaft anerkennen werden".

Holländische Nachrichten, 15. Juli 1915.

□□□

Morgenröte.

Von RUDOLF SAID-RUETE.

Die abgelaufenen, an Ereignissen so reichen Wochen haben im Rahmen der deutschen Kriegspolitik Massnahmen von grundsätzlicher und weittragender Bedeutung gezeitigt.

Zu Mitte des vorigen Monats brachte der dem Auswärtigen Amte besonders nahestehende „Berliner Lokalanzeiger“ einen im In- und Auslande vielbeachteten Aufsatz, dessen Grundnote auf eine Abschwächung der durch den Unterseeboot-Krieg einerseits und die amerikanische Munitionslieferung andererseits geförderten amerikanisch-deutschen Gegensätze gestimmt war. Wohl nicht mit Unrecht wurden diese Anschauungen als mit denen der Wilhelms-Strasse mehr oder weniger übereinstimmend bewertet und erweckten dementsprechend weitgehendes Interesse und lebhafte, vielfach heftig ablehnende Kommentare.

So trat die „Deutsche Tageszeitung“ für die Fortführung des Unterwasserfeldzuges in der bisherigen rücksichtslosen Handhabung scharf ein und wollte auch, selbst auf die Gefahr hin, einer kriegerischen Verwicklung mit Amerika zuzutreiben, nicht die geringsten Zugeständnisse gemacht wissen, da diese ihrer Ansicht nach nur als rückgratlose Schwäche gedeutet werden könnten.

In Verfolg dieser schroffen, in ihrer Adresse nicht misszuverstehenden Stellungnahme wurde, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ am 22. Juni bekannt gab, seitens der Zensur das Erscheinen der „Deutschen Tageszeitung“ untersagt. Dieses Vorgehen lässt darauf schliessen, dass sich an leitender Stelle im Bismarckschen Geiste die Erkenntnis von der gebieterischen Notwendigkeit, auch während des Krieges militärische Massnahmen der festen

staatsmännischen Kontrolle unterzuordnen, erfolgreich durchgesetzt hatte. Zu der nur allzu lange auf „Mehr Feind, mehr Ehr“ — „Immer feste druff“ gestimmten kurzsichtigen Tendenz öffentlich ablehnende Stellung genommen zu haben, ist ein hohes Verdienst der für die zukünftige Gestaltung der deutschen auswärtigen Politik verantwortlichen, gewiss keiner leichten Aufgabe gegenüber gestellten Männer.

Inzwischen war in den letzten Junitagen Dr. Meyer-Gerhard in einer Spezialmission in Berlin eingetroffen. Es verlautet, dass ihm seitens des Botschafters, Grafen Bernstorff der Auftrag geworden war, den massgebenden Kreisen über die in Amerika gegenüber Deutschland gehegte Stimmung authentische Aufklärung zu geben.

Sein feinsinniger Aufsatz „Deutschland und Amerika“ war in der Tat bestens dazu angetan, den Ideengang der Amerikaner, der sich in vielen Punkten mit denen anderer Nationen deckt, den Deutschen, soweit sie sich zu informieren wünschen, näher zu bringen und somit aus der bedrohlichen Sackgasse gegenseitigen Misstrauens und stetig wachsender Missverständnisse einen gangbaren und allen Teilen gleich nützlichen Ausgang zu weisen.

Es wäre zu wünschen, dass zur Aufklärung — nicht Belehrung — der öffentlichen Meinung Amerikas dort im gleichen, vom Verständnis für die Geistesrichtung der anderen Seite getragenen Sinne gewirkt würde.

Gewiss ist der gegenwärtige Zeitpunkt, da nach schwerem Ringen der Boden der verbündeten Zentralmächte fast frei vom Feinde ist, dazu angetan, alle in der Notwehr ergriffenen und durch diese gerechtfertigten Massnahmen, nach der hüben wie drüben erfolgten wilden Aufpeitschung der Leidenschaften, im Sinne eines den Frieden vorbereitenden geistigen Waffenstillstandes — soweit es die Eigeninteressen nur irgend zulassen — abzutönen.

Unter diesen Gesichtspunkten muss die Stellungnahme der deutschen Regierung freudig begrüsst, ihr Festhalten an dem einmal dokumentierten Standpunkt zuversichtlich erhofft werden.

Während einer schweren innerpolitischen Krisis, als die Macht das Recht zu beugen drohte, hat der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg sich im Reichstag schon einmal zu dem Rostand'schen Leitsatze „Si on veut redoubler la force il faut redoubler la grâce“ bekannt. Dieser Weisheit Nutzanwendung wird auch in den gegenwärtigen Weltwirren einen verheissungsvollen Lichtstrahl werfen.

St. Moritz, im Juli.

□□□

Aus einer Rede des schweizerischen Bundespräsidenten Dr. Motta:

„Was für eine neue Welt wird morgen aus dieser beispiellosen Umwälzung hervorgehen? Was für sittliche, soziale, wirtschaftliche und finanzielle Fragen werden in den verschiedenen Staaten zu lösen sein, nach der Katastrophe?

Ich suche vergeblich, wer mir Antwort geben könnte; aber ich meine, dass der Austausch der moralischen und materiellen Güter zwischen den Nationen nicht rettungslos vernichtet werden mag, und dass die Gefühle des Hasses nicht ewig fortdauern werden, wie auch das Recht niemals vor der Gewalt auf immer abdanken kann.

Die Schweiz verkörpert heute das Ideal der Nächstenliebe und der Brüderlichkeit. Lasst ihre Fahne flattern und haltet das Weisse Kreuz im roten Felde empor, auf dass es, so Gott will, noch einmal zum Zeichen der Verständigung und der Liebe werde!“

Neue Zürcher Zeitung, 2. Aug.

□□□

Die Verhetzung der Gemüter.

Von ODA OLBERG, Rom.

Kern und Wesen jeder Verhetzung ist das willkürliche Verkennen des Gegners. Läuft doch jeder Versuch des Menschen, den andern zu erkennen, darauf hinaus, eine stets wachsende Zahl von Berührungspunkten, ein immer grösseres Feld der Ähnlichkeit und Gemeinsamkeit aufzudecken. Und dieses Gebiet der Gemeinsamkeit, das auch vor aller bewussten Erkenntnis da sein kann, ist der gebahnte Weg des Mitgefühls und des Erbarmens. Nur, soweit wir um Wesensgleichheit wissen oder ahnen, fühlen wir Mitleid: der Stein und die Pflanze jammern uns nicht, unser Mitgefühl mit dem Tiere schwächt sich in dem Masse ab, als es von unserer Beschaffenheit abweicht, als es uns wesensfremd ist oder wesensfremd erscheint. Für die höchste Vollendung des Mitgefühls will die indische Lehre die Schranken des Ich niederreissen: „tat twam asi", in welcher Formel das Mitgefühl sich auflöst im Gefühl, für das alles Lebendige dem Ich wesensgleich und ihm zugehörig ist.

Heute will man der Erkenntnis, die ein Volk dem andern nähern kann, künstlich den Weg versperren. Und man lässt es sich viel Mühe kosten, man unterhält kostspielige Zentralstellen, in denen die Lügen gesammelt und systematisch geordnet werden. Unter all dem vielgestaltigen Jammer, den der Krieg über die Menschheit gebracht hat, ist diese allgemeine, alles zersetzende und vergiftende Verlogenheit wahrhaftig nicht an die letzte Stelle zu setzen. Was müht sich nicht der Mensch — in normalen Zeiten — um das Wesen des Mitmenschen, der Mitmenschheit zu erfassen! Wie unendlich bitter empfindet er die Unmöglichkeit, den andern völlig zu verstehen und von ihm völlig verstanden zu werden! Es gehört zu den subtilsten Qualen des Kulturmenschen, dieses Bewusst-

sein, eingesperrt zu bleiben in sein eigenes Ich und in dem mühseligen Suchen nach Wahrhaftigkeit im Mitteilen und Aufnehmen vielfach daneben zu greifen, weil der Sinn der Wörter für den einzelnen wechselt, und wir nur sehen „durch einen Spiegel in einem dunklen Wort" und uns mitteilen nur durch Gleichnisse.

Noch gestern tat es uns weh, dass wir bis zu einem gewissen Grade einander immer missverstehen *müssen*, und heute *wollen* wir einander missverstehen. Noch gestern haderten wir mit der Sprache, weil sie uns nicht klar und unpersönlich genug war, waren unserer Beobachtungen gram, weil wir schärfere Werkzeuge und grössere Freiheit von persönlichen Zwecken und Absichten anstrebten. Und heute vergiftet man uns die Sprache, fälscht die Worte, fälscht die Tatsachen, erstickt uns unter einer Schlammflut der Lüge! Der einzelne ist wehrlos, man verlacht seine seelischen Erstickungsanfälle. Man sagt, dass die Lüge nichts schadet, weil sie ohnehin jeder als solche erkennt. In Wirklichbkeit lähmt die heutige Presse jede intellektuelle Reinlichkeit, jede kritische Sichtung der Nachrichten: ganz unbewusst nimmt die grosse Masse der Leser aus dem Gebotenen das heraus, was ihr in der augenblicklichen Lage bequem, was ihrer Stimmung angemessen ist. Will sagen: alles, was den Gegner hassenswert und verächtlich erscheinen lässt.

Denn wir bekriegen ja den Gegner nicht, weil wir ihn hassen oder verachten, sondern wir wollen ihn hassen und verachten, weil wir mit ihm Krieg führen müssen. Es handelt sich hier um einen seelischen Anpassungsprozess, in dessen Dienst sich der grösste Teil der Presse aller Länder mit Begeisterung gestellt hat. Und die Verhetzer haben ihre Sache so gut gemacht, dass man eher ein Wort der Anerkennung des Feindes in den Kriegsbriefen der Soldaten findet als in den Redaktionsprodukten der bürgerlichen Blätter, dass in allen Ländern der Hass gegen den Gegner viel erbitterter ist bei den Zuhausegebliebenen als bei den Kämpfern.

Es liegt auf der Hand, dass es sich hier nicht um

eine unschädliche Erscheinung handelt, die jedem Volke hilft, den Krieg unter möglichst geringen seelischen Konflikten zu überstehen. Selbst, wenn die ganze Lügerei nur die Folge hätte, die sittlichen und Gefühlseinwände der einzelnen gegen den Krieg aufzuheben oder abzuschwächen, seine Psyche an den Krieg anzupassen, so müsste man diese Folge verwünschen, da sie zweifellos eine Verlängerung des Krieges bewirkt. Aber die Folgen reichen weiter, die Anpassung droht, länger zu dauern als die Lage, die sie veranlasst hat. Die Berge von Leichen, die der Krieg auftürmt, dürften in Zukunft die Länder weniger trennen, als die Mauern der Lüge und Verläumdung, zu denen heute die Presse einen Stein nach dem andern herbeischleppt. Wenn wirklich die Verläumdeten ihre Bitterkeit überwinden sollten, so bliebe doch in der grossen Masse das entsetzliche Zerrbild des Gegners zurück, das man ihr als das Ebenbild eines ganzen Volkes, ja, einer ganzen Kultur hingestellt hat. All die jahrzehntelange Durchdringungsarbeit, der Technik, Wissenschaft und Kunst gedient haben, wird heute durch die Lüge vernichtet, wie die Bauten der Kultur, wie Wald und Feld durch die eherne Wucht der Massenheere. Aber vielleicht wird es schneller getan sein, Steine zu neuen Bauten zu schichten und die Wunden der Erde zu heilen, als das Gefühl menschlicher Solidarität zwischen zwei Völkern wieder zu erwecken, deren Verständnis für einander durch Verhetzung geblendet worden ist. Die Schauermär von den ausgestochenen Augen, unsere Hetzblätter haben sie wahr gemacht, als sie den eignen Volksgenossen langsam und systematisch die Möglichkeit nahmen, im Gegner den Menschen zu sehen, ein ihnen im Fühlen, Wollen und Denken innig verwandtes Wesen.

Es klingt wie Hohn, ist aber doch wahr, dass die Bedingungen für ein gegenseitiges Verständnis der Völker vielleicht nie so günstig waren, wie gerade jetzt, wo das gemeinsame Fatum einer furchtbaren Erfahrung eine bisher ungeahnte Gleichartigkeit der Volksseele enthüllt. Fast alle Kulturvölker Europas

haben durch den Krieg eine plötzliche Zustandsänderung erfahren und haben an sich selbst, in ihrer Anpassung an den neuen Zustand, ganz neue Eigenschaften und Hilfsquellen kennen gelernt. Ströme der Begeisterung sind frei gelegt worden, Opferbereitschaft und Gemeinsinn sind zu Tage getreten, wo man sie nicht vermuten konnte, ein ruhiges Hinnehmen der tatsächlichen Anforderungen als einer unabweisbaren Pflicht, gegen die sich nicht murren lässt. Daneben machte sich ein derber Wille der Selbstbehauptung geltend, die feste Überzeugung, durch den Sieg der eignen Sache, dem Rechte und der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen und Hass und Verachtung gegen den Gegner, der sein Schwert für eine unrechte Sache zog. Und während so die Zwangslage, die Waffen für das Vaterland zu führen, das Bewusstsein einer nationalen Solidarität erweckte, aus der sich ganz von selbst neue soziale Forderungen, ja, die Ansätze einer neuen sozialen Ethik ableiteten, frohlockte jedes Volk über seine eigne innere Umgestaltung, in der es den Ausdruck seiner nationalen Eigenart sah.

Es hätte nur über die Grenzen zu blicken brauchen, um gewahr zu werden, dass es als „nationale Eigenart" etwas durchaus Internationales feierte. Die innere Anpassung jedes Volkes an den Krieg, in welchem ihm seine völkische Eigenart als Einsatz galt, hat sich nämlich in jedem Lande auf ganz gleichen Grundlinien vollzogen. Überall hat der Ruf „Für's Vaterland"! die gleiche Begeisterung ausgelöst, wobei sich gezeigt hat, was wir vielleicht allzu oft ausser Augen gelassen haben, dass der Mensch kein „ausgeklügelt Buch" ist, kein glatt aufgehendes Rechenexempel, keine rationell gebaute Maschine zur sparsamen Erzielung grosser Leistungen, sondern dass in ihm viel Unrationelles und Schweifendes steckt, ein Streben nach Hingabe an etwas, das mehr ist als das Einzelleben, ein Sehnen nach Unvorhersehbarem und nach hohem Spiel, jene „Liebe zur schönen Gefahr", von der schon Homer wusste. Weiter hat sich gezeigt, dass über diejenigen, welche zuhause blieben,

ein grosser Eifer kam zu wirken und andern zu nützen. Denn Tätigkeit ist besser als tatenloses Warten, und eignes Leid öffnet den Sinn für fremdes. Ausserdem wurde es jedem Lande klar, dass es keinen Sieg seiner Heere geben konnte, wenn nicht das ganze Volk als geschlossene Einheit hinter seinen Soldaten stand. Der eisernen Notwendigkeit, welche die gesamte Jugend aus der Familie, von Feld und Werkstatt fortriss, beugte man sich überall ohne Nörgeln: es lag eine so lavinenartige Wucht in dem Zusammenstauen der Mobilmachung, dass der Gedanke des Widerstandes oder auch nur der Kritik gar nicht aufkam. Und der feste Wille, sein eigenes Volk nicht unterkriegen zu lassen, brach überall hervor, elementar, wie der Daseinswille des einzelnen, aber gewaltiger als dieser. Und auch rücksichtsloser und brutaler als die Selbstbehauptung des Individuums. Vor aller Kritik, über aller Kritik stand die Forderung, seine nationale Existenz zu verteidigen: in der Tat ging es für kein Land, vom Augenblick der Kriegserklärung an, um einen geringeren Einsatz.

Und diese Anpassung an den Krieg, die zweifellos Grossartiges hat, vollzog sich in allen Völkern in gleicher Weise. Die geographische Grösse des Staates mag in Russland, das Fehlen der Bedrohung im eignen Lande mag in England Abweichungen mit sich gebracht haben: für die andern Staaten erfolgte aber die vielfach als „nationale Wiedergeburt“ gefeierte Umgestaltung durch den Krieg mit einer verblüffenden Gleichartigkeit. Ich habe die Rückschläge, die der Krieg auf das Leben der Völker hatte, in der deutschen, österreichischen und französischen Presse im einzelnen verfolgen können, mit jenem halben Verstehen, das wir für nicht miterlebte Dinge haben. Ich gestehe offen, sehr viel auf Rechnung der „nationalen Eigenart“ meines Vaterlandes gesetzt zu haben, was ich heute, wo ich die ersten Kriegswochen in Italien miterleben musste, als allgemeine Menschenart eines im Kriege stehenden Volkes erkennen lernte. Die Gleichartigkeit geht von der Begeisterung und Opfer-

freudigkeit bis zu den kleinsten und banalsten Dingen, bis zu den Lächerlichkeiten und Erbärmlichkeiten, die nirgends gefehlt haben. Ja, es ist einem römischen Blatte passiert, denselben Vorschlag — für die Kriegstoten keine Trauer zu tragen — als Ausdruck deutscher Herzensverhärtung anzuführen, um ihn — als ihn ein Halbjahr später eine Italienerin für Italien machte — als patriotische Tat zu feiern.

Nie hätte wohl ein Volk das andere besser verstehen, die breite Zone des Gemeinsamen deutlicher sehen können, als heute, wo fast alle Völker Europas den gleichen Kraftaufwand an das gleiche Ideal, ihr Alles an ihr Vaterland setzen. Wenn ein übermenschlicher Experimentator in übermenschlicher Grausamkeit alle kriegführenden Staaten in die gleichen Versuchsbedingungen hätte bringen wollen, um den seelischen Wert der einzelnen Völker festzustellen, so wäre es ihm schwer, vielleicht unmöglich geworden, eine ethische Rangordnung seiner Versuchsobjekte aufzustellen.

In diesem ganz elementaren Prozess der Abwehr, dessen psychologische Voraussetzungen und Begleiterscheinungen primitiv bleiben, wie raffiniert immer seine Werkzeuge werden mögen, scheint in allen Völkern das Gemeinsame bei weitem die Eigenart zu überwiegen. Heldenmut, Opfersinn und Pflichttreue tragen heute überall ein nationales Beiwort, sie sind britisch, deutsch, italienisch usw., auch Grausamkeit, Pöbelexcess, bis herunter zum Kriegsspekulantentum sind überall national abgestempelt, als schandbares Monopol des Gegners. In Wirklichkeit haben Alle von Allem, vom Grössten wie vom Widerwärtigsten. Wahrscheinlich hat nie eine so weitgehende Gleichartigkeit so günstige Bedingungen gegenseitiger Anerkennung und ..... Duldung geboten.

Nur schade, dass diesem Beobachtungsmaterial, das plötzlich unter so gleichartige Bedingungen gebracht wurde, der unbefangene Beobachter fehlen muss! Es ist eine alte Erfahrung, dass sich unser Urteil unbewusst nach unserm Willen richtet, und dass sich ganz von selbst Gründe ein-

stellen, um uns den von der Notwendigkeit oder von unsern Interessen gewiesenen Weg zu erleichtern. In einem im Kampfe stehenden Volke wird immer nur eine recht kleine Schar die Forderung, dem Gegner gerecht zu werden, überhaupt aufstellen, und eine noch viel kleinere, eine winzige Schar wird sie zu erfüllen vermögen. Der handelnde Mensch strebt ganz von selbst danach, die seelischen Elemente auszustossen, die ihm das Handeln erschweren können.

Aber gerade, weil dem so ist, weil wir unbewusst schon so ungerecht sind und ohnehin alles durch die in den Landesfarben gefärbte Brille sehen müssen, ist die bewusste Fälschung der Tatsachen, in der sich die Hetzpresse gefällt, so ruchlos und so unheilvoll. Sie gibt der flüchtigen Stimmung, die mit dem Kriege verwehen konnte, ein festes Gerüst, das ihr über den Krieg hinaus Dauer verleiht. Sie verstärkt die Folgen einer psychologisch bedingten Parteilichkeit, indem sie ihr gefälschte oder erlogene Gründe bietet. Sie gibt berauschende Getränke denen, die sich ohnehin im Zustande verminderter Kritikfähigkeit befinden.

Wenn wir schon gegen den Krieg wehrlos sind, so gibt es gegen diese Verhetzung eine Abwehr, so lange nur ein einziges Blatt existiert, das auf freiem Boden denen offen steht, die wenigstens versuchen, gerecht zu sein. Viele können es nicht, beim besten Willen: Vielen hat der Krieg zu viel genommen und in zu grausamer Weise. Wir achten ihren Hass, wie wir ihren Schmerz achten. Aber wir verachten die kalte Verhetzung vom Redaktionstisch, wie wir die behäbige Kritiklosigkeit verachten, mit der der Biedermann die Greuelgeschichten am Cafétisch goutiert.

Vielleicht hat die seelisch so jammervolle Lage derer, die den Krieg ihres Volkes im fremden Lande durchleben müssen, wenigstens den einen Vorteil, ihnen eine relative Objektivität des Urteils zu lassen. Da sie schon ausgeschlossen sind von aller Begeisterung, ausgeschlossen von jedem Kraftaufwand, da sie nicht wissen, an welchem

Punkte das, was sie hoffen, Befürchtung wird, da ihnen von der ganzen Welle des Gefühls und der vaterländischen Leidenschaft kaum anderes bleibt als ein allgemein menschlicher Jammer, der überall daheim und wahrhaft international ist, bewahren sie vielleicht — um den Preis all dieser Verkürzung — ein offenes Auge für die Fehler des eignen und die Vorzüge des fremden Landes, einen Blick für die erstaunliche Gleichartigkeit, mit der der Krieg aus verschiedenen Menschenmaterial sich das formt, was an menschlich Grossem und menschlich Unwürdigem seinen Zwecken dient.

In der Einsicht, dass eben doch jeder für sein Vaterland kämpft, für das Vaterland Mühsal und Tod erträgt, dass die nationale Begeisterung etwas Internationales ist, liegt die Möglichkeit, liegt die Gewissheit künftiger Verständigung. In dem ganz primitiven: dem sich Wehren für seinen angestammten Boden, sind alle Nationen gleich. Wenn ein Mann aus dem Volke in Italien ein gutes Wort für jemand einlegen will, das ihm Mitleid erwirke, abseits von Schuld oder Unschuld, so sagt er: „Es ist doch auch einer Mutter Sohn". Er geht auf etwas ganz Primitives zurück, das allen gemein ist, um anzudeuten, dass diese Gemeinsamkeit Anrecht gibt auf Erbarmen. Und wir sind alle eines Vaterlandes Kinder und hängen alle triebhaft an dem Boden, aus dem wir stammen. Man lasse die im Kriege stehenden Völker das Bewusstsein dieser Gemeinsamkeit erlangen und sie werden in dem Gegner Wesensgleiches achten, für ihn Verständnis und Erbarmen haben.

□□□

Kriegstugenden und Kriegslaster.

(Eine Stufenleiter nach abwärts.)

Wohl möglich: die höchsten Tugenden entfaltet der Krieg: Selbstaufopferung und Hingabe des Lebens für andere — an der blutigen Front.

Aber ebenso gewiss: die niedrigsten Instinkte wagen sich frech ans Tageslicht: Bosheit und Tücke — im kugelsicheren Hinterland.

Drei Stufen sind es, die nach abwärts führen.

Die erste ist die Leichtgläubigkeit; die Schwachen im Geiste sind es, die sie bereitwillig betreten; gerne glauben sie jede Niedertracht des Feindes, auch die angedichtete.

Die zweite Stufe nach abwärts ist die Selbstüberhebung; wer die erste Stufe betreten, vermeidet selten die zweite. Grade die kritik- und urteilslos Gewordenen sind es, die sich sogleich zu Richtern ihrer Mitmenschen aufwerfen; natürlich zu Richtern, deren Spruch von vornherein feststeht: er lautet auf Vernichtung; weil der Feind selbstverständlich schlecht ist, ist es eine gute Tat, ihn zu zertreten.

Die dritte und tiefste Stufe — vor der schrecken doch noch manche zurück, die bereits zweimal gesunken sind; es ist die bewusste Lüge. Wenn sie nur dem eigenen Volke nützt, dem Feinde schadet, wird sie ausgesprochen.

So verwischt sich der Unterschied von Gut und Böse; was bisher als lasterhaft galt, die Verdrehung der Wahrheit, wird zur Tugend. So steigen manche unbedenklich hinab von der Höhe ihrer einstigen Moral zu der angeblich schlechten Moral des Feindes: „Um ihn zu bekämpfen, müssen wir es ihm gleichtun". Ist das überhaupt noch eine Tugend, die sich sofort selbst aufgibt, um in den Sumpf hinabzusteigen, in dem angeblich der Feind sitzt? *C. B.*

□□□

Zum Briefe Romain Rollands.

Weisser Hirsch bei Dresden, 25. Juli 1915.
Ferdinandstr. 14.

Sehr geehrter Herr!

Welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sich dem Streben nach gegenseitigem Verstehen entgegenstellen, dies zeigt mit erschütternder Deutlichkeit die Auseinandersetzung zwischen Professor Messer und Romain Rolland im 3. Hefte Ihrer „Internationalen Rundschau." Zwei Männer, die es nicht ruhen lässt, in einer Zeit der Verzerrung und Fälschung aller menschlichen Gefühle einen Weg zu finden und zu bahnen, auf dem sich Deutsche und Franzosen entgegengehen könnten, damit die kommende Notwendigkeit der gemeinsamen Arbeit erleichtert und aus einem drückenden Zwange ein freudiger Wille werde; zwei Männer, die in aufrichtigem Streben nach demselben Ziele ihre Augen richten! Und doch gelingt es selbst ihnen nicht, sich die Hand zu reichen und vereint den schweren Gang zu tun. Es liegt etwas zwischen ihnen, das sie einander entfremdet, sowie es von einem oder dem andern berührt wird: Jeder glaubt, dass sein Volk einen gerechten Verteidigungskrieg führe, und sieht daher in dem anderen den Schuldigen, der seine Schuld eingestehen müsste, wenn es ihm wirklich um die Wahrheit und Gerechtigkeit zu tun wäre. Gibt es denn keine Möglichkeit, diese tiefe Kluft zu überbrücken? Gibt es keinen Boden, auf dem beide zu stehen vermögen, trotz dieser Überzeugung? Ich glaube doch! Man muss nur versuchen, sich die Tatsache dieser gleichen Überzeugung auf beiden Seiten psychologisch zu erklären. Diejenigen, welche einen Einblick in das komplizierte Getriebe der europäischen Diplomatie hatten und noch haben, kann man sowohl in Deutschland wie in Frankreich zählen. Ihnen gegenüber

stehen die Millionen, die — vom ersten Mobilmachungstage an — ihr Wissen und ihre Kenntnisse über die Ursachen und die unmittelbare Veranlassung zu diesem Kriege aus den amtlichen Dokumenten ihrer eigenen Regierung schöpften und schöpfen mussten, da durch die Zensur und den Belagerungszustand jedes Land fast hermetisch von seinem Nachbarlande abgeschlossen war. Nur sehr wenige hatten Zeit und Gelegenheit, die Veröffentlichungen aller Regierungen zu lesen und durch einen Vergleich sich ein etwas freieres Urteil zu bilden. So kam es denn dahin, dass die Überzeugung der Völker ein getreues Spiegelbild dessen bildet, was die Regierungen gesagt haben. Für die grosse Masse bedeutet dies soviel als eine selbstverständliche Verdächtigung der Aufrichtigkeit der gegnerischen Ansicht. Der Menge kann man dies nicht allzu übel nehmen, denn sie folgt willig der vorgedachten Bahn, ihrer inneren Unklarheit und Unsicherheit gemäss. Aber Männer wie Messer und Rolland stehen ja hoch über den Vielen; sie möchten, erst für sich selbst, dann für ihre Landsleute, eine Verständigung finden und kommen trotzdem nicht über das grosse Hindernis hinweg. Auch sie betonen gegenseitig die eigene gerechte Sache und beschuldigen damit, oft nur stillschweigend, den anderen Teil der Unaufrichtigkeit. Wenn sie sich aber ganz klar darüber wären, dass ihre Überzeugung auch nur auf einem Glauben beruht an das, was sie über die Ursachen des Krieges gelesen und gehört haben, (wer kann von sich sagen, dass er eine genaue Kenntnis all der Glieder der langen Kette von Ursache und Wirkung habe, deren letztes Glied der jetzige Krieg bildet ? !) dann müssten sie den wahrhaft festen Boden finden, der sie beide zu tragen vermag. Gerade das scheinbare Hindernis erweist sich als Möglichkeit einer Verständigung: der ehrliche Glaube an die Gerechtigkeit der eigenen Sache. Dieser Glaube ist es, für den das französische wie das deutsche Volk seit zwölf Monaten Opfer über Opfer bringen, Leiden ertragen, wie sie die Geschichte noch nie von einem Volke verlangt hat. Dieser Glaube ermöglicht es den Soldaten auf beiden

Seiten, mit ungeheurer Selbstüberwindung das Schwerste zu ertragen. Ob dieser Glaube ein Irrtum ist oder nicht, kommt hiebei gar nicht in Betracht. *Er ist da, ist* **ehrlich, auf** *beiden Seiten.* Genügt diese Erkenntnis nicht, um es Männern, die wie Prof. Messer und Romain Rolland in ehrlicher Aufrichtigkeit für eine Erstarkung edlen Menschentums eintreten, zu ermöglichen, gegenseitig diese Überzeugung zu achten und über diesen Punkt *zu schweigen*? Ich meine, dass jemand, der nach bestem Wissen und Gewissen etwas glaubt, Verständnis haben müsste für einen anderen, der ebenfalls in solchem Geiste glaubt, selbst wenn die Ansichten entgegengesetzte sind. Und ein solches Verständnis müsste die gemeinsame Arbeit erleichtern, vor allem, wenn es sich nicht darum handelt, einen Ausgleich der Ansichten über diesen einen Punkt herbeizuführen, sondern um etwas viel Höheres: die Menschen diesseits wie jenseits der Grenzen daran zu erinnern, dass sie — Menschen sind und als solche gemeinsame Pflichten, gemeinsame Aufgaben haben.

Die Grösse des Zieles verpflichtet dazu, das Trennende der Überzeugungen zu überwinden durch den Glauben an die Ehrlichkeit derselben. Nur so ist es möglich, wirksam im Dienste der jetzt blutenden Menschheit zu arbeiten. Lassen wir doch endlich die Frage nach dem Rechte oder Unrechte der eigenen Sache aus dem Spiel und konzentrieren wir all unsere Kräfte auf die Überwindung des Misstrauens und Hasses! Es sind wenige genug, die überhaupt in letzterem etwas Notwendiges, geschweige denn Erstrebenswertes sehen. In der Hand dieser kleinen Schar liegt eine grosse Verantwortung. Tausende, die nicht zu sprechen, nicht zu handeln vermögen, aber trotzdem die Kluft überbrückt sehen möchten, blicken voll Erwartung auf diese Schar Menschheitskämpfer. Möchte ihre Sehnsucht in ihnen sichere, ganz uneigennützige Führer finden!

Sollten Sie, sehr geehrter Herr, glauben, dass eine Bekanntgabe dieser Zeilen dem Werke der Verständigung nützen könnte, so wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie

dieselben in Ihrer „Internationalen Rundschau“ veröffentlichten, deren Geist ja vielen den rechten Weg zu weisen vermag.

In vorzüglicher Hochachtung und aufrichtiger Dankarbkeit für Ihr mutiges Werk bin ich Ihr

sehr ergebener

Axel von Fielitz.

□□□

Allerlei.

Eine Professors-Gattin in Neuenburg hatte in der Presse die deutschen Schwestern vom Roten Kreuz bezichtigt, den französischen Verwundeten Gift statt Serum einzuspritzen. Sie musste diese Beschuldigung zurückziehen. Das geschah zögernd und ohne ein Wort des Bedauerns. Eine gerichtliche Anklage führte zur Freisprechung der Dame, die überaus wohltätig sein soll.

Die Bekanntmachung wirklich beweisbarer und bewiesener Kriegsgreuel wirkt — jedenfalls solange der Krieg währt — überaus schädlich und entspringt niemals guten Motiven. Nun erst die Verbreitung verleumderischer Behauptungen.....! Wieviele Frauen müssen ihr Können und ihr Vermögen in Wohltun verausgaben, um diese einzige Verleumdung einigermassen gut zu machen?..... Welche Art Leserkreis verbleibt einem Blatt, welches solche Verleumdungen zum Abdruck bringt?

* * *

Während des letzten Progroms wurden in Russland auch nichtdeutsche Wohnungen und Läden zerstört. Aus Höflichkeit wurden später an diese Läden Zettel geheftet, auf denen zu lesen war: „Zertrümmert aus Versehen“.

* * *

Die von deutscher Seite amtlich zusammengestellte Sammlung russischer Kriegsuntaten darf in Deutschland nicht veröffentlicht werden. — Das ist gut!

□□□

Dokumente der Menschlichkeit.

Eine Oesterreicherin in Feindesland.

Nicht nur einem Herzensbedürfnis komme ich nach, ich halte es auch für meine Pflicht, entgegen den immer ungünstig, mitunter furchtbar lautenden Berichten über im Feindesland erfahrene Behandlung, England meinen Dank öffentlich auszusprechen. Drei Wochen verbrachte ich dort — vom 8. bis 29. August 1914 — und habe in dieser Zeit eine über alles Gewohnte hinausgehende Hilfsbereitschaft gefunden.

Trotz der sich politisch immer mehr verdunkelnden Situation war ich, da ich an einen europäischen Krieg nicht glauben konnte, in Paris geblieben. Als am 1. August der Krieg zur Wirklichkeit wurde, hatte man nur mehr geringe Möglichkeit, Frankreich zu verlassen. An diesem Tag erhielt ich auf der österreichischen Botschaft den Bescheid: „Reisen Sie so schnell als möglich ab, ob Sie aber den Weg über die Schweiz noch offen finden, ist zweifelhaft". (Der Weg über Deutschland war schon am 31. Juli gesperrt) . Nur wenige Züge beförderten die Angehörigen der feindlichen Nationen noch über die Grenze; als solche wurden Österreicher und Ungarn sofort, ganz ebenso wie die Reichsdeutschen, aufgefasst, trotzdem die Kriegserklärung erst am 10. August erfolgte. Meinen Kredit-Brief erwartend, hatte ich kaum das nötige Reisegeld.

Als am 1. abends die Inhaberin der Pension König, rue d'Assas 51, Mlle Moyse meiner verzweifelten Lage ein Ende machen und mir das erforderliche Reisegeld vorstrecken wollte — was dankbar hervorgehoben sei — konnte ich wegen Andranges, ja Belagerung des Bahnhofes doch nicht mehr abreisen.

Am nächsten Tage wurde man durch die Zeitungen, wie durch grosse Plakate, von den Bestimmungen über die Behandlung der feindlichen Ausländer unterrichtet. In Paris, als befestigtem Platz, durfte man nicht bleiben: wer am 3. morgens noch dort war, musste sich sofort polizeilich melden und wenige Tage später begannen die Transporte feindlicher Ausländer nach dem Zentrum und dem Westen Frankreichs. Ferner erfuhr man durch das Plakat, dass ein letzter Zug am Nachmittag desselben Tages über Belgien nach Deutschland fuhr.

Da, in diesen Augenblicken der höchsten Anspannung, Unsicherheit, Verzweiflung fand sich ein ungeahnter, mir überaus glücklich erscheinender Ausweg: ich erhielt die Einladung einer in der Normandie — Varenge-ville sur mer bei Dieppe — begüterten französischen Familie, bei welcher eine Freundin von mir Erzieherin war. Mit einem der letzten Personenzüge verliess ich Paris, hoffend, in aller Verborgenheit auf dem Gute der Familie C. bleiben zu können. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Ich musste mit meiner Freundin Varengeville sur mer verlassen. Da ich meiner labilen Gesundheit wegen den Aufenthalt in einem Konzentrationslager fürchtete, flohen wir auf den Rat des amerikanischen Konsuls in Dieppe, nach England. Und zwar mussten wir uns für Schweizerinnen ausgeben, sonst wäre unsere Überfahrt nicht gestattet worden. Fremd, der Sprache in unzureichendem Masse mächtig, empfand ich doch ein Gefühl der Befreiung, als ich im englischen Boden betrat. Dieses Gefühl hat mich nicht getäuscht: von der ersten bis zur letzten Minute wurde uns nur Gutes zuteil.

In jenen ersten Kriegswochen sind alte, bewährte Freundschaftsbündnisse in Brüche gegangen und ich sollte als Angehörige einer feindlichen Nation im fremden Land neue Beziehungen anknüpfen, es wagen, eine mir persönlich fremde, englische Familie aufzusuchen, Hilfe und Beistand in Anspruch zu nehmen, daraufhin, dass Herrn R.'s Angehörige mir bisher befreundet waren? Das mag in Friedenszeiten genügen, um Grüsse zu überbringen! Und doch war diese Verbindung meine einzige Stütze.

Gleich am ersten Tag in London suchte ich die Familie R. auf. Was ich fand, übertraf alle Erwartungen. Nicht nur, dass sie alle Sorge um mich übernahmen, sie taten dasselbe für meine Freundin. Wir waren geborgen.

Im Gegensatz zu Frankreich wurde man in England erst nach der Kriegserklärung an Österreich als „alien enemy“ angesehen, als welcher man sich polizeilich melden musste, ein mit der Photographie versehenes Legitimationspapier bekam und seine Bewegungsfreiheit verlor. Aber bis dahin waren wir völlig unbehindert und suchten zunächst die österreichischen Behörden auf. Auf dem Konsulat wurde uns von einer Heimreise wegen Minengefahr aufs Dringendste abgeraten. Familie R. fand es selbstverständlich, dass wir die Kriegszeit über in England verbleiben. Ein österreichischer Hilfsverein — Francis Joseph Institute — an den wir vom Konsulat gewiesen wurden, war bereit, uns gegen geringe oder auch ohne Bezahlung aufzunehmen. Ehe wir dies akzeptierten, wollte Frau R. uns durch einen 14tägigen Aufent-

halt in Upper Norwood einige Ruhe und Erholung schaffen. Die Inhaber der Pension — Engländer — überboten sich an Aufmerksamkeit: Mrs. M. liess es sich nicht nehmen, eine Schuhreparatur, eine unserer grössten Ausgaben, für uns zu bezahlen und ein entliehenes Wäschestück — ich hatte nicht mehr, als ich am Leibe trug — musste ich zur Erinnerung mit mir nehmen. Es war kaum nötig, einen Wunsch zu äussern, alles geschah wie von selbst. Kurz wir fühlten uns nach all dem, was hinter uns lag, wie ins Märchenland versetzt, besonders wenn M. de Mello, ein Inder, in unserem eigenen Esszimmer die Mahlzeiten servierte.

Aber auch ohne diese Beziehungen wären wir in London nicht dem Elend und der Not preisgegeben gewesen. Ganz besonders möchte ich auf die Tätigkeit der „International Women Suffrage Alliance" verweisen, die flüchtigen Frauen und Mädchen ohne Unterschied der Nationalität Unterkunft und Verpflegung bot und ihnen Erwerb zu verschaffen suchte. Als Beispiel für die gütige Tätigkeit dieses Vereins sei hier eine Stelle aus einem Briefe angeführt, den ich wenige Tage vor meiner Abreise von London erhielt: „Wir bitten Sie, uns wissen zu lassen, welchen Betrag Sie für die Heimreise in Ihrem Besitze haben, weil die österreichische Gesandtschaft, wenn sie es auch übernimmt, für die Reisekosten aufzukommen, doch nicht mehr als das unumgänglich Nötige für die Fahrkarte geben will und wir würden Ihnen nicht raten, die Reise zu unternehmen, ohne sich mit einer genügenden Summe Geldes für eine Woche oder 14 Tage versehen zu haben. Wenn Sie ein Darlehen begehren, so werden wir gerne unser Möglichstes für Sie tun". Diese Zeilen bedürfen keiner weitern Interpretation.

Dass unsere Heimkehr möglich wurde, hatten wir dem in London zurückgebliebenen österreichischen Gesandtschafts-Sekretär zu danken, der eine Kollektiv-Abreise arrangierte, an welcher sich 50 Österreicherinnen und Ungarinnen beteiligten. Die letzten Tage vor der Abreise verbrachten wir teils auf Polizei-Ämtern, wo wir gemessen und Daumenabdrücke von uns genommen wurden. Das Verhalten der Polizeileute bei diesen Prozeduren war ein gleichmässig ruhiges und höfliches; beispielsweise will ich erwähnen, dass ich im Home office, vom Warten übermüdet, bat, vorgelassen zu werden und dass man diesem Wunsche sofort nachkam.

Man wird es als selbstverständlich ansehen, dass wir im Hause des österreichischen Hilfsvereins, wo wir die letzten drei Tage wohnten, gut aufgenommen waren, aber mit einem Wort will ich auch seiner gedenken, da alles Gute, was mir

in diesen Wochen des Exils zu Teil wurde, für's Leben unvergessen bleibt.

Mrs. R. versah uns für die Reise mit einem Riesenkorb von Esswaren. Er erregte Aufsehen. Aber nicht wir allein, auch viele von unseren Reisegefährtinnen wurden von englischen Freunden an die Bahn gebracht. Alle waren froh, nach Hause reisen zu können, aber keine von uns hatte in England traurige Erfahrungen gemacht. Wir haben die besten Eindrücke von dort mitgenommen.

Stäfa am Zürichsee. *Charlotte Frankl.*

* * *

Das Collège Royal Français.

Eine Berliner Mittelschule mit französischer Unterrichtssprache, die mitten im Weltkriege unbefangen fortfährt, im Sinne der Vereinigung klassischer Studien mit französischer Bildung zu wirken. Gegründet vom Kurfürsten Friedrich III. während des Kampfes gegen französische Hegemonie (1689), wurde sie von Wilhelm I. als „ein Dokument der Toleranz Unserer Vorfahren" bezeichnet, geschätzt und gefördert. Der Jahresbericht verzeichnet mit Genugtuung die patriotischen Leistungen von Lehrern und Schülern in Kriegs- und Fürsorgetätigkeit; ein rührender Brief des Pastors von St. Brieuc schildert die liebenswürdige Persönlichkeit eines in Feindesland dahingeschiedenen Schülers. „Die Ärzte und die Krankenschwestern haben ihn sehr geliebt; sein Tod hat das ganze Hospital in grosse Trauer versetzt." „Wir haben oft über unsere gemeinsamen Studien gesprochen", schreibt der Sekretär des Chef-Arztes; und „trotz des lebhaften Patriotismus, den jeder von uns für seine Seite empfand, sind unsere Beziehungen ausgezeichnet geblieben." Anlässlich des 225-jährigen Jubiläums hob der Direktor des „Königl. franz. Gymnasiums", geh. Studienrat Esternaux, hervor, dass die Anstalt ihr Ziel der Erziehung zu tüchtigem Deutschtum und französischer Kultur auch fernerhin verfolgen werde, ohne sich durch den Krieg, sei es zur Kürzung, sei es zur Übertreibung der französischen Studien verleiten zu lassen. Wir wünschen der trefflichen Anstalt, die unter so schwierigen Umständen so treu zu ihrer Fahne hält, auch fernerhin das beste Gedeihen.

* * *

Österreichische Offiziere über ihre Gegner.

In „Danzers Armeezeitung", einem ausschliesslich von österreichischen Offizieren redigierten Organ, findet sich in der Nr. vom 12. Oktober 1914 unter dem Titel „Soldatenkrieg und Zeitungskrieg" ein Artikel, welchem wir folgende Stelle entnehmen:[1])

„In welchem Tone wird von der serbischen Armee gesprochen! Schon seit Wochen sind die Serben demoralisiert, die serbische Artillerie meutert. Serbien hat keine Nahrungsmittel und keine Munition, serbische Mannschaften schätzen sich glücklich, wenn sie in unsere Gefangenschaft fallen, im Innern herrscht Revolution. Und während unsere Blätter also phantasieren, stehen soundsoviele Korps Tag und Nacht in heissem Kampf den serbischen Linien gegenüber, ringen wir heldenmütig mit einem Gegner, der an Schneid und unerbittlicher Energie kaum zu überbieten ist, fliessen Ströme von edelstem Blut um jeden Fussbreit Landes. Ähnlich ist der Ton, in dem von den Belgiern gesprochen wird. Die Belgier sind überhaupt nur Freibeuter, und weil sie ihre Neutralität nicht preisgeben wollten oder aber weil sie sich aus politischen Gründen auf die Seite der Franzosen und Engländer geschlagen hatten, sind sie Schurken. Man kann aber niemand zur Liebe zwingen, und es ist das gute Recht der Belgier gewesen, sich ebensogut nach rechts wie nach links zu schlagen. Als Soldaten aber müssen wir anerkennen, dass sich die Belgier trotz dem notorisch unmilitärischen Charakter des Landes verhältnismässig sehr gut geschlagen haben. Wir müssen sogar rühmen, dass sie ihren Pflichten gegenüber Frankreich und England noch in einem Augenblicke treu blieben, da sie die eigene Sache bereits unweigerlich als verloren erkennen mussten.....

... Nicht minder minderwärtig ist der Ton, den unsere Presse gegenüber den Russen anschlägt. Die „moskowitischen Horden" sind in Wirklichkeit Armeen braver, tüchtiger Soldaten, die der Überzeugung sind, dass die Sache des Zars heilig und gerecht sei. Wir natürlich sind der Überzeugung, dass die Sache des Zars weder gerecht noch heilig ist, und wir tragen heute unsere Haut im Dienste dieser Überzeugung zu Markte. Wir beschimpfen aber deswegen nicht die uns gegenüberstehenden gewaltigen Heere, wir gestehen sogar, dass diese Armeen gut geführt, trefflich ausgerüstet, vorzüglich bewaffnet sind; wir merken garnichts von den angeblichen Diebstählen der

[1]) Zitiert in Helene Stöckers Broschüre „Lieben oder Hassen", welche wir an anderer Stelle besprechen.

Generäle, sondern bemerken höchstens, dass die Ausstattung der russischen Divisionen mit Geschützen und Maschinengewehren ohne Rücksicht auf den Unverstand parlamentarischer Körperschaften erfolgt ist. Im einzelnen wurde das Rote Kreuz missachtet; man hört von gelegentlichen Plünderungen — in der Mehrheit aber haben wir einen ehrlichen und ritterlichen Gegner vor uns".

* * *

Ein Deutscher über den feinen Takt der Franzosen.

Mit brutaler Wucht schleudert der Weltkrieg die Massen gegen einander und raubt ihnen die Besinnung. Wenn die Einzelnen dann aus der Betäubung erwachen, finden sie sich zu ihrem Erstaunen — Menschen gegenüber.

Das Schicksal zwingt dann oft die Feinde von gestern zum nahen Zusammenleben in einer täglichen Gemeinschaft. Sie betasten und bewerten sich geistig, wie sie vorher die Kraft ihrer Körper gemessen haben. Viel dünkelhafte Überwertung des eigenen Volkes, die zumeist nur der Unkenntnis ihr Dasein verdankt, fällt dabei in nichts zusammen.

Da berichtet ein Deutscher (Wilhem Ohr: Der politische Instinkt der Franzosen, *Die Hilfe*, Nr. 25), welcher bei der Verwaltung besetzter Gebiete mit der feindlichen Bevölkerung in nahe Berührung kommt, über den erstaunlich entwickelten Takt der Franzosen, der auch dem Kleinbürger im Blute steckt. Wie fein versteht es die französische Bevölkerung mit den deutschen Verwaltungsorganen den richtigen Ton liebenswürdigen Entgegenkommens zu treffen. Und neben diesem Akt blosser Selbsterhaltung muss man die zahlreichen Beispiele politischer Voraussicht bewundern, eine Politik, welche von führenden Männern geleitet, aber von einem ganzen Volke gestützt wird.

„Wie schmeichlerisch wird jedem Gast begegnet, der Frankreichs heiligen Boden betritt. Jung oder alt, Mann oder Weib, Nikolai Nikolajewitsch oder der blutjunge Prince of Wales, Wilhelmine von Holland oder Carmen Sylva, alle, die Frankreich helfen sollen im kommenden grossen Konflikt, sie werden sozusagen mit einer Wolke von Zärtlichkeit und anschmiegender Begeisterung umgeben. Es ist Marianne, die um Liebe wirbt, feurig und warm, siegesgewiss und berückend".

Und Ohr führt als Beispiel die Spannungen an, welche die Verhandlungen im Jahre 1912 zwischen Frankreich und

den Mittelmeermächten Italien und Spanien hervorgerufen haben und welche die grosse Republik durch kluge und liebeswürdige Behandlung harmlos zu machen wusste. „Damit vergleiche man die trockene Art, wie bei uns solche Dinge abgemacht werden“, fährt der Deutsche in anerkennenswertem Selbstbekenntnis fort. Aber dann wird man wieder an Goethes altes Wort erinnert: Der Deutsche lügt, wenn er höflich ist. An einem Punkt versagt doch die Möglichkeit der Einfühlung in die fremde Volksseele und das Verdikt lautet: Ohne Heuchelei geht es von Seiten der Franzosen nie ab....

Etwas von dem tiefsten Missverstehen, welches zwischen Mann und Weib eine Scheidewand aufrichtet, die nie ganz verschwinden kann, hält auch die Völker auseinander. Aber auch für die Völker gilt der Satz, dass fruchtbringendes und reiches Leben aus der innigen Verbindung gerade derjenigen hervorgehen kann, welche die Merkmale ihres Geschlechtes in reinster Ausprägung darstellen.

* * *

Unsere Einladung an die Leser, sich an den Dokumenten der Menschlichkeit aktiv zu beteiligen hat der Leutnant und Kompagnieführer Dr. Kutscher (in seiner Zivilstellung Universitätsprofessor) liebenswürdig Folge geleistet, indem er uns aus seinem Tagebuch folgende anmutige Episode mitteilt:

Dezember 1914.

Die französischen Kinder in C. werden täglich von uns beschenkt. Sie kommen in den Keller der Villa Fr., artige und hübsche Mädel und Buben. Überhaupt ist hier von Degeneration keine Spur zu erkennen, der Kindersegen ist gross und die Konstitution teilweise geradezu stramm und rassig. Jeder von uns Offizieren bringt Schokolade, Marzipan, Kakes und andere Leckerbissen mit, die dann durch eine „grande loterie de Noël“ zur Verteilung gelangen; auch Kommissbrot, Wurstenden, Speck, Bouillonwürfel werden eingelegt. So erleben wir täglich Vaterfreuden, ganz besonders unser Bataillonsführer, dessen Eifer bei diesem Spiel rührend und vorbildlich ist. Die kleinen Mädchen äussern bereits ein naives Liebebedürfnis, indem jede sich einen Onkel sucht, neben dessen Stuhl oder auf dessen Schoss sie kommen. Meine kleine Freundin ist die petite boulangère Angèle Saguet; entzückend sind auch die kleinen Frometins, Renée und Susanne. Die Kinder bringen übrigens wohl erzogen das meiste ihren Müttern mit nach Hause und versehen sich zu dem Zwecke bereits mit Papp- und Blech-

schachteln. Sie singen allerlei schöne Kinderlieder. Zu Neujahr brachten sie uns aus den Gärten frische Veilchen, Nelken und Anemonen und wünschten uns Glück und gute Gesundheit.

Januar 1915.

Die Kinder kommen wieder zum Spielen, Tanzen und Singen in Frs. grosses Hauptquartier, das nun auf die andere Seite der Strasse, in das Haus Naudin verlegt ist. Ein kleiner Vaterfreudenersatz, natürlich nicht rein, sondern nur eine Art von Verschnitt, aber darum doch willkommen genug. Wir spielen selber mit im Ringelreihn und in kleinen dramatischen Szenen, die sie mit entzückender Lebendigkeit und Anmut mimen, den Verkauf von Blumen, bunten Bändern und Tieren. Und als Fr. als das grosse Kamel eintrat, da erreichte die Begeisterung den Höhepunkt und alle warfen sich im Knäuel auf das liebe Tier. Ihr Schuhzeug sieht erbärmlich aus, und es ist gar keine Aussicht vorhanden, dass sie Flickmaterial oder neue Schuhe bekommen. Wir bestellen aus Deutschland sechs Paar, jeder für seinen kleinen Schatz eins. Wir necken sie mit ihrem dumpfen „a". Sie sagen malode, goteau, chocolode. Angèle bringt mir morgens einen Liter Milch, Veilchen, Primeln — „coucou" sagen sie.

* * *

Eine öffentliche Friedensversammlung in London.

Am 3. Juni wurde in der zentral gelegenen Essex-Halle, London, eine stark besuchte öffentliche Versammlung abgehalten, die gegen den Krieg gerichtet war. Georg Landsbury, der Redakteur des „Herald", führte den Vorsitz; der Hauptredner war C. H. Norman, der folgende Resolution vorschlug: „Die Versammlung fordert die britische Regierung auf, öffentlich und unverzüglich die Bedingungen mitzuteilen, auf Grund deren sie und ihre Verbündeten bereit wären, mit Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei Frieden zu machen." Sämtliche Redner, die zur Unterstützung der Resolution das Wort ergriffen, sprachen sich in unzweideutiger Weise gegen die Fortsetzung des Krieges aus und ihre Ausführungen wurden mit sehr lebhaftem Beifall aufgenommen. Eine veranstaltete Geldsammlung zugunsten der Friedens propaganda ergab 623 Shilling.

□□□

Ein Engländer über Bédier.

Professor Bédier und die Tagebücher deutscher Soldaten. Von Professor *Karl Larsen.* Aus dem Dänischen von Cohn. Reimer-Verlag, Berlin 1915. Preis 60 Pfg.

Diese Broschüre ist eine Textkritik des wohlbekannten Buches von Bédier „Les crimes allemands d'après des témoignages allemands." Ihr Hauptinhalt war in einer Besprechung des Buches wiedergegeben, die, von Larsen am 21. Februar 1915 in einer Kopenhagener Zeitung veröffentlicht, eine heftige Debatte in der Kopenhagener Presse entfesselte. Der vorliegende Essay wurde am 15. März in der Gesellschaft für nordische Philologie in Kopenhagen verlesen.

Bédier veröffentlichte in seinem Buche in Faksimile eine Anzahl von Stellen aus den Tagebüchern deutscher Gefangener in deutscher Schrift nebst den Kopien in deutschem Druck, ferner die französischen Übersetzungen und einen kritischen Kommentar. Er verwendete seine hohe wissenschaftliche Autorität dazu, dem ganzen Verfahren den Anstrich vollkommener Objektivität zu geben und behauptete, das auf diese Weise gewonnene Beweismaterial enthalte überzeugende, aus dem Munde von Deutschen selbst stammende Beweise für die belgischen Greuel und für die Art und Weise, in welcher die deutsche Armee die Haager Konventionen, das Völkerrecht und sogar die Prinzipien der Menschlichkeit auf ihrem Vormarsch durch Belgien missachtete. Man muss zugeben, dass, sobald man das Beweismaterial in der Bédierschen Bewertung anerkennt, die sich unvermeidlich daraus ergebenden Schlussfolgerungen höchst verdammende sind, was nicht nur in Frankreich, sondern auch von vielen Lesern neutraler Länder gefunden wurde.

Es kommt Larsen mehr darauf an, die Genauigkeit der Bédierschen Methode bei Behandlung des gesammelten Beweismaterials zu prüfen, als ein Urteil über die Schlussfolgerungen zu fällen. Er bemängelt die Verlässlichkeit

der Bédierschen Übersetzungen und Auslegungen, indem er die einzelnen Beispiele eingehend bespricht. In Bezug auf die Korrektheit der Kritik Larsens kann ich folgende persönliche Erklärung hinzufügen: obzwar ich das Deutsche nur mittelmässig beherrsche, fasste ich die Texte ohne Zögern so auf wie Larsen, und war in jedem einzelnen Falle über die Auslegung überrascht, die Bédier in seinem Kommentar davon gab. Von den elf gegebenen Beispielen mögen die folgenden dazu dienen, die Art der von Bédier begangenen Fehler zu illustrieren. Ein Soldat schreibt in seinem Bericht über die Füsilierung von zweihundert Zivilisten: „Frauen und Kinder mussten dem entsetzlichen Schauspiele zusehen." Dem Texte nach hat das den Sinn, dass die Frauen „nicht umhin konnten", zuzusehen, und nicht, dass sie „dazu gezwungen wurden", obgleich das Wort „müssen" beide Bedeutungen haben kann; Bédier übersetzt: „furent contraints à assister." Ein anderer Soldat schreibt: „Hier hatten sich gegen fünfzig Zivilisten auf den Kirchturm versteckt und schossen von hier aus auf unsere Truppen mit einem Maschinengewehr. Sämtliche Zivilisten wurden erschossen." Bédier folgert daraus, dass alle Einwohner des Dorfes niedergeschossen wurden, nicht bloss alle am Kampfe beteiligten Zivilisten. In mehreren Fällen sind Bemerkungen, die sich auf die Franctireurs beziehen, missverstanden und auf die deutschen Truppen bezogen worden, so die Konstatierung, dass Verstümmelungen tagtäglich vorkommen.

Larsen erhebt gegen Bédier die Beschuldigungen übereilter Verallgemeinerung und tendenziöser Darstellung. Meiner Ansicht nach ist diese Kritik vollständig berechtigt, aber deshalb darf man nicht ins andere Extrem verfallen und behaupten, dass Bédier infolgedessen in der Sache selbst ganz im Unrecht ist. Von den französischen und belgischen Kommissionen ganz abgesehen, hat die Kommission des Lord Bryce allein auch schon reichliches Erhärtungsmaterial geliefert.

Die Kritiken Larsens beziehen sich sogar nicht immer auf das Wesentliche, was folgendes Beispiel zeigen mag:

Ein Soldat erzählt, wie ein Kamerad die Tochter seines Wirtes zu rauben versuchte, indem er dem Vater das Bajonett an die Brust setzte und ihn so wegdrängte. Bédier übertreibt dies, indem er die Worte „die noch junge Tochter" mit „fillette" anstatt „jeune fille" übersetzt, und so den Eindruck hervorruft, sie sei ein Kind gewesen; die Hauptsache bleibt aber doch bestehen.

So ist denn die Broschüre Larsens nur von geringer Bedeutung, denn die Hauptsache, die sie feststellt, ist schon allbekannt, nämlich, dass es in so erregten Zeiten wie die gegenwärtigen selbst für einen Mann der Wissenschaft ausserordentlich schwer ist, ganz objektiv zu sein. Später einmal wird eine kritische Überprüfung alles aufgestapelten Beweismaterials auf breiter Basis erforderlich sein, und dann mag diese Broschüre als eines der frühesten Muster für jene Art von Arbeit dienen, die nötig sein wird.

Prof. Dr. *Ernest Jones*, London.

□□□

Aus Büchern und Flugschriften.

Fried, Dr. A. H., *Europäische Wiederherstellung.* Zürich 1915, Orell Füssli. 139 S. 2 Mk.

Bisher war es unter klugen Leuten Sitte, den Pazifismus als Utopie zu belächeln. Wer sich respektierte, wollte mit diesen blinden Sehern nicht verwechselt werden. Vollends der Weltkrieg galt als Bankerott des Pazifismus.

Und nun kommt Fried, der praktische, und schwört alle Utopien des Pazifismus ab, leugnet aber auch rundweg seinen Bankerott.*) Der „ewige Friede", „Die Waffen nieder", diese Symbole des Pazifismus von gestern, sind ihm nur noch irreführende Büchertitel; die traditionellen Ziele, wie allgemeine Abrüstung, Ersatz des Krieges durch Schiedsgerichte oder die Vereinigten Staaten von Europa sind zu ferne liegend. Seine „Friedenswarte", bei deren Namen sichs noch träumen liess, ver-

---

*) Magnus Schwantje, der Herausgeber der „Ethischen Rundschau", bekämpft in seiner Schrift „Hat der Krieg die Friedensbewegung vernichtet?" ebenfalls die Ansicht vom Bankerott des Pazifismus.

wandelt sich in die „Blätter für zwischenstaatliche Organisation“, und der Pazifismus ist überhaupt kein Traum mehr, sondern eine Wissenschaft, deren Nachschlagebuch Frieds „Handbuch der Friedensbewegung“ ist. Sein Streben ist nicht auf himmelstürmende Ziele gerichtet, sondern auf ein Paneuropäisches Bureau, das sich alle drei Jahre in einer neutralen Stadt versammeln würde, um zunächst die nicht-politischen Angelegenheiten nach gemeinsamen Grundzügen zu regeln, also etwa das Passwesen, das Zollverfahren, das Münz-, Mass- und Gewichtswesen, das Eisenbahn- und Schiffahrtswesen, das Schiedsgerichtswesen, das Patent-, Marken- und Musterschutzrecht, den Austausch von Professoren und tausend andere zwischenstaatliche Angelegenheiten. Aus diesem rein praktischen Zweckverband würde dann mit der Zeit auch der politische Bund Europa, ja der Weltzweckverband und Weltbund hervorwachsen. Aber vorderhand begnügen wir uns mit einer Zusammenfassung der internationalen Veranstaltungen, die schon jetzt funktionieren, oder wenigstens vor dem Kriege funktioniert haben, zu einem paneuropäischen Bureau nach Art des Panamerikanischen.

Und nun werden dieselben Nörgler wiederkommen, denen der Pazifismus von gestern zu utopisch war, und werden finden, dass der kreissende Berg wieder einmal ein lächerliches Mäuslein geboren habe. Tant de bruit pour un bureau international! Ist doch selbst die von Fried geplante Zusammenfassung aller internationalen Bureaux zu einer einheitlichen Organisation hier in der Schweiz bereits versucht worden und der Versuch gescheitert, weil die Chefs der einzelnen Organisationen in der Zusammenfassung von Antialkoholismus und Postwesen oder Arbeiterschutz einen zwecklosen Zweckverband erblickten. Und hat der alte Zweckverband des Deutschen Bundes den Bruderkrieg verhindern können oder den Frieden erheblich länger erhalten als die zwischenstaatliche Anarchie seit 1871 zwischen den so viel verschiedenartigeren Staaten Europas? Liegt nicht auch dem Pazifismus von morgen eine Überschätzung der äusseren zwischenstaatlichen Organisationen bei Unterschätzung der inneren sachlichen Gegensätze innerhalb einer solchen Organisation zugrunde, und ist Fried nicht trotz seiner Nüchternheit im Grunde ein Utopist wie die Anderen, da er die Hauptschwierigkeit überhaupt nicht sieht, an der bisher aller Pazifismus gescheitert ist, die Schwierigkeit, zu entscheiden, was zwischen Völkern gerecht ist und das „Recht“ junger Völker auf Entwicklung mit dem „Recht“ alter Staaten auf Verteidigung ihres Besitzstandes zu versöhnen? Nicht der Weltkrieg, werden diese Nörgler sagen, ist der Bankerott des Pazifismus, sondern die Tatsache, dass dieser auch jetzt, auch „morgen“ kein Mittel weiss, das Sehnen

der Völker nach Erfüllung ihrer Schicksale ohne Krieg zu befriedigen.

Also, wird Fried antworten, wisst Ihr etwas Besseres? Wo nicht, leset meine „Europäische Wiederherstellung". Und harret des Besseren, das da kommen mag. *S. F.*

Edward S. Smith, *The force of Pacifism.* Druckerei: Garden City Press Ltd., Letchworth, Herts.

Eine gedankenvolle Schrift von leider bloss acht Seiten, ohne Verlag und Jahr. Verfasser verlangt einen Pazifismus der Kraft, nicht der Schwäche. Pazifismus ist überall, wo die Kraft ihre höchste Form annimmt, den Willen zur Harmonie, also auch in den Künsten, in den Wissenschaften, der Literatur, der Philosophie. Der wahre Pazifist muss seinen Pazifismus auch leben, und da wird Harmonie zur Liebe. Er darf nicht seine Nebenmenschen zu Staub zermalmen und rufen: Folgt mir zum Licht. Er darf nicht das Geld im Kasten klingen lassen und sagen: Ein Opfer für Gott . . . „Geschäft ist Geschäft und Pazifismus Pazifismus". Sei Pazifist aus Einsicht, nicht aus Begeisterung; begeistert sind auch die Treitschke und die Cramb. Der Pazifismus soll keine blosse Negation sein, kein blosses Raunzen über den Krieg (Wells). Der Pazifist soll sein Ziel rastlos verfolgen, so wenig bequem wie ein Sokrates oder Savonarola. Der wahre Pazifist müsste ein Übermensch sein, aber ein dem Höchsten dienender (superservant) . . . Nutzlos, Napoleon „Bestie" zu schelten; er war ja doch ein Übermensch; aber eine Geissel der Menschheit; mit der Spitze seines Hutes reichte er einem betenden Franz von Assisi noch nicht ans Knie . . . *S. F.*

Werner Weisbach, *Kriegsziele und deutscher Idealismus,* Berlin, 1913, Karl Curtius.

„Der Glaube an die Kraft des deutschen Idealismus muss auch bei der Abschätzung der Kriegsziele zu seinem Rechte kommen". Das ist der löbliche Grundgedanke der kleinen Schrift. Wie? Das weiss P. Weisbach selbst nicht und überlässt dies der Politik als einer „Kunst, die vom Auge des Laien nur bis zu einem gewissen Grade durchschaut werden kann".

Jedenfalls benützt er die Gelegenheit, um sein „gutes Europäertum" dadurch zu beweisen, dass er auf S. 29 die Engländer, auf S. 30 Frankreich, auf S. 19 die belgische Frage in 5 bis 10 Zeilen vom einseitig deutschen Standpunkte erledigt. Diese Methode muss ganz entschieden aufgegeben werden, wenn sich verwirklichen soll, was Verf. wünscht: „das bestgehasste Volk wird sich dann als das humanste und das vornehmste erweisen!"

S. F.

Robert Schmidt, *Der Arbeiterschutz in Deutschland.* Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 62 S. Preis Mk. 1,20.

Die Broschüre bietet eine zusammenfassende Übersicht über Einrichtungen und Erfolge des Arbeiterschutzes in Deutschland, einschliesslich der Sozialversicherung. Ein bequemes Mittel, um bei dieser rasch wechselnden Materie den gegenwärtigen Stand korrekt festzustellen und mit den Leistungen anderer Länder zu vergleichen. Ausser den grundlegenden gesetzlichen Bestimmungen werden die wichtigsten Ergebnisse der Statistik unter Vergleichung mit früheren Jahren geboten. 21 Abbildungen von Schutzvorrichtungen, Entstaubungsanlagen, Rauchabsaugungsvorrichtungen, Heilstätten, Genesungsheimen usw. erhöhen die Anschaulichkeit der klaren und gelegentlich auch kritischen Darstellung. Der Statistik für 1912 entnehmen wir, dass zur Arbeiterversicherung an Beiträgen leisteten: Die Arbeiter 421,3 Millionen Mark; die Arbeitgeber 479,9 Millionen Mark; das Reich 54,8 Millionen Mark. Zusammen über 950 Millionen Mark. Gewiss eine grossartige Leistung. Aber mit Wehmut denkt man daran, was das Reich hätte leisten können, wenn es die Zinsenlast der Kriegsanleihen hätte vermeiden und diesen Riesenbetrag den unausgebauten Teilen der Sozialversicherung z. B. der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit oder einer allgemeinen Aussteuerversicherung zuwenden können. *S. F.*

Schweizer. und Internationales Jahrbuch des Alkoholgegners, herausgegeben von *Dr. R. Hercod.* 6. Jahrgang, 1914. Lausanne, Bureau z. Bekämpf. d. Alkoholismus, Avenue Edouard Dapples 24. Preis 1 Fr.

Der neue Jahrgang bringt ausser dem üblichen internationalen Bericht über den Kampf gegen den Alkohol im Jahre 1913 — wichtigste Begebenheit: Kongress von Mailand — eine Abhandlung über das schweizerische Zivilgesetzbuch und den Alkoholismus (Dr. E. Blocher, Zivilgerichtspräsident in Basel), eine sehr instruktive Auseinandersetzung über die Dienste, welche die Presse der Bewegung gegen den Alkohol leisten könnte, eine Übersicht über die einschlägigen Gesetze, medizinischen Forschungen und sonstige Literatur, über die Vereine, Zeitschriften und Statistik. Aus der letzteren sei die interessante Tatsache hervorgehoben, dass, wenn beispielweise alle Schweizer den alkoholischen Getränken entsagen und das ersparte Geld den Hochzeitspaaren zur Verfügung stellen wollten, bei der jetzigen Anzahl der letzteren auf jedes Paar eine Mitgift von fast 12,000 Fr. entfallen würde. Auch sonst ist der Inhalt keineswegs langweilig, wie sich leider der Aussenstehende noch immer unwillkürlich die ganze Nüchternheitsbewegung vorzustellen pflegt; man merkt vielmehr auf jeder Seite des Jahrbuches die geschickte Hand eines rührigen und ausgezeichnet informierten Herausgebers.

Die Aktion, Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst. Herausgegeben von *Franz Pfemfert.* 1915: V. Jahrgang.

Diese kriegsfeindliche Zeitschrift wirkt grundsätzlich für in-

ternationale Kultur und Völkerfreundschaft. Das Heft v. 26. Juni bringt u. a. eine geistvolle Polemik des Herausgebers gegen den Versuch Nietzsche als „guten, braven, einwandfreien deutschen Patrioten" hinzustellen, ihm, der das Wort vom „guten Europäer" geprägt und sich bis zu dem Ausspruch verstiegen hat: „Es gehört zu meinem Ehrgeiz als Verächter der Deutschen par excellence zu gelten" (Ecce Homo S. 113). Die Bedeutung dieser Feststellung geht weit über die biographische Wahrheit hinaus, die *Pfemfert* zunächst im Auge hat. Denn andrerseits braucht es auch da deutsche Volk nicht hinzunehmen, wenn ihm, wie dies jetzt unaufhörlich geschieht, Nietzsche mit seinem „Willen zur Macht" als repräsentativer Deutscher vorgehalten wird. *S. F.*

„Lieben oder Hassen?" Von Dr. phil. *Helene Stöcker*. Deutscher Bund für Mutterschutz, Nr. 21 (Breslau, Schillerstrasse, 2 20 Pfennig).

Wie soll sich die deutsche Frau im Kriege verhalten? Diese Frage stellt sich die Führerin der deutschen Mutterschutzbewegung Helene Stöcker. Der Antwort, die sie findet, wünschte man tönendsten Widerhall.

Die Natur hat der Frau die Aufgabe zugewiesen Leben zu geben; ihr Kriegsdienst besteht in Helfen und Heilen; sie kennt keine Feinde, nur hilfsbedürftige Menschen. „Indem wir uns nicht in blindem momentanem Hass verhärten gegen alles, was wir in lebenslanger Arbeit an Ueberzeugungen, an menschlichem Tiefblick und Verständnis, an seelischer Verfeinerung bisher erworben haben", tun wir unsere Pflicht. „Wer sich in sicherem Besitz des eigenen Wertes fühlt, bedarf nicht der fanatischen Verunglimpfung dessen, was ausser ihm ist. Er kann auch dem Andern Gerechtigkeit widerfahren lassen — Gerechtigkeit selbst da, wo ihm das Wesen der andern Rasse fremd, ja vielleicht unsympathisch ist".

Helene Stöcker meint, man könne den Männern hüben und drüben den Vorwurf nicht ganz ersparen, ihren leidenschaftlichen Trieben die ruhige Sachlichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis und überlegener Betrachtung geopfert zu haben. Will die Frau ihre Aufgabe besser erfüllen, so muss sie sich als Weckerin und Hüterin der inneren und geistigen Werte fühlen und niemals vergessen lassen, dass Machtzuwachs bloss Mittel, nicht Zweck sein darf.

Diese kleine Schrift, welche von dem Hauch einer grossen Seele durchweht ist, sollte von vielen Frauen gelesen werden. Dann brauchte man um die Zukunft der Menschheit auch nach dem Kriege nicht zu bangen. *F. R.*

Professor Dr. Albrecht Penck, Engelhorns Nachfolger, Stuttgart 1915.

Der Verfasser ist Professor der Erdkunde an der Universität und Direktor des Museums für Meereskunde in Berlin. Er war Gast der British Association zur Förderung der Wissenschaften

bei deren vierundachtzigster Versammlung in Australien im Sommer 1914. Diese Versammlung wurde von den Kriegsereignissen überholt, jedoch in ihrem wesentlichen Verlauf nicht dadurch gestört. Immerhin spielte der Krieg in den Erlebnissen der Gäste dieser wissenschaftlichen Gesellschaft eine wichtige Rolle. So fand der Deutsche die Möglichkeit, die offizielle und private Stellungnahme zum Kriege an Ort und Stelle zu beobachten. Es gab Schwierigkeiten aller Art und deren Überwindung, Freundlichkeiten und Anfeindungen, schliesslich eine erzwungene Fahrt nach London und dort einen mehrmonatlichen erzwungenen Aufenthalt; erst kurz nach Neujahr eine mühsam erwirkte Erlaubnis zur Abreise, welche die Heimkehr nach Deutschland ermöglicht hat. Das wissenschaftliche London, das London im Kriege, sein Nachtdunkel, die Zeppelinfurcht, die Rekrutierungspropaganda wird uns gezeigt. Wir begleiten den Verfasser auf seiner Wohnungssuche, zu seinen Freunden und zum Verhör über das politisch verdächtigte wissenschaftliche Material, das er von Australien mitgebracht hat. Englische Gastfreundschaft, dann wieder Spionenfurcht, mutiges Einstehen und Beeinflussung durch die Presse, fügen sich zu einem Bilde von anschaulicher Menschlichkeit.

Man findet in diesem Buche Unterhaltung im guten Sinne, denn die wirklich wertvollen Aufschlüsse sind vornehm gesehen und werden in einem Plauderton gebracht, der gänzlich unbeschwert ist und darum bei aller Aktualität des Inhalts immer Genuss bietet. Neben dem Manne der Wissenschaft tritt der Weltmann im Autor in den Vordergrund und weiss uns durch geistvolle Beziehungen, wie das sonst nur ein Brief vermag, persönlich zu beschenken. *F. B—n.*

□□□

Richtigstellungen.

Frau Dr. Hoesch-Ernest ersucht uns um die Aufnahme der nachfolgenden Mitteilung:

Die in Heft 1, Seite 28—29 wiedergegebene Äusserung Prof. M. Th. R.'s wurde irrtümlich aufgefasst, und als der Irrtum bemerkt wurde, war leider der Druck schon vollendet. Zur Berichtigung teile ich hier mit, dass Prof. R. jenes Gerücht aus der kleinen Stadt in der Normandie selbst nicht geglaubt und dementiert hatte; dass aber die sich häufenden Gerüchte über die Schändlichkeiten, welche anscheinend aus sichersten Quellen bestätigt wurden, seine Einstellung gegenüber diesen in allgemeinen Dingen wesentlich änderte.

Baron F. v. Wrangel schreibt:

In Nr. 2 S. 77 habe ich irrtümlicherweise Herrn Pichot als Präsidenten des Internationalen Friedensbureaus bezeichnet, während es richtig hätte heissen sollen: Präsident des Internationalen Friedensinstituts. Ich würde Ihnen für die Aufnahme dieser Berichtigung dankbar sein.

□□□

Der Weg zum Frieden.

I.

Der Brief Sir Edward Greys an die Presse.

Eine Reuterdepesche vom 26. August teilt einen Brief Sir Edward Greys mit, welcher scheinbar eine heftige Abwehr gegen gewisse Äusserungen des deutschen Reichskanzlers bezweckt, aber, genau gelesen, die Hoffnung auf einen Weg zum Frieden eröffnet.

Man kann nämlich diesen Brief in zwei Teile zerlegen. Der weitaus grössere beschäftigt sich mit der hoffnungslosen Aufgabe, die Frage der Schuld in diesem Kriege in unanfechtbarer Weise zu entscheiden. Warum diesbezüglich eine Annäherung der Meinungen in beiden Kriegslagern noch nicht möglich ist, sei einer späteren Erörterung vorbehalten.

Weit wichtiger erscheint uns der Schluss des Briefes, welcher folgendermassen lautet („Neue Zürcher Zeitung" vom 26. August 1915):

Welches ist nunmehr das deutsche Programm, nach der Kanzlerrede und nach den heute in Deutschland gemachten öffentlichen Erklärungen zu urteilen?

Deutschland will die Oberhand über die Geschicke aller anderen Nationen haben; es will der Schild des Friedens und der Freiheit sein für die grossen wie für die kleinen Staaten. Dieses sind die wörtlichen Bemerkungen des Kanzlers. Mit anderen Worten, Deutschland wünscht einen „eisernen Frieden" und die Freiheit unter der preussischen Ägide und unter der deutschen Hegemonie. Das allmächtige Deutschland, das einige Deutschland, hätte freie Hand, zu Lande und zur See alle Regeln der Zivilisation und der Menschlichkeit neuerdings zu verletzen. Und während es so vorgehen könnte, würde sein ganzer Handel zur See in Kriegszeiten so frei bleiben, wie jeder Handel in Friedenszeiten es ist. Die Freiheit der Meere kann nach dem Kriege einen sehr vernünftigen Gegenstand von Verhandlungen, von Entscheidungen und Abkommen zwischen den Nationen bilden, doch kann diese Frage nicht für sich allein behandelt werden, besonders wenn weder Freiheit noch Sicherheit besteht gegen den Krieg und die Kriegführung der Deutschen zu Lande. Wenn in

Zukunft Garantien gegen den Krieg gelten sollen, so sollen diese Garantien gleichmässig, ausgedehnt und wirksam sein, und Deutschland so gut wie die anderen Nationen binden, die unsrige eingeschlossen.

Deutschland soll die oberste Nation sein. Die Freiheit der anderen Nationen soll jene sein, welche Deutschland ihnen auf-oktroyieren wird. Das sind die aus der Rede des Kanzlers zu ziehenden Folgerungen. Diesen Forderungen fügt der deutsche Finanzminister noch bei, dass die schwere Last der Milliarden während mehrerer Jahrzehnte getragen werden müsse, nicht von Deutschland, sondern von jenen, welche als Anstifter des Krieges zu bezeichnen ihm beliebt. Die Anmassung Deutschlands geht dahin, dass während mehrerer Jahrzehnte alle Nationen, die ihm Widerstand leisteten, sich abnützen sollen, um ihm einen Tribut zu entrichten in Gestalt einer Kriegsentschädigung.

Nicht unter solchen Bedingungen kann der Friede geschlossen werden und die Existenz anderer Nationen als Deutschlands als frei oder auch nur als erträglich gelten. Aus den Reden des deutschen Reichskanzler und des deutschen Finanzministerss geht hervor, dass Deutschland für die Hegemonie kämpft und dafür, dass man ihm einen Tribut entrichte. Wenn es sich so verhält und solange es sich so verhalten wird, werden wir, unsere Verbündeten und wir, kämpfen, und wir werden kämpfen müssen um das Recht zu leben, nicht unter deutscher Oberhoheit, sondern in wahrer Freiheit und Sicherheit.

Dieser Teil des Briefes ist zunächst von allem, was vorhergeht, deutlich abgeschieden, und zwar durch die Frage:

Welches ist nunmehr das deutsche Programm?

Diese Frage auch nur gestellt zu haben, ist an sich schon ein Verdienst. Man braucht sie bloss ernst zu nehmen, und sie bedeutet nichts Geringeres als eine Anfrage des massgebenden englischen Staatsmannes bezüglich der deutschen Friedensbedingungen. Sir Edward Grey gibt sich auch gleich selbst die Antwort, und in dieser Antwort leuchten zwei Sätze dem Friedensfreunde entgegen, die nur festgehalten zu werden brauchen, um den Weg zum Frieden zu finden.

Da heisst es vor allem, dass die Freiheit der Meere nach dem Kriege sehr wohl einen Gegenstand von Verhandlungen und Verträgen zwischen den Nationen bilden kann, allerdings nur, wenn auch Garantien gegen Deutschlands Kriegführung zu Lande gegeben werden. Der britische Staatsmann hebt ausdrücklich hervor, dass alle

Nationen gebunden sein sollen, die britische eingeschlossen. Das ist ein Wort, das in ganz Europa sympathischen Widerhall finden kann. Nur fällt es auf, dass Grey bezüglich der Freiheit der Meere nur von Verträgen, bezüglich der Kriegführung zu Lande aber von Garantien spricht. Doch ist es natürlich, dass England es der Gegenpartei überlässt, bezüglich der Garantien der Meeresfreiheit ihre Wünsche auszusprechen. Aber welche Garantien bezüglich der Kriegführung zu Lande wird Grossbritannien fordern? Vielleicht die allgemeine Abrüstung.

Noch hoffnungsvoller klingt der zweite Satz. Der englische Minister erklärt, „wenn es sich so verhält und solange es sich so verhalten wird, werden wir, unsere Verbündeten und wir, kämpfen“ . . .

Wenn es sich aber nicht „so verhält“? Wenn nämlich Deutschland bereit wäre, auf eine Kriegsentschädigung zu verzichten und an eine Hegemonie auf dem Festlande überhaupt niemals gedacht hätte? Dann würde, so sollte man meinen, der englische Staatsmann seiner Nation und ihren Verbündeten den Rat geben, in Friedensverhandlungen einzutreten.

Selbstverständlich verkennen wir nicht die Schwierigkeiten, welche auch dann bestehen bleiben, wenn unsere Auslegung dieser Äusserungen die richtige ist. Vielleicht könnte Deutschland auf eine Kriegsentschädigung verzichten, welche die vornehmsten Kunden seines Aussenhandels auf Jahrzehnte hinaus schwächen würde, wenn man für die entsetzlichen Opfer an Gut und Blut, welche das deutsche Volk gebracht hat, in anderer Form, soweit dies materiell möglich ist, Ersatz bieten wollte. Der Ablauf der Handelsverträge, welcher im Jahre 1917 bevorsteht, eröffnet die Gelegenheit zur Einräumung handelspolitischer Vorteile, welche für Grossbritannien und für Deutschland einen beispiellosen Aufschwung des Exportes ermöglichen würden. Auch Deutschlands „Platz an der Sonne“ könnte durch eine liberale Kolonialpolitik aller Nationen und speziell durch eine Lösung der Kongofrage erweitert werden, in welcher durch Bewilligung eines hohen

Kaufpreises zugleich eine materielle Schadloshaltung Belgiens liegen würde.*) Doch das sind vorläufig unbestimmte Möglichkeiten. Der Brief Sir Edward Greys dagegen, so verstanden, ist eine greifbare Wirklichkeit. England streckt die Hand aus, um den Weg zum Frieden zu öffnen. Die deutsche Presse wird vielleicht darin nur einen Versuch erblicken, Deutschland ins Unrecht zu setzen. In Deutschlands Hand liegt es, den englischen Minister auf die Probe zu stellen.

Zürich, 27. August 1915. *S. F.*

II.

Prof. Dr. **J. Jastrow** (Berlin) schreibt uns:

Die Redaktion der I. R. hat zur Fortsetzung der Erörterungen über die Rede Ramsay Macdonalds aufgefordert. Aber die Ausführungen Brentanos zu dieser Rede (Juliheft) können für viele Hunderte und Tausende gelten. Wenn für Denken und Empfinden in meisterlicher Weise der adäquate Ausdruck gefunden ist, so kann jede Wiederholung in anderen Worten nur eine Verschlechterung sein. Aber ich glaube, eine gewisse Ergänzung nach einer andern Seite hin bieten zu können.

Brentano leitet seine Ausführungen mit dem Bedauern darüber ein, dass die Friedensfreunde im Ausland sich bisher niemals die Mühe gegeben haben, sich in die Seele des deutschen Volkes zu versetzen. Es dürfte nicht mehr als billig sein, dass wir auch an uns die Anforderung stellen, uns in die Seele der andern, insbesondere des englischen Volkes, zu versetzen. Inwieweit dies bei uns in bezug auf die englischen Ansichten über Belgien geschehen oder unterlassen ist, und inwieweit ein Nachholen einem besseren Verstehen dienlich sein kann, will ich versuchen im folgenden darzulegen.

---

*) Der bekannte belgische Industrielle und Handelspolitiker Henri Lambert hat bereits diesbezügliche Vorschläge ausgesprochen. Wir hoffen in einer unserer nächsten Nummern über diese Frage einen Beitrag aus seiner Feder bringen zu können.

Die in Deutschland oft gehörte Behauptung, die Vorschiebung der belgischen Neutralität sei im Munde der Engländer blosse Heuchelei, scheint mir nicht aus einer Prüfung des Sachverhalts, sondern lediglich aus einer gewissen allgemeinen Überzeugung hervorzugehen, dass Heuchelei die nationale Untugend der Engländer sei. Allein um Bestehen und Umfang dieser Untugend, die der Engländer an sich selbst mit "cant" bezeichnet, handelt es sich im vorliegenden Falle nicht. Die Frage, ob den Engländern die Betonung der belgischen Neutralität ein ernsthaftes Argument oder blosser Vorwand ist, muss, von jenem allgemeinen Urteil getrennt, lediglich auf Grund der Tatsachen und der sich aus ihnen ergebenden Meinungen beantwortet werden.

Die Äusserungen der Engländer über Belgien als Kriegsursache sind nicht einheitlich. Die einen behaupten, für sie sei die Verletzung der belgischen Neutralität die einzige Kriegsursache; andere erklären, dass das Eingreifen Englands in den Krieg auch ohne Verletzung der belgischen Neutralität notwendig oder naheliegend gewesen sei. Amtlich ist der letztere Standpunkt festgelegt in der Erklärung Greys an Lichnowski vom 29. Juli, die in der berühmten Nr. 123 des englischen Blaubuchs veröffentlicht worden ist. Allein auch wer auf die Frage, ob er im Falle der Respektierung der belgischen Neutralität dem Kriege fern bleiben werde, eine bejahende Antwort verweigert (wie Grey sie verweigerte), hat damit noch nicht gesagt, dass er im Falle der Verletzung nicht die Wiederherstellung als ernstgemeinten Kriegszweck ins Auge fassen werde. In Wirklichkeit unterscheiden sich die beiden Gruppen, die sich inzwischen in England immer deutlicher einander gegenüber gestellt haben, nur darin, dass die eine die Wiederherstellung Belgiens in seiner alten Neutralitätsverfassung als einziges Kriegsziel will, während die andere es lediglich als eines unter mehreren (Zertrümmerung Deutschlands, Beseitigung des „Militarismus“ usw.) gelten lassen will. Aber darin stimmen beide überein, dass es zu ihren ernsthaften Forderungen gehört, nach

diesem Kriege genau die früher gewesene Neutralität wiederherzustellen.

Und die Ernsthaftigkeit dieser Forderung wird durch die ganze englische Geschichte bestätigt. Der Wendepunkt dieser Geschichte liegt in der Regierung Heinrichs VII., der endgültig auf die französischen Besitzungen verzichtete und die Politik einleitete, welche die Stellung Englands auf die Beherrschung Schottlands und Irlands begründete. Vollends, seitdem im 16. Jahrhundert England selbst Calais geräumt hatte und keinen Versuch mehr machte, die französische Seite des „englischen Kanals" zu besetzen, war es stets bestrebt, seine Herrschaft über den Kanal dadurch zu festigen, dass es sich an den Küstenpunkten östlich des Kanals den massgebenden Einfluss sicherte. Daher ist England in Feindschaft mit jeder europäischen Grossmacht gewesen, die sich dort festzusetzen suchte. Zur Zeit als Spanien die Niederlande beherrschte, mit Spanien; zur Zeit als Frankreich im spanischen Erbfolgekriege die Erbschaft antreten wollte, mit Frankreich; zur Zeit der „österreichischen Niederlande" auch mit Österreich (siebenjähriger Krieg) und zur Zeit Napoleons mit diesem (Waterloo). Als nach der belgischen Revolution im Jahre 1831 in der Londoner Konferenz die Verhältnisse des jungen Staates neu geregelt werden sollten, wurde als neue Form für die Fernhaltung fremder Einflüsse die „ewige Neutralität" dieses Staates ersonnen. Von England ging damals der Gedanke aus, dass bei der zukünftigen Königswahl kein Prinz von einem der vier Staaten, die die Neutralität gewährleisteten, gewählt werden solle. Als dann ein Koburger gewählt wurde, und die Königin von England seinen Bruder heiratete, war die dynastische Verbindung auf andere Art ausreichend hergestellt. Unter dem Sohne dieses Prinz-Gemahls, Eduard VII., haben dann im Jahre 1906 die militärischen Verabredungen mit Belgien begonnen, die unter Georg V. zum Abschluss von Militärkonventionen geführt haben. In diesen Konventionen wurde auf das Genaueste verabredet, wie die beiden Armeen gemeinsam mit einander

und mit der französischen operieren würden. Die Konventionen stellten sich als die Fortsetzung jener alten Politik dar, die in diesen Küstenorten naturgemässe englische Brückenköpfe sah; die moderne Form für die Fortsetzung jener Politik war die belgische Neutralität. Diese Form wurde dadurch gewahrt, dass bei den Konventionen stereotyp der Satz hinzugefügt wurde „im Falle einer Verletzung der Neutralität durch Deutschland"; wenn diese Formulierung einmal vergessen war, so wurde sie sogar noch nachträglich in Form einer Randbemerkung in das Manuskript eingefügt. In den Verhandlungen selbst erklärte der englische Militärvertreter gelegentlich — ganz konsequent — dass, wenn die politische Situation es erfordert hätte, er auch ohnedies in Belgien eingerückt wäre; und der belgische Unterhändler beschränkte seinen Widerspruch nur darauf, dass dies ohne belgische Zustimmung nicht hätte geschehen dürfen. Beide stimmten also darin überein, dass die dem belgischen Staate auferlegte Pflicht der Neutralität für solche Fälle nicht bestände.*) Die Veröffentlichung dieser in Brüssel vorgefundenen Aktenstücke, die beweisen, dass die belgische Neutralität schon damals so aufgefasst wurde, dass sie nicht hinderte, Verhandlungen mit der einen Macht hinter dem Rücken der andern zu führen, wirkte so beschämend, dass ein Zeitungs-Interview verbreitet wurde, der König von Belgien habe die Verhandlungen damals dem deutschen Kaiser mitgeteilt. Indes hat kein belgischer Staatsmann für die Richtigkeit dieses Interviews die Verantwortung übernommen; von deutscher Seite ist es ausdrücklich als wahrheitswidrig bezeichnet worden. Dass England stets das grösste Gewicht darauf gelegt hat, durch niemanden an der militärischen Einfahrt in die Scheldemündung gehindert werden zu können, zeigte sich am deutlichsten vor einigen Jahren, als das Gerücht, die niederländische Regierung beabsichtige Vlissingen zu befestigen, in der englischen Presse einen Entrüstungssturm entfachte,

*) Vergl. meinen Aufsatz „Belgisch-englische Psychologie" im „Tag" (Berlin) vom 3. Januar 1915.

der die englische Regierung zu einem Protest veranlassen sollte. Die Angelegenheit fand zwar damals dadurch ihre Erledigung, dass die niederländische Regierung erklärte, solche Absichten gar nicht zu haben. Aber ein Blick auf die Karte zeigt, dass der Unwille über den vermeintlichen Plan keinen Sinn hatte, wenn ihm nicht der Wille zugrunde lag, sich für die Einfahrt nach Antwerpen freie Hand zu halten. Und ebenfalls ein Blick auf die Karte zeigt, dass die Einfahrt in die Schelde den Zugang zu dem gesamten rheinisch-westfälischen Industriegebiet bedeutet, auf dem die Leistungsfähigkeit des deutschen Wirtschaftskörpers, ja sogar des deutschen Heeres beruht. Man braucht nicht gerade soweit zu gehen wie jener englische Admiral, der erklärte, die Grenze Grossbritanniens sei nicht am Kanal, sondern an der Maaslinie, und man wird doch begreifen müssen, dass es für den Zusammenhang der englischen Politik jahrhundertelang von ausschlaggebender Bedeutung war, der englischen Betätigungsmöglichkeit an diesen Küstenplätzen kein Hindernis erwachsen zu sehen.

Wie in so vielen Dingen, so ist auch in der belgischen Neutralität die kontinentale und die englische Auffassung verschieden. Auf dem Kontinent fasste man bei der Begründung die Neutralität so auf, dass keine Grossmacht hier Einfluss haben sollte; in England so, dass keine kontinentale Grossmacht diesen Einfluss haben dürfe. Man erblickte (und zwar schon bei der Begründung) in der Neutralität gerade die Form, die die Fortsetzung der alten englischen Politik ermöglichen sollte.

Bei diesem Sachverhalt ist es sinnlos, den Engländern die Ernsthaftigkeit ihrer Behauptung bestreiten zu wollen, sie führten den Krieg (sei es nun allein, sei es neben andern Zwecken) wegen der belgischen Neutralität. Indem hier ganz an der unrechten Stelle der Vorwurf der Heuchelei erhoben wird, wird eine sachgemässe Kritik der englischen Politik verhindert. Diese müsste sich gerade darauf gründen, dass es den Engländern durchaus ernst ist mit dem Bestreben, den alten Zustand wieder herzustellen.

Erst, wenn dies unsererseits vollkommen und rückhaltlos anerkannt ist, werden wir auch verlangen können, dass Engländer, die behaupten, den Frieden anzustreben, sich ebenso in unseren Gedankengang versetzen, wie wir versucht haben, uns in den ihrigen zu versetzen.

Wenn Europa einem Staate eine ewige Neutralität auferlegt, so ist es nach unserer Auffassung mit dem Wesen dieser Neutralität nicht vereinbar, dass ein solcher Staat mit einer der Garantiemächte Militärkonventionen schliesst. Das Unerlaubte dieser Handlungsweise geht daraus hervor, dass diese Konventionen vor den anderen Mächten geheim gehalten werden, und das Kompromittierende daraus, dass versucht wird, die Geheimhaltung abzuleugnen. Diese von der kontinentalen abweichende Auffassung der Neutralität hat in Wahrheit den Krieg herbeigeführt. Sie wieder herstellen, würde heissen die Kriegsursache wieder herstellen.

Was das Schicksal Belgiens nach dem Kriege sein soll, das ist eine überaus schwierige Frage. Um so schwieriger, da das deutsche Volk in seiner grossen Mehrheit sich nicht nach Annexionen sehnt und jede andere Form, die es ermöglichen würde, in Zukunft den Frieden zu gewährleisten (schon aus Gründen des Wohlbefindens im eigenen Reiche) sicher vorziehen würde. Allein wenn es eine Form gibt, die nach Beendigung des Krieges für die Neuregelung nicht in Betracht kommen kann, so ist es doch gerade die, die zum Kriege geführt hat.

Wenn daher Ramsay Macdonald sagt:

„Es ist ganz nutzlos, in Grossbritannien von Frieden oder Einstellung der Feindseligkeiten zu sprechen, solange nicht Deutschland erklärt, dass es bereit ist, Belgien zu räumen und etwas zu seiner Entschädigung zu tun“

und wenn Brentano dem den Satz entgegenstellt:

„Es ist ebenso nutzlos, an Deutschland mit einem derartigen Ansinnen heranzutreten“,

so glaube ich, dass die vorstehenden Ausführungen geeignet

sind, die Behauptung Brentanos den Engländern glaubhaft zu machen. Das wäre immerhin schon ein Gewinn.

Denn wenn auch auf den ersten Blick diese Antithese den „Weg zum Frieden" auszuschliessen scheint, so glaube ich doch, dass die beiden Glieder des Gegensatzes zwischen sich noch einen Weg offen lassen und auf ihn hinweisen. Wir in Deutschland müssen aufhören, den Engländern, die behaupten, den Krieg wegen Belgiens zu führen, hierin den Vorwurf der Heuchelei zu machen. Wir müssen dies nicht nur deswegen unterlassen, weil der Vorwurf an dieser Stelle dem Sachverhalt nicht entspricht (wiewohl dieser Grund allein, selbst in Kriegszeiten, ausreichen sollte), sondern auch deswegen, weil er uns hindert, einen andern Sachverhalt zu betonen, an dessen Betonung wir das entscheidende Interesse haben. Anderseits müssen die Engländer, die behaupten, dass sie den Krieg wegen der belgischen Neutralität führen, ja sogar die, welche behaupten, dass die Wiederherstellung der belgischen Neutralität für sie das einzige Kriegsziel sei, aufhören, dies als irgend etwas anderes hinzustellen, als was es ist: die Wahrnehmung des englischen Interesses, an dieser Stelle des Kontinents einen Brückenkopf der englischen Politik zu besitzen. Der Satz, dass England für die belgische Neutralität kämpfe, ist identisch mit dem Satz, dass es für *seine* Auffassung der Neutralität und für *sein* Interesse kämpfe. Für diese Auffassung und für dieses Interesse haben der Koburger in London und der Koburger in Brüssel die Entscheidung der Waffen angerufen. Die Entscheidung auf den Schlachtfeldern ist gegen sie ausgefallen. Aber auch die diplomatische Entwicklung während des Krieges ist zu ihren Ungunsten verlaufen, indem sich nachträglich herausgestellt hat, dass die Jungfräulichkeit dieser Neutralität, die angeblich verletzt sein sollte, in Wirklichkeit schon seit Jahren nicht mehr bestanden hatte. Bei diesem Sachverhalte ist wenigstens nach der negativen Seite klar, dass das politische Ergebnis des militärisch-diplomatischen Verlaufs nicht die Wiederherstellung gerade *des* Zustandes sein kann, der zum Kriege geführt hat, d. h.

nicht die Wiederherstellung einer „Neutralität", die von neuem die Deutung des englischen Brückenkopfes zulässt. Wenn man nun die Frage, welches die zukünftige Existenzform Belgiens sein soll, beantworten will, so muss jeder Versuch dazu von der Tatsache ausgehen, dass für Deutschlands Absicht, die englische Brückenkopfpolitik auszuschliessen, der gegenwärtig (Juli 1915) bestehende Zustand genügt.

Das also ist der status causae et controversiae. Was mit der belgischen Neutralität am 4. August 1914 geschehen ist oder zu geschehen schien, ist im Verlaufe des Krieges gleichgültig geworden, da sich herausgestellt hat, dass über den Sinn dieser Neutralität verschiedene Auffassungen bestanden haben. Ursprüngliches englisches Kriegsziel war, die englische Auffassung durchzufechten, wonach die Neutralität den Sinn hat, der englischen Politik einen Stützpunkt auf dem Kontinent zu erleichtern; deutsches Kriegsziel ist, einen solchen Stützpunkt englischer Politik mit freier Einfahrt in die Scheldemündung in der Form einer „belgischen Neutralität" ebenso wenig zu dulden, wie in irgend einer andern Gestalt. Deutschland hat in Belgien einen Verwaltungszustand hergestellt, der diesem Zwecke entspricht. England aber hat sich über die Frage, ob es für dieses Land eine andere Verwaltungsform gibt, die mit der gleichen Sicherheit die Brückenkopfpolitik ausschliesst, bisher noch nicht ausgesprochen.

III.

Priv.-Doz. Dr. **Ludo M. Hartmann** (Wien) sendet uns folgende Ausführungen:

Da die öffentliche Erörterung der Kriegsziele in Deutschland verboten ist, fehlt es natürlich nicht an solchen Persönlichkeiten und Korporationen, welche in den verschiedensten Formen ihre Ansichten in einer öffentlichen Weise kompetenten Stellen zu Gehör zu bringen versuchen. Die Eingaben, die zu diesem Zwecke gemacht wurden, sind nur in sehr beschränktem Sinne geheim, ja sogar im Auslande, z. B. in italienischen und französischen Blättern,

wurden sie besprochen und die Folge von dem Getriebe ist, dass die Feinde Deutschlands, gestützt auf ihre einseitige Kenntnis, diese Eingaben als den Ausdruck der wahren Stimmung in Deutschland betrachten und es in alle Welt hinausschreien: hier sei der Beweis erbracht, was für Eroberungspläne Deutschland im Schilde führe. So wird die Denkschrift der deutschen Wirtschaftsverbände, der sich leider auch eine Anzahl Intellektueller angeschlossen hat, weidlich ausgeschrotet und dies nicht im Interesse Deutschlands.

Wer als guter Deutscher diese Eingabe liest, der muss von den Ansichten, die in ihr dargelegt werden — auch ganz abgesehen von deren Wirkung im Auslande — auf das Schmerzlichste berührt werden und wird jedenfalls entschieden dagegen protestieren, dass die Unterzeichner der Eingabe behaupten: „die Vorkämpfer der öffentlichen Meinung“ zu sein und nur „dem entschlossenen Volkswillen Klarheit und Ausdruck zu verschaffen“. Es wird ihn schmerzen, in der Gesellschaft der Interesse-Vertreter auch Gelehrte zu finden, die in Deutschland einen guten wissenschaftlichen Namen zu verlieren haben und jetzt unter der Suggestion des Krieges stehen. Er wird mit Entsetzen wahrnehmen, dass die Verfasser der Eingabe, wenn sie sich auch gegen alle Weltherrschaftsgelüste verwahren, unwillkürlich ein Gegenstück schaffen zu den unsinnigen Forderungen, welche das Ausland in Hoffnung auf ein für den Vierverband günstiges Ende des Krieges aufzustellen gewöhnt ist und wird sich nur damit trösten, dass die öffentliche Meinung, welche die Unterzeichner des Aufrufes zu führen meinen, in Wirklichkeit nicht oder nur in einem ganz geringen Teil des deutschen Volkes existiert, und dass auch die Kreise, welche dazu berufen sein werden, einmal über den Frieden zu unterhandeln, sich ihrer Verantwortung soweit bewusst sein werden, dass sie die annexionistischen Pläne derer um Kirdorf unberücksichtigt in den Papierkorb werfen werden.

Nichtsdestoweniger lohnt es sich, nachdem sich einmal auch das Ausland der Angelegenheit bemächtigt, aus-

drücklich die Thesen der Annexionisten zurückzuweisen, von denen man nur sagen kann, dass sie den Gegenwartsmenschen wie ein Nachhall aus längst entschwundenen Zeiten anmuten; den Historiker aber, obwohl eine Anzahl von Geschichtsprofessoren den Forderungen ihre Autorität geliehen haben, wie eine ganz unhistorische Anwendung historischer Kategorien auf die Gegenwart.

Schon die Forderung nach irgendeiner Annexion europäischen Landes aus äusseren Gründen, erscheint im Anfang des 20. Jahrhunderts, nachdem sich in hundertjährigem Ringen im Westen Europas der Nationalstaat emporgerungen hat, als ein Rückfall in frühere merkantilistische Zeiten, in denen der innere Zusammenhang des Staates, für den das Volk und die Volksbedürfnisse noch eine quantité négligeable waren, für nichts galt, und die Macht und die Blüte des Staates nach der Anzahl der Quadratmeilen abgemessen wurde. Man wird erinnert an die Zeiten, als Frankreich und Schweden sich in Deutschland breit machten, während Österreich Italien zu seinem Unglücke beherrschte. Man wird erinnert an die unzähligen Kriege, die um Fetzen fremden Landes geführt wurden, und für die sich immer ein passender Vorwand gefunden hat. Und man versteht nicht, dass sich diese Annexionisten nicht daran erinnern, dass Deutschland diesen Krieg begonnen hat, weil es zur Abwehr gezwungen war und dass es in wirklicher Einmütigkeit der öffentlichen Meinung jeden Eroberungskrieg von sich gewiesen hat. Man versteht vor allem als guter Deutscher nicht, wie diese Männer, die ihr Vaterland lieben, die geschlossene Grösse des Nationalstaates hergeben wollen um das Linsengericht einiger Annexionen, welche die Quadratkilometer vermehren und die einheitliche Organisation des Staates, welche heute Freund und Feind bewundern muss, vernichten würden.

Selbstverständlich führen diese Gedankengänge von anno dazumal zu den merkwürdigsten Konsequenzen, vor denen aber die Unterzeichner der Eingabe in ihrem kühnen Mute auch nicht zurückschrecken. Da man fühlt,

dass die Einheit des deutschen Volkes auf der Nationalität aufgebaut ist und die Nationszugehörigkeit sich in der Teilnahme am Lande offenbaren muss, wagt man es nicht, die Belgier, Franzosen usw. mit dem Staatsvolke zu vereinigen. Sie sollen nur Objekte des Staates werden, aber keine subjektiven staatlichen Rechte empfangen. So kommt man in einen neuen Widerspruch mit dem modernen Staate. Man erinnert sich vielleicht zur rechten Zeit, dass es im alten Römerreiche Bürger ohne Stimmrecht gegeben hat, und rezipiert schlankweg dies römische Recht, das in einer zweitausendjährigen Entwicklung zum Unrechte geworden ist. Und das Merkwürdigste ist, dass es Männer gibt, welche derlei überhaupt für möglich halten.

Und immer weiter treibt die Annexionisten ihr konstruktiver Geist, da sie selbst nicht wissen, welche politischen Vorteile eigentlich die Annexion von widerstrebenden Nationalitäten dem Reiche bringen sollte, ausser etwa einigen Regimentern von widerstrebenden Soldaten, welche nicht mehr, wie heute die Deutschen, im Ernstfalle für ihr Vaterland kämpfen würden. So dekretieren sie die Kolonisation des Ostens durch deutsche Bauern, und da man mit der Polenpolitik in Deutschland nicht die besten Erfahrungen gemacht hat und auch nicht wüsste, woher man in Deutschland die Ansiedler für die annektierten Gebiete nehmen sollte, so ruft man von der Wolga her die deutschen Bauern in das neue Land. Darüber, ob eine Wiederaufnahme der Kolonisation nach 600 Jahren nach dem Muster der ost-elbischen Kolonisation noch möglich sein wird, plagt die Politiker kein Skrupel noch Zweifel. Wohl aber ist es Herrn Kirdorf und den Interessen-Verbänden nicht unangenehm, dass sich ihnen die Aussicht auf noch mehr Wanderarbeiter aus dem Osten öffnet, welche vielleicht die Löhne weiter drücken werden, ganz abgesehen davon, ob dies der rechte nationale Standpunkt ist.

Aber auch das genügt noch nicht. Die neue Zeit hat sich von der alten bisher wesentlich schon dadurch unterschieden, dass durch den Krieg die privaten Rechte des Feindes nicht angetastet wurden. Auch das soll anders

werden. Alle Bergwerke und dergl. sollen in die Hände von deutschen Eigentümern übergehen, und dadurch würde ein Profit realisiert, der unzweifelhaft in erster Linie den grosskapitalistischen Kartellen zu gute kommen würde, in deren Belieben es ja stände, ob sie den Lohn deutschen oder fremden Arbeitern zu gute kommen lassen wollten.

Wer, um mit den Worten der Denkschrift zu sprechen „die hier vorliegenden Möglichkeiten nach bescheidenem deutschen Kulturmassstabe" misst, den kann es allerdings bei den Aussichten, welche sich eröffnen, schwindeln. Und zum traurigsten gehört, wie sich eine verkehrte, merkantilistische, imperialistische Theorie unbewusst in den Dienst kapitalistischer Sonderinteressen begibt und nachtwandelnd das Vaterland, das sie ehrlich zu verteidigen wähnt, in die grössten denkbaren Gefahren im Inneren und nach aussen unbedenklich zu stürzen unternimmt.

Das starke Deutschland, das geworden ist und wird, ist nicht raum- und zeitlos, es ist bedingt durch seine Geschichte und durch die Geschichte der anderen Völker, die es hingestellt hat in die Kultur der Gegenwart als eines ihrer wichtigsten oder als ihr wichtigstes Glied. Diese Kultur, wie sie geworden ist und wie sie bisher mit dem deutschen Massstabe gemessen wurde, bedingt die Freiheit der Entwicklung, das Selbstbestimmungsrecht eines jeden Kulturstaates und die gegenseitige Ergänzung der Kultureinheit. Es kann deshalb nicht Deutschlands Aufgabe sein, unbekümmert um die historische Entwicklung anderen Völkern gegen deren Willen das Gesetz aufzuerlegen, sondern, wie es selbst in unerschütterlicher Entschlossenheit sein Selbstbestimmungsrecht verteidigt, kann und wird es ein Hort für das Selbstbestimmungsrecht auch der anderen Völker sein. Weit ist das Gebiet im Osten, wo die Völker eben erwacht, ihr Selbstbestimmungsrecht dem Zarismus abzugewinnen streben. Hier ist das Völker zermalende Imperium, gegen das Deutschland die Kultur Europas verteidigt, nicht indem es in frühere historische Entwicklungsphasen zurückfällt, sondern indem es den Völkern den Weg zur Freiheit weist und sich dadurch selbst gegen die Bedrohung seiner eigenen Kultur schützt.

IV.

Stimmen aus Deutschland.

1. *Eingabe an den Reichskanzler.*

Deutschland ist in den Krieg nicht mit der Absicht auf Eroberungen gegangen, sondern zur Erhaltung seines von der feindlichen Koalition bedrohten Daseins, seiner nationalen Einheit und seiner fortschreitenden Entwicklung. Nur was diesen Zielen dient, darf Deutschland auch bei einem Friedensschluss verfolgen. Eingaben, welche Euer Exzellenz zugegangen sind, verstossen gegen diese Ziele. Wir halten es daher für unsere Pflicht, diesen Bestrebungen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten und offen auszusprechen, dass wir in ihrer Verwirklichung einen folgenschweren politischen Fehler und nicht eine Stärkung, sondern eine verhängnisvolle Schwächung des Deutschen Reiches sehen würden.

In rein sachlicher Erwägung bekennen wir uns zu dem Grundsatz, dass die Einverleibung oder Angliederung politisch selbständiger und an Selbständigkeit gewöhnter Völker zu verwerfen ist. Das Deutsche Reich ist hervorgegangen aus dem Gedanken der nationalen Einheit, der nationalen Zusammengehörigkeit. Es hat nationalfremde Elemente nur langsam und noch unvollkommen mit sich verschmolzen, und wir wollen uns weder durch Ereignisse, noch durch Personen, noch durch leicht erzeugbare Stimmungen dazu drängen lassen, die leitenden Grundlinien der Reichsschöpfung aufzugeben und zu verändern und den Charakter des Nationalstaates zu zerstören.

Es ist ganz selbstverständlich, dass die von uns nach Massgabe unserer Friedensbedingungen zu räumenden Gebiete nicht zu einem Bollwerk für unsere Gegner werden dürfen, dass kein Rivale Deutschlands sich dort festsetzen darf. Die Möglichkeit darf nicht bestehen, dass feindselige Gefühle der Bewohner sich in feindselige Handlungen umsetzen, die den Frieden und die Sicherheit unserer Grenzen bedrohen könnten. Solchen Gefahren kann vorgebeugt werden, und wir vertrauen darauf, dass es gelingen wird, geeignete und wirksame Mittel auszuwählen und zu verwirklichen. Dazu vermögen wir aber wiederum solche Mittel nicht zu rechnen, die uns auf Umwegen schliesslich doch zur Annexion hinleiten würden. Wir alle sind, mit dem ganzen Volke, fest überzeugt, dass dieser Krieg mit einem vollen Siege Deutschlands enden wird. Nach so bewundernswürdigen Heldentaten, nach so unendlichen Opfern und Mühen, nach so viel Ruhm und so viel still und mit Seelengrösse getragenem Leid wird das deutsche Volk einen Siegespreis beanspruchen dürfen, der — so weit das überhaupt möglich ist — dem, was es hingegeben hat, entspricht. Der höchste Siegespreis wird immer in der stolz errungenen Gewissheit bestehen, dass Deutschland auch eine Welt von Feinden nicht zu fürchten braucht und in dem beispiellosen Kraftbeweis, den unser Volk den andern Völker der Erde und den kommenden

Generationen gegeben hat. Das deutsche Volk kann aber nur einen Frieden schliessen, der den strategischen Bedürfnissen, den politischen und wirtschaftlichen Interessen des Landes und der ungehemmten Betätigung seiner Kraft und seines Unternehmungsgeistes in der Heimat und auf dem freien Meere gesicherte Grundlagen gibt. Wir hegen das Vertrauen, dass es Euer Exzellenz mit den verfassungsmässig berufenen Instanzen gelingen wird, unbeirrt, zu gegebener Zeit, auf der Höhe unserer militärischen Erfolge einen solchen Frieden zu schaffen.

Berlin, 9. Juli 1915.

Professor Dr. *Hans Delbrück*. Dr. *Bernhard Dernburg*, Wirklicher Geheimer Rat. Professor Dr. *Adolf v. Harnack*, Wirklicher Geheimer Rat. *Fürst von Hatzfeld*, Herzog zu Trachenberg. Professor Dr. *Wilhelm Kahl*, Geheimer Justizrat und andere angesehene Persönlichkeiten.

2. *Sollen wir annektieren?*

Unter diesem Titel hat der Bund „Neues Vaterland“ (Berlin) eine Denkschrift ausgearbeitet (22 S.), welche dem Reichskanzler und den Mitgliedern des Reichstages überreicht wurde.

Der Bund bekämpft zunächst die Wahnidee, den Frieden durch Vernichtung der Gegner zu sichern.

Er weist die Unmöglichkeit der dauernden Niederwerfung einer Kulturnation zunächst an der raschen Erholung Preussens nach 1806 und Frankreichs nach 1871 nach, erörtert die praktische Undurchführbarkeit der „Vernichtung“ unermesslicher Reiche wie Russland und England. Der Ausspruch des Reichskanzlers in seiner Rede vom 8. Mai, dass Deutschland „aushalten müsse, bis es sich alle nur möglichen realen Garantien erkämpft habe, dass keiner seiner Feinde, nicht vereinzelt, nicht vereint, wieder einen Waffengang wagen können“, werde zwar missbräuchlich in diesem Sinne ausgeschlachtet, sei aber nur eine rednerische Wendung für den ernsten Entschluss, auch nach dem Eintritte Italiens in den Krieg mit unerschütterter Zuversicht auszuhalten.

Sodann werden die Forderungen der sechs Verbände in ihrem ungeheuerlichen Umfange und ihren erschreckenden Folgen gekennzeichnet.

Im Osten und im Westen würden zusammen 16 Millionen Menschen ohne ihre Zustimmung unterworfen, politisch entrechtet und ihres Besitzes enteignet. England und Frankreich könnten die belgisch-französischen, Russland die polnischen und Ostseeprovinzen nur als Irredenten ansehen. So würde Deutschland seine drei Hauptgegner auch für die Zukunft aneinander binden und seine eigene Isolierung als dauernden Zustand be-

gründen. Etwas Unsinnigeres, dem deutschen Interesse Schädlicheres kann es gar nicht geben.

Hierauf werden die vorgeschlagenen Annexionen im Osten und diejenigen im Westen gesondert geprüft und als Schwächung der wahren Kraft des Deutschen Reiches nachgewiesen.

Von den Annexionen im Osten erwarten die Antragsteller eine erweiterte Grundlage der deutschen Volksernährung, eine militärische Sicherung und eine politische Stärkung. Eine erhöhte Nahrungsmittelproduktion aber könne man besser durch Zerschlagung deutschen Grossgrundbesitzes in intensiv bewirtschafteten Kleinbesitz und durch Ausstattung der österreich-ungarischen Landwirtschaft mit deutschem Kapital bewirken; militärisch müsste man die neuen Grenzen durch neue Eroberungen sichern und politisch sei selbst die Einverleibung der Ostseeprovinzen trotz ihrer dünnen deutschen Oberschicht wegen der Feindseligkeit der finnisch-lettischen Massen, vollends aber die Annexion so vieler Polen eine Schwächung des bisher national fast homogenen Deutschen Reiches.

Von den Annexionen im Westen gilt ähnliches. Der wirtschaftliche Wert der zu erwerbenden Kohlengebiete und Eisenerzlager wird übertrieben eingeschätzt; in fünf Jahren wächst die deutsche Kohlenförderung um mehr als die ganze Ausbeute Frankreichs und Belgiens; für die Versorgung mit Eisenerz ist die Zufuhr von Schweden, also die Freiheit des Meeres, wichtiger als die lothringischen Lager. Auch die maritime und militärische Bedeutung dieser Annexionen wird übertrieben. Die Kanalhäfen haben wenig defensive, aber eine stark offensive Bedeutung gegenüber England; ihr Besitz würde das maritime Wettrüsten steigern und die Wehrpflicht für England unvermeidlich machen, also Deutschland durch Erhöhung seiner eigenen Steuerlast und der militärischen Kraft seiner Feinde schwächen; die Annexion Belgiens würde überdies alle Neutralen auf die antideutsche Seite treiben, abgesehen von der ans Unmögliche grenzenden Schwierigkeit, die freiheitgewohnte, hasserfüllte Bevölkerung Belgiens durch Strenge in dauerndem Gehorsam zu erhalten.

Als berechtigtes Kriegsziel anerkennt dagegen die Denkschrift die Freiheit der Meere, also Beseitigung des Seebeuterechtes, und das Prinzip der offenen Türe, also des Zutrittes aller Völker zu allen Kolonien unter gleich günstigen Bedingungen. Die vertragsmässige Sicherung dieser Grundrechte für alle Handelsvölker der Welt würde eine neue Ära des Völkerrechtes eröffnen und würde kommenden Geschlechtern eine glücklichere und friedlichere Zukunft bringen — das einzige berechtigte Ziel dieses Krieges, der nicht zu Eroberungszwecken unternommen worden ist.

V.

Kundgebung aus Österreich.

Wir entnehmen dem Karlsbader Tagblatt „Volkswille“ (Nr. 169) die wichtigsten Sätze der Kundgebung, durch welche die deutsche Sozialdemokratie Österreichs sich dem Friedensmanifeste ihrer Parteigenossen im Deutschen Reiche anschliesst:

Arbeiter und Arbeiterinnen!

Der Parteivorstand der Sozialdemokratie Deutschlands hat am 23. Juni ein Manifest erlassen, das eine ernste und warme Mahnung zur endlichen Herbeiführung des Friedens darstellt. Österreich ist mit dem Deutschen Reiche in diesem Kriege militärisch und diplomatisch zur Einheit geworden, und es ist ganz begreiflich, dass das Gefühl der Schicksalsgemeinschaft der Arbeiterklasse Österreichs mit der Deutschlands deutlicher und lebendiger ist denn je. Alle Möglichkeiten, zum Frieden zu kommen, sind uns gemeinsam und schon darum begrüssen die sozialdemokratischen Arbeiter Österreichs auf das allerwärmste jene Kundgebung, die in der ganzen Internationale mit grösster Genugtuung aufgenommen wurde . . .

Keiner der Kriegführenden hat heute noch den Einwand zu fürchten, wer vom Frieden rede, verrate Müdigkeit und Schwäche. Denn genugsam hat in diesem Jahre der blutigsten Schlachten jeder dem anderen bewiesen, dass kein Volk in der kraftvollen Entschlossenheit zur Selbstbehauptung erlahmt.

So gewiss die Kraft der Selbstverteidigung, so zweifelhaft aber und trügerisch ist das Glücksspiel der Eroberung. Das haben die Heere des Zaren erfahren, deren übermächtiger Einbruch nunmehr abgewehrt ist, so dass sogar die Hoffnung auf bleibende Sicherung vor ihrem bisher stets drohenden Angriff und auf die endliche Wiederauferstehung des polnischen Volkes nahegerückt erscheint.

Mit dieser unerschütterlichen Entschlossenheit zur Selbstbehauptung, solange die blutige Notwendigkeit dazu besteht, steht keineswegs im Widerspruch der in allen Schichten aller kriegführenden Völker täglich und stündlich wachsende Wunsch nach dem Ende, der täglich stärker werdende Wille zum Frieden. Es ist die Pflicht der Verantwortlichen, auf diesen Ruf zu hören und den Weg zum Frieden mit Ernst zu suchen.

Für alle Kriegführenden ist es Zeit zum Frieden zu rüsten. Es ist Zeit, dass der entsetzliche Zustand der Verbitterung und Verhetzung der Völker gegeneinander einem menschenwürdigen Verhältnis des gegenseitigen Vertrauens Platz mache, und es ist die Pflicht auch der Regierungen, alle Bestrebungen, woher sie auch kommen mögen, insofern sie einen Weg zum Frieden öffnen, mögen sie nun durch Mittler-

versuche der Neutralen erwachsen oder aus der Friedenssehnsucht der leidenden Massen in allen kriegführenden Staaten stammen, aufzugreifen und zu verfolgen.

Das Proletariat Österreichs mahnen wir zu wachsender Ausdauer. Wir können mit Genugtuung feststellen, dass sich die Kraft und Besonnenheit unserer Vertrauensmänner, Genossen und Genossinnen, den unerhörten Schwierigkeiten der Aufgabe als gewachsen erwiesen haben, und wir haben das feste Vertrauen, dass sie sich auch fernerhin nicht beugen und die Fahne nicht sinken lassen werden.

Die Parteivertretung der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Oesterreich.

Der Vorstand des Klubs der deutschen sozialdemokratischen Abgeordneten im österreichischen Reichsrate.

□□□

Es ist mit dem Nationalhass ein eigen Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermassen über den Nationen steht, und man ein Glück oder Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäss.

Eckermann. 1830. Goethe.

□□□

Gerechtigkeit in Kriegszeiten.

Ein Weckruf an das geistige Europa.

Von BERTRAND RUSSELL, Professor der Mathematik, Cambridge.

(Schluss.)

Bei einer anderen Gruppe von Unwahrheiten spielt allerdings die absichtliche Täuschung eine grössere Rolle. Es sind dies die Unwahrheiten bezüglich politisch wichtiger Tatsachen. Ich will dazu zwei Beispiele geben, eines für jede Kriegspartei.

In Deutschland scheint fast allgemein der Glaube zu herrschen, England habe die Neutralität Belgiens noch früher verletzt als dies Deutschland getan hat. Dieser Glaube gründet sich teils auf die Behauptung, dass die Engländer schon vor der Kriegserklärung Truppen nach Belgien geschickt haben, teils auf die Brüsseler militärischen Konversationen von 1906 und 1912. Die erste von den angeführten „Tatsachen" wird nicht bloss von der englischen Regierung dementiert, wofür man bei den Deutschen nicht gerade viel Glauben erwarten kann; nicht nur geht ihre Unwahrheit aus dem belgischen Graubuch hervor, das die Deutschen vielleicht als ein Kunststück geschickter Mache betrachten; nicht nur sind diejenigen, welche, vermöge ihrer vielen Beziehungen in der Armee, von einer Truppensendung ins Ausland gehört haben müssten, in der Lage, mit absoluter Bestimmtheit zu versichern, dass kein derartiges Ereignis stattgefunden hat; sondern die Kriegsereignisse selbst lieferten im August 1914 einen Beweis, von dem man vermuten sollte, dass er auch das Misstrauen des Feindes entwaffnen müsste. Nicht ein einziger englischer Soldat wurde in den ersten Schlachten gegen die Belgier von den Deutschen gefangen genommen, und soviel ich gehört habe, behaupten sie selbst nicht einmal, vor ihrer Ankunft in Mons auf Engländer gestossen zu sein.

Die Behauptung, dass die militärischen Konversationen einen Bruch der Neutralität bedeuten, wird auf eine wichtige Voraussetzung gestützt: man lässt nämlich die Tatsache ausser Acht, dass alle diese Verabredungen nur für den Fall eines vorherigen deutschen Einfalls in Belgien gelten sollten. Es war allgemein bekannt, dass ein solcher Angriff aus Anlass eines Krieges mit Frankreich leicht stattfinden könnte, und dass in diesem Falle England und Frankreich womöglich die Verteidigung Belgiens versuchen würden. Hätten die Deutschen, als die Zeit dazu gekommen war, die Neutralität Belgiens respektiert, dann hätten sie ein Recht gehabt, auf jene Verabredungen als einen Beweis grundloser Verdächtigung hinzuweisen. Denkt man aber an das, was wirklich stattgefunden hat, so ist es sinnlos, zu behaupten, dass England und Belgien nicht das Recht gehabt hätten, über die Abwendung einer Gefahr, welche sich als nur zu ernst erwiesen hat, gemeinsame Überlegungen anzustellen. Die deutsche Anklage ist, ebenso wie die wegen Grausamkeiten der Belgier, lediglich ein Zeichen schlechten Gewissens, keineswegs aber hervorgegangen aus einer unbefangenen Prüfung der Gründe.

Mein Beispiel bezüglich der anderen Kriegspartei betrifft den Zeitpunkt der Mobilisierungen. Gewöhnlich wird in England behauptet, dass die allgemeine Mobilisierung Österreichs früher begonnen habe als die Russlands, während fast zweifellos das Gegenteil wahr ist. Anfangs wurde die richtige Ansicht auch in England allgemein geglaubt, gerade so wie Bethmann-Hollweg ursprünglich zugegeben hat, dass der Angriff auf Belgien ein Unrecht war. Aber genau so wie diese Einräumung von den Deutschen später als bedenkliche Schwäche des deutschen Standpunktes empfunden wurde, so sahen die Alliierten bald ein, dass die Tatsache der russischen Mobilisierung die schwache Seite ihrer Argumente bilde, wenn sie beweisen wollen, dass Deutschland es sei, welches einen vorbedachten Angriff planmässig ausgeführt habe. So ging jede Kriegspartei ans Werk, ihre eigenen früheren Ein-

räumungen hinwegzuerklären und so einen vollkommen beruhigten Geisteszustand zu erzeugen, allerdings durch Methoden, die man von dem Vorwurfe absichtlicher Fälschung kaum mehr ganz freisprechen kann. Aber auf keiner von beiden Seiten haben die Intellektuellen irgend einen erheblichen Versuch gemacht, sich dieser Methode der Selbsttäuschung zu widersetzen, zu welcher ihre Regierungen sie einluden. Die wenigen Versuche, zur Wahrheit vorzudringen, sind bisher fast ausschliesslich auf Sozialisten beschränkt gewesen, und gerade diese haben doch meist die Vorteile jener hohen Bildung nicht genossen, welche sich bei den Professoren als so unwirksam erwiesen hat.

Die Vorurteile, welchen sich die Gelehrten genau so wie ihre ungebildeten Landsleute hingeben, sind in ihren wichtigen Grundzügen nicht bloss von der Wirklichkeit gar nicht beeinflusst, sondern sie sind auch in ihren feinsten Schattierungen nur durch den Instinkt des Kampfes eingegeben. Die Deutschen hegen eine starke Hoffnung auf einen Sonderfrieden mit Frankreich, eine schwache Hoffnung auf einen Sonderfrieden mit Russland und gar keine auf einen Sonderfrieden mit England. Folglich sind die Franzosen überhaupt keine Bösewichte, die Russen sind schon ärger, aber die Engländer sind geradezu ein Schandfleck der Menschheit. Die Engländer ihrerseits fühlen sich gewiss, dass die Verbündeten die Türken zerschmettern können; sie glauben ziemlich zuversichtlich, dass man die Kraft der Österreicher unschädlich machen werde; aber dass sie die Deutschlands brechen können, dessen sind sie keineswegs sicher. Daraus folgt, dass die Türken ein braves, aber irregeführtes Volk sind, die Österreicher blosse Werkzeuge in der Hand Preussens, während die Deutschen verdienen, in den tiefsten Pfuhl der Hölle verdammt zu werden. Es ist nutzlos, hervorzuheben, dass doch jahrhundertelang ein recht grausames Vorgehen als „türkisch“ bezeichnet worden ist, dass ferner, wenigstens dem äusseren Anscheine nach, die Österreicher für den Ausbruch des Krieges mehr Verantwortung hätten als die Deutschen, oder dass

die Deutschen doch auch vieles von dem Wertvollsten zur Kultur der Menschheit beigetragen haben. Schade für alle Mühe! Blosse Tatsachen wie diese haben kein Gewicht; ist doch die moralische Entrüstung bloss eine Erscheinungsform des Hasses und der Hass selbst ein unbewusstes Erzeugnis des Selbsterhaltungstriebes. Es ist geradezu unwürdig dass jene Männer, welche auf Freiheit des Geistes Anspruch erheben, sich in den Fallstricken ihrer Instinkte fangen lassen. Gewiss, es liegt gar kein Grund vor, gerade von Professoren einen höheren Grad von Menschlichkeit, mehr Gefühl zu erwarten als von der Menge; wohl aber hätten wir hoffen dürfen, bei ihnen einen gewissen Stolz des Denkens vorzufinden, eine gewisse Abneigung dagegen, ihre Vernunft, ihre Urteilskraft durch rohe Leidenschaften unterjochen zu lassen. Aber auch diese Hoffnung wäre vergeblich gewesen.

Alle diese Meinungen, welche nicht aus der Vernunft stammen, haben eine gemeinsame, ebenfalls nicht aus der Vernunft stammende Voraussetzung. Es ist dies die Überzeugung, dass der Sieg der eigenen Partei von ungeheurer und unzweifelhafter Wichtigkeit sei, ja von solcher Wichtigkeit, dass alle Übel, welche die Verlängerung des Krieges verursacht, dadurch weitaus überwogen werden. Nun ist es bei der Ungewissheit aller menschlichen Dinge immerhin möglich, dass der Sieg der einen oder der anderen Partei der Menschheit grosses Heil bringen mag. Aber selbst wenn dies der Fall sein sollte, so stammen diese Überzeugungen der Kämpfenden jedenfalls nicht aus ihrer Vernunft; denn es liegt kein Beweis vor, der hinreichen würde, einen unparteiischen Dritten zu überzeugen. Sind doch die Verbündeten und die Zentralmächte gleich fest davon überzeugt, dass ihr Sieg für das Heil der Menschheit notwendig sei. Wenn eine grosse Menschenmasse eine Meinung für wahr hält und eine andere grosse Menschenmasse eine andere, wenn überdies beiderseits diese Meinung mit dem eigenen Interesse übereinstimmt, so ist kaum anzunehmen, dass diese Meinung auf der einen oder auf der anderen Seite auf Vernunft-

gründen beruht. Inzwischen wachsen von Tag zu Tag die Schäden und Leiden, welche durch den Krieg erzeugt werden, und dies wenigstens muss von beiden Seiten in gleicher Weise als wahr zugestanden werden.

Die Meinungsverschiedenheit bezüglich des wünschenswerten Ausgangs des Krieges ist nicht ganz dem Selbstinteresse zuzuschreiben, obwohl dieses zweifellos ihre wichtigste Ursache ist. Diese Abweichung der Meinungen rührt auch teilweise von verschiedenen Idealen her, welche ihrerseits verschiedene Willensrichtungen verkörpern. Wenn wir bloss den Krieg im Westen in Betracht ziehen, so können wir den Gegensatz etwas plump dahin formulieren, dass die Deutschen Ordnung, Wissenschaft und Musik lieben — lauter wirklich gute Dinge —, dass die Franzosen und die Engländer dagegen die Demokratie und die Freiheit lieben — ebenfalls gute Dinge. Um nun das eigene Ideal den Nationen aufzuzwingen, welche es nicht zu schätzen wissen, sind die Deutschen bereit, die Ordnung in ganz Europa durch das allgemeine Chaos des Krieges zu ersetzen und ihre jungen Leute, welche sich der Wissenschaft oder der Musik widmen möchten, auf die Schlachtbank zu schicken, während die Franzosen und Engländer es jedenfalls für die Gegenwart notwendig gefunden haben, Freiheit und Demokratie bei sich zu unterdrücken, ohne irgend eine Garantie dafür zu haben, dass sie nach dem Kriege wiederhergestellt werden. Wenn der Krieg noch lange dauern sollte, so wird alles zugrunde gehen, was an den Idealen Deutschlands sowohl wie Frankreichs und Englands gut war, wie die Ideale der Spartaner und der Athener im peloponesischen Kriege zugrunde gerichtet worden sind. Alle drei Völker, samt allem, was sie zu unserer Kultur beigetragen haben, werden bis dahin völlig erschöpft sein; der Sieg selbst, wenn es dazu kommen sollte, wird ebenso unfruchtbar und hoffnungslos sein, wie die Niederlage.

Unter dem verwirrenden Einflusse des Krieges sind die zweifelhaften und mikroskopischen Unterschiede zwischen den verschiedenen europäischen Nationen so lange

übertrieben worden, bis es Hochverrat geworden ist, an ihrer überwältigenden Bedeutung zu zweifeln. Vor dem Kriege wusste jeder gebildete Mensch und anerkannte es, dass die Ähnlichkeiten zwischen europäischen Nationen unberechenbar grösser sind als ihre Verschiedenheiten; jetzt weiss jeder gebildete Mensch genau dasselbe, aber ohne es anzuerkennen. Vor dem Kriege legten die verschiedenartigsten Kongresse, Konferenzen und internationalen Körperschaften für das allgemein verbreitete Bewusstsein eines gemeinsamen Zweckes, einer gemeinsamen Kulturaufgabe Zeugnis ab. Plötzlich, von einem Tag auf den anderen, ist alles dies vergessen; deutsche Gelehrte verschmähen die akademischen Ehren der Engländer, englische Gelehrte behaupten, dass Deutschland nichts Wichtiges für die Wissenschaft geleistet habe. In einem Augenblick ist das ganze grosse Werk wissenschaftlichen Zusammenwirkens, für welches akademische Körperschaften existieren, bei Seite gesetzt, um sich dem Vergnügen eines bitteren und kleinlichen Hasses hingeben zu können. Denn kleinlich ist dieser ganze Krieg, kleinlich trotz seiner ungeheuren Ausdehnung. Kein grosses Prinzip ist der Kampfpreis, auf beiden Seiten steht kein grosser Zweck des Menschentums auf dem Spiele. Die angeblich idealen Zwecke dieses Kampfes sind lediglich ein Teil des Mythus, der sich gebildet hat. Jedes Volk kämpft in Wirklichkeit für seine Selbstverteidigung, jedes möchte den Druck des Wettrüstens abschütteln, jedes kämpft, um zu zeigen, dass ein unprovozierter Angriff nicht straflos gewagt werden darf. Jede Nation bringt dem Frieden ihre Huldigung dar, indem sie die Behauptung aufrecht erhält, dass ihre Feinde den Krieg angefangen haben. Die Tatsache, dass dies von beiden Seiten mit gleich fester Überzeugung behauptet wird, zeigt, dass ihre entgegengesetzten Behauptungen nicht aus der Vernunft stammen, sondern ausschliesslich durch Vorurteile eingegeben werden. Wahrscheinlich würden die zwei Kaiser sagen und vielleicht auch glauben, dass sie kämpfen, um zu beweisen, die Ermordung von Thronfolgern sei ein Verbrechen. Es ist

kaum anzunehmen, dass der Zar in Abrede stellen würde, dass eine solche Tat ein Verbrechen ist; aber er würde — wie die Engländer — behaupten, dass es für eine grosse Nation ein Verbrechen ist, eine kleine zu unterdrücken. Immerhin gilt dieser Satz nur für bestimmte geographische Breiten; auf Finnland oder Persien findet er keine Anwendung. Die Engländer und die Franzosen sagen, dass sie zur Verteidigung der Demokratie kämpfen, aber sie wünschen nicht, dass ihre Worte auch in Petrograd oder Kalkutta gehört werden. Und — seltsam genug — gerade diejenigen, welche zuhause die Demokratie am bittersten hassen, sind ihre wildesten Kämpen gegenüber Deutschland.

Dieser Krieg wird überhaupt nicht für irgend einen vernünftigen Zweck geführt; er wird ausgefochten, weil die Völker anfangs kriegslustig waren und nun erbittert sind und entschlossen, den Sieg zu erzwingen. Alles andere ist leeres Gerede, ein sophistisches Unterschieben von Vernunftgründen für instinktive Handlungen und Leidenschaften.

Der Naturtrieb zum Kriegführen hat zwar jetzt seine Kraft schon so ziemlich ausgegeben, aber in den ersten Tagen war er sehr stark. Kämpfen und Töten gehören zu den natürlichen Tätigkeiten der Männchen, sowohl bei den Menschen als auch bei den höheren Tieren. Das Schauspiel von Männchen, die einander aus sexueller Eifersucht bekämpfen und töten, ist wahrscheinlich den Weibchen der höheren Tierarten und sicherlich auch vielen Weibchen von der Art homo sapiens angenehm. Nun sind aber in den Kulturstaaten die Gelegenheiten zu solchen Lustbarkeiten durch polizeiliche Vorkehrungen stark eingeschränkt. Daher wird bei Ausbruch eines Krieges eine ganze Gruppe von instinktmässigen Tätigkeiten freigesetzt, die in gewöhnlichen Zeiten unterdrückt werden. Dies bringt einen Freudenrausch mit sich, ganz ähnlich dem der Verliebtheit. Statt durch alle die kommenden Gräuel des Krieges — tote und verstümmelte Freunde und Verwandte, verwüstete Gegenden, die im Schlamm

verblutende Zivilisation — niedergedrückt zu sein, waren die meisten Menschen in den ersten Tagen des Krieges freudig erregt, hatten das Gefühl einer wahren Befreiung und erfanden mit unbewusster Heuchelei allerlei ethische Vorwände, um ihr Lustgefühl vor sich selbst zu entschuldigen. In dieser Stimmung fühlt man nicht einmal einen starken Hass gegen den Feind; dieser hat auch sein Gutes, denn ohne ihn könnte es ja keinen Kampf geben. Der Schaden, der ihm zugefügt wird, ist sozusagen nur eine fast bedauernswerte Nebenfolge der Schlacht. Die Poesie der Naturvölker ist voll von derartigen Stimmungen, und dass sie noch bei Kulturvölkern möglich sind, davon haben die ersten Tage des August 1914 Zeugnis abgelegt.

Wenn aber, wie in diesem Krieg, keine Partei entscheidende Erfolge erringt und die äusserste Anstrengung erfordert wird, um eine Katastrophe zu verhüten, so folgt auf den Rausch des Honigmonds bald eine mehr verdüsterte Stimmung. Die Hindernisse reizen zur Wut und die Leiden erzeugen Hass. Mehr und mehr werden die Gedanken der Menschen darauf konzentriert, den hochmütigen Feind zu demütigen. Wenn nun der Krieg längere Zeit unentschieden bleibt, wenn immer neue Aufgebote ohne Sieg oder Niederlage in den Tod geschickt werden, so wird eine immer steigende Grausamkeit entstehen, welche zu Greueln führen kann, wie sie selbst dieser Krieg der Einbildungskraft der Menschen noch nicht eingegeben hat. Einer nach dem anderen, werden die Soldaten plötzlich von der Wildheit zur Apathie übergehen; die Springfeder des Willens wird in Millionen von Menschen gebrochen sein, welche ihr elendes Leben nur noch als Kranke oder Invalide hinschleppen werden. Das ist es, was die militärischen Autoritäten von Deutschland meinen, wenn sie sagen, der Krieg werde durch die Ausdauer der Nerven entschieden werden. Sie hoffen nämlich, dass bei den Deutschen ein kleinerer Prozentsatz zusammenbrechen werde als bei den Alliierten. Die Kriegspartei auf beiden Seiten sieht erstaunlich ruhigen Gemütes der Gefahr entgegen, dass die meisten Männer, welche jetzt in Europa

zwischen 20 und 40 Jahren stehen, praktisch für alle Aufgaben des nationalen Lebens nicht in Betracht kommen könnten; unentwegt wiederholen die Kriegsfreunde, der Sieg ihrer Staatengruppe sei wichtiger als ein rascher Friede.*) Aber auch in dieser Ungeheuerlichkeit wird sie von ihrem professoralen Gefolge noch gedeckt und gefördert.

Das schlimmste Unheil würde abgewendet worden sein, wenn eine von beiden Seiten einen raschen Sieg gewonnen hätte, und ist selbst jetzt nicht unvermeidlich, wenn der Krieg wenigstens während dieses Sommers beendigt werden könnte. Wenn aber nicht bald Frieden geschlossen wird, wenn keine Entscheidung des Krieges erreicht werden kann, so wird in allen Ländern der Wille immer leidenschaftlicher auf das eine gemeinsame Ziel der gegenseitigen Zerstörung eingestellt werden müssen. In dem Masse, als die erforderliche Anspannung des Willens immer stärker und wegen der vorhandenen Ermüdung immer schwieriger werden muss, wird die Lebenskraft aller Nationen immer mehr geschwächt werden. Wenn dann endlich doch ein Friede zustande kommt, so wird leider vielleicht kein Antrieb mehr stark genug sein, die Menschen zum Handeln aufzurütteln. Nach der wilden Aufregung des Kampfes wird nichts anderes mehr wichtig erscheinen; auf die furchtbare und unnatürliche Konzentration aller Kräfte wird ein müdes Sich-gehen-lassen, eine Zeit des Verfalles folgen. In der ganzen Weltgeschichte hat es keinen Zusammenstoss gegeben, welcher dem jetzigen gleichgesetzt werden könnte. Niemals zuvor war eine so grosse Menschenzahl am Kampfe beteiligt, und niemals

---

*) Ich will damit nicht sagen, dass ein Friede geschlossen werden sollte, der irgend einen Teil von Frankreich oder Belgien im Besitze Deutschlands oder ein deutschsprechendes Gebiet im Besitze Russlands lassen würde. Ein solcher Friede würde nur den Samen neuer Kriege säen. Aber ein Friede, der diese Übel vermeiden würde, könnte wahrscheinlich morgen geschlossen werden, wenn jede von beiden Parteien geneigt wäre, die Hoffnung auf Demütigung ihres Feindes fahren zu lassen.

(Der Artikel ist zur Zeit der Besetzung von Teilen Ostpreussens und Galiziens geschrieben worden. *Die Red.*)

noch ist der Kampf so mörderisch gewesen. Was immer die moderne Wissenschaft und Organisation geleistet hat, um die Wirksamkeit der menschlichen Arbeit zu erhöhen, wird angewendet, um mehr Menschenkraft für das Zerstörungswerk des Schlachtfeldes frei zu machen. Die grössere Herrschaft des Menschen über die Natur hat das Unheil nur vergrössert, da sie nicht von einer grösseren Herrschaft über seine eigenen Leidenschaften begleitet ist. Und wenn der Mensch diese Herrschaft über seine eigenen Leidenschaften nicht erringen sollte, dann wird jede Art von Zerstörung, wenn sie nicht heute vollbracht wird, nur auf morgen verschoben sein.

Die Herabwürdigung der Wissenschaft durch den Abfall von ihrer hohen Funktion, das Los der Menschheit zu verbessern, ist eine der peinlichsten Seiten dieses Krieges. Der Wilde lebt wie die Tiere in sklavischer Abhängigkeit von der Materie; die Aufgabe, sich das nackte Leben zu sichern, nimmt seine Kraft voll in Anspruch und lässt ihm für Kunst, Wissenschaft oder andere Güter des Geistes keine freie Zeit. Von dieser Sklaverei hat die Wissenschaft durch ihre Fortschritte die Kulturvölker befreit. Eines Mannes Arbeit erzeugt in der Regel mehr als für eines Mannes Ernährung notwendig ist. Aus der Arbeitszeit, welche auf diese Weise frei geworden ist, ist alles hervorgewachsen, was wir an Literatur und Musik, Dichtung und Philosophie besitzen, ja sogar unsere ganze Wissenschaft, samt ihren berauschenden Triumphen. Auf der grösseren Produktivität der Arbeit beruhen alle Errungenschaften des modernen Staatslebens, beruht unsere Bildung und Demokratie. Und nun kommt plötzlich ein Anfall von Zerstörungswut über Europa, und sofort stellen die Männer der Wissenschaft ihr wohltätiges Wirken ein; statt dessen erfinden die Physiker schnellere Kriegsflugschiffe, die Chemiker tödlichere Explosivstoffe, und wer nur kann, weiht sich dem Dienste des Todes. Unwillkürlich muss man denken: Der Platz der Wissenschaft in der Entwicklung der Menschheit kann diesen Köpfen niemals klar gewesen sein, da sie so rasch bereit waren, zu be-

wirken, dass die Wissenschaft sich selbst schände, indem sie ihr eigenes Werk zerstört.

Wissen, mit Geisteshöhe verbunden, ist das wichtigste Werkzeug des menschlichen Fortschritts; Wissen ohne Geisteshöhe kann teuflisch wirken und die Leiden noch vermehren, welche die Menschen einander zufügen. Die Männer der Wissenschaft sind berufen, eines von den heiligen Feuern zu hüten, welche dem menschlichen Geiste das Dunkel der Welt erhellen sollen; von den Männern der Wissenschaft stammt das Ideal des richtigen Denkens, des uneigennützigen Strebens nach Wahrheit, welches, wenn es in weiteren Kreisen geherrscht hätte, allein genügt haben würde, um diese Schreckenszeit zu verhindern. Diesem Ideal der Wahrheit und Wissenschaft zu dienen, einen von allem Krieg weit entfernten Zweck lebendig zu erhalten, ist der geistigen Führer Europas würdiger, als ihren Regierungen behilflich zu sein, den Hass anzufachen oder noch mehr junge Männer abzuschlachten, von denen die Zukunft der Welt abhängt. Es ist hohe Zeit, uns jener höheren Pflichten gegen die Menschheit zu erinnern, in denen wir noch immer einig sein können.

□□□

Sancta simplicitas!

Gewollt haben den Krieg nur wenige — eine Bestie, wer ihn direkt gewollt. Aber so mancher, der vor dem Richterstuhle der Geschichte freigesprochen wird von direkter Mitschuld, ist doch nicht frei von dem Vorwurfe, den Krieg nicht verhindert zu haben, wo er doch mitwirken konnte, zu hindern. Und manches alte Weib hat wie bei dem Scheiterhaufen des Johannes Hus einen Brennscheit dem Feuer untergelegt — sancta simplicitas. *C. B.*

□□□

Krieg und Patriotismus
im Lichte der Schopenhauerschen Morallehre.

Von MAGNUS SCHWANTJE.*)

Aus zahlreichen Stellen in den Werken Schopenhauers geht hervor, dass dieser den Krieg zu den schlimmsten Übeln zählt, welche die Menschen selber einander bereiten. Als den „Erzteufel" in der Hölle dieses Lebens bezeichnete er den Eroberer (II, Kap. 46). Niemals hat er von „Segnungen des Krieges" gesprochen.

Als den Ursprung des Krieges erklärt Schopenhauer zu wiederholten Malen das „Diebsgelüst". Nicht weniger als dreimal zitiert er mit Zustimmung den Ausspruch Voltaires: „Dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler". Er erklärt es als eine empörende Heuchelei, dass die Regierungen die Selbstverteidigung als den Zweck ihrer Kriege anführen, anstatt offen zuzugeben, dass sie stehlen wollen. Dieses Urteil über die kriegführenden Regierungen bedarf entschieden einer Einschränkung. Schopenhauer hat auch selbst an einigen Stellen zugegeben, dass es Verteidigungskriege gibt, also dass nicht immer beide Parteien im Kriege sich vom Diebsgelüst treiben lassen; er preist an vielen Stellen den Heldentod zur Verteidigung des Vaterlandes.

Allerdings hat der Philosoph die Befreiung der Gelehrten vom Militärdienst verlangt und auf die demoralisierende Wirkung des Soldatenlebens hingewiesen. Im Jahre 1813, als Deutschland einen Krieg zur Befreiung

*) Aus einem in der vierten Generalversammlung der Schopenhauer-Gesellschaft am 26. Juni 1915 in Düsseldorf gehaltenen Vortrag. — Der Verfasser erörterte in diesem Vortrag auch die Ansicht, dass der Staat wohl das Recht habe, Verteidigungskriege zu führen, aber nicht das Recht, jemanden zum Kriegsdienst zu zwingen. Dieser Teil des Vortrages wird in der „Ethischen Rundschau", Berlin W. 15, Düsseldorferstr. 13, veröffentlicht werden.

von Fremdherrschaft führte, hat es ihm, dem 25jährigen, gesunden Mann, sehr fern gelegen, überhaupt die Frage zu erwägen, ob nun auch er verpflichtet sei, sein Leben für die Rettung des Vaterlandes zu wagen. Der grösste Held ist der, welcher nicht nur das Wohl des eigenen Volkes, sondern das der ganzen Welt als sein eigenes betrachtet; ein solcher Held darf sein Leben nicht seinem Volke opfern.

Diese Erkenntnis hat Schopenhauer aber nicht davon abgehalten, bei jeder Gelegenheit dem kriegerischen Heldentum Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. An fast allen Stellen, wo er Beispiele echt moralischer Handlungen anführt, nennt er unter ihnen auch das Sterben für das Vaterland. Nicht weniger als viermal bezeichnet er Arnold von Winkelried als einen edelmütigen Charakter, weil er „bewusst und freiwillig für sein Vaterland in den gewissen Tod ging". Aber es lag ihm doch sehr fern, das Sterben für das Vaterland als Äusserung des höchsten Heldentums zu schätzen. Höher als die Liebe zum Vaterland schätzte er das Mitgefühl mit allem, was lebt und leidet. Er weist im Dialog „Über Religion" darauf hin, dass die Liebe zum Vaterlande „eigentlich eine gar zweideutige Tugend ist, indem Beschränktheit, Vorurteil, Eitelkeit und wohlverstandener Eigennutz grossen Anteil an ihr haben". Es gibt zwar auch reines, durch kein unmoralisches Element getrübtes kriegerisches Heldentum. Aber dieses ist selten, wie alles Edle. Echtes Heldentum offenbart sich im Kriege nicht mehr als bei jedem anderen Unglück von derselben Grösse. Jedem, der die Ansichten Schopenhauers über den moralischen Charakter der Menschen im Wesentlichen für richtig hält — und das muss meiner Meinung nach jeder, der unbefangen und mit einigem psychologischen Scharfblick ins Leben sieht —, dem ist es klar, dass ein Heldentum, dessen Millionen fähig sind, die im Frieden auch der erschütterndsten Not gegenüber teilnahmslos bleiben, ja, vielfach Schadenfreude äussern, nicht ausschliesslich edlen Trieben entspringt.

Nach Schopenhauer ist nur der edle Mensch ein

grosser Mensch, ein Held. Ein edler Mensch aber ist nur, wer, „der menschlichen Natur entgegen, nicht für sich, sondern für alle lebt“ (II, Kap. 31), wer „weniger, als sonst geschieht, einen Unterschied macht zwischen sich und andern“ (I, § 66). „Alle Qualen, die er sieht . . ., alle Qualen, von denen er mittelbar Kunde hat, ja, die er nur als möglich erkennt, wirken auf seinen Geist wie seine eigenen“ (I, § 68). — Freilich ist ein Mensch, der wenigstens das Wohl und Wehe seines Volkes als sein eigenes empfindet, und für sein Volk Opfer zu bringen bereit ist, edelmütiger als derjenige, der nur an sich, seine Familie und seine persönlichen Bekannten denkt. Aber einen höheren Edelmut zeigt der, welcher an dem Wohl und Wehe aller Völker teilnimmt; und der höchste Edelmut ist das allumfassende Mitleid, das sich in gleicher Weise auf Menschheit und Tierwelt ausdehnt. Der Mensch ist um so grösser, je grösser der Kreis der Wesen ist, deren Leiden und Freuden er als seine eigenen miterlebt.

Die Vaterlandsliebe ist also nach Schopenhauer wohl eine Tugend, aber nur eine „beschränkte“ und eine „zweideutige“; das heisst: es ist manchmal zweifelhaft, ob eine Äusserung der Vaterlandsliebe tugendhaft oder egoistisch ist. Es zeugt schon von einem Mangel an Edelmut, von Egoismus, seinem eigenen Volke mehr Glück als den anderen Völkern zu wünschen. Während eines Krieges wünscht ein edler Mensch einen solchen Ausgang des Krieges, der der ganzen Welt am heilsamsten ist. Den Sieg seines Volkes wünscht er nur, falls er davon überzeugt ist, dass durch diesen das Heil der ganzen Welt gefördert würde. Wie wir das Wohl des Vaterlandes höher schätzen müssen als das der Familie, so müssen wir das Wohl der Welt höher schätzen als das des Vaterlandes. — Solche Ansichten hat auch der grosse Vorgänger Schopenhauers, Immanuel Kant, ausgesprochen.

Bei aller Anerkennung der Rühmenswürdigkeit patriotischen Opfermutes haben wir, Verehrer Schopenhauers, gerade während eines Krieges die Volksgenossen davor

zu warnen, ihre Vaterlandsliebe zur Ungerechtigkeit oder gar zum Hass und zur Schadenfreude gegen andere Völker ausarten zu lassen. Gerade während eines Krieges müssen wir dafür wirken, dass die Bande, welche die geistigen und sittlichen Führer der Menschheit in allen Ländern mit einander verbinden, als heilig betrachtet werden. Schopenhauer sagt: „dass der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wissenschaften sich geltend machen will“, wie es besonders nach dem Ausbruch eines Krieges geschieht, „ein schmutziger Geselle ist, den man hinauswerfen soll. Denn was kann impertinenter sein, als da, wo das rein und allgemein Menschliche betrieben wird, und wo Wahrheit, Klarheit und Schönheit allein gelten sollen, seine Vorliebe für die Nation, welcher die eigene werte Person gerade angehört, in die Wagschale werfen zu wollen, und nun, aus solcher Rücksicht, bald der Wahrheit Gewalt anzutun, bald gegen die grossen Geister fremder Nationen ungerecht zu sein, um die geringeren der eigenen herauszustreichen“ (P. II, § 255).

Ebenso wie „im Reiche der Wissenschaften“ wird aber auch auf den höheren Gebieten der Künste und auf allen Gebieten des ethischen Wirkens nur „das rein und allgemein Menschliche betrieben“; ja, innerhalb der ethischen Bestrebungen ist nationale Beschränktheit noch unausstehlicher als auf irgend einem andern Gebiete. Der lächerlichste Auswuchs des Patriotismus ist es, wenn man die Verbindung der ethischen Bewegungen in allen Ländern zu zerstören sucht. Die Führer dieser Bewegungen werden sich dadurch in ihrer Gesinnung nicht beeinflussen lassen; aber die Erfolge ihres Wirkens können doch vielfach durch Hetzereien und Wühlereien einflussreicher Patrioten geschmälert werden.

Allen diesen nationalistischen Bestrebungen, die in den letzten Jahren so mächtig angewachsen sind, würde Schopenhauer in unserer Zeit mit aller Entschiedenheit entgegentreten. „Nicht den Landsgenossen, — der Menschheit übergebe ich mein . . . Werk“, sagte er am Anfang der Vorrede zu seinem Hauptwerk. Allerdings ist nach

seiner Anschauung der Unterschied zwischen den Menschen unermesslich gross, — so gross, dass man sich darüber wundern muss, dass er nicht hinreichte, zwei natürliche Spezies zu konstituieren. Aber dieser grosse Unterschied besteht nur zwischen den Individuen; der moralische und intellektuelle Unterschied zwischen den Durchschnittsmenschen in den verschiedenen europäischen Ländern ist nur gering. Jedes Volk hat zwar seinen Nationalcharakter; aber dieser ist weder viel besser noch viel schlechter als der des anderen. In jedem Volke finden wir etliche Tugenden und intellektuelle Gaben, aber auch etliche Laster und intellektuelle Schwächen mehr als in anderen Völkern. Gemäss ihren besonderen Gaben hat jede Nation auch ihre besonderen Aufgaben in der Kulturgeschichte zu erfüllen. Keines der europäischen Völker kann ohne schwere Schädigung der ganzen Welt unterdrückt werden, und keines darf den andern seine Eigenart aufdrängen. Es hat nie ein Volk gegeben und wird nie ein Volk geben, an dessen Wesen die ganze Welt genesen könnte. Durch das friedliche Zusammenarbeiten aller Nationen kann der Kulturfortschritt am wirksamsten gefördert werden.

Alle höchste Tugend, alle höchste Weisheit, alle höchste Schönheit ist nicht einer einzelnen Nation eigentümlich, sondern findet in allen Ländern gleich viel Verständnis und Liebe, — nicht bei dem grossen Haufen, aber bei einzelnen Menschen, die in jedem Volke aus der Menge hervorragen, und die Schopenhauer die „Menschen edlerer Art“ nennt. Diese Menschen sind mit ihren Geistesverwandten in allen Ländern viel enger verwandt als mit der Mehrzahl der Bewohner ihres Vaterlandes, und die Liebe, die sie zu einander fühlen, ist ein heiligeres Band als irgend ein anderes, welches Menschen an einander kettet. Jeder „Mensch edlerer Art“, in welchem Lande und in welcher Zeit er auch leben möge, fühlt sich fremd, unverstanden und einsam in dem grossen Haufen seiner Volksgenossen, aber innig verwandt mit einer kleinen

Schar edler und erleuchteter Menschen in allen Ländern. Sogar mit seinen Blutsverwandten fühlt ein edler Mensch sich oft nicht so innig verbunden wie mit seinen Gesinnungsgenossen, mit denen zu verkehren ihm daher eine Freude bereitet, der sehr wenige andere Freuden gleichkommen.

Auch die Schopenhauer-Gesellschaft will eine internationale Verbindung zwischen Geistesverwandten herstellen, und sie wird gewiss nicht nur vielen ihrer Mitglieder Trost und geistige Förderung spenden, sondern auch dazu beitragen, die Völker einander näher zu bringen. Denn, obwohl der Philosoph des Pessimismus sich nur wenig mit dem Problem der Sicherung des Völkerfriedens beschäftigt hat, muss doch die, von dieser Gesellschaft beförderte Verbreitung seiner Werke und seiner Weltanschauung auch den Friedensbestrebungen zugute kommen. Wie wenige andere Schriftsteller ist Arthur Schopenhauer aller nationalen Beschränktheit entgegengetreten und hat sich stets zum Kosmopolitismus bekannt.

Seine ganze Moralphilosophie ist unkriegerisch: sie stellt das allumfassende Mitleid, das bei keiner politischen Grenze, selbst nicht bei der Grenze der Menschheit Halt macht, sondern alles Lebende, Mensch und Tier, umschlingt, als die Quelle der höchsten Tugend dar, und sie zeigt, dass die grösste, wichtigste und bedeutsamste Erscheinung, welche die Welt aufzeigen kann, nicht der Welteroberer ist, sondern der Weltüberwinder.

□□□

Der Krieg zwischen zwei gebildeten Völkern ist ein Hochverrat an der Zivilisation.

Carmen Sylva 1900.

□□□

Eine Vision Leo Tolstois.*)

Aus seinem Todesjahre 1910.

Dies ist eine Vision kommender Ereignisse, welche die nächste Zukunft bringen wird. Ich vermag das unheimliche Bild deutlich zu sehen.

Über dem Ozean der Menschenschicksale erblicke ich die Silhouette eines nackten Weibes. Mit ihrem Lächeln, ihren Juwelen, übertrifft ihre Schönheit die der Venus. Die Nationen der Erde bemühen sich, sie an sich zu locken. Sie aber, wie eine echte Buhlerin, liebäugelt mit allen. In dem Diadem ihres Hauptes kann man ihren Namen lesen: ›Kommerzialismus‹. So verlockend und hold auch ihr Anblick ist, so folgt doch das Verderben ihren Spuren. Ihr Atem, ihre Stimme, die wie Metall klingt, ihr gieriger Blick sind wie ein Gifthauch für die Völker, die sie in ihren Bann geschlagen hat.

In ihren Armen trägt sie drei Fackeln der Zerstörung.

Die erste dieser Fackeln, welche die schöne Buhlerin von Stadt zu Stadt, von Land zu Land trägt, ist die des Krieges. Sie entzündet zunächst den Patriotismus; aber das unvermeidliche Ende verklingt beim Donner der Geschütze und bei dem Geräusch des Gewehrfeuers.

Die zweite Fackel ist die der Heuchelei und Scheinheiligkeit. Sie zündet nur die Lampen in den Tempeln und auf den Altären geheiligter Institutionen an. Aber die Saat, die sie aussät, ist Falschheit und Fanatismus. Sie vergiftet das Leben der Menschen von der Wiege bis zum Grabe.

Die dritte Fackel ist die des Gesetzes, das in unglaubwürdigen Traditionen seinen Ursprung hat. Es macht seinen verderblichen Einfluss zunächst in der Familie geltend, bis es das ganze öffentliche Leben durchdringt, Literatur, Kunst und Staatskunst.

---

*) Von Herrn Lehmann-Russbüldt (Berlin, „Neues Vaterland") nach Berichten einer holländischen und einer nordamerikanischen Zeitschrift mitgeteilt und bezüglich der Echtheit von einem in Berlin lebenden Freunde Tolstois bestätigt. Bei aller Reserve wollten wir diesen interessanten Beitrag zur Psychologie des grossen Dichters unseren Lesern nicht vorenthalten.

Der grosse Brand wird im Jahre 1912 im südöstlichen Europa seinen Anfang nehmen. Im Jahre 1914 wird er sich zur Weltkatastrophe entwickeln. Ganz Europa wird bis dahin in Flammen stehen. Ich höre die Klagen von ausgedehnten Schlachtfeldern.

Aber im Jahre 1915 wird die Gestalt eines neuen Napoleon von Norden her die Bühne der Weltgeschichte beschreiten. Er hat keine militärische Ausbildung, er wird ein Schriftsteller oder Journalist sein, aber er wird es verstehen, Europa bis zum Jahre 1925 in seinem Bann zu halten. Das Ende der Katastrophe wird für Europa eine neue politische Aera bringen.

Die Reiche der Erde werden sich zu einer einzigen grossen Vereinigung zusammentun und die Vereinigten Staaten aller Nationen bilden. Es wird dann keine Kaiserreiche und Königreiche mehr geben. Es bleiben einfach vier grosse Nationen übrig: Germanen, Lateiner, Slaven und Mongolen.

Nach dem Jahre 1925 wird sich eine grosse religiöse Umwälzung vollziehen. Die zweite Fackel in den Händen der Buhlerin wird zum Falle der Kirche führen. Die ethische Idee verschwindet, die Menschheit hat nur noch ein sehr vermindertes moralisches Bewusstsein. Dann aber wird der Menschheit ein gewaltiger Reformator erstehen. An die Stelle des Monotheismus wird er den Pantheismus setzen. Er selber wird sich nicht der Mission bewusst sein, zu welcher ihn eine höhere Macht berufen hat.

Die dritte Fackel in den Händen jenes Weibes hat bereits begonnen, unsere Familienbeziehungen zu untergraben, unsere Begriffe von Kunst und Moral zu verwirren. Die Beziehungen zwischen Mann und Frau werden nur als prosaische Association der Geschlechter angesehen. Die Kunst hat begonnen zu degenerieren, politische und religiöse Störungen werden das geistige Fundament aller Nationen ins Wanken bringen. Der Nationalitätenkrieg Europas, die Klassenkämpfe Amerikas und die Rassenkriege in Asien werden den menschlichen Fortschritt auf ein halbes Jahrhundert hinaus lahmlegen.

Aber dann, in der Mitte des Jahrhunderts, wird aus dem Volk der Lateiner ein Held der Dichtung und der Künste erstehen und wird die Welt von den Schlacken veralteter Vorurteile reinigen. Das strahlende Licht des Symbolismus wird die Fackel des Kommerzialismus überstrahlen.... An die Stelle der Polygamie und Monogamie

wird Poetogamie treten, eine Beziehung der Geschlechter, die sich nach den poetischen Begriffen des Lebens entwickelt.... Ich sehe die Nationen weiser und besser werden. Eine Zeit wird kommen, wo die Völker nichts mehr werden wissen wollen von Armeen, Heuchelei und Entartung in der Kunst....

Das ganze Leben ist Entwicklung, und Entwicklung ist Fortschritt von einer niedrigen zu einer höhern Form von Körper und Geist.

Ich sehe in dem Wandelbild der Weltentwicklung die jetzige Form schwinden wie das Abendrot, das die Kuppe eines Berges mit seinen Strahlen beleuchtet hat. Durch den Kommerzialismus selber wird eine neue Weltentwicklung herbeigeführt werden.

Ungleiche Massstäbe.

Bei strahlend schönem Wetter fahre ich über den Vierwaldstättersee.

Auf Befehl eines Kontrollbeamten muss ich von dem sonnenüberfluteten Deck in den übelriechenden, dunkeln Schiffsbauch hinabsteigen, um meine Fahrkarte zu lösen. Ungeduldig stelle ich mich in die Reihe, ungeduldig warte ich, ungeduldig versuche ich mir all die Herrlichkeit vorzustellen, die mir entgeht. Endlich kommt die Reihe an mich.

Da — im raschen Siegeslauf stürmt eine Dame zur Kasse und löst sich ihr Billett — vor mir!

Meine Empörung kennt keine Grenzen. Fast hätte sie mir die Freude an der schönen Fahrt verdorben.

Als ich dann wieder oben auf meinem Plätzchen sass und der Anblick unseres sanft hingleitenden Schiffes mich ruhiger gestimmt hatte, da musste ich mir eingestehen, dass ich selbst schon dann und wann einen ähnlichen Übergriff versucht, schon manchmal ihn ausgeführt hatte und — dass ich mir dann immer als ein Held erschienen war.

Wie anders stellt sich das Unrecht dar, wenn man es selber verübt, als wenn es an Einem geschieht. Und sollte es Völkern anders ergehen?

F. R.



Die Phrase vom „faulen Frieden".

„Faulen Frieden wollen wir nicht. Frieden kann es erst geben, wenn der Gegner völlig niedergerungen ist."

Aus diesem jetzt in allen Lagern viel gehörten und viel gelesenen Satze, der etwa so viele Irrtümer wie Worte enthält, möchte ich nur die wesentlichsten Gedankenfehler hervorheben.

Die Begriffe „Sieg" auf der einen, „Niederwerfung" oder „Niederringung" auf der andern Seite sind in dem heutigen Welt- und Massenkriege völlig unanwendbar. Dies ergibt schon die Menge der beteiligten Staaten, die Verschiedenartigkeit der Kriegsziele.

Gesetzt aber auch, die Begriffe wären anwendbar — es käme also beispielsweise von seiten Englands aus fünf Erdteilen eines Tages die flehentliche Bitte um Schonung, Gnade und Barmherzigkeit an die Adresse des deutschen Recken —, so ist noch längst nicht erwiesen, dass mit einem solchen Ergebnis einem dauernden Frieden gedient wäre. Dagegen wäre mit erheblicher Sicherheit anzunehmen, dass die bei der unterjochten Staatengruppe unter der Asche brennende Glut unsagbaren Hasses gegen den Sieger bald zu neuen Kämpfen führen würde. Es wäre also mit dem „Sieg" der einen Staatengruppe gerade das erreicht, was man als „faulen Frieden" zu bezeichnen pflegt.

Was ist das nun eigentlich? Ich will die Antwort an der Hand eines Zwiegespräches geben, das ich kürzlich mit einem Kriegsfanatiker hatte, und das mir so recht die Goethesche Wahrheit zeigte, dass, wo Begriffe fehlen, sich ein Wort zur rechten Zeit einstellt. Also ich frage: „Was verstehen Sie unter faulem Frieden?" Er: „Aber ich bitte Sie, das ist doch ganz klar und einfach! Fauler Friede ist ein solcher Friede, der nur kurze Zeit anhält, weil er dem nicht hinreichend bezwungenen Gegner die baldige Ansammlung frischer Kräfte erlaubt und ihm

damit die Möglichkeit gibt, in kurzer Zeit wieder Krieg anzufangen!"

Ich: „Also diese Möglichkeit wollen Sie als gefahrbringend beseitigen?"

Er: „Allerdings, selbstverständlich."

Ich: „Sie wollen also für die Zukunft keinen neuen Krieg?"

Er: „Für die Zukunft? Na, wenigstens fürs Erste nicht."

Ich: „Ja, was heisst „fürs Erste"?"

Er: „Ja, eben, vorläufig! Eine bestimmte Zeit lässt sich da nicht recht angeben . . ."

Ich: „Sie meinen also, Friede auf immer?"

Er: „Um Gotteswillen! Sie ahnungsloser Utopist! Krieg muss sein! Krieg ist Lebenselement! Ohne Krieg kein Fortschreiten, keine sittliche Erneuerung, ohne Krieg innere Fäulnis, Verderbnis, Genussucht, Materialismus, ohne Krieg . . ."

Ich: „Ja, aber dann habe ich Sie wohl vorher nicht recht verstanden! Sie sagten doch, keinen faulen Frieden; was ist denn aber hierzu der Gegensatz?"-

Er: „Der Gegensatz? Nun . . . ach ja . . ."

Hier stockt mein Kriegsfanatiker. Hier gibt's auch Grund, zu stocken.

Fauler Friede? „Nein." Ewiger Friede? „Nein." Was denn sonst? Antwort, höchst einfach: Etwas Drittes gibt es nicht. So lange zwischen modernen Kulturstaaten — von solchen spreche ich nur — die Möglichkeit dauernden Friedens abgelehnt wird, muss notwendig jeder zwischen ihnen geschlossene Frieden ein „fauler Frieden" sein. Ob der Friedenszustand 6¾ Jahre oder 22 Jahre 7 Monate oder 47 Jahre 1 Monat 3½ Wochen oder meinetwegen hundert Jahre dauert, das ist, wenn man nicht die kurze Spanne des eigenen Lebens als alleinigen Massstab nimmt, ungemein belanglos.

Nun wird ja grade die Möglichkeit eines dauernden Friedens durchweg für eine phantastische Utopie erklärt. Die Frage, ob mit Recht oder Unrecht, fühle ich mich

nicht berufen, zu beantworten. Es steht jedem frei, die Kriegsgegner als Utopisten, als Phantasten zu bezeichnen. Nur soll, wer dies tut, sich nicht in die Brust werfen und tönenden Schwunges versichern: „Faulen Frieden wollen wir nicht.“ Er setzt sich zwischen zwei Stühle in ein Nichts; macht sich dem nüchternen Beurteiler gegenüber als Phrasenheld lächerlich. *Berengar von Haugwitz.*

□ □ □

Allerlei.

Der Rektor einer Bayrischen Realschule sandte an diese Schule von der Front zwölf Granatzünder zur Verteilung. Eine Explosion erfolgte, viele Schüler wurden verletzt, zwei erlagen den Verletzungen. — Die Explosion war ein unglücklicher Zufall, aber..... ein Rektor liess zwölf Granatzünder in der Schule verteilen!

* * *

— Kämpfen wir bis zur vollständigen „Vernichtung des Feindes“, so hat jüngst der Präsident der Duma gesprochen. Und gestern sagte beim Kongresse der Waffenindustrie ein bekannter Millionär: „Wir wollen bis zum letzten Manne kämpfen und wir werden siegen“.

So berichtet Clémenceaus Blatt „L'Homme Enchaîné“ vom 9. August und freut sich über die bevorstehende Ausschlachtung mit folgenden Worten:

„Bis zum letzten Manne! Eine furchtbare Drohung, welche geeignet ist unsere Ungeduld zu beschwichtigen und in uns berechtigte Hoffnungen zu erregen.“

* * *

Meine Kleine — viereinhalb Jahre alt — war einige Monate in einem deutschen Kinderheim. Heute erhalte ich Besuch von einem befreundeten Engländer. Das Kind fragt mich treuherzig: „Ist es wirklich ein Engländer? Was will er uns denn wegnehmen?“ Glücklicherweise hat sie Zeit vor sich, um umzulernen.

* * *

Einige Italiener im Kanton St. Gallen machten eine gemeinsame Eingabe an die italienische Regierung. Sie teilten darin ihre Absicht mit, der Einberufung zum Kriegsdienst keine Folge zu leisten und sie sprachen in diesem Schriftstück die Erwartung aus, die Regierung werde ihren Standpunkt begreifen und gutheissen, denn — sie hätten zurzeit gute Verdienstmöglichkeit.

Ein Schlusswort.*)

Von Prof. Dr. AUGUST MESSER.

Wenn Herr Rolland seinen Landsleuten deutsche Äusserungen mitteilte, die ihm geeignet schienen, „den Abgrund des Missverständnisses zwischen den zwei Nationen zu überbrücken", so zolle ich ihm dafür warme Anerkennung. Wogegen ich Verwahrung einlegte, war lediglich, dass er die Sätze Albert Kleins in objektiv unrichtiger Weise ausdeutete. Auf diesen — den einzig wesentlichen — Punkt ist Herr Rolland in seiner Antwort nicht näher eingegangen. Diesen eigentlichen Streitpunkt hat auch Herr von Fielitz nicht erfasst. Es handelt sich nämlich zwischen Herrn Rolland und mir gar nicht darum: führen die Franzosen oder die Deutschen „einen gerechten Verteidigungskrieg", sondern nur darum: hat Herr Rolland die Worte Kleins richtig interpretiert? — Dass er dies nicht getan hat, dafür habe ich ihm im August-Heft der „Tat" (Jena, Diederichs) den Beweis geliefert. Das ist keine Sache blossen „Glaubens" mehr. — Ich kann also nur nochmals sagen: eine notwendige Voraussetzung jeder „Verständigung" ist, dass man zuerst sorgfältig zu verstehen sucht, was der andere eigentlich sagt, ehe man selbst darüber urteilt. Mehr Philologie, meine Herren!

*) Wir veröffentlichen diesen Brief auf nochmaliges Verlangen des Herrn Einsenders, dem wir unseren gegenteiligen Wunsch durch nachfolgendes Schreiben ausgedrückt hatten:

Sehr geehrter Herr Professor!

Wir erhalten heute Ihre w. Karte mit einer Replik auf Romain Rolland. Nun hat dieser in seiner Antwort die Richtigkeit Ihrer Auslegung anerkannt und Ihren Wünschen Folge gegeben. Man darf nicht übersehen, dass Ihr berühmter Gegner weiter geht als seine Landsleute es heute vertragen können, und dass wir alle Ursache haben, seine exponierte Stellung zu achten und zu ehren; Herr von Fielitz hat übrigens die Kontroverse in vornehmer Weise abgeschlossen.

Unsere Meinung wäre es, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Bestehen Sie aber auf der Veröffentlichung Ihrer Zuschrift, so könnten wir dies nicht, ohne unserem Standpunkt gleichfalls Ausdruck zu geben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Die Redaktion.

Ökonomische Rundschau.

Die Kriegskosten und ihre finanziellen Folgen.

Von Dr. M. NACHIMSON (Russland).

Dieser Artikel ist uns im Juli zugesendet worden und war gedruckt, bevor die Reichstagsrede des Staatssekretärs Helfferich vom 20. August d. J. gehalten wurde. Seither ist am Texte nichts geändert worden. Selbst die abweichenden Ziffern des deutschen Reichsschatzsekretärs, auf die wir in Noten hinweisen, erhöhen nur die Beweiskraft des Artikels in der Richtung, dass nach dem Kriege die allgemeine Abrüstung schon aus finanziellen Gründen unvermeidlich sein wird. *Die Red.*

Über die Finanzierung eines Weltkrieges wurde schon vorher viel geschrieben. Niemand hat sich aber eine richtige Vorstellung von den wirklichen Kosten gemacht. Selbst die Schätzungen, die in den ersten Monaten vorgenommen worden sind, erweisen sich als unzureichend. Die wirklichen Ausgaben übersteigen selbst die pessimistischen Voraussagen um ein Vielfaches. Trotzdem ist die Finanzierung viel einfacher geworden, als man ahnen konnte. Überrascht stehen Staatsmänner und Volkswirte vor der Tatsache, dass nach einem Jahre ungeheuerlich kostspieligen Verbrauches die Finanzquellen nicht nur nicht erschöpft sind, sondern anscheinend sogar reichlicher fliessen.

Eine vollständige und objektive Beurteilung der Kriegsfinanzierung wird erst später möglich sein, wenn die Tatsachen nicht mehr ein Staatsgeheimnis bilden, noch von den Parteien gegen einander ausgespielt werden. In Folgendem soll versucht werden, auf Grund des schon veröffentlichten offiziellen Materials ein zusammenfassendes Bild darüber zu geben, was der Krieg die Staaten schon gekostet hat, und wie sie die Kosten zu decken vermocht haben; daran werden einige Bemerkungen über seine finanziellen und volkswirtschaftlichen Folgen geknüpft.

I.

Relativ am klarsten liegen die Verhältnisse in **England**. Hier wurde mehrmals dem Parlament über die Kriegskosten Rechenschaft gegeben.

Zu Beginn des Krieges versteigerte England Schatzwechsel im Betrage von 91 Millionen Pfund. Im November begab es dann eine 3½%ige Anleihe zum Kurse von 95%. Sie brachte 331 Millionen ein. Die Kriegskosten bis zum Ende des Budgetjahres (März 1915) beliefen sich auf 360 Millionen Pfund, einschliesslich der Vorschüsse an die Verbündeten und den Unterstützungen für die Zivilbevölkerung. Die unmittelbaren Kriegskosten Englands betrugen in den acht Kriegsmonaten rund 279 Millionen, und zwar in den ersten vier Kriegsmonaten durchschnittlich 0,85 Millionen pro Tag und in den folgenden vier Monaten bereits fast 1½ Millionen Pfund. Sie stiegen von Monat zu Monat und erreichten im Juli die enorme Höhe von drei*) Millionen Pfund oder 75 Millionen Franken pro Tag!

Die Steigerung der Kriegskosten ist ungeheuerlich und erklärt sich daraus, dass England erst während des Krieges eine Armee von angeblich drei Millionen Soldaten formiert und die ausserordentlich kostspielige Dardanellenaktion begonnen hat. Schliesslich leidet auch England unter der ausserordentlichen Preissteigerung, die insbesondere in den letzten Monaten bedeutend wurde. Das Preisniveau stand ja schon Ende April nach dem „Economist" um etwa 30% über dem von Ende Juli 1914 . . .

Lloyd George nahm an, dass die Kriegsausgaben bis Ende September 638 Millionen Pfund betragen werden. Die Pensionen sind dabei noch nicht berücksichtigt . . . Ende Juli wurden weitere Kredite von 150 Millionen bewilligt.

Bis Mitte Juni ist die laufende Schuld Englands auf 333 Millionen angewachsen. Um diese zu decken, hat die Regierung im Juli eine 4½%ige Anleihe gemacht, deren Zeichnungen etwas weniger als 600 Millionen £ erreichten und deren Verzinsung auf 4½% angesetzt wurde, aber durch Tausch gegen alte Titres, die unter dem Emissionskurse erhältlich sind, zu dem sie in Zahlung angenommen werden, auf über 5% gesteigert werden kann.

Ungefähr zwei Jahrzehnte sind verflossen, seitdem England den Zinsfuss seiner Anleihen auf 2½ und 2¾% herabgesetzt hat. Damals standen auch die 2½% Konsols noch über Pari. Heute sieht sich England gezwungen, seine Anleihen wiederum **hinaufzukonvertieren**. Darin äussert sich in erster Linie die wirtschaftliche Umwälzung

---

*) Nach Helfferich im August schon 4 Millionen £! Die **täglichen** Kriegsausgaben der **sämtlichen** beteiligten Mächte belaufen sich jetzt auf nahezu 300 Millionen Mark, die monatlichen übersteigen jedenfalls acht Milliarden (Deuschland 2 Milliarden). *D. Red.*

der letzten Jahre. Während der Anfang der neunziger Jahre den Abschluss einer Periode wirtschaftlichen Stillstandes und grosser Geldflüssigkeit bedeutete, stehen wir heute in der Mitte einer Sturm- und Drangperiode des Kapitalismus, die sich unter anderem durch Kapitalknappheit auszeichnet. Selbst das reiche England hat darunter zu leiden, und der Kurs der Konsols hat schon lange vor dem Kriege zu weichen begonnen. Aber auch der Einfluss des Krieges auf diese Geldverteuerung ist augenscheinlich. Die Inanspruchnahme des englischen Geldmarktes durch den Staat beträgt eine Milliarde Pfund, also beinahe das Vierfache dessen, was in einem normalen Jahre überhaupt an Kapital emittiert wird. Es ist darum nicht verwunderlich, dass der englische Staat jetzt höheren Zins zahlt, um die Kapitalisten zu veranlassen, die neuen Kriegsanleihen zu kaufen. Vielmehr fordert es eine Erklärung, wie die Aufbringung solcher Summen überhaupt möglich gewesen ist.

Lloyd George sagte im Parlament, dass das Gesamteinkommen in England in Friedenszeit 2,4 Milliarden Pfund im Jahre betrage und dass es während des Krieges noch grösser sein dürfte. Wir haben, meinte er, hunderte von Millionen ausgegeben, meist im eigenen Lande. Man arbeitet mehr als in normaler Zeit, der Lohn ist höher und der Profit steht in verschiedenen Industriezweigen beträchtlich höher als sonst. Lloyd George berief sich dann weiter auf das Resultat der Einkommensteuer. Die Kriegseinkommensteuer hatte bis Ende März zehn statt der veranschlagten acht Millionen Pfund gebracht.

Natürlich hat der Londoner „Economist" recht, wenn er sagt, dass das Gesamteinkommen des Landes, wenn ein grosser Teil der arbeitenden Bevölkerung unter den Waffen steht, nicht steigen kann. Das Kapital wird aber der Industrie usw. entzogen und dem Staate zur Verfügung gestellt. Die Vorräte werden aufgezehrt, die Maschinen abgenutzt, Neuinvestierungen werden hingegen nur in geringem Masse vorgenommen, so dass dem Markte immer neues Kapital, d. h. richtiger Papiergeld, zufliesst, das die schon verbrauchten Güter darstellt, zugleich aber auch den Anspruch auf andere Güter. Daher die „Geldflüssigkeit", das Anhäufen des frei gewordenen und keine neue Anlage findenden Geldkapitals auf dem Markte. Dabei darf man nie vergessen, dass an den Kriegslieferungen unheimlich verdient wird.

Tatsächlich lässt sich ein rasches Anwachsen des Kapitals nach allen Kriegen konstatieren. Wurden doch auf die französische Kriegsanleihe von rund 3,5 Milliarden Franken von 1872 nicht

weniger als 43 Milliarden Franken gezeichnet . . . Auch in Russland während des russisch-japanischen Krieges sind die Depositen bei den Banken stark angewachsen. Die gleiche Erscheinung lässt sich auch heute in allen Ländern konstatieren.

Der Krieg wird aber kaum bald zu Ende sein. Eine Versammlung der Citymänner am 17. Juli rechnete, dass der Krieg England zwingen werde, neue Schulden in der Höhe von 2000 Millionen Pfund aufzunehmen. Die Zinsen davon, die Tilgungsfonds, sowie die Kriegspensionen würden 130 Millionen Pfund jährlich ausmachen, erklärte diese Versammlung, während sämtliche Steuern und Zölle 1912/13 nur 155 Millionen £ einbrachten. Sie empfiehlt daher Sparsamkeit und eine Reihe neuer Steuern. Sparen an allgemeinen Verwaltungsausgaben kann man aber nur sehr wenig. Vielmehr wird man die Rüstungsausgaben einschränken müssen, falls man nicht dem Bankrott entgegensteuern will . . .

II.

Viel schwieriger als in England gestaltete sich die Finanzierung des Krieges in Frankreich. Der Krieg traf Frankreich in einer ausserordentlich ungünstigen finanziellen Lage. Die Staatskasse war buchstäblich leer. Die Finanzen Frankreichs sind seit mehreren Jahren völlig zerrüttet; die Einführung der Einkommensteuer ist immer wieder verhindert worden. Die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit bedingte einen Aufwand von zwei Milliarden Franken, die in mehreren Jahren aufgebracht werden sollten. Für 1914 war ein Teilbetrag von 805 Millionen vorgesehen, zu deren Deckung die Aufnahme einer 3½%igen Anleihe von 900 Millionen Franken beschlossen wurde. Diese Anleihe hatte aber keinen Erfolg. Bis zum 1. September wurden bloss 387 Millionen darauf eingezahlt.

Dieser Misserfolg erklärt sich aus der schweren finanziellen Krise, die gerade Frankreich vor dem Kriege durchgemacht hat. Ich kann in diesem Zusammenhange nicht näher darauf eingehen; es genügt aber, zu sagen, dass sich diese Krise in der Hauptsache durch die wirtschaftliche

Krise in Südamerika, die Wirren in Mexiko und die unruhige politische Lage auf dem Balkan erklärt, die zusammen eine starke Entwertung der gerade in den letzten Jahren in grossen Mengen aufgenommenen Anleihen dieser Länder bewirkt und infolgedessen die französischen Banken und Geldkapitalisten in eine verzweifelte Lage versetzt haben. Als dann der Krieg kam und ein allgemeines Moratorium, das selbst auf die Depositen ausgedehnt wurde, konnte man naturgemäss nicht an eine neue Anleihe denken. Es blieb nichts übrig, als bei der Bank von Frankreich Vorschüsse zu nehmen.

Tatsächlich borgte diese bis Ende Juli 1915 dem Staate 6,3 Milliarden Franken. Der Staat zahlt dafür der Bank 1%, ein Jahr nach Ende des Krieges 3%, wovon 2% für einen Tilgungsfonds bestimmt sind. Aus diesem Fonds sollen auch die Verluste der Bank gedeckt werden, die ihr aus dem Wechselbesitz infolge des Moratoriums entstehen können. Der Höchstbetrag der Vorschüsse wurde vorläufig auf 9 Milliarden festgesetzt. Ausserdem versuchte Frankreich drei-, sechs- und zwölfmonatige Schatzbons zu vergeben, die bis Mitte Dezember über eine Milliarde einbrachten. In England und in Amerika wurden noch 102 Millionen geborgt.*)

Nach der Zusammenstellung Ribots („Temps“ vom 4. Juni) betrugen die Ausgaben bis Ende Dezember 6,3, nach neueren Feststellungen sogar 6,4 Milliarden Franken. In den folgenden Monaten sind die Kriegskosten stark angestiegen. Während sie in den ersten fünf Kriegsmonaten, ohne die Mobilisationskosten, durchschnittlich 850 Millionen betrugen, stellten sie sich für das dritte Jahresviertel auf monatlich 1,3 Milliarden. Sollte der Krieg bis Oktober dauern, so werden die gesamten Kosten Frankreichs auf 20,17 Milliarden Franken ansteigen.

In den letzten Kriegsmonaten ist es auch in Frankreich leichter geworden, Anleihen unterzubringen. Vom 1. August bis Ende Dezember brachten die inneren Anleihen bloss 1940 Millionen, vom 1. Januar bis zum 15. Mai dagegen 4856 Millionen und bis Mitte Juli weitere 1565 Millionen Franken ein. Die kurzfristige Schuld des Staates beträgt am Jahresschluss einschliesslich der Vorschüsse der Bank rund 15 Milliarden und wird in den nächsten zwei Monaten auf rund 18 Milliarden Franken ansteigen.

Zieht man in Betracht, dass Frankreich noch viele Milliarden aufzuwenden haben werde, um das zerstörte

*) Seither in England 1½ Milliarden (Helfferich). *D. Red.*

Leben wenigstens teilweise wiederherzustellen, die Bahnen und Gemeinden zu entschädigen, die Defizite im Budget zu decken (der Ausfall an Einnahmen im ersten Halbjahre 1915 beträgt 426,2 Millionen Franken) usw., so kommt man zum Schlusse, dass Frankreich nach dem Kriege eine neue Staatsschuld von 25 bis 30 Milliarden werde verzinsen müssen. Die fünfprozentige Verzinsung von 25 Milliarden fordert aber allein 1,25 Milliarden Franken. Dazu kommen noch die Summen für die Tilgung, die ungeheuerlichen Pensionen für Kriegsinvaliden usw., so dass man im Ganzen mindestens 1,5 bis 1,7, vielleicht gar zwei Milliarden einsetzen darf. Da der Schuldendienst einschliesslich Pensionen schon vor dem Kriege 1,3 Milliarden gefordert hat, so wird er nach dem Kriege auf rund drei Milliarden Franken ansteigen, d. h. auf drei Viertel des Gesamtbetrages aller Steuern einschliesslich Monopole!

Die reichen Klassen Frankreichs sträuben sich noch immer gegen eine Einkommensteuer. Wenigstens rief eine Erwähnung dieser Steuer in der Kammer durch Ribot Unzufriedenheit auf den Bänken der Rechten hervor. Aber selbst auf diese Weise kann Frankreich diese ungeheuerlichen Ausgaben nur decken, wenn es seine Rüstungsausgaben, die 1,5 Milliarden übersteigen, bedeutend reduziert ....

III.

Über die Kriegskosten der anderen Staaten erfahren wir sehr wenig. Aus Russland wissen wir, dass es bis zum 1./14. Januar 1915 für den Krieg 3020 Millionen Rubel ausgegeben hat; die täglichen Kriegskosten wurden damals mit 14 Millionen Rubeln angenommen. Nach den neuerlichen Erklärungen des Finanzministers M. Bark, betrugen die täglichen Kosten zu Beginn des Krieges 15 Millionen, gegen Ende des ersten Kriegsjahres 19—20 Millionen; die Kosten des Jahres 1915 werden mit 7,2 Milliarden Rubel geschätzt.

Bis Ende Juli scheint Russland, insoweit man nach den unkontrollierbaren Angaben der russischen Regierung urteilen

darf, 4,8 Milliarden Rubel aufgenommen zu haben; davon 50 Millionen Pfund in England (und zum Teil in Amerika), grosse Beträge in Frankreich (ungefähr 200 Millionen Rubel) und 1,845 Milliarden bei der Staatsbank.

Alles in allem wird die Staatsschuld Russlands sich nach dem ersten Kriegsjahre um mindestens 6 bis 7 Milliarden Rubel erhöhen. Vor dem Kriege stellte sich die Staatsschuld auf rund 8,8 Milliarden Rubel, wozu noch rund 4 Milliarden staatlich garantierte Eisenbahnobligationen kamen. Durch den Krieg wird somit die Staatsschuld auf 18 bis 19 Milliarden Rubel ansteigen. Die Verzinsung und Tilgung dieser Schuld wird mindestens 110 bis 115 Millionen Rubel erfordern, mit den Kriegspensionen usw. wird sich, knapp gerechnet, ein Betrag von 1¼ bis 1½ Milliarden Rubel ergeben, d. h. bedeutend mehr als Russland 1913 aus seinen direkten und indirekten Steuern (zu etwa 1,14 Milliarden Rubel) erhalten hat . . .

Ein grosser Teil der Schuldenzinsen geht nach dem Auslande, während der Ausfuhrüberschuss bloss etwa 150 bis 200 Millionen ausmacht. Man begreift daher die Besorgnis der russischen Volkswirte um die Aufrechterhaltung der Goldwährung.

Wie viel Italien seine sehr lange dauernde Kriegsvorbereitung und die ersten Kriegsmonate schon gekostet haben, lässt sich noch nicht sagen.

Bekannt ist bisher nur, dass der Fehlbetrag des Jahres 1914/15 2648 Millionen Lire beträgt und dass Italien im Januar eine 4½%ige innere Anleihe zum Kurse von 97% und in der Höhe einer Milliarde, sowie neuerdings eine zweite innere Anleihe emittiert hat, die zum Kurse von 95% und für die Inhaber der früheren Kriegsschuld gar zu 93% begeben ist und nominell 1117,5 Millionen Lire ergeben hat. Dass damit die Kriegskosten gedeckt sind, ist sehr zweifelhaft. Wahrscheinlich wird die Notenpresse zu Hilfe gezogen. Hat sich doch der Notenumlauf um 73% erhöht. 1914/15 wurden die Notenbanken Italiens mit 1,55 Milliarden Lire beansprucht.

Die Ausgaben Japans für den Krieg beliefen sich bis Anfang Januar auf 5,77 Millionen Pfund Sterling („Times" vom 22. Januar).

Die Gesamtausgaben des Vierverbandes für das erste Kriegsjahr dürften sechzig Milliarden

Franken übersteigen, von denen auf England mehr als ein Drittel, auf Frankreich und Russland etwa gleiche Teile entfallen.

IV.

Über die wirklichen Ausgaben Deutschlands verlautet nichts Bestimmtes.*) Nur die Kosten der Mobilmachung, die $^3/_4$ Milliarden Mark betragen haben, sind bekannt gemacht worden. In den ersten Monaten deckte das Reich seine Kosten ausschliesslich durch Diskontierung bei der Reichsbank von Schatzanweisungen (bis Ende September in der Höhe von 2,3 Milliarden Mark) und von sogenannten Zollkriegswechseln (bis zum 15. September 312 Millionen Mark). Daraus geht hervor, dass die Kriegsausgaben Deutschlands, ohne die Mobilisationskosten, schon in den ersten Monaten rund eine Milliarde pro Monat betragen haben dürften.

Zur Deckung der Kriegskosten wurden in Deutschland Schatzanweisungen mit einer durchschnittlichen Laufzeit von fünf Jahren in der Gesamtsumme von einer Milliarde und eine unbegrenzte Anleihe ausgegeben. Beide sind zu 5% verzinslich und zum Kurse von 97,5% emittiert. Die effektive Verzinsung beträgt bei den Schatzscheinen 5,63% und bei der in zehn Jahren kündbaren Anleihe 5,38%. Die Zeichnungen auf die Schatzanweisungen betrugen 1339,7 und auf die erste Anleihe 3120,97 Millionen, zusammen 4,46 Milliarden Mark. Die zweite Anleihe bestand aus im Durchschnitt 6 ½ jährigen Schatzanweisungen und einer bis 1928 unkündbaren und unkonvertierbaren Anleihe, beide wiederum zu nominell 5%, aber zum Kurse von 98 ½% emittiert. Inzwischen war auch der Reichsbankdiskont um 1% ermässigt; es herrschte Geldflüssigkeit aus den schon oben angeführten Gründen. Diese Anleihe hatte daher einen noch grösseren Erfolg als die erste. Die Zeichnungen beliefen sich auf 9,06 Milliarden, und bis zum 23. Juli waren schon 98,1% darauf eingezahlt. Jetzt wird angekündigt, dass dem Reichstage eine Vorlage über einen neuen 10 Milliardenkredit zugehen und dass die Emission einer dritten Anleihe im September kommen werde.

Die Verzinsung der 13 ½ Milliardenschuld fordert, ohne Tilgung und Verwaltungskosten, 675 Millionen Mark.

---

*) Nach Helfferich sind die 13 ½ Milliarden der beiden ersten Kriegsanleihen bereits mit „grossen Summen" überschritten, die man nach den aufgezählten Deckungen auf Milliarden veranschlagen kann; diese Summen werden vorläufig durch Diskontierung von Reichsschatzscheinen bei der Reichsbank und den Privatbanken aufgebracht.

D. Red.

Steigt die Kriegsschuld auf 20 Milliarden an, so erhöht sich der Schuldendienst der neuen Kriegsschuld auf 1000 Millionen pro Jahr . . . Rechnet man die Tilgungs- und Verwaltungskosten, so wird die Kriegsschuld allein mindestens 1,3 Milliarden erfordern. Dazu kommen die Pensionen, Entschädigungen an die Bundesstaaten und Gemeinden, die Aufwendungen zur Wiederherstellung des Budgetgleichgewichts usw., die mindestens weitere 200 bis 300 Millionen jährlich verschlingen werden. Die durch den Krieg verursachten neuen Ausgaben werden somit ebensoviel betragen, wie die vor dem Kriege bestandenen Steuern und Zölle des Reiches eingebracht haben. Sollte man also nicht an eine starke Verminderung der Rüstungsausgaben herangehen, so wird man den Ertrag der Steuern verdoppeln müssen. Es ist überflüssig, zu sagen, auf welche Schwierigkeiten eine solche Steuerreform stossen wird. Man erinnere sich nur an die heftigen Kämpfe um die Finanzreform von 1908, die nur 500 Millionen bringen sollte . . .

Österreich-Ungarn hat zwei innere Kriegsanleihen im Gesamtbetrage von 7,076 Milliarden Kronen und zwei Anleihen in Deutschland im Gesamtbetrage von 800 Millionen Mark (einer Milliarde Kronen) emittiert. Die wirkliche Verzinsung beträgt in beiden Fällen 6,2%.

Es ist natürlich klar, dass Österreich-Ungarn auf diese Weise nicht die gesamten Kriegskosten gedeckt hat. Da aber die Zentralbank keine Ausweise mehr veröffentlicht, wissen wir nicht, inwieweit sie durch den Staat in Anspruch genommen worden ist.

Rechnet man, dass Österreich-Ungarn das erste Kriegsjahr 11 bis 12 Milliarden Kronen gekostet haben mag, so bedarf schon die Verzinsung dieser neuen Schuld 660 bis 720 Millionen Kronen. Die Kosten für Verwaltung, Tilgung der Schuld, die Ausgaben für Pensionen, Neuaufbau von Galizien usw. werden jährlich ebenfalls mindestens 300 Millionen verschlingen. Zwar hofft man, durch weitgehende Verwaltungsreformen grosse Ersparungen zu erlangen. Es ist aber ohne weiteres klar, dass dadurch noch nicht

das ganze Problem gelöst wird. Auch hier wird man ohne Rüstungseinschränkung und Steuerreform nicht auskommen. Insbesondere wird man auch hier, wie überall, eine Besteuerung der Kriegsgewinne ins Auge fassen müssen.

Über die Kriegskosten der Türkei haben wir keine Angaben. Wir wissen nur, dass sie in Deutschland und Österreich-Ungarn eine Anleihe von 150 Millionen Franken aufgenommen hat. Im übrigen gibt sie wohl Requisitionsscheine aus.

Im ganzen haben die Zentralmächte in dem ersten Kriegsjahre etwa 31 bis 32 Milliarden Franken (wovon Deutschland etwa 19 bis 20 Milliarden) ausgegeben. Die Kriegsausgaben aller Staaten werden also neunzig Milliarden Franken bedeutend überstiegen haben.*) Die Kriegsschäden kann man ruhig mit 30 bis 35 Milliarden Franken schätzen; allein für Belgien werden Kriegsschäden von über fünf Milliarden angegeben.

Um 125 Milliarden Franken ist Europa in einem einzigen Kriegsjahre ärmer geworden. Es ist als ob ein Drittel des Welteisenbahnnetzes plötzlich zerstört, oder als ob die Hälfte des heutigen Frankreichs oder ein Drittel des Deutschen Reiches durch eine vulkanische Katastrophe auf einmal vernichtet wäre.

Die unmittelbare Folge dieser gewaltigen Vernichtung von Vermögen**) ist einerseits die Entwertung des Geldes der kriegführenden Länder und Steigerung des Zinsfusses, andererseits die Teuerung fast aller Waren, die mit jedem Tage schlimmer wird.

---

*) Ungefähr die gleiche Summe hat der englische Statistiker Crammand („Times“ vom 17. März) berechnet. Nach ihm stellen sich die Kriegsausgaben (ohne Italien, aber mit Belgien) auf 3398 Millionen Pfund gleich 82,5 Milliarden Franken. (Nach Helfferich sogar 100 Milliarden Mark im ersten Kriegsjahre! *D. Red.*)

**) „Nie zuvor in der Weltgeschichte hat eine solche Art Verschiebung und Wertzerstörung stattgefunden. Von den einzelnen Ländern hat Deutschland bis vor kurzem die grösste Last getragen, und in der Gesamtsumme der bisher aufgelaufenen Kriegskosten stehen wir auch heute noch an erster Stelle. Jetzt hat uns England in den laufenden Kriegskosten überholt.“ (Helfferich.) *D. Red.*

Dauert der unheimliche Krieg noch ein Jahr, so wird Europa auf die Stufe des Elends herabsinken, auf der es sich viele Jahrhunderte vorher befand. Schon heute wird es kaum möglich sein, Geld für privatwirtschaftliche Unternehmungen aufzubringen. Die Teuerung und Steuerlast wird so drückend werden, dass sie kaum auszuhalten sein wird, wenn nicht weitgehende Umwälzungen auf allen Gebieten vorgenommen werden. Schweren Zeiten gehen wir entgegen, wir wollen aber hoffen, dass die Menschheit aus ihnen erneuert hervorgehen werde . . .

□□□

Aus Büchern und Flugschriften.

Lujo Brentano, *England und der Weltkrieg.* 1915. Verlag „Neues Vaterland", Berlin W 50 (L. Jannasch). Flugschrift Nr. 6 14 S.).

Für die Lektüre von Kriegsschriften ist es vielleicht keine üble Methode, beim Ende anzufangen. Vorher glauben sich viele Schriftsteller genötigt, zu ihren Landsleuten in der Sprache zu reden, welche diesen derzeit verständlich ist: Right or wrong, my country! Bei den Schlussfolgerungen aber scheidet sich notwendig Ormuzd von Ahriman, der Priester der Liebe vom Götzendiener des Hasses.

Wendet man diese Methode auf die vorliegende Schrift an, so erkennt man mit Genuss in ihrem Verfasser den geistesfreien Forscher wieder, der für die Erkenntnis des sozialen England und für die Bekämpfung schutzzöllnerischer Engherzigkeit in Deutschland so Unvergessliches geleistet hat. Es klingt wie ein Glaubensbekenntnis, wenn Brentano seine Auseinandersetzungen mit den Worten schliesst:

„Wenn die letzten Jahrzehnte und insbesondere dieser Krieg eines gelehrt hat, so ist es das, dass alle Gewaltherrschaft nicht von Dauer ist. Wir haben sie in Irland vor der Homerule-Bewegung kapitulieren sehen; in Polen ist sie ins Wanken gekommen; und auch anderwärts werden diejenigen, die man bisher nur als Objekte der Gesetzgebung betrachtet hat, heute als Volksgenossen behandelt. Bis hin zu den unterjochten Völkern Russlands zeigt sich, dass mit blosser Unterdrückung auch das gewaltigste Regiment sich auf die Dauer nicht halten kann. Die Sicherheit gegen die Wiederkehr des Krieges, den wir heute erleben, kann nur ein Friede geben, bei dem allen Völkern die freie Entwicklung aller ihrer Kräfte gewährleistet wird, das heisst ein Friede, welcher

den freien Verkehr aller Völker auf der grossen Welthandelsstrasse, dem Ozean, gegen die Seeherrschaft Englands schützt, der die westeuropäische Kultur gegen das ihr feindliche Vordringen Russlands sichert und der keine neuen, lediglich auf Gewalt beruhenden Herrschaftsverhältnisse schafft. Um einen solchen Frieden zu erreichen, ist aber nötig, dass die Völker, soweit sie sich heute überhaupt hassen, des, einem der sieben Weltweisen Griechenlands, dem Chilon aus Lakedämon, zugeschriebenen Satzes eingedenk sind: „Hasse so, als ob der Hass einmal der Liebe wieder Platz geben dürfte."

Das ist echter Brentano. „Gewaltherrschaft ist nicht von Dauer." Diesen Grundsatz hat er schon als junger Gelehrter auf die Behandlung der sozialen Frage angewendet, wie er heute als Geheimrat einer von den Männern ist, deren Einfluss Deutschland es mit verdankt, wenn die Anhänger uferloser Annexionspläne oder gar der Theorie, dass die deutsche Volkswirtschaft auch nach dem Kriege die Selbstgenügsamkeit (Autarkie) mit Vorratswirtschaft für Kriegsjahre als oberstes Prinzip betrachten soll, im deutschen Volke wenig Anklang finden.

In dieser Broschüre freilich schlägt Brentano auch recht kriegerische Töne gegen England an, aber sie gelten nicht dem Volke, sondern den Kriegsfreunden, zu denen er in erster Linie Sir Edward Grey und dessen Kollegen zählt. An Übertreibungen fehlt es in diesem Plaidoyer so wenig wie in irgend einem anderen. So behauptet Verfasser auf S. 13, das englische Parlament habe „in auswärtigen Dingen nicht mehr zu sagen als die russische Duma". Vollends S. 9 will Brentano die „nur formelle Verletzung" der belgischen Neutralität durch die Erklärung Gladstones vom Jahre 1870 rechtfertigen, England sei durch den Garantievertrag von 1839 nicht verpflichtet, sich jederzeit, „ohne Rücksicht auf die besondere Lage", in einen Krieg zu stürzen, um Belgiens Neutralität gegen die Gefahr einer Verletzung zu verteidigen. Dieser Ausspruch, der von Sir E. Grey in der Rede vom 3. August 1914 billigend zitiert wurde, reicht allenfalls aus, um die Geneigtheit Englands, diesmal ausschliesslich wegen Belgiens in den Weltkrieg einzugreifen, in Zweifel zu ziehen, aber nicht um irgend ein Recht Deutschlands zu „formeller" Verletzung der belgischen Neutralität zu begründen. Umso williger folgen wir dem Meister, wenn er sich mit seiner ganzen Autorität gegen die „vielgenannten Schriftsteller" wendet, die „den Hass gegen England an sich predigen", eine fast ans Verbrecherische grenzende Torheit.

„Vergessen wir doch nicht, dass alle Reformen der inneren Politik, welche seit drei Jahrhunderten die Völker Europas auf eine hohe Stufe gehoben haben, von England ausgegangen sind, sowohl auf dem Gebiete der Verfassung und Verwaltung, wie auf dem Gebiete der Sozialpolitik. Daher alle europäischen Völker England als Vorbild genommen haben . . . " Das ist wieder echter Brentano.

S. F.

□□□

Zur Vorgeschichte des Balkanbundes.*)

Von L. BARBAR, Rechtsanwalt, Sofia.

Der Gedanke, einen Bund aller Balkanstaaten herzustellen, ist schon vor der Befreiung Bulgariens vom Türkenjoche entstanden, trotz aller kirchlichen und nationalen Verfolgungen und Verhetzungen, unter denen damals die Bulgaren durch den Einfluss eines christlichen Brudervolkes, der Griechen, zu leiden hatten. Diese Idee einer Balkanföderation entstand in den Köpfen der revolutionären Vorkämpfer für die bulgarische Freiheit. Zunächst, um ihr Vaterland vom türkischen Despotismus zu befreien, strebten sie den Bund aller Balkanvölker an, den sie oft als südslavische Donauföderation oder als föderativ-demokratische Balkanrepublik bezeichnen. Diese Vereinigung der Balkanvölker sollte sich aber nicht bloss gegen die türkische Despotie, sondern auch gegen die Eroberungsversuche der westeuropäischen Staaten und gegen Russland wenden.

---

*) Bibliographische Einführung.

Literatur-Zeitung „Narodnost“ aus den Jahren 1863—69.
„Turcza“ aus den Jahren 1865—69.
„Dunawski Lebed“ von 1861.
„Dunawska Zora“ von 1868.
„Makedonia“ von 1870.
„Scvoboda“ von 1870.
„Nezawissimost“ von 1874.
P. P. Karapetrov: Sammlung von Artikeln: Chr. Kabaksschiew, Die bulgarischen Revolutionäre; Rakowsky, Karawelov, Lewsky, Botjov: Über die Balkanföderation (Sofia 1915).
P. Miljukov: Serbisch-bulgarische Verhältnisse (in der Zeitschrift „Blgarski Pregled“ 1899, Heft IX—X).
M. S. Pirottschanetz: Fürst Michael und der Vereinigungskampf der Balkanvölker (Belgrad 1895).
W. Karitsch, Serbien und der Balkanbund. Aus dem Serbischen von L. Wischin (1895).
„Delo“ (Serbische Zeitschrift) von den Jahren 1894 und 1898.
Dr. M. Milowanowitsch, Unsere Freundschaftspolitik (Belgrad 1894).
Dr. W. Dzordzewitsch, Das Ende einer Dynastie (Bd. II, 1906).

Die Namen dieser Freiheitshelden sind dem nichtslavischen Auslande wenig bekannt. Es sind die Revolutionäre S. Rakowsky, Wassil Lewsky, L. Karawelov und Chr. Botjov.*) Alle strebten einen Bund der Balkanländer an auf den Grundlagen der Unabhängigkeit der einzelnen Völker und auf Grund der Freiheit jeder einzelnen Person. Einige waren stark vom serbischen Radikalismus beeinflusst. Was nun diese Revolutionäre betrifft, so würde uns eine eingehende Lebensbeschreibung zu weit führen; ich will mich deshalb auf die revolutionär-föderative Tätigkeit derselben beschränken.

Georg Rakowsky ist der erste bulgarische Revolutionär, der in dieser Frage in Betracht kommt. Rakowsky kämpft gegen den türkischen Despotismus und gegen das griechische Kirchenjoch. Folgende Belege beweisen die föderalistische Tendenz Rakowskys. Als er in Rumänien im Stillen der Befreiung des Landes vorarbeitete, wurde in Serbien und Rumänien viel von einem Balkanbunde gesprochen, von einem Donaustaatenbunde und von einer südslavischen Konferenz. Dieselben Ideen vertrat damals der ungarische Patriot Kossuth, der einen Bund — bestehend aus Ungarn, Kroatien, Serbien, der Moldau und Walachei — projektierte, um ihn den Eroberungsplänen Österreichs und Russlands abwehrend entgegenzustellen, in der Erwartung, dass sich diesem Bunde die Montenegriner, Bosniaken und Bulgaren zugesellen werden.

Unter dem Einflusse Kossuths stand auch der damals zukünftige Herrscher in Serbien Michael Obrenowits. Im Jahre 1860 beginnt, mit Rücksicht darauf ein, der serbischen Regierung mit den bulgarischen Revolutionären gemeinsames, gegen die Türkei gerichtetes Vorgehen. Serbien wollte damals die Rolle eines die Balkanländer verbindenden Piemont spielen. Die wahren Absichten der damaligen serbischen Politiker waren aber darauf gerichtet, Bulgarien zwar vom Türkenjoche zu befreien, aber es dafür dem Serbenreiche einzu-

*) Auch Botev oder Boteff geschrieben.

verleiben. Im Jahre 1868 hat die serbische Regierung mit dem bulgarischen Revolutionskomitee in Bukarest ein Übereinkommen des Inhaltes getroffen, beide Teile sollen gemeinsam gegen die Türkei vorgehen, um ein serbisch-bulgarisches Königreich zu gründen. Gleichzeitig hatte sie einen Vertrag mit Rumänien geschlossen, um gemeinsam mit diesem die Türkei zu bekriegen und sodann die eroberten bulgarischen Gebiete unter sich zu teilen. Dies war den bulgarischen Revolutionären unbekannt; doch ahnten sie die Absichten der serbischen und rumänischen Regierungen. Immer deutlicher erkannten die Revolutionäre, dass die Regierungen der Nachbarländer es mit einer Balkanföderation nicht ernst nehmen wollen. Rakowsky wurde durch das Auseinanderjagen der bulgarischen Legionäre nach der Befreiung Serbiens von der Hinterlist dieses Staates vollends überzeugt und versuchte in Montenegro und Athen eine Vereinbarung der Balkanländer anzubahnen, deren Zweck der Kampf gegen den Türkendespotismus gewesen wäre. Aus dem Privatarchiv Rakowskys, das gegenwärtig im Ethnographischen Museum zu Sofia aufbewahrt wird, entnehmen wir die Beweise dafür, dass Rakowsky auf die Regierungen der Balkan**staaten** kein Gewicht mehr legte, dass er nur im revolutionären Kampfe der Balkan**völker** die Gewähr einer nationalen Befreiung und Vereinigung erblickte. Im Jahre 1864 schreibt Rakowsky:*)

„Unsere Darstellung wird die Serben nicht im geringsten angreifen; sie wird nur eine freundschaftliche Ermahnung sein, die wir an unsere Nachbarn, die Brüder Serben richten, um diese zu bewegen, den rechten Weg der Nachbarschaft und Brüderlichkeit zu betreten. Wir müssen wissen und uns jede Stunde daran erinnern, dass die Zwistigkeiten und Uneinigkeiten in alten Zeiten uns und die Serben in diese traurige Lage gebracht haben, welche nicht anders zu bessern iss, als durch Einigkeit und durch einen aufrichtigen, brüderlichen Bund."

Ein zweiter Vorkämpfer des Balkanbundes war der Revolutionär **Ljuben Karawelov**. In den Jahren

*) in einer Vorrede zu einer Untersuchung über die politischen Beziehungen des serbischen Fürstentums mit Bulgarien in den gegenwärtigen Zeiten.

1869—1874, als Karawelov die Zeitungen „*Swoboda*“ und „*Nezawissimost*“ redigierte, stand er an der Spitze des bulgarischen geheimen Revolutionskomitees, war also in unmittelbarer Berührung mit den Urhebern der Vorbereitung eines Volksaufstandes.

Seine beiden Zeitungen streben die Begründung einer Balkanföderation an, welche die zentrale Idee des politischen und nationalen Programmes dieser Zeitungen bildete. L. Karawelov nannte diese Föderation eine „Donauföderation“ oder die „südslavische Föderation“. Diesen Bund der Balkanländer dachte er sich dem Schweizerbunde oder den Vereinigten Staaten ähnlich. L. Karawelov wollte also einen Völkerbund auf liberalen Prinzipien aufbauen, wobei er sich von seinen beiden Zeitgenossen Wassil Lewsky und Chr. Botjov dadurch unterschied, dass diese eine föderativ-demokratische Balkanrepublik anstrebten, jener eine liberale Föderation. Ja noch mehr. Botjovs Ziel war eine allgemein menschliche, soziale Republik. Kurz, die Idee der Föderation war in den Ideen der Vorkämpfer bulgarischer Freiheit zu jener Zeit vorherrschend. Karawelov glaubte daran, dass die Serben den Bulgaren helfen würden. Trotzdem war ihm die Befreiungstätigkeit Bulgariens Selbstzweck. Die Zeitungen Karawelovs machten die Balkanvölker auf alle von aussen kommenden Eroberungsgefahren aufmerksam und hofften weder von Russland noch von den anderen europäischen Grossmächten etwas zu erlangen. So schreibt die „*Swoboda*“ vom 18. November 1870:

„Unsere Hoffnungen auf Russland sind die Ursachen unseres Leidens, das noch ein Jahrhundert dauern kann. Unser Heil besteht in der Donauföderation und nicht in Russland.“

Zwei Jahre später, am 7. September 1872, schrieb die „*Swoboda*“ bei Erörterung der Verhältnisse der europäischen Staaten zur Türkei das Nachstehende:

„Wir müssen unsere Unabhängigkeit selbst erlangen, ohne die Hilfe irgend jemandes und ohne fremde Unterstützung, wenn wir in einem Staate Mitgefühl treffen, so werden wir sehr dankbar sein — weiter nichts. Serbien, Rumänien, Montenegro, Bul-

garien und Griechenland können auch allein ihre Lage verbessern d. h. ohne europäische Vormundschaft." —

Wieder zwei Jahre später, am 20. Juli 1874, warnte Karawelov in seiner Zeitung „*Nesawissimost*" („*Die Unabhängigkeit*") die Bulgaren vor den Raubgelüsten der Grossmächte, die, den kleinen versklavten Staaten gegenüber, mit freiheitlichen Programmen kokettieren, indem er ihnen zurief:

„Die südslavischen Stämme sind verpflichtet Hilfe und Mitgefühl nur in ihren eigenen Kräften zu suchen und unter sich allein. Jede fremde Einmischung, jede fremde Hilfe, jedes fremde Mitgefühl wird ihnen keinen Nutzen, aber positiven Schaden zufügen."

Im selben Jahre, am 31. August, sagt die „*Nesawissimost*":

„Die Hauptursache der bisherigen Sklaverei ist die, dass die christlichen Nationen auf der Balkanhalbinsel, sowie alle anderen Völker und Nationen betrogen sind, weil sie Hilfe, Unterstützung und Heil von den europäischen Kabinetten erwarteten und am meisten von Russland. Es sei uns erlaubt, hier auch dies zu sagen, dass am unglücklichsten diejenigen Völker und Stämme sind, die nur auf fremde Hilfe rechnen und aus fremden Händen ihr Heil erwarten" ...

Was also schon damals den bulgarischen Revolutionären klar war, ist die Gefahr für die Balkanstaaten, die aus dem Streben nach einer Bevormundung seitens einer der Grossmächte erwächst. Das wollen leider die gegenwärtigen Staatsmänner auf dem Balkan nicht verstehen.

Eine bedeutende Persönlichkeit in dieser Revolutionszeit war Wassil Lewsky. Dieser war der wahre Apostel der Revolution. Ihr widmete er sein ganzes Leben und setzte alle seine Kräfte daran, eine revolutionäre Organisation des bulgarischen Volkes zustande zu bringen. Ihm gelang es auch, trotz der grossen Verfolgungen, denen er stündlich ausgesetzt war, Bulgarien mit einem Netz zahlreicher Revolutionskomitees zu versehen. Aus der Korrespondenz dieses Freiheitsmärtyrers ersehen wir sein Ideal: das Ideal des Republikaners Wassil Lewsky. Die Statuten der revolutionären Organisation bestimmten die Pflichten der Wojwoden folgendermassen:

„Es obliegt ihnen die Stellungen zu besehen, die,

Verteidigungspunkte zu wählen, die nötigen Fortifikationspläne der Befestigungen auszuführen, die Operationen und Kommunikationslinien zu bestimmen und einen Plan der Revolution zu entwerfen, das nötige Kriegsgesetz vorzubereiten und endlich die Volksfahnen zu hissen und die Volksfreiheit und die Balkanrepublik zu proklamieren.*)

Daraus ist auch der verschwörerische Charakter dieser revolutionären Organisation ersichtlich. Mit Rücksicht darauf entnehmen wir den Statuten der Organisation, in der Abteilung „Strafgesetz", das Nachstehende: „Wenn jemand das vorgezeichnete Staatssystem der demokratischen Republik verwirft oder verachtet und Parteien zugunsten eines despotischen, tyrannischen oder konstitutionellen Systems bildet, so werden auch diese als Feinde des Vaterlandes angesehen und mit dem Tode bestraft werden". Der wichtigste Punkt dieser Statuten, der den Zweck der revolutionären Organisation des näheren angibt, lautet folgendermassen:

„Durch eine allgemeine Revolution soll ein radikaler Ersatz des gegenwärtigen despotisch-tyrannischen Staatssystems durch die demokratische Republik (Volksregierung), soll Einigkeit, Brüderlichkeit und vollständige Gleichheit aller Nationen eingeführt werden an dieser Stelle, wo unsere Ahnen ihr Vaterland mit ihrem heiligen Blute und der Waffengewalt erworben haben, wo heute die türkischen Kyrdzalis und Janitscharen unmenschlich hausen und das Recht der Gewalt weichen muss etc. Bulgaren, Türken, Juden etc., werden alle in jeder Hinsicht gleiches Recht finden, sei es rücksichtlich des Glaubens, sei es in bürgerlicher Hinsicht, sei es wie immer, alle werden einem gemeinsamen Gesetze unterworfen sein, das durch Stimmenmehrheit aller Nationen gegeben wird".

Daraus ersieht man, dass W. Lewsky und die revo-

*) Dieser Aufruf gehört dem Archiv der bulgarischen Renaissance, welche als selbständige Abteilung dem Ethnographischen Museum in Sofia einverleibt ist.

lutionäre Organisation eine Balkan-demokratische Republik angestrebt haben, die auf den Grundsätzen der „Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit“ der einzelnen Person und auf der „Einigkeit, Brüderlichkeit und vollkommenen Gleichheit unter allen Nationen“ nebst allen Volksstämmen, welche die Balkanhalbinsel bewohnen, fussen sollte.

Der grosse Balkanrevolutionär war aber gegen das Insurgentenwesen, gegen einzelne Banden, die leicht zu Werkzeugen des Auslandes werden können. Das sehen wir in seinen Briefen deutlich ausgesprochen. So heisst es im Briefe vom 18. April 1871 an den Wojwoden Philipp Totjo:

„Die Bulgaren haben sehr recht getan, dass sie sich nicht von den Insurgentenbanden irreführen liessen; denn die Pflicht der Banden war nicht, das Volk zu revoltieren, sondern aus den Städten und den Dörfern gescheite Leute zu versammeln und ihnen zu zeigen, wie man sich vorbereiten soll, so dass alle bereit sein sollen, falls das Zeichen der Revolution gegeben wird ... Wären die Bulgaren den Insurgentenbanden nachgegangen, so hätten sie dem russischen Zaren Nutzen gebracht; für sich hätten sie die besten Helden verloren, in deren Händen die bulgarische Freiheit liegt, worauf dann Bulgarien noch ein Jahrhundert sich gedulden müsste.“

Die Insurgentenbanden waren für Lewsky Werkzeuge fremder Einflüsse und Interessen. Er war gegen die Absichten Russlands, sich der Banden für dessen politische Zwecke zu bedienen.

Das Einverständnis mit Serbien wollte Lewsky herstellen, sobald die innere Revolutionsorganisation beendet sein werde*). In einem Briefe an das Zentralkomitee von März 1871 verleiht Lewsky folgenden Gedanken Ausdruck:

„Wir bekämpfen nicht das türkische Volk, sondern dessen Herrscher und Regierung. In Bulgarien (das entstehen soll) wird kein Kaiser herrschen, sondern es wird eine Volksregierung an der Spitze stehen und jeder bekommt das Seine. Jeder wird seinen freien Glauben haben und es wird nach dem Gesetze der Bulgare wie der Türke, sein Recht im Urteil finden können. Die heilige und reine Republik.“

---

*) Brief Lewkys an das zentrale Revolutionskomitee von 23. Januar 1872.

Daraus ersehen wir die von Lewsky gepredigte Religionsfreiheit, als Bedingung eines näheren Einverständnisses der Balkanvölker untereinander. In einem Briefe an die Redaktion der „*Swoboda*“ (1870) schreibt er u. a.:

„Wir werden eine Fahne haben, die der heiligen und reinen Republik. Dasselbe wünschen wir unsern Brüdern den Serben, Montenegrinern, Rumänen usw. Sie mögen uns nicht nachstehen. Erheben wir gleichzeitig unsere Stimmen usw.“

Christo Botjov ist der grösste revolutionäre Dichter, der wie Lewsky für die Freiheit Bulgariens freudig sein Leben hingab. In der Zeitung „*Duma*“ (Das Wort) vom Januar 1871 schreibt Botjov:

„Der Gedanke der südslavischen Föderation ist ein Ideal der westeuropäischen Panslavisten im Gegensatz zu dem der russischen, deren Programm durch die Worte des grossen russischen Dichters ausgedrückt wird: „Die slavischen Flüsse werden in das russische Meer zusammenfliessen“ .. Im Gegenteil, gibt es ja keinen Süd- oder Westslaven, der mit der Idee der südslavischen Föderation nicht sympathisieren würde, die nicht auf dem Grundsatze der Sklaverei und des Zusammenschlusses der verschiedenen Nationen beruht, sondern eine Sicherheit für die freie Entwicklung dieser Völker bietet.

Seit nicht langer Zeit ist bei den Südslaven diese Idee entstanden; aber sie ist wenig in unserem Volke entwickelt, weil sie ihm unaufrichtig gepredigt wurde und zum Nachteil seiner ganzen Integrität. Die deutsche Vereinigung mit dem despotischen Preussen an der Spitze und die italienische Einheit mit ihrem Piemont und ihrem Viktor Emanuel sind Beispiele, die unser Volk abschrecken, denn weder ist Russland Preussen für uns, noch ist Serbien Piemont. Die südslavische Föderation soll auf ganz anderen Grundlagen gepredigt und gegründet werden, auf freiheitlichen Prinzipien, so dass keine Nationalität dabei ungerecht behandelt werde“...

Schon im Jahre 1871 stellte sich Chr. Botjov den Bestrebungen Russlands entgegen, unter dem Vorwande oder Deckmantel der Konföderation und des Panslavismus einfach die Balkanstaaten für sich zu erobern. Er widersetzte sich auch den Bestrebungen Serbiens, das die Rolle eines Piemont auf dem Balkan spielen wollte, um die Balkanstaaten für Serbien zu erobern. Diese beiden schein-föderalistischen Richtungen bekämpfend, hob Botjov die Fahne einer demokratischen Föderation hoch empor, die auf freien Prinzipien und auf dem Grundsatze ,keine Nation zu benachteiligen, fussen sollte.

Mit Rücksicht auf die Frage der „Donauföderation“ schreibt Botjov das folgende:

„Zu diesem Liede sind wir und unser Volk gern bereit, unsere Stimme, unser heiliges Revolutionslied erklingen zu lassen. Wir wollen nun einmal sehen, was für einen Widerhall es findet in den Herzen derjenigen Völker und Nationen, welche die Geschichte der wohlverstandenen menschlichen Entwicklung dazu einladet, diesen heiligen und freien Bund zu gründen und welche die Hauptursache sind, dass der Idee dieses Bündnisses bisher noch immer die volle Realisierbarkeit in ihren politischen und literarischen Kreisen mangelt. Wenn die Regierung eines jeden Volkes den Ausdruck seines eigenen Willens, seiner Bedürfnisse und Bestrebungen gewesen wäre, so hätten selbstverständlich Serbien, Griechenland und Rumänien, sowie Montenegro, längst ihre Staatsgrenzen überschritten und hätten den Bulgaren geholfen, das verhasste Türkenjoch sich vom Halse zu schaffen ... Aber wie es scheint, haben die Regierungen dieser Staaten sich bisher mit nichts anderem befasst, als mit der Nachahmung der klugen Devise eines Metternich: „divide et impera!“

In der „*Zname*“ wendet er sich gegen die panhellenistischen Bestrebungen Griechenlands, gegen Rumänien, sowie gegen die grosserbischen Ideen Serbiens und schreibt u. a.

„In keinem dieser kleinen Staaten ist der idealistische Konservatismus der Regierung der Idee des brüderlichen, freien südslavischen Bundes gewichen.“

In Nr. 9 (1875):

„Mögen wir nun das türkische Barbarenjoch brechen und mögen wir auf den Strassen am Bosporus das Gebäude der südslavischen Föderation errichten.“

In Nr. 6 (1875):

„Das Recht der Existenz und der künftigen Entwicklung Serbiens, Griechenlands und Rumäniens ist von dreierlei Dingen abhängig. Diese Dinge sind: 1. Der Tod der Türkei. 2. Die Befreiung der von der Türkei unterjochten Slavenvölker. 3. Der heilige und loyale Südslavische Bund, der imstande wäre, die Balkanvölker zu einem politischen Ganzen zu verbinden, einem Ganzen, das fähig wäre, sich gegen jeden Zwang und gegen jedes Eindringen zu behaupten.“

In Nr. 12 (1875) entwickelt Chr. Botjov die Idee der Balkanföderation folgendermassen:

„Es handelt sich für uns um die Lage unseres Volkes gegenüber diesen kleinen Staaten, die sich dazu vorbereiten, die Erben der Türkei zu werden und die die Geschichte dazu bestimmt hat, die unumgängliche und ersehnte Donauföderation auf Grund demokratischer Prinzipien zu bilden ... Die Idee einer südslavischen Einheit hat sich den Weg bei allen Völkern der Balkan-

halbinsel gebahnt (das türkische ausgenommen) und hat sich allmählich sogar bei den einander feindlich gesinnten Elementen eingebürgert."

In Nr. 13 bespricht Botjov die Bedeutung beider Nachbarvölker, der Bulgaren und der Serben, für die Idee der Balkanföderation folgendermassen:

„Auf der Balkanhalbinsel leben zwei Hauptstämme, in deren Händen sich der Gordische Knoten, den wir die orientalische Frage zu nennen gewöhnt sind, befindet. Diese zwei Volksstämme sind das bulgarische und serbische Volk. Bulgarien und Serbien, diese zwei Schönheiten, sollten schon längst ihre Hände zusammenschlagen und sich umarmen im Namen der Brüderlichkeit, der Freiheit, der Gleichheit und derjenigen demokratischen Prinzipien, auf die sich das Leben der Bulgaren und der Serben gründet."

Kurz, Botjov wollte durch die Revolution der Balkanvölker eine föderative Balkanrepublik entstehen sehen.

Das Werk, das diese vier grössten bulgarischen Revolutionäre: Rakowsky, Karawelov, Lewsky und Botjov anstrebten, d. h. die föderative Balkanrepublik, ist zwar nicht in Erfüllung gegangen, es bleibt aber bestehen und belebt in diesen schweren Zeiten die Seelen der Besonnenen Bulgariens mit einer Hoffnung auf bessere Zukunft.

□□□

Eine Stimme aus Schweden.

In einer deutschen Zeitschrift las ich vor kurzem folgende Ausführungen:

„Es geht nicht an, alle Neutralen über einen Kamm zu scheren. Wir müssen vielmehr vier Gruppen unterscheiden, solche, die sich durch politische Interessen zu Deutschland hingezogen fühlen, solche, die sich Mühe geben, wirklich unparteiisch zu sein, solche, die direkt für unsere Gegner Partei nehmen, und endlich solche, die auf der Lauer liegen, um, je nachdem der Krieg zu Gunsten der einen oder andern Gruppe entschieden werden wird, sich auf den besiegten zu werfen, um ihm den Gnadenstoss zu geben und sich mit den Siegern in die Beute zu teilen.

Zu denjenigen Neutralen, die durch ihr eigenstens nationales Interesse auf die deutsche Seite herübergezogen sich fühlen sollten, rechne ich neben China und Persien vor allem Schweden. Dieses Land hat ein unmittelbares Interesse an einem deutschen Sieg über Russland. Es wäre durch einen solchen nicht nur sicher gestellt vor der Gefahr, dass Russland, durch Schweden hindurch, den Weg zum offenen Meer sucht, es hätte auch Aussicht, das ihm seinerzeit geraubte Finnland wiederzugewinnen. Nichtsdestoweniger hat sich Schweden mit Dänemark und Norwegen zu dem Nordischen Dreibund zusammengeschlossen, von denen das Eine sein Interesse wegen Schleswig-Holstein viel eher in einer deutschfeindlichen Haltung, das Andere seinen Vorteil in einer englandfreundlichen Stellung wegen gemeinsamer Handelswege suchen dürfte".

Ich möchte als Schwede hierauf einiges erwidern. Wenn auch in Schweden die Sympathien zwischen den kriegführenden Staaten geteilt sind, Einigkeit herrscht in einem tiefen und starken Willen zum Frieden. Dieser verbindet uns mit unsern Nachbarn um so inniger, je häufiger von den Kriegführenden unsere Neutralität verletzt und missverstanden wird. Wir erhoffen von dem Kriege keinen andern Vorteil, als die Festsetzung einer Rechtsordnung, die ein anderes oberstes Gesetz anerkennt, als dass Macht Recht ist. „Finnland wiederzugewinnen", daran denkt kein Schwede, der sich seiner Verantwortung bewusst ist.

Dem Rechtsgefühl und der Rechtschaffenheit zu dienen und das gegenseitige Vertrauen unter den Völkern zu fördern, das ist unser politischer Ehrgeiz, unser „eigenstes nationales" und „unmittelbares" Interesse. Mit Stolz erinnern wir an das Jahr 1905. Als damals unser Volk der Stimme der Vernunft, allen Leidenschaften zum Trotz, Gehör schenkte, wollten viele darin ein Zeichen der Schwäche oder Ohnmacht erkennen.

Nach kurzer Zeit aber machten sich die segensreichen Wirkungen dieser grossen Tat der Selbstverleugnung geltend. Wie verjüngt erwachte unser Volk zu neuen Taten und heute gibt es wenige, die nicht stolz wären auf diesen höchsten Sieg über sich selbst.

Wir glauben damals das Recht erworben zu haben, zu verlangen, dass man unsere Motive nicht immer verdächtigt.

Stocksund, 15. August 1915.

Edvard Wavrinsky.

□□□

Die französische Arbeiterbewegung im Kriege.

Von A. DAUDÉ-BANCEL, Generalsekretär der „Fédération Nationale des Coopératives de Consommation“, Administrator der „Humanité“ usw. usw.

Die vornehmste Aufgabe unserer Zeitschrift ist und bleibt es, den besonnenen und relativ friedensfreundlichen Elementen aller kriegführenden Nationen als Sprechsaal zu dienen. Die nachfolgenden Ausführungen zeigen die französische Auffassung des Krieges in der Darstellung eines Sozialisten, welcher dem Chauvinismus von jeher abgeneigt war. Wir sind jederzeit gerne bereit, Gegenausführungen von kompetenter Seite zu veröffentlichen. ***Die Red.***

Einleitende Bemerkungen.

Während des Krieges hat die französische Arbeiterbewegung eine sehr bemerkenswerte Initiative entwickelt. Dies verdankt man dem Umstand, dass das französische Proletariat, wenn es auch in der Organisation der syndikalistischen und kooperativen Bewegung auf einer niedrigern Stufe der Entwicklung stehen geblieben ist, doch auf die nationale Politik, dank der Tüchtigkeit seiner Vorkämpfer, einen starken Einfluss ausübt. Auf die besorgte Frage, was nach dem Krieg aus ihm werden soll, können wir beruhigt antworten, dass die französische Arbeiterbewegung stärker, kräftiger und verbreiteter daraus hervorgehen wird. Und dies aus mehreren Gründen: 1. Weil vor dem Kriege ihre Vertreter immer für die Verständigung und den Frieden zwischen den Völkern eingetreten sind; 2. weil sie die Autonomie der Nationen befürwortet und den einzigen Weg eingeschlagen haben, den alle Freunde sozialen Fortschrittes betreten konnten; 3. weil sie gleichzeitig echte Internationalisten und wahre Patrioten waren (welch letztere man mit den Nationalisten und Imperialisten nicht identifizieren darf). Wenn auch den französischen Arbeitern durch diesen Krieg über den Internationalismus gewisser ausländischer „Kameraden“ die Augen geöffnet und manche Illusionen zerstört wurden,

so wird er trotzdem der Arbeiterklasse vielfach nützlich sein, indem er eine Annäherung an andere Bewegungen bewirkt. Wir heben besonders die Syndikalisten hervor, welche früher meist vorgaben, die politischen Bestrebungen der organisierten Arbeiterschaften zu ignorieren oder gar herabzusetzen.

Deshalb ist es nur gerecht die sozialistische Partei als die wahre Repräsentantin der entwicklungsfreudigen und aufgeklärten Arbeiterschaft Frankreichs zu betrachten, wenigstens bis zu dem Zeitpunkt, in dem das Aktionskomitee aus den Delegierten der Sozialistenpartei, der C. G. T.*) und der „Fédération Nationale des Coopératives de consommation" geschaffen wurde.

Vor dem Kriege.

Bei den Wahlen im Mai 1914 hatte die französische Sozialistenpartei einen ungewöhnlichen Erfolg zu verzeichnen. Den Nationalisten mit ihrer Plattform der dreijährigen Dienstzeit, deren Lasten die Massen zu tragen gehabt hätten, wurde von der Partei die Forderung einer nationalen Miliz und der Einkommensteuer entgegengestellt. „L'Humanité", die grosse Tageszeitung der Partei, entwickelte sich zu immer grösserem Einflusse und konnte ihren Umfang von vier auf sechs Seiten erweitern. Für den 14. Juli war nach Paris ein nationaler Kongress einberufen worden, um einen Internationalen Sozialistentag in Wien vorzubereiten, als dessen wichtigster Programmpunkt die Bekämpfung des Imperialismus und des Krieges überhaupt angesetzt war. Der Wunsch der französischen Führer war die Organisierung einer gleichzeitigen und internationalen Aktion, um, im Falle eines drohenden Krieges, zur Anrufung des internationalen Schiedsgerichtes zu zwingen. Dadurch wollten sie auf die deutsche Sozialdemokratie einen freundschaftlichen Druck ausüben, damit diese sich endlich klar ausspreche und zur allgemeinen Abrüstung hindränge durch Androhung des Generalstreiks für den Fall, dass

*) „Confédération Générale du Travail", bekanntlich der Zentralverband der Arbeitersyndikate, der vor dem Kriege von den revolutionären Syndikalisten beherrscht wurde; ihre damalige Bedeutung dürfte im Texte unterschätzt sein. *Die Red.*

von Seite der Regierungen und der Kapitalistenklasse eine Kriegserklärung in Aussicht stünde.

Für den Frieden.

Als am 23. Juli 1914 das schroffe Ultimatum der österreichisch-ungarischen Regierung an Serbien bekannt wurde, bemächtigte sich eine tiefe Erregung der französischen Arbeiterschaft. Sie glaubte in diesem Schritt die Absicht zu erkennen, den Krieg zu provozieren, koste es was es wolle. Am 25. Juli 1914 machte Jaurès in der „Humanité" auf den aussergewöhnlichen Ernst der Situation aufmerksam. Das französische Volk sah zu seiner Erleichterung, dass Serbien — den vereinten Anstrengungen Russlands, Frankreichs und Englands nachgebend — sich bereit erklärte, sich den Forderungen seines mächtigen Feindes zu unterwerfen und nur für eine Spezialfrage die Entscheidung des Haager Schiedsgerichtshofes anrufen zu wollen. Damals, angesichts der russischen Mobilisierung, schloss sich Graf Berchtold dem Vermittlungsversuch Sir Edward Greys an, der von Frankreich, Russland und Italien bereits angenommen war. Aber in diesem Augenblicke entfesselte Deutschland durch seine Intervention den Krieg, den es gewollt hatte.*) Und hier beginnt für die Öffentlichkeit (aber nicht für die Geschichte, welche die entfernteren, tieferen und komplizierteren Ursachen erforschen wird) die furchtbare Verantwortlichkeit der deutschen Regierung.

Friedensfreundliche Bemühungen der Sozialisten.

Sowie die französische Arbeiterpartei sah, dass der politische Horizont sich verdüstere, veranlasste sie eine Zusammenkunft des internationalen sozialistischen Bureaus, schickte ein Zirkular an ihre Provinzgruppen und versuchte durch die Presse und durch Manifestationen im ganzen Lande dahin zu wirken, dass den russischen Provokationen ein Ende bereitet und England in seiner Vermittlerrolle gestützt werde. Am 25. und 26. Juli, angesichts der Note des deutschen Botschafters, welche den Ernst der österreichischen Note milderte, hoffte Jaurès

*) Bekanntlich geht die deutsche Auffassung dahin, dass der Krieg von der deutschen Regierung nicht gewollt, aber unter dem Druck der russischen Mobilisierung unvermeidlich wurde. *Die Red.*

noch immer, dass der Friede erhalten bleiben werde. Trotzdem Deutschland es ablehnte zu vermitteln, gab die sozialistische Gruppe am 28. Juli im französischen Parlament eine Erklärung ab, welche forderte, dass die englischen Versuche, den Frieden zu erhalten, energisch unterstützt werden sollen und fügte hinzu, „dass jenes Frankreich, welches seit mehr als 40 Jahren den höheren Interessen des Friedens die Forderung auf Elsass-Lothringen geopfert habe, sich nicht wegen Serbiens zum Kriege hinreissen lassen dürfe."

Gleichzeitig tagte das internationale sozialistische Bureau in Brüssel und beschloss einstimmig möglichst intensive Manifestationen „gegen den Krieg, für den Frieden und für schiedsgerichtliche Regelung des österreichisch-serbischen Konfliktes." Ausserdem sollte der für Wien angesagte internationale Kongress sofort in Paris abgehalten werden, um den „Friedenswillen des Weltproletariates" kräftig zum Ausdruck zu bringen. In Brüssel hielt damals Jaurès seine letzte Rede, begleitet von der begeisterten Zustimmung der friedensfreundlichen Volksmassen, welche in seiner Person Frankreich und dem internationalen, pazifistischen Sozialismus huldigten. Doch Adler liess es damals in Brüssel an Klarheit fehlen; Haase war optimistisch und hatte Vertrauen zu dem Kanzler, welcher das verhängnisvolle Wort vom Fetzen Papier noch nicht gesprochen hatte.

Jaurès war besorgt; um seine österreichischen und deutschen Kollegen zu kühnem Handeln anzufeuern, schilderte er ihnen den energischen Druck, welchen die sozialistischen Abgeordneten auf die französische Regierung ausübten. Nach Paris zurückgekehrt, hatte Jaurès Unterredungen mit Malvy, Abel Ferry und Viviani; durch seine energischen Bemühungen brachte er es dahin, dass der Präsident der französischen Republik zur Erhaltung des Friedens eine Note an den König von England richtete. Dem Einflusse Frankreichs und Englands gelang es auch, den Zar zu einer Depesche an Kaiser Wilhelm zu veranlassen, in welcher er seinerseits sich für das

Schiedsgerichtsverfahren aussprach. Sonderbarerweise fehlt diese Depesche in dem deutschen Weissbuch. Am Morgen des 31. Juli überreichte Sir E. Göschen, der englische Botschafter in Berlin, dem deutschen Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg eine Botschaft, in welcher Sir Edward Grey folgendes Versprechen gab:

„Wenn es möglich wäre, den europäischen Frieden zu erhalten und die gegenwärtige Krise glücklich zu überstehen, dann wird es mein persönliches Bestreben sein, die Anregung zu Verhandlungen zu geben, die Deutschland wird annehmen können, und welche ihm Sicherheit schaffen sollen, dass keinerlei aggressive oder feindliche Politik gegen das Deutsche Reich oder seine Verbündeten künftighin eingeschlagen werden solle, weder von Frankreich, noch von Russland, noch von uns selbst, weder vereinzelt noch gemeinsam."

Dieses Anerbieten Englands blieb aber praktisch wirkungslos. Diese Haltung diente zwar nicht den wahren Interessen Deutschlands, wohl aber den Wünschen der deutschen Imperialisten, welche nun endlich dem Kaiser, den sie übrigens schon seit einiger Zeit umgestimmt hatten, den Krieg vollends aufdrängen konnten.

Noch an demselben Tage wurde Jaurès, unweit vom Ministerium des Äusseren, wo er sein Möglichstes getan hatte, um den Frieden zu erhalten, von der Kugel eines nationalistischen Narren getroffen. Wie mit Recht hervorgehoben wurde, ist Jaurès als das erste Opfer dieses entsetzlichen Krieges gefallen.

Nach seinem Tode setzten die sozialistischen Deputierten ihre Bemühungen zur Erhaltung des Friedens fort. Ihre von der Regierung bewilligten Forderungen waren: 1. Die Mobilisierung der französischen Truppen solle nicht an der unmittelbaren Landesgrenze, sondern acht bis zehn Kilometer von derselben entfernt stattfinden (um gefährliche Zusammenstösse zu vermeiden); 2. die Regierung solle durch eine offizielle Ankündigung bekanntgeben, dass die Mobilisierung noch nicht notwendig den Krieg bedeute (dies, um weitere Friedensverhandlungen zu ermöglichen); 3. die französische Regierung werde dem deutschen Reiche keinen Krieg erklären. Trotz der vorsätzlichen Ungeschicklichkeiten des Herrn v. Schön ist

es zu keinerlei feindlichen Demonstrationen gegen ihn gekommen. Schliesslich musste die deutsche Regierung, um ihre Kriegserklärung an Frankreich zu rechtfertigen, die Geschichte von französischen Fliegern vorbringen, die angeblich Nürnberg bombardiert haben!

Wir wollten noch immer nicht an den Krieg glauben; aber schliesslich mussten wir uns dem Augenschein ergeben. Am 2. August, an demselben Tage, an welchem die deutschen Heere in Luxemburg einmarschierten, hielt die „Fédération Socialiste de la Seine" in der Salle Wagram eine ursprünglich zur Erhaltung des Friedens einberufene Versammlung ab, an der sich Dubreuilh, Vaillant, Longuet, Compère-Morel, Cachin und Sembat beteiligten. Und angesichts des deutschen Einfalles in Frankreich und Luxemburg gab Sembat die folgende Erklärung ab:

„Ihr seid zum Krieg gezwungen durch die Missachtung der Neutralität Luxemburgs und durch den Übergriff des deutschen Kaisertums, aber Ihr bleibt Sozialisten! Ihr kämpft weder im Rausche der Rachgier noch aus toller Lust am Kampfe. Das unterscheidet Euch von den Chauvinisten! Ihr kämpft, um die französische Kultur zu verteidigen und die — Freiheit der Völker. . . Wir wollen uns tapfer schlagen, um die französische Kultur zu retten; aber wir wollen nicht die deutsche Kultur vernichten!"

Der Krieg ist erklärt.

Nachdem das Deutsche Reich Frankreich am 3. August den Krieg erklärt und am 2. und 3. August die neutralen Staaten Luxemburg und Belgien besetzt hatte, wurden am 4. August die Kriegskredite von den französischen Sozialisten einstimmig bewilligt. Der Kampf gegen den deutschen Imperialismus und Militarismus musste als Kampf für den Frieden erscheinen, als ein demokratisch-republikanischer Kreuzzug „für die Freiheit und den Frieden Europas", wie Hervé in seiner „Guerre Sociale" vom 28. Oktober 1914 sich ausdrückt. Als am 28. August Guesde und Sembat dem Ministerium zur nationalen Verteidigung beitraten, veröffentlichte die „Humanité" ein Manifest in diesem Sinne, unterzeichnet von der sozialistischen Gruppe des Parlaments, sowie von der permanenten administrativen Kommission und der Administration der „Humanité." Und beim Leichenbegängnis

unseres Führers Jaurès hatte Jouhaux im Namen der C. G. T. sich klar und deutlich zu dem hohen Ideal bekannt: „Jaurès war unsere Stütze in unserem leidenschaftlichen Kampf für die Erhaltung des Friedens. Seine Schuld ist es nicht, noch auch die unsere, wenn der Friede nicht gesiegt hat . . . Und noch einmal erkläre ich öffentlich, ehe wir diesen Krieg beginnen, dass wir an die Internationale glauben, dass wir fest entschlossen sind in schwerem Kampfe alle Freiheiten zu erobern, um sie allen zu geben. Die Sozialisten Belgiens und Frankreichs setzten in einem gleichzeitig veröffentlichten Manifest ihre Anschauungen auseinander:

„Wir kämpfen nicht gegen das deutsche Volk, dessen innere Freiheit und äussere Unabhängigkeit wir hochhalten wollen. Wenn die Sozialisten Frankreichs und Belgiens sich der harten Notwendigkeit des Krieges fügen, so geschieht es in der Überzeugung, dass sie damit das Prinzip der Freiheit und das Recht der Völker auf Selbstbestimmung aufrecht erhalten. Sie hegen die Zuversicht, dass sie, wenn einmal die Wahrheit festgestellt sein wird, auch den Beifall und die Mithilfe der deutschen Sozialisten finden werden."

Man hat viel über den Gesinnungswechsel Hervés gestritten: Bekanntlich war er früher einer von den lärmendsten Schreihälsen des Antimilitarismus und Antipatriotismus, und ist nun zu einem Grade des Patriotismus übergegangen, der manchem übertrieben scheint. Doch ist es leicht, diese Wandlung zu erklären. Vor etwa zwanzig Jahren hatte Hervé — geradeso wie andere von unseren Genossen — den Eindruck, dass gewisse Führer des französischen Sozialismus, hauptsächlich aus Rücksichten auf die Wählerschaft ihr patriotisches Gefühl aufdringlich übertrieben, so dass die Massen darin sogar eine Kundgebung zugunsten des Militarismus erblicken konnten. Daher leitete er, auf die Gefahr hin als Vaterlandsfeind zu erscheinen, eine heftige Campagne gegen den Militarismus ein, die ihm den Hass der Gesinnungstüchtigen und viele Jahre Gefängnis eintrug. Seine Propaganda hat zweifellos ihre Früchte getragen und den Weg für eine neue Orientierung des französischen Sozialismus frei gemacht, dessen Führer in der Agitation gegen einen militaristischen Natio-

nalismus Schönes geleistet haben, ohne darum dem wahren Patriotismus untreu zu werden. Kaum hatte Hervé dieses wertvolle Ergebnis erzielt, als er sich an unsere deutschen Genossen wendete und sie zu einer ähnlichen Aktion einlud. Nun konnte er zwar bei einigen von ihnen Gesinnungen beobachten, die mit den unsrigen übereinstimmten; aber bei vielen, bei der Mehrzahl, stiess er auf eine beschränkte, engherzige Auffassung des Patriotismus.

Indessen führte in der „Action Ouvrière" Charles Andler, Professor an der Sorbonne, mittelst seiner gründlichen Belesenheit in der Literatur des deutschen Sozialismus den Nachweis, dass eine grosse Zahl deutscher Sozialisten sich in der letzten Zeit „zur Kolonialpolitik, zum Militarismus, ja vielleicht sogar zum Kapitalismus bekehrt" hätten. Seine Behauptung wurde von den Nationalisten der „Action Française" aufgegriffen und in bösartiger Weise gegen die französischen Sozialisten ausgeschrotet, um für die dreijährige Dienstpflicht Stimmung zu machen. So sah sich denn die sozialistische Partei Frankreichs, obgleich sie über die beklagenswerten Tendenzen gewisser Sozialisten Deutschlands keineswegs im Unklaren war, genötigt, Andler gewissermassen zu desavouieren.

Sobald aber der Wahlkampf beendet war, galt es vor allem, gegen diese Tendenzen des deutschen Sozialismus Front zu machen. Der zuerst nach Wien, dann nach Paris einberufene Kongress sollte hiezu die Gelegenheit bieten. Aber Hervé, welcher seit Jahren versucht hatte, den „Antimilitarismus" der deutschen Kameraden auf die Probe zu stellen, und von ihnen fast nur schroffe Ablehnungen erfahren hatte, ging in seiner Enttäuschung von einem Extrem zum anderen über und kann, seit der Kriegserklärung, in erbittertem Patriotismus sich gar nicht genug tun. Es ist anzunehmen, dass er, solange der Krieg fortdauert, dieselbe Haltung bewahren wird. Warum? Weil für einen Franzosen oder einen Belgier, *selbst wenn er antimilitaristisch gesinnt ist*, die einzige Frage, die er augenblicklich zu beantworten hat, die folgende ist:

Wie kann man die deutschen Armeen, welche jetzt in Frankreich und Belgien, Luxemburg und anderen Gebieten lagern, aus allen diesen Ländern vertreiben?

Eines Tages, im September 1914, machte ich einem bekannten Vorkämpfer der C. G. T. den Vorwurf, dass seine ultrapatriotische Haltung von derjenigen eines Chauvinisten kaum mehr zu unterscheiden sei. „Gewiss", antwortete er, „jetzt und solange deutsche Truppen französisches und belgisches Gebiet besetzt halten. Wenn es, um sie zu verjagen, notwendig ist, das patriotische Gefühl und selbst den Fremdenhass zu überhitzen, so tue ich es. Denn wer den Zweck will, muss die Mittel wollen. Age quod agis, hat mit Recht der heil. Matthäus gesagt." . . . Wohl gemerkt, derselbe Mann wird, wenn einmal die deutschen Truppen abgezogen sind, wieder leidenschaftlich für die Ideen der Internationale zu Felde ziehen.

Die grosse Mehrzahl der französischen Sozialisten fordert die Räumung der besetzten Gebiete, bevor von irgend etwas anderem die Rede sein kann. Dieses Gefühl wurde zur Leidenschaft, als die sogenannten Sozialisten des Kaisers behaupteten, sie führen den Krieg nur gegen den Zarismus, und als, um diesen Zweck zu verwirklichen, vor allem Frankreich und Belgien verwüstet wurden. Diese Leidenschaft ist nur noch gesteigert worden, als gewisse — milde gesagt — taktlose Wichtigtuer den Belgiern die Vorteile der deutschen Methode — die reell sind und von mir selbst vielleicht hundertmal dargestellt wurden — vorführten, indem sie den Besuch des Brüsseler Volkshauses in Szene setzten, wodurch sie der belgischen Arbeiterklasse die „Segnungen des Kaisertums" und dem Kaiser, wenn die Arbeiterschaft Belgiens auf die Verlockungen dieser Liebesboten eingegangen wäre, die freie Verfügung über ein bisher gebundenes Armeekorps verschaffen wollten. Unsere Leidenschaft wurde noch ärger verbittert, als Genosse Südekum seine bekannten Versuche machte, die italienischen und rumänischen Sozialisten zu beeinflussen und, im Einverständnis mit den militärischen Behörden Deutschlands, unseren Kameraden

René Tison aus der Kriegsgefangenschaft nach Frankreich entsendete, um uns zum Friedensschluss zuzureden. Diese Leidenschaft ist in helle Flammen ausgeschlagen, als auch noch der Papst zugunsten eines verfrühten Friedens intervenierte und überdies die deutsche Diplomatie wiederholt Versuche machte, die Entente durch Angebote von Separatfrieden zu sprengen.

(Fortsetzung folgt.)

□□□

Allerlei.

Der Krieg kostet England täglich 3½ Millionen £, dies macht in einem Jahre 1,277 Millionen £. Dieser Betrag bedeutet mehr als eine Ausgabe von 1 £ für jede Minute seit Christi Geburt. Die Zinsenlast für die Kriegsausgabe eines Jahres macht zu 4½% für England allein 100 £ per Minute.

Der Krieg kostet England 40 £ in der Sekunde. Ein kleines Wohnhaus in zehn Sekunden, sechs Wohnhäuser in der Minute, 8640 im Tag.

Eine Kriegswoche kostet mehr als die Dotierung von 119 Lungenheilstätten mit je 200,000 £, von 49 Hochschulen mit je 500,000 £ oder von 238 öffentlichen Bibliotheken mit je 100,000 £.

Das Jahresbudget der englischen Sozialpolitik langt nicht für fünf Kriegstage. Der Panamakanal kostet 75,000,000 £, das ist Englands Kriegsausgabe in 21 Tagen und 10 Stunden. Der Wert aller von England in den Jahren 1909, 1910 und 1911 exportierten Güter würde die Kriegsausgabe eines einzigen Jahres nicht bestreiten.

(Labour Leader)

*　*　*

Das englische Komitee zur Unterstützung der vom Kriege besonders geschädigten Teile Frankreichs hat eine Sammlung eingeleitet, um der notleidenden Landwirtschaft Zuchttiere der besten Sorten, wie Stiere, Widder, Böcke zur Verfügung zu stellen. Grossgrundbesitzer und Landwirte, der König von England an der Spitze, beteiligen sich an dieser Aktion.

□□□

Nationalkultur und Weltkultur.*)

Von LUDO M. HARTMANN (Wien).

Als der Krieg vor einem Jahre mit seiner ungeheuren Wucht über uns hereinbrach, da jammerten kleinmütige Kosmopoliten und schrien es fanatisierte Nationalisten im Chorus, dass die Zeit gekommen sei, in der die Nationalkultur die Weltkultur erschlagen hat. Sollte man wirklich an eine Umkehr der Weltgeschichte glauben, sollte ein Ereignis, das, so ungeheuer es auch sein mag, doch selbst ursächlich mit der Vergangenheit verknüpft ist und nicht von einem fernen Sterne auf unsere Erde getragen wurde, die Kraft haben, alles zu verändern, was entwicklungsmässig gegeben schien?

Denn das steht doch fest: Am Anfang aller Geschichte steht die Vereinzelung und am Ende stand bisher die Gemeinschaft. In jenen primitiven Zeiten, in denen der Mensch von der Hand in den Mund lebte, da stand er nur mit wenigen Seinesgleichen in lockerer wirtschaftlicher und geistiger Verbindung — und heute? Nichts hat noch so, wie dieser Krieg, die unzähligen Fäden, welche sich über die ganze Erde spinnen, auch dem Blödesten, zum Bewusstsein gebracht. Ist es ein Zufall, dass sich die Bewegung der Menschheit in der Zeit bisher von jenem zu diesem Pole entwickelt hat? In welcher Weise hat sich diese Entwicklung vollzogen?

Als jene primitiven Stämme in geregelte Beziehungen zu einander traten, war der Tausch die Grundlage ihrer Verbindung und die Vorbedingung für einen geregelten Tauschverkehr war keine andere, als die Verschiedenheit der Produktionsbedingungen und der Produktion. Die Verschiedenheit also war die notwendige Vorbedingung

*) Der Verfasser sendet uns den nachfolgenden Artikel als Ergänzung seiner Ausführungen in Nr. 5 unserer Zeitschrift.

für die gegenseitige Annäherung. Nicht die Gleichartigkeit, sondern die Arbeitsteilung schuf Assoziation.

Wer den Gang der Weltgeschichte verfolgt, erkennt zunächst einen fortschreitenden Prozess der Ausgleichung der Zivilisation, d. h. der künstlichen äusseren Bedingungen für die Besserung der Lebenshaltung der Völker, einen Prozess, der sich entsprechend der Erweiterung des geographischen Weltbildes ausbreitet. Wie einst die steinerne Axt und der Wagen sich ihr Territorium allmählich eroberten, so spannen heute die Eisenbahnen und die Kanonen, verbindend zugleich und vernichtend, ihr Netz über die Erde.

Auf Grund dieser Ausgleichung der Zivilisationsmittel aber vollzog sich im Verlaufe der Zeiten die kulturelle Ausgleichung auf zwei verschiedene Weisen, durch Vorgänge, die man teils als Rezeption, teils als Parallelismen oder Gleichmässigkeiten der Entwicklung bezeichnen kann.

Die grossen Epochen unserer europäischen Geschichte scheinen durch Rezeption bezeichnet zu sein. Man braucht nur beispielsweise hinzuweisen auf den gewaltigen Kulturvorgang, dessen Inhalt die Rezeption der griechischen Kultur durch das Römertum und daran anschliessend die Verbreitung der griechischen Kultur über die antike Welt ist; auf die unermessliche Bedeutung der Rezeption der zur christlich-römischen umgestalteten antiken Kultur durch die nordischen Völker, die einen guten Teil des Inhaltes der mittelalterlichen Geschichte ausmacht; auf die Renaissance und den Humanismus, die, welches immer ihre inneren Triebkräfte gewesen sein mögen, ihre Form erhalten haben durch die Rezeption antiker Kulturelemente. Und diese Vorgänge sind natürlich keineswegs auf den Westen beschränkt. Kaum minder gross ist der Umschwung, welchen die Rezeption der chinesischen Kultur durch das mittelalterliche Japan bedeutet. Und zu diesen sozusagen universalen Rezeptionen treten die partiellen, scheinbar auf einzelne Gebiete des menschlichen Denkens und Fühlens beschränkten, deren Wirksamkeit

aber nicht minder deutlich ist. Man spricht von der Rezeption des römischen Rechtes. Man denke an die Rezeption der englischen empirischen Philosophie in Frankreich und den berechtigten Stolz, mit dem sich Voltaire rühmte, dass er Lockes Philosophie in Frankreich eingeführt habe. Man denke an die Rezeption der französischen Sitte und Mode, aber auch des französischen Rationalismus in Deutschland usw. Diese Vorgänge heben sich uns von der Vogelperspektive deutlich aus dem sonstigen Geschehen heraus. Nicht so deutlich tritt uns summiert entgegen, was wir während unseres eigenen Lebens gesehen und erfahren haben. Und doch kann man namentlich im Laufe des letzten Jahrhunderts von einer ununterbrochenen und beständig sich wiederholenden gegenseitigen Rezeption von Kulturelementen zwischen den Kulturvölkern sprechen. Physik und Chemie, und Geschichte und Philosophie sind nicht von einem Volke einheitlich und einseitig aufgebaut worden; das eine hat dem anderen die Fackel gereicht und dieses die Fackel weitergegeben. Kein allgemeiner Satz, der in der Naturwissenschaft heute Giltigkeit beansprucht, keine historische oder philosophische Auffassung hat nur eine Wurzel; ihre vielfachen Wurzeln weisen zurück auf die Arbeit aller Kulturnationen.

Wenn diese Rezeptionen auf die Ausgleichung zwischen den Völkern eines Kulturkreises hinwirken, so nicht minder die von Rezeptionen unabhängigen Gleichmässigkeiten ihrer Entwicklung. Man mag über die Gesetzmässigkeiten des historischen Verlaufes denken wie man will, dass, von Rezeptionen unabhängige, Wiederholungen von Entwicklungsvorgängen sich nachweisen lassen, ist wohl unbestritten. Die Kulturnationen, die wir kennen, sie haben alle nacheinander die Stadien durchgemacht, welche man roh mit den Worten Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft, Kapitalismus umschreibt, und mit diesen Stadien verbunden sind gewisse Formen der Klassenentwicklung und am Ende der moderne Klassenkampf. Und wer wird es leugnen, dass mit diesen gewaltigen

Erscheinungen bestimmte Kulturformen und Kulturempfindungen auf das innigste verknüpft sind, die sich überall da wiederholen, wo ihre Grundlagen gegeben sind?

Wenn Rezeptionen und Gleichmässigkeiten in der Entwicklung zur Ausgleichung der Kulturen hindrängen, so sind nicht minder andere Vorgänge wirksam, welche die Variation begünstigen. Eine in die Augen springende Verschiedenheit ist dadurch bedingt, dass, mag auch bei verschiedenen Völkern die Gesamtentwicklung sub specie aeternitatis gleichmässig verlaufen, sie doch nicht chronologisch zusammenfällt und in einem gegebenen Moment die Höhe der Entwicklung bei verschiedenen Völkern eine verschiedene sein kann und tatsächlich ist. Kein Westler wird für alle Zeiten Russland eine höhere kapitalistische Entwicklung absprechen wollen und doch ist es bedeutsam für die Gegenwart und für die Verschiedenheit der Völker, dass heute Russland dem Westen gegenüber eine niedrigere wirtschaftliche Entwicklung aufweist.

Niemand wird ferner den Gemeinplatz verkennen, dass die Kultur der Völker bedingt ist durch die Verschiedenheit ihres geographischen Milieus, dass die Kultur der Tropen und die Kultur der gemässigten Zone ebensowenig identisch ist, wie die Kultur eines Inselvolkes und eines Festlandvolkes, oder eines Gebirgsvolkes und eines Steppenvolkes.

Ferner aber werden die Verschiedenheiten bedingt durch rein historische Vorbedingungen. Durch das Schicksal, welches jedes einzelne Volk für sich erlebt hat und das ihm seine unauslöschliche Marke aufgedrückt hat, das Schicksal, das sich in seiner staatlichen und gesellschaftlichen Organisation, wie in seinen wirtschaftlichen und kulturellen Bestrebungen ausdrücken muss. Sehr deutlich wird dies, wenn man z. B. die Geschichte der englischen mit der deutschen Arbeiterbewegung vergleicht. Die Entwicklung der modernen Klassengegensätze ist in England unzweifelhaft eine ältere als in Deutschland und doch

hat infolge der historisch politischen Entwicklung die deutsche Arbeiterbewegung eine Gestalt angenommen, die man als eine höhere der englischen gegenüber ansehen kann.

So wirken den ausgleichenden Elementen im internationalen Völkerleben die differenzierenden entgegen und gerade sie sind es infolgedessen, welche den nationalen Kulturen ihr charakteristisches Gepräge, ihre Eigentümlichkeit verleihen.

Gemeinsames Schicksal, gemeinsame Siedlung und Verkehr, gemeinsame Sprache bilden die Nation, die Kulturgemeinschaft kat' exochen. Die Sprache, zugleich eine Folge der Verkehrs- und Schicksalsgemeinschaft, wirkt weiter ausgleichend innerhalb der Gruppe und infolgedessen differenzierend gegenüber allen anderen Gruppen, und diese natürliche Differenzierung wird aufrechterhalten durch die eigene Organisation der Gruppe, durch die Schule und durch alle Verkehrseinrichtungen, welche auf der einheitlichen Sprache aufgebaut sind.

Überblickt man also die Gesamtentwicklung, so ergibt sich innerhalb der Weltkultur andererseits eine fortschreitende Differenzierung, ohne dass doch die Existenz der nationalen Kulturen einen Gegensatz zur Weltkultur bedeuten würde.

Man hat sehr häufig und gerade in letzter Zeit den Vorgang der nationalen Differenzierung in Gegensatz bringen wollen mit der anderen grossen sozialen Tatsache, mit dem Klassenkampf. Doch scheint dieser Konstruktion ein Missverständnis zugrunde zu liegen. Klassenkampf und nationale Differenzierung sind keineswegs entgegengesetzte, sondern einander ergänzende Entwicklungen. Ihre beiden Ziele liegen gleichsam nicht auf derselben Ebene; sie sind wesensverschieden. Der Klassenkampf hat als ideales Ziel die Aufhebung der Klassengegensätze, die nationale Differenzierung dagegen das Ziel der kulturellen Ergänzung. Der Klassenkampf beruht, wenn man sich der Bücherschen Terminologie bedienen will, auf der Arbeitsgemeinschaft, d. h. die Klassengenossen in den

verschiedensten Ländern arbeiten nebeneinander etwa wie Arbeiter, welche gemeinsam ein Feld ausjäten; jeder einzelne reisst Unkraut aus und tut qualitativ dieselbe Arbeit wie sein Mitarbeiter; die Summierung ihrer gleichartigen Arbeit ergibt das erwünschte Resultat, die Reinigung des Ackers. Anders die nationale Differenzierung, die auf Arbeitsteilung und Spezialisation beruht. Hier ist die Tätigkeit der einzelnen Arbeiter, also der Nationen, eine qualitativ verschiedene, wie wenn sich z. B. aus der geschlossenen Hauswirtschaft ursprünglich hervorgehend der Landwirt und der Handwerker von einander trennen, oder wie wenn sich aus einem Handwerke, etwa aus dem des Schmiedes, verschiedene Berufe, wie z. B. der des Huf- und des Nagelschmiedes und des Schlossers loslösen. Wie sich hier aus der einheitlichen Wirtschaft die verschiedenartigen Wirtschaften entwickeln, welche aufeinander angewiesen sind und, weil sie qualitativ verschiedene Arbeit leisten, gegenseitiger Ergänzung bedürfen, um die spezialisierte Einzelwirtschaft innerhalb der Gesamtwirtschaft aufrecht zu erhalten, so die nationalen Kulturen, welche sich innerhalb und auf Grund der Weltkultur gegenseitig bedingen. Das Verhältnis der Klasse zur Nation kann verglichen werden mit dem Verhältnis der Klasse zum Berufe; und ebenso wenig wie die Berufspaltung den Klassenkampf beeinträchtigt, ebensowenig ist die Existenz der Nation eine Beeinträchtigung des Klassenkampfes.

In der Tat ist die moderne nationale Entwicklung untrennbar verbunden mit der Weiterentwicklung des Staates, von dem wirtschaftlich autarken Staate weg. Die Autarkie ist eine Eigenschaft des primitiven Staatswesens, wie der primitiven Einzelwirtschaft. Jede Nation aber, die sich über die Autarkie hinaus entwickelt hat, hat ihren eigenen wirtschaftlichen Typus. Die nationale wie die wirtschaftliche Entwicklung vollzieht sich im Sinne der Ökonomie, d. h. im Sinne der Ausnützung des Besonderen, Individuellen, im Sinne also der Ergänzung, der Kompetenz-Abgrenzung und damit der Organisation.

Das Staatswesen selbst muss sich infolgedessen in seiner Tätigkeit spezialisieren und sich bestimmte positive spezialisierte Aufgaben stellen. Ein Staat z. B., der wesentlich landwirtschaftliche und wesentlich industrielle Provinzen umfasst und der daher eine Politik der Autarkie verfolgt, ist weder imstande, seine Politik industriell noch sie wirtschaftlich zu orientieren und Industrie sowohl als Landwirtschaft werden unter der Unfähigkeit des Staates, eine positive Tätigkeit zu entfalten, zu leiden haben.

So erscheint der scheinbare Gegensatz zwischen Nationalkultur und Weltkultur notwendig zu einer höheren Synthese zusammengefasst. Es ist mit der Nation nicht anders, als mit dem einzelnen Menschen. Was man am Individuum schätzt, das ist Persönlichkeit, d. h. eben individuelle Differenzierung. Dass sie aber nur auf Grund der sozialen Gemeinsamkeit erwachsen kann, hat schon Aristoteles gewusst, wenn er sagt, dass ein Individuum, wenn es zur Gemeinschaft unfähig oder ihrer, weil es in sich selbst ein volles Genüge findet, gar nicht bedürftig ist, keineswegs ein Teil des Staates, sondern vielmehr entweder ein Tier oder ein Gott sei. Wie aber Individuum und Staat, so bedingen einander auch Nation und Menschheit gegenseitig. Wenn wir das Kulturindividuum, wie wir es erfahrungsmässig kennen, analysieren, so finden wir in jedem einzelnen unzertrennlich die drei einander schneidenden Kreise der Kulturmenschheit, der Kulturnation und des Kulturindividuums und können, wenn es sich nicht, um mit Aristoteles zu reden, um ein Tier oder einen Gott handelt, keines dieser Elemente missen.

□□□

Patriotismus und Patriotitis.

Von Dr. LUCY HOESCH-ERNEST, Amerika.

Die Verfasserin unterscheidet den natürlichen Patriotismus d. i. die Liebe zur Heimat, von dem künstlichen Patriotismus, dem Hass gegen andere Nationen. Um allen übelwollenden Missverständnissen vorzubeugen, legen wir Wert darauf, ausdrücklich hervorzuheben, dass die nachfolgende Darstellung nur gegen den Hass fremder Völker gerichtet ist, keineswegs aber gegen die Liebe zum Vaterland. Leider hindern uns Raumrücksichten daran, den Aufsatz in seiner ganzen Ausdehnung abzudrucken. Der vollständige Text des Manuskriptes erscheint als Separatabdruck. *Die Red.*

Wohl kaum ein Wort ist in diesen Tagen mehr in aller Munde als das Wort: Patriotismus. Der Begriff, den die meisten damit verbinden, scheint eindeutig, auch sein ethischer Wert scheint eindeutig, doch ist es an der Zeit, ihn auf seine psychologische und ethische Bedeutung näher zu untersuchen.

Zuerst fragen wir: Wie entsteht der Patriotismus? Ist er etwas genetisch sich in der Menschenseele Entwickelndes, oder wird er anerzogen und so erst durch die Verhältnisse geschaffen?

Ehe wir dies untersuchen, müssen wir zunächst uns klar werden, was wir mit dem Begriffe meinen.

Das Fremdwort einfach mit „Vaterlandsliebe" zu übersetzen, geht nicht an; denn im Patriotismus, wie er sich heute darstellt und dokumentiert, wie er die Gemüter ergreift und zu Taten vorwärts treibt, steckt weit mehr. Er ist nicht nur die Liebe zum eignen Land, die Liebe, welche diesem Land das Beste gönnen, das Beste schaffen möchte, um es auf die höchste Stufe der Entwicklung zu bringen, sondern es steckt darin auch ein Ablehnen des Fremden. Der heutige „Patriotismus" fordert von uns, dass wir unser Land lieben so wie es ist, eben weil es so ist. Er fordert von uns, dass wir uns dem Fremden gegenüber kritischer verhalten; er lässt keine objektive Beurteilung zu; er fordert ein Stemmen gegen alle fremde Invasion.

Das bessere Fremde, welches der „Patriotismus“ aber nie als das Bessere zu erkennen vermag, weil eo ipso für diese Art von Patriotismus das Eigne ja immer das Beste ist, muss mit Aufopferung — auch des Besten, was wir im Lande haben — unter allen Umständen ferngehalten werden. Das Einheimische, das Eigne muss erhalten bleiben, das heisst das, was dann noch übrig bleibt, nachdem wir das Beste, unsere junge, aufstrebende Kraft, die Blüte der Nation, am Altare des Vaterlandes hingegeben haben. Es verschlägt nicht viel, dass wir dann von unten auf wieder beginnen müssen: wenn nur das Vaterland gerettet, das Fremde besiegt und ausgerottet ist.

Das ist der populäre Patriotismus, wie er sich heute in der Seele der meisten Menschen spiegelt. Für den echten, den schmerzhaften Patriotismus, der über die Fehler und Schwächen der eignen Nation trauert, der die Wunden und Mängel des eignen Volkes blosslegt und, auf die Vorzüge anderer hinweisend, den Volksgenossen die Augen öffnet, um sie zum Höhern, Bessern zu führen, scheint heute kein Raum mehr. Was ein jeder Pädagoge für die einzelne Seele als den Weg zur höhern Stufe erkennt: die strenge Selbstkritik, die Assimilation des Guten und Besten ausserhalb unserer selbst, das Streben nach objektiver Erkenntnis und Wahrheit, wird für die Volksseele als verderblich und selbstzerstörerisch, ja als ein Verbrechen an dieser gebrandmarkt. Die Form, in welcher sich der heutige Patriotismus darstellt, grenzt hart an den Chauvinismus, ja ist in den meisten Fällen von diesem kaum noch zu trennen. Diese Art des Patriotismus scheint mir die angelernte, anerzogene, die als Massensuggestion wirksamste zu sein.

Zum Unterschied von diesem hat der Patriotismus, als reine Vaterlandsliebe erfasst, einen genetischen Ursprung; in seinen ersten Anfängen ist er der Egoismus als biologisch-natürlicher, daher elementar notwendiger, Selbsterhaltungstrieb. Schon in vorhistorischen Zeiten, schon bei den Paläontolithikern, wird der Selbsterhaltungstrieb sich von der eignen Person auf die dem Ego zunächst

stehenden Wesen erweitert haben, indem die Erhaltung und der Schutz der Familie, und dann der in Gruppen zusammen wohnenden Familien, notwendig wurde für das eigne Wohlbefinden; damit wurde es auch der Schutz der Stätte, wo diese Familien am besten ihr Fortkommen fanden. Selbst die nomadisierenden Paläontolithiker, welche in Höhlen und Wohngruben ihr Unterkommen suchten, und so lange dort blieben als sie Nahrung fanden, entwickelten, indem sie diese ihre Wohnstätten gegen ihre Angreifer, Mensch oder Tier, verteidigten, schon die Anfänge einer primitiven Vaterlandsliebe. Solange diese Höhle die ihrige war, war sie eben ihr Vaterland, der Platz, wo zurzeit all ihr Hab und Gut war, wo um sie herum die Menschen lebten, die ihnen bekannt und vertraut waren, die zu ihnen gehörten, und die ihre Sprache verstanden. Schon die nächste Höhle, mit einer andern Familie, war Feindesland. Eine solche Form der Liebe zur eigenen Scholle finden wir auch schon bei den höhern Tieren, welche selbst grössere Gemeinschaften unter artverwandten Tieren bilden. Solche grössere Gemeinschaften bildeten sich auch schon früh unter den prähistorischen Menschen; wir sehen dies an Bauart und Stellung der Wohngruben. Auch sesshafte Völker finden wir schon in prähistorischer Zeit, die sich mit Umwallungen und Umzäunungen versehen, um ihr Land, ihr Vaterland, zu schützen. Man denke nur an die Pfahlbautendörfer in den Schweizer Seen.

Diese Gemeinschaften wurden dann immer grösser. Zu Anfang historischer Zeiten sehen wir schon ganze Völkerschaften, welche zusammenhalten und ihr Land gegen die Angehörigen anderer Stämme verteidigen, oder, indem sie diese bekämpfen, neues Land zu erwerben suchen.

Daneben sehen wir Klane und Gauschaften, die eine noch engere Gemeinschaft bilden, ein noch engeres partikularistisches Vaterland haben, welches sie auch gegen feindlich gesinnte Gaue desselben Vaterlandes gelegentlich verteidigen müssen. Ähnliche Verhältnisse herrschen auch heute noch bei den weniger entwickelten Negerstämmen

und fanden sich bei den amerikanischen Indianern bis zu ihrer Unterwerfung unter die Union.

Zur Zeit der Völkerwanderung wechselte das jeweilige Vaterland, die jeweilige Scholle; die neue Scholle wurde dann das geliebte Vaterland. Dabei wurden die Lebensgewohnheiten der frühern Besitzer des Landes bereitwillig aufgenommen und assimiliert. Die einbrechenden Familiengemeinschaften und später die Volksstämme nahmen, oder stahlen, die Weiber der Besiegten; die Kinder, die Mischlinge, wurden die Träger der Kulturerrungenschaften der beiden, oder mehrerer, Stammesgemeinschaften. Nur so wurde eine fortschreitende Kultur möglich; die stärkere Kultur drückte der neuen Gemeinschaft ihren Stempel auf, gleichgültig ob sie die Kultur der Siegenden oder der Besiegten war.

Die Assimilation der Kulturen der morgenländisch-historischen Völker, sowie die Mischung der somatischen Rassenmerkmale, ist schon zu Beginn der christlichen Ära so stark, dass es den Anthropologen schwer fällt, sie zu klassifizieren. Heute können wir von reinen Rassen, mit Ausnahme vielleicht von einigen, welche in den unzugänglichsten Wildnissen der Urwälder Afrikas oder Australiens oder auf einigen Inseln leben, überhaupt nicht mehr sprechen. Das ist für den genetischen Patriotismus belanglos, denn ein jeder erkennt das Land als sein Vaterland an, in welchem er, oder die Eltern, und allenfalls noch die Grosseltern geboren sind.

Das Bestreben, das Vaterland zu vergrössern, der eignen Gemeinschaft mehr Ausdehnung zu geben, geht nun immer weiter. In der zivilisierten Welt Europas, Asiens und Amerikas sind die Völkerschaften, und damit auch die Vaterländer, immer grösser geworden; ihnen haben sich die Kolonien, soweit sie sich nicht vom Mutterlande losgerissen haben, angegliedert. Die gerade Linie dieser Entwicklung würde nun sein, dass sich zunächst die Stammesverwandten, das heisst diejenigen Völkerschaften, welche den grössten Prozentsatz der Rasseneigentümlichkeiten gemeinsam haben, oder auch solche, welche

die meisten gemeinsamen Kulturfaktoren aufweisen, zu einer Völkerunion, mit einem gemeinsamen Vaterland, zusammenschliessen würden. Eine noch weitere, die letzte, Entwicklung wäre es, dass die ganze Menschheit nur ein Vaterland kennen würde: die Erde. Das muss die naturgemässe Entwicklung sein. Sie mag noch viele tausend Jahre brauchen, aber das muss es sein, worauf die menschliche Spezies zur Erhaltung, zur höchsten Entwicklung ihrer Art hindrängen muss.

Wie weit dieser Zusammenschluss, selbst der rasseverwandten Völker, des zivilisierten Europas noch von diesem Ideal entfernt ist, ist durch die blosse Möglichkeit des gegenwärtigen Krieges bewiesen. Die Entwicklung, und damit das Zustandekommen einer höchsten Kultur, die ja immer nur in den Assimilationen der Kulturen bestanden hat, scheint damit künstlich um viele Jahrhunderte zurückgeschoben.

Aber schon vor zweitausend Jahren sah Christus voraus, dass die Verbreitung einer ethischen Kultur, und damit die Verbrüderung der Menschheit, das heisst die fortschreitende Assimilation der Völkerschaften untereinander durch ein friedliches Sichvermischen der Völker schneller und besser zum Ziele führen müsse, als durch Feuer und Schwert. Darum predigt er: „Gehet hin in alle Welt." Er ist der erste der grossen Religionsstifter, welcher nicht vorzugsweise für sein Volk lehrte. Er kennt kein „auserwähltes" Volk wie Moses, noch einen Gott, der nicht der Vater aller Menschen wäre. Er kennt auch keinen Feind als das Böse schlechthin, keinen Feind der Person, keinen Feind personifiziert in einem Volke. Er sagt: „Liebet euere Feinde", „segnet die euch fluchen". Er wird nirgends so zornig als wenn er vom Pharisäertum spricht. Das Sprechen: „Gott, ich danke dir, dass ich nicht bin wie diese Leute", „die Selbstgerechtigkeit", und das „Suchen des Splitters in des Bruders Auge", das ist es, was er am meisten verdammt. Aber diese innere Einstellung zum Pharisäertum ist heute fast allgemein.

Es ist, als ob alle von einer epidemischen Krankheit an-

gesteckt wären, die ich im Gegensatze zur wahren Vaterlandsliebe die „Patriotitis“ nennen möchte.

Die Patriotitis ist eine Krankheit, welche eine Art von psychischer partieller Farbenblindheit hervorruft. Eine jede Nation sieht nur die eigne Farbe, und solange es vorteilhaft ist, vielleicht noch die Farbe der Verbündeten (aber auch die etwas mit grau vermischt) und nur so lange, als das Bündnis offiziell besteht. Alles, was in der eignen Farbe spielt, erscheint im hellsten Licht, alles andere liegt im grauen Nebel der Unzulänglichkeit. So wähnt sich denn ein jeder im Recht und von dem Minderwertigen zu Unrecht angegriffen. Ein jeder fühlt sich im Zustande der Notwehr und als ein heldenhafter Streiter für das absolut Gute und Wahre. Ein jeder glaubt sich auch berechtigt, den gerechten Gott für seine Sache anzurufen, und zu Gott, dem Schöpfer aller Dinge, eine ganz besonders nahe Beziehung zu haben. Sie scheinen vergessen zu haben, dass Gott der Vater aller Menschen ist. Obschon die meisten, aller sich bekämpfenden Völker Christen sind oder doch wenigstens sich zu Einem Gott bekennen, geht eine jede Nation in ihre Kirchen, um zu ihrem Nationalgott zu beten, und obschon eines der vornehmsten Gebote Gottes heisst: „Du sollst nicht töten,“ sehen sie keine Blasphemie darin, diesen ihren National-Gott anzuflehen, ihnen beizustehen in einem grossen bevorstehenden Massenmord; denn dieser Massenmord ist jetzt keine Sünde, er gilt ja den Angehörigen einer andern Nation mit einem andern Nationalgott. Wenn dann das Morden gelungen ist, so kommen sie und bringen ihre Dankopfer dar, mit Singen und mit Beten.

Dies ist nicht übertrieben, ich las vor kurzem ganz ernsthaft in einer deutschen Zeitung: „Der deutsche Gott wird uns helfen!“ und auch der englische Gott ist schon lange etabliert. Viele, die solches tun oder offiziell anordnen, lachen oder sind gar moralisch entrüstet über den naiven Sizilianer, welcher, wenn er seinen Nachbar ermorden will, zunächst zu seinem Schutzheiligen betet und ihn bittet ihm beizustehen. Er verspricht eine Menge

Gebete und ein Bildchen in Wachs, um den Schutzheiligen zu bestechen. Dann geht er gestärkt und beruhigt an seine Mordtat. Sieht niemand die Analogie im Kleinen? Oder will man sagen, der Unterschied liege darin, dass hier das Opfer wehrlos angefallen und unvorbereitet war! Aber wenn im Krieg ein Feind den andern überlistet, durch Waffen, die dieser noch nicht kannte, oder indem er aus versteckten Stellungen plötzlich hervorbricht, hat dies nicht wenigstens etwas Ähnlichkeit? Der zu überfallende Reisende auf einsamer Strasse weiss auch, dass hier Räuber kommen könnten und er hat wohl eine Waffe bei sich, um sich gegebenen Falles zu wehren. Aber — der Krieg ist eine heilige Sache und keine Mordtat! — Heilig? Für wen? Für alle Parteien? Doch wohl ja, da alle für dasselbe Ziel kämpfen. Heilig für die Traditionen ihrer Nation, und daher muss der Nationalgott helfen. Und wie denken sich eigentlich die zu ihren Nationalgöttern betenden Völker die Beteiligung dieser Götter in diesem Krieg? Hat die gigantische Massensuggestion des Patriotismus uns ins Homerische Zeitalter zurückgeführt? Sind es die Nationalgötter, die unsichtbar mit und für die Völker kämpfen und den Sieg entscheiden? Aber man verlässt sich doch lieber auf seine eignen Kanonen, nicht auf die Blitze der Götter.

Wie hat der, in die Patriotitis ausgeartete, Patriotismus uns auf allen Gebieten um Jahrhunderte zurückgeworfen in unserer Entwicklung! Aber ein Trost bleibt uns, er kann die sichere Entwicklung, welcher die Menschheit seit Anbeginn entgegengeht, aufhalten, er kann sich ihr lähmend in den Weg stellen, aber vernichten kann er sie nicht. Die Menschheit wird auch diese Krankheit überwinden und gegen die psychischen Bakterien immun werden. Manche der Friedensträumer hatten sich nur in der Zeitrechnung geirrt. Wir müssen vielleicht noch einige tausend Jahre warten. — Aber so wie sich jetzt schon in der Wissenschaft die anscheinend verschiedensten Erscheinungen auf eine letzte Einheitsform zurückführen lassen, so wird auch die Menschheit, wenn sie den krank-

haften Patriotismus überwunden haben wird, sich darauf besinnen, dass sie als eine menschliche Spezies ihre Art erhalten und verteidigen muss gegen die vielen feindlichen Mächte, welche die Natur ihr in den Weg legt und gegen welche sie in geschlossener Kolonne als ein Volk Front machen muss. Dann erst wird sie die christliche Lehre begriffen haben: „Liebe deinen Nächsten wie Dich selbst“.

□□□

Gegen die Hetzpresse.

In Österreich hat sich eine Frauen-Vereinigung gebildet, welche es sich zum Ziele setzt, den Kampf gegen die Verhetzung durch die Presse aufzunehmen und sich zu diesem Zwecke mit Frauen in den feindlichen Ländern in Verbindung setzen will. Die Gründerinnen, welche Soldaten in den Krankenhäusern pflegen, bezeugen, wie selten sie hasserfüllte Äusserungen über den Feind vernehmen. Sie wollen einen Boykott gegen jene Blätter einleiten, welche trotz vorhergehender Warnung ihre Hetztätigkeit nicht einstellen. Wir sind gerne bereit, ev. Zuschriften von Frauen, die sich im gleichen Sinn betätigen wollen, an die Leiterin Frau Helene Lecher-Rosthorn, XVIII, Cottageg. 30, Wien, weiterzubefördern. *Die Red.*

Sparen.

Im Mittelstand hört man oft die Klage: Wir würden ja gerne sparen, aber die Dienstboten! Dazu macht die englische Wochenschrift „The New Statesman“ (vom 14. August) den Vorschlag, man möge den Dienstleuten im Hause einen Teil der Ersparnisse auszahlen, welche durch ihre Mitwirkung gewonnen werden. Das könnte ihre Freude am Sparen beleben und der wirtschaftliche Hauptzweck des geringeren Verbrauches werde erreicht.

Daran knüpft der englische Publizist einen Rat, der als Zeichen der Zeit gewertet werden mag. Man kaufe für den Diener oder das Mädchen eine Kriegsanleihe im Betrage von 5 £, wenn sie sich bereit erklären, sich monatlich 4 Shilling als Zuzahlung von ihrem Lohn abziehen zu lassen. Schätzt man die Ersparnisse, die auf den Kopf entfallen, wöchentlich auf 1 Sh., so macht das abermals 4 Sh. im Monate. Nach einem Jahr ist so der Dienstbote Eigentümer der 5 £-Anleihe und hat ausserdem dem Staat einen Dienst geleistet.

□□□

Das Antlitz der Kultur.

Von JOHANNES ÖHQUIST, Helsingfors.

Wer von uns hat es nicht erlebt, dass wir einen guten Bekannten oder Freund, den wir einige Zeit nicht gesehen, plötzlich treffen und nicht wiedererkennen. Oder wir erkennen ihn wohl wieder, aber wir sehen im ersten Augenblick, dass er ein ganz anderer geworden, ein Fremder, einer, den wir erst wieder von neuem kennen lernen müssen. Ich spreche nicht vom Altern, das uns nach einer langen Trennung vielleicht auch überraschen mag, aber doch nicht wundert, weil es so selbstverständlich ist. Sondern von jenen seltsamen Veränderungen, die in einer kurzen Spanne Zeit in Gestalt, Haltung, Gang, Blick und Ausdruck eines Menschen auftreten und das Instrument seines Seins in einem neuen Ton erklingen lassen. Mit Freude oder mit Schrecken schauen wir in das neue, fremde Gesicht, hinter das Gesicht, an dem Gesicht vorbei, dorthin, wo das Unsichtbare, Geheimnisvolle liegt, das daran vorübergegangen und seinen Namenszug mit so erschütternden Lettern hineingeschrieben, und wir versuchen die Schrift zu entziffern und fragen nach der Lösung des Rätsels, das uns das Leben in diesem Menschenantlitz stellt.

Unwillkürlich denkt man an solche Begegnungen, wenn man sich das ungeheure Erleben vergegenwärtigt, das die gesamte europäische Kulturmenschheit heute durchmacht. Auch sie hatte ihr uns vertraut gewordenes Gesicht, ihren Gang, ihre Gebärde, ihre Haltung. Wir wussten, wie sie sprach, dachte und fühlte, was sie bewunderte oder hasste. Sie war ein alter Bekannter, dessen Aussehen nicht nur, sondern auch dessen Instinkt und Geschmack und Ideale man kannte und dessen Weiterentwicklung man zu kennen glaubte.

Wird das so bleiben? Wird das, was wir heute erleben,

die Kontinuität der geistigen Entwicklung nicht unterbrechen, werden die Enttäuschungen, der Hass, die Begeisterung, die neuen Erkenntnisse, die gewaltigen Emotionen, die das Herz und die Sinne der heutigen Kulturmenschheit erschüttern, nicht ihr Wesen und ihr Aussehen so verändern, dass wir eines Tages erschrocken in ihr Antlitz schauen werden, wie in das eines Freundes, der durch schwere innere Erlebnisse uns zu einem Fremden geworden?

In der Tat, wir können schon heute gewahren, dass eine Veränderung sich in dem Gesicht der Kultur vollzieht, die auf einen geistigen Umsturz von ausserordentlicher Tragweite hindeutet. Ich will nicht von der erschreckenden Vergiftung reden, die gleich einer Seuche so tief um sich greift, dass selbst Geister, die als Hüter der heiligsten Güter der Seele unsere Ehrfurcht und Bewunderung besassen, von ihr ergriffen und zu Verrätern an ihren eigenen Göttern werden. Ich will nicht von den Schäden und Verheerungen des Geistes reden, die unvermeidlich sind, wo Hass und Wut und Gewalt das Zepter führen. Sie werden aufgebaut und wieder hergestellt werden, wie die Kirchen und Häuser, die von den Granaten zu Trümmerhaufen geschossen worden. Nicht von den Schrammen und Wunden und Verzerrungen will ich reden, die heute das Gesicht der Kultur verunzieren. Die Wunden werden vernarben und die Grimasse wird sich glätten und verschwinden, wenn der Sturm des Schreckens und des Rachedurstes sich gelegt hat.

In anderer, dauernderer Weise beginnt das Erleben, das die heutige Kultur in ihrem Tiefsten aufwühlt, ihre Gesichtszüge zu meisseln und zu formen. Noch lässt sich kein bestimmtes Charakterbild zeichnen. Noch zucken die Züge zu gewaltsam unter den Hieben der Leidenschaft und der Empörung. Wenn man aber genauer hinschaut und zu scheiden sucht, was flüchtige Verzerrung des Augenblicks ist, und was Furchen und Falten sind, die von der eisernen Hand des Erlebnisses gezeichnet worden, dann wird man vielleicht vorausahnend sich eine Vorstellung davon machen können, in welcher Richtung der

Ausdruck im Gesicht unserer Kultur eine Veränderung erleidet.

Schon heute können wir beobachten, dass sich eine Bewegung vorbereitet, die zu einem Teil ein Zurück, zu einem anderen Teil ein Vorwärts in sich schliesst. Und es ist verlockend, diesem tastenden Suchen der Wünsche, Begierden und Instinkte nachzugehen, Fragen über ihre Wege und Richtungen zu stellen und auf Antworten zu lauschen.

Bequem und billig wäre die Antwort, dass der Tatendurst, der im Übermass gesättigt worden, in eine Sehnsucht nach grübelnder Beschaulichkeit umschlagen wird.

Ebenso naheliegend wäre aber die entgegengesetzte Annahme, dass das heutige Geschehen Verrohung der Gemüter und Barbarei zur Folge haben wird. Diese Befürchtung mag berechtigter erscheinen. Wir dürfen aber nicht vor dem Gespenst erschrecken. Denn von uns hängt es ab, ob Blick und Ausdruck im künftigen Gesicht der Kultur von Verrohung und Barbarei zeugen werden. Es gilt die Furcht zu bannen und nicht nur dem Kommenden mutig ins Auge zu sehen, sondern es auch in die Bahn und Richtung zu lenken, die zu Gewinn und Segen führt.

Wenn die Zeichen nicht trügen, so wird vielleicht das, was wir als einen Rückfall in Unkultur und Roheit fürchten, in Wirklichkeit ein Fortschreiten zu Kraft und Gesundheit sein. Es wird vielleicht nicht lange währen, bis das Bewusstsein sich allgemein Bahn bricht, in welcher Erschlaffung und Unnatur unsere Kultur zum Teil befangen ist. Ich sage zum Teil. Denn eine Kultur, die einen Nietzsche hervorbringen konnte, muss auch etwas von Stahl in ihren Adern und Muskeln haben. Das Seltsame ist nur, dass dieses Kraftbewusstsein, dieser Wille zur Macht der schöngeistigen und künstlerischen Kultur so gut wie vollkommen fremd geblieben ist. Und im grossen und ganzen trifft dies für die gesamte geistige Kultur Europas zu, denn die Literatur der Russen, der Skandi-

navier und der Franzosen — von anderen zu geschweigen — machen keine Ausnahme davon.

Es hat zwar nicht an Richtungen gefehlt, die schon als Symptome einer drängenden Sehnsucht nach Klarheit und Kraft anzusprechen sind. Der Neuklassizismus ist keine Modesache und nicht die willkürliche Laune eines einzelnen gewesen. Zu irgendwelcher Wirkung gelangte er jedoch nicht, denn er hat sich in der Sackgasse eines lebensfremden Formalismus verrannt. Aber er war ein Schrei nach Sachlichkeit aus den Traumwirren des neuromantischen Waldes. Er war nicht Erfüllung, sondern nur eine flüchtige Episode, und hätte nie die Kraft gehabt, den schillernden Zauber des weichlichen und im Grunde leeren Schönheitskultus zu bannen, der uns umfing.

Jetzt aber spricht die Wirklichkeit mit dem stählernen Klang des Erlebens in der Stimme, und alles horcht auf. Die in Träumerei und Romantik schwelgten und sich von der stilistischen Filigranarbeit einer verfeinerten Formenkunst erschüttern liessen in der rätselhaften Einbildung, wirkliche Erregungen der Seele zu vernehmen, sehen zu ihrem Erstaunen, dass dies müssige Spielereien waren, die den schönen Schein des Erlebens trugen aus Mangel an wirklichem Erleben. Und mit jedem Tage wird dieses Erstaunen sich mehr verbreiten und zu der Einsicht steigern, wie belanglos das Meiste von dem gewesen, was wir bewundert, und wie veraltet es über Nacht geworden. Es ist als wenn in dem blutig ernsten Erleben die Kultur zur Besinnung käme und plötzlich von einem brennenden Verlangen ergriffen würde nach dem Urquell alles Lebens, nach dem Elementaren, Einfachen, Natürlichen, Ursprünglichen und Gesunden.

Aber hierin kann auch ein Keim der Gefahr liegen. Das sieghafte Emporsteigen der Kraft kann zu einem Despotismus der Robustheit führen, vor dem nichts Zartes zu bestehen vermag; und die ungeheure Wirkung des wirklichen Geschehens kann ein stürmisches Verlangen nach der Alleinherrschaft der Instinkte zur Folge haben, die der zügelnden Hand des Gedankens entraten zu können

vermeint. Das wäre tatsächlich ein Abbiegen vom Wege zur Gesundung, ein Abbiegen zur Barbarei. Und man mag zuerst erschrecken, wenn man aus dem Munde urteilsfähiger Männer die Erwartung vernimmt, dass, wenn einmal die Welt von dem heutigen Ringen aufatmend zur Ruhe kommt, das Gesicht der Kultur Züge und Ausdruck aufweisen werde, aus denen vollständiges Verleugnen aller alten Götter sprechen wird. Nicht nur Verweichlichung und Unkraft, nicht nur Träumerei und Schwärmerei, sondern auch Milde und Mitleid, auch Selbstlosigkeit und Hingabe, nicht nur spielerisches Grübeln, sondern auch problemlösendes Denken, werde zum alten Eisen geworfen werden.

So klingt es schon heute hier und da. Das sind die Schmerzen, die an der Arbeit sind, die neuen Gesichtszüge der Kultur zu formen. Aus diesen Schmerzensrufen erklingt aber auch etwas Verheissungsvolles: Die Sehnsucht, nicht nur nach Kraft und Leidenschaft, sondern auch nach dem unterbrochenen Zusammenhang mit den Tiefen der Natur. Das Naturhafte ist uns abhanden gekommen vor Künstelei, Literatentum, Papier und Druckerschwärze.

Das Geistesleben hat unsere Kultur mit einem Firnis überzogen, der sie isoliert und keine Funken von dem anderen, unbewussten Pol des Daseins herüberspringen lässt. Die Kluft ist so tief und breit geworden, dass wir sie nicht zu überbrücken vermögen oder in unbedachten Augenblicken gar ihr Vorhandensein zu leugnen versucht sind. Wir sind geneigt, nur ein Diesseits anzuerkennen, und dieses Diesseits ist das Reich des erkennenden Geistes, der, was sich ihm nicht erschliesst, entweder leugnet oder als minderwertig und unvollkommen verwirft. Unsere an intellektueller Hypertrophie leidende Kultur hat die Welt der Sinne und der Triebe, das scheinbare Chaos, das unterhalb der Grenzen des bewussten Erkennens brodelt, zu etwas Wildem und Ungezügeltem degradiert, mit dem keine andere Verbindung als die der Bevormundung denkbar und würdig ist. Bewusstes Wollen, Streben, Wissen und Können haben die schwellende Fülle des un-

bewussten, instinktiven Lebens überwuchert und zum verdorren gebracht.

Nun aber, wo stärkere Kräfte, als sie blosses bewusstes Denken zu gebären vermag, mit orkanartiger Wucht an die Oberfläche drängen und sich zu Taten verdichten, bei denen die technischen Erzeugnisse des Geistes, wie vollkommen und wirkungsvoll sie auch sein mögen, doch nur als Mittel und Werkzeuge erscheinen, während das Ursprüngliche und Ausschlaggebende doch Triebe sind, die aller Erkenntnis spotten, nun beginnt die Ahnung sich Bahn zu brechen, dass das, was wir in unserem geistigen Hochmut als Chaos gebrandmarkt, weil es sich unserer intellektuellen Erkenntnis entzieht, mit grösserer Zielsicherheit seinen Weg geht und darum Grösseres vollbringt als all unser Tüfteln und Urteilen. Es beginnt eine Rehabilitierung des Sinnenlebens und des Unbewussten. Ins Triebhafte hinabgedrängt, erhaschen wir den Ariadnefaden, der zum Naturhaften führt. Das Reich der Mystik öffnet uns neue Tore. Wir, die wir uns von ihr abgewandt als von etwas Krankhaftem, Rückständigem und Unvollkommnem, erkennen in ihr unsere ursprüngliche Heimat, in der wir mit der Sicherheit eines Nachtwandlers den Weg finden, ohne zu stolpern und zu fallen. Wir erkennen, dass der Intellekt, der Vater, der an der Oberfläche des Daseins haftenden Zivilisation, sich Hoheitsrechte angemasst, die ihm nicht gebühren, und wir erheben die gebändigte Leidenschaft, wir erheben die Natur, die die Mutter aller Kultur ist, und die das Heroische wie das Dämonische, den Selbsterhaltungstrieb wie die Selbstaufopferung in sich schliesst, wieder auf den Thron. Aus der kühlen und dünnen Luft des Zweifels, wo die Blässe des Gedankens unsere Hand unsicher tappen macht und unseren Willen zu Künstelei verführt, wenden wir uns zurück zu den Tiefen des Seins, wo die dunkle, aber alles überwindende Gewissheit wohnt, und lernen wieder den Stimmen lauschen, die uns zu uns selber zurückführen. Aus dem Mysterium des Unbewussten leuchtet unserem Handeln ein stärkeres und sichereres Licht, als der nüch-

terne Tag der Vernunft es zu bieten vermag. Und Demut und Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Unerkennbaren paaren sich mit Kraft und Schlichtheit im Handeln zur grossen Tat.

So mögen die Recht haben, die da meinen, dass in dem Rausch heissen Erlebens, der die geistige Kulturmenschheit heute erfüllt, sie zu einer Umwertung gelangen wird, die von der Überschätzung des Intellektuellen zu einer richtigen Würdigung des Instinktlebens führt. Und wenn dies wahr ist, wenn es gelingt, die zerrissene Nabelschnur zwischen Geistesleben und der Mutter Natur wieder organisch zu verknüpfen, warum sollte Unkultur und Barbarei daraus erwachsen. Vielleicht wird im Taumel des Wiedererkennens der Kultus der Sinne Orgien feiern wollen. Vielleicht. Das braucht uns nicht zu schrecken, wir werden uns zu wehren wissen. Dass die Kultur sich auf einem Irrwege befunden, dies empfinden und einsehen ist schon Gewinn. Weil sie eben Kultur ist, wird es auch nicht an der Selbstbesinnung und Selbstbeherrschung fehlen, die dafür bürgen, dass der neue Weg nicht in andere, vielleicht schlimmere Irre führe, sondern in die verloren gegangene und nun ein Willkommen winkende Heimat.

Dann wird das Gesicht der Kultur nicht die Züge eines Ernüchterten oder Enttäuschten tragen, sondern die eines Glücklichen und innerlich Gesundeten, den die wiedergefundene Mutter lächelnd in ihre Arme schliesst zu neuen Taten und zu einem neuen Leben. Und wir werden, wenn wir in dies neue Antlitz des alten Freundes schauen, uns weder zu wundern noch nach den Ursachen zu forschen brauchen, die es verändert haben, denn die Schmerzen, die seine Furchen gehämmert, und die Erlebnisse, die seinen Blick gestählt und geläutert, sind unsere eigenen Schmerzen und unsere eigenen Erlebnisse gewesen.

□□□

Deutscher Militarismus.

Eines der meist gebrauchten und mißbrauchten Schlagworte in diesem Kriege ist das vom preußischen Militarismus. So vielfach muß er als Sündenbock herhalten, daß der ins Maßlose gedehnte Begriff aufhört einen Sinn zu haben.

Wer gerne wissen möchte, worin sich der deutsche Militarismus von dem anderer Länder unterscheidet, kann sich in einem kleinen Büchlein von kaum 50 Seiten sachliche Aufklärung holen.*) Und dies mit umso größerer Sicherheit, als der Autor ganz andere Absichten verfolgt. Er, der den Krieg im Schützengraben mitgemacht hat, ist ärgerlich über die leeren großen Worte und die vielen falschen Vorstellungen, mit denen die Daheimgebliebenen die Soldaten umgeben. Er möchte sie darüber belehren, was in der Seele der „Helden" wirklich vorgeht und seine Absicht bringt es mit sich, daß er eher verkleinert als übertreibt. Außerdem ist er ein Intellektueller und offenbar gewöhnt, sich schreibend über Erlebtes Rechenschaft zu geben, von durchschnittlicher Begabung, nüchtern und klug – dabei Ostpreuße, also für die Beobachtung des „preußischen" Militarismus besonders geeignet.

Ein Teil des Berichteten kann gewiß für Soldaten jeder Nation gelten. Die beispiellose Anpassung an völlig veränderte Daseinsbedingungen, die hohe Wertung des Lebens bei mutiger Todesbereitschaft, die erstaunliche Leistungsfähigkeit des Nervenmenschen im Felde – das sind wohl allgemeine Erscheinungen, also an keine einzelne Volkspsyche gebunden.

Dann aber kommt das Erstaunliche: „Der Gehorsam befreit", „der von langher eingeimpfte Gehorsam entlastet von der Qual der Wahl" – „Der Gehorsam ist ein Segen," so schreibt Everth an verschiedenen Stellen seines Berichtes. Ein ganzer Hymnus auf den Gehorsam in der sachlichen Weise des Referenten!

Für den Nichtdeutschen ist diese Äußerung geradezu verwirrend. Der Engländer unterwirft sich freiwillig einem gewissen Zwang der Sitte, wenn er seine politische Freiheit gesichert weiß. Aber die Wehrpflicht

*) **Erich Everth:** Von der Seele des Soldaten im Felde, Bemerkungen eines Kriegsteilnehmers. Diederichs, Jena 1915. Tatflugschriften.

ſelbſt – der Gedanke, in einem beſtimmten Zeitpunkt ſeines Lebens dem Staat zu Dienſten zu ſtehen, iſt ihm kaum erträglich. Der Franzoſe wiederum kann ohne perſönliche Freiheit nicht leben; er will in ſeinen momentanen Wünſchen nicht gehemmt ſein und verträgt kaum Eingriffe in ſein Privatleben. Der Deutſche kann gehorchen und ſich dabei ſubjektiv frei fühlen. „Durch Befehle gedeckt ſein“ – Bismarck hat dieſes Bedürfnis den höchſten Militärs, ja ſeinem König ſelbſt nachgeſagt. Das Gefühl der Verantwortlichkeit iſt offenbar in dem Deutſchen beſonders groß, und die Entlaſtung davon wird als Erlöſung empfunden.

Mit dieſer Freude am Gehorchen geht eine bemerkenswerte Anpaſſung an die Geſetze und Befehle Hand in Hand: Es gibt „keinen Gegenſatz zwiſchen Militarismus und Freiheit, das wird jeder zugeben, der im Felde geweſen iſt.“ Man hört es nicht ohne Überraſchung. Neben der aufgehobenen Pflicht vorſchriftsgemäßer Adjuſtierung, dem Wegfallen des Kaſernendienſtes, dem kameradſchaftlicheren Ton zwiſchen Mannſchaft und Offizieren, dieſen ungewohnten „Freiheiten“, wird der Zwang der ganzen Situation überhaupt nicht mehr empfunden. Und weiter berichtet unſer Gewährsmann: „Man tötet, ohne ſich Skrupel zu machen, man ſchießt, ohne eigentlich zu denken, was man tut – denn man hat ja keinen perſönlichen Feind vor ſich, und ſo entfällt die moraliſche Selbſtprüfung und man arbeitet ſozuſagen automatiſch ....“ Ob ſich in dieſen harmlos hingeworfenen Sätzen nicht die gefährlichſte Klippe des ganzen Syſtems offenbart?

Die Freude am Gehorſam iſt aber nur ein Teil der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze. Everth ſetzt auseinander, wie jeder Soldat auch für ſein eigenes Leben der Allgemeinheit verantwortlich iſt. Das Vordrängen – und ſei es auch zu einer Heldentat – wird als pflichtvergeſſen betrachtet; wer ſo den Tod findet, heißt „Selbſtmörder“, denn „der Tod an ſich nutzt ja auch nichts, ſondern ſchadet dem Vaterlande.“

Wiederum ſtaunt man, wenn man lieſt, wie wenig Pathos der deutſche Soldat verbraucht. „Mut iſt Ausdauer und Ruhe in Gefahr.“ „Was ſoll der Soldat mit großen Gefühlen anfangen? Er braucht kaltes Blut.“ Von Begeiſterung will Everth überhaupt nichts wiſſen. „Die Begeiſterungsbarden, wie die flauen, überlaßt die Front gern dem Hinterland.“ Und wenn man „lieber ſterben als jämmerlich ſein will, ſtirbt man doch nicht gern.“ E i n m a l haben junge Freiwillige in einem Augenblick der Begeisterung „Deutſchland über alles“ mitten im Angriff geſungen; das wird als ganz beſondere Ausnahme hervorgehoben.

Sterben? – Ja, wenn es sein muß, aber nicht aus Ehrgeiz, nicht aus Ruhmsucht, sondern aus Pflichtgefühl. Unterordnung des Einzelnen, Gehorsam, äußerste Pflichttreue – das sind die Triebfedern, welche nach Everth in der Seele des deutschen Soldaten mächtig sind.

Woher dieser ganze Geist, woher diese stramme Zucht? Man wird zu der Ansicht vordringen müssen, in dem was man gemeiniglich preußischen Militarismus nennt, einen Seelenzustand zu erkennen. Wir haben es gesehen, der Norddeutsche empfindet den Gehorsam nicht als einen Zwang, sondern als eine Entlastung. Daher auch sein Erstaunen, wenn man ihm den Militarismus als ein Laster darstellt, das man ihm „austreiben" will. Daher auch der stets wiederkehrende Irrtum wohlmeinender Gegner, welche zwischen der deutschen Regierung und dem verleiteten Volk unterscheiden. Sie werden von dem einzelnen Deutschen immer mit Entrüstung abgewiesen, denn er fühlt sich als Teil eines Ganzen, welches seine volle Zustimmung besitzt.

Wie soll man sich aber dieses Phänomen erklären? Sind hier Sklaven, die einen Herrn über sich brauchen, also eine niedrigere Stufe der Gattung Mensch?

Gewiß nicht. Es handelt sich um ein anderes Entwicklungsstadium, um ein junges Staatengebilde, das sich unter den bestehenden seinen Platz sichern will.

Als vor hundert Jahren die starke Faust Napoleons abgeschüttelt werden sollte, da haben deutsche Männer das Volk gelehrt seine Kraft zu stählen; deutsche Philosophen haben als einziges Mittel zur Befreiung das Aufgehen des Einzelnen in dem Dasein der Nation gepredigt. Mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit bemühte sich ein Fichte, den Deutschen ihre eigenbrödlerische Versonnenheit auszutreiben, um sie zu jener Gemeinsamkeit des Willens zu erziehen, welche allein erfolgreichen Widerstand ermöglichte.

Als dann nach der Befreiung von der Fremdherrschaft die kleinen Fürsten ihre Untertanen ebenso maßlos unterjochten wie zuvor, da nahm der Kampf für die Freiheit die Form einer Einheitsbewegung an.

Die Einigung gelang, ein halbes Jahrhundert später, unter der harten Zucht des preußischen Kommandos. Nicht ohne Widerstreben ergaben sich die Mittel- und Südstaaten – aber zu augenscheinlich hatte das Preußentum in dem Kampfe ums Dasein den Sieg davon getragen. Nach jahrhundertelanger Demütigung hatte der Deutsche ein Vaterland erhalten, zu dem er sich mit Stolz bekennen durfte.

Andere Völker, deren Exiſtenz ſeit langem ſichergeſtellt iſt, können zu weiterer Entwicklung fortſchreiten. Wem das Daſein immer wieder in Frage geſtellt wird, dem iſt Verteidigung die erſte Notwendigkeit. Darum ſind die wirkſamſten Förderer des zukünftigen Militarismus diejenigen, welche von einer abermaligen Zertrümmerung Deutſchlands ſprechen. Je ſtärker die allgemeine Anfeindung, deſto langſamer kann ſich der Prozeß der Umwandlung vollziehen.

Wenn der deutſche Militarismus wirklich verſchwinden ſoll, ſo werden jedenfalls lange Jahre des Friedens nötig ſein und jener langſame Weg der Überzeugung wird eingeſchlagen werden müſſen, auf dem ein Kulturgedanke den andern überwindet.

Deutſchlands junges Daſein – das iſt ſeine Schwäche und ſeine Stärke. F. Rink.

□□□

Dem Menschen das Vaterland zu nehmen und ihm den Sprung in ein Weltbürgertum zuzumuten, das für ihn noch nicht den rechten Inhalt, die rechte Wärme hat, ist ein Fehler. Bricht man die Schale zu früh, so wird das Küchlein nicht reif.

Edward Carpenter: „The Healing of the Nations“.

* * *

Ein grosser Teil von dem was heutzutage für Vaterlandsliebe ausgegeben wird, besteht aus blossem Pharisäertum und aus Engherzigkeit, die sich als nationale Vorurteile, nationale Eitelkeit und nationaler Hass äussern.

Smiles, Der Charakter.

□□□

Unabhängige Zeitungsstimmen.

„War and Peace".

Ruhig Blut!

Gebraucht euern Verstand!

Unter diesen anregenden Titeln bietet die treffliche Monatsschrift Betrachtungen für diejenigen Engländer, die um jeden Preis Deutschland strafen möchten (Juni und Juli 1915). Wir stellen dieselben auszugsweise denjenigen Deutschen zur Verfügung, deren politische Weisheit sich in dem frommen Wunsche „Gott strafe England" erschöpft:

„Neuestens haben sich allzu viele unsrer Landsleute Deutschland auf die Nerven gehen lassen. Bei dem Gedanken an das Ende des Kampfes fragen sie sich ungefähr: „Was sollen wir Deutschland antun? Welche wirksame Strafe sollen wir diesem Feinde auferlegen, damit seine Verbrechen eine gerechte und angemessene Sühne finden?" Gegen diese Art, sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen, lehnen wir uns auf; aber nicht etwa, weil wir das Verhalten der deutschen Regierung billigen oder das die Regierungspolitik unterstützende deutsche Volk entschuldigen möchten — das wollen wir durchaus nicht —, sondern weil wir glauben, dass bei der endgültigen Abrechnung der Wunsch nach Rache und Vergeltung aus dem Spiel bleiben sollte. In dem neuen Europa werden unsere Kinder und Enkel leben müssen; aber ihr Leben wird nur dann glücklicher und erquicklicher sein als das unsrige, wenn ein vernünftiger Neubau errichtet wird; andernfalls wird ihr Leben von Leid und Unglück erfüllt sein. Wenn die Friedensunterhändler weise sind, werden sie sich dies vor Augen halten. Ihre Aufgabe wird schon an sich ungemein schwierig sein — doppelt schwierig aber muss sie durch den Umstand werden, dass die Regelung wahrscheinlich eine verfehlte sein würde, falls man sich das zu erreichende Ziel nicht vollkommen klar vor Augen halten sollte.

Unerlässlich ist Kaltblütigkeit, ist leidenschaftslose Einsicht in die zu lenkenden bezw. zu beherrschenden Kräfte und Gefühle. Leidenschaftliche Verblendung und ungebührlich starke Beachtung nebensächlicher Erwägungen dürfen nicht Platz greifen, wenn der neue Friedensschluss nicht ebenso unzweckmässig und kurzlebig werden soll wie so viele bisherige. Es ist daher heutzutage die oberste Pflicht jedes Engländers, der seine Heimat und den Frieden liebt, ruhig

Blut zu bewahren und bei jeder Versuchung zur Leidenschaftlichkeit oder Panik Selbstbeherrschung zu üben. Angesichts der umlaufenden Vorschläge für die „Züchtigung“ Deutschlands oder mindestens der deutschen Regierung darf man nicht fragen, ob sie verdient oder ausreichend sei; man muss vielmehr beachten, ob sie zum dauernden Gedeihen unseres Volkes, unserer Verbündeten und der neutralen Staaten beizutragen vermag oder nicht. So berechtigt unsere Entrüstung über manches uns angetane Unrecht auch sein möge, keinesfalls dürfen wir das Verlangen nach noch so gerechter Vergeltung die Oberhand gewinnen lassen, wenn wir nicht unsere Nachkommen so schwer schädigen wollen, dass sie sich genötigt sehen müssten, uns zu verdammen.

Beim Friedensschluss wird man sich, statt von Sentimentalitäten, vom gesunden Verstand leiten lassen müssen, wenn man brauchbare Arbeit leisten will. So z. B. muss man gegenüber der Forderung mancher unter uns, Deutschland eine Kriegsentschädigung von zwei bis drei Milliarden Pfund aufzuerlegen, denn doch fragen, wie viele Leute sich über die wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Wirkungen und Rückschläge einer solchen Massregel Rechenschaft abzulegen vermögen.

So notwendig es in unserem Interesse auch ist, dass wir Deutschland besiegen, so sicher ist es, dass dies allein nicht genügen würde. Welche weiteren Schritte erforderlich sein werden, darüber fehlt es an Einigkeit; aber so viel steht fest, dass die richtigen Schritte nur durch Verstand und Sachkenntnis ermittelt werden können. Daher haben wir alle die Pflicht, uns mit den einschlägigen Verhältnissen vertraut zu machen, dann über sie nachzudenken und sie mit anderen in praktischer, kühler Weise zu besprechen. Andernfalls werden wir nie zu einer vernünftigen Entscheidung kommen.“

Dennoch gibt es in unserer Mitte viele, die da wünschen, dass wir heutzutage über diese Dinge nicht einmal nachdenken, geschweige denn reden sollten; sie sagen, dass es, solange der Feind nicht besiegt ist, Zeit- und Kraftverschwendung sei, sich mit dem künftigen Frieden zu beschäftigen. Wie unlogisch! Erstens: Beschäftigt das Publikum sich damit nicht während des Krieges, so wird es überhaupt nicht mehr in die Lage kommen, das zu tun; nachher wird es zu spät sein, denn der Friedensvertrag wird geschlossen sein, ehe wir die Frage recht angeschnitten haben. Zweitens: Die Aufforderungen, vorderhand vom Frieden zu schweigen, werden merkwürdigerweise nur an jene gerichtet, die für einen auf Vernunft und Besonnenheit beruhenden Frieden eintreten. Das hysterische

Verlangen nach dem Haupte des deutschen Kaisers oder nach Dezimierung des deutschen Volkes nimmt man ohne Rüge hin. Niemand erklärte Herrn G. H. Wells, es sei unpatriotisch, von der Zukunft zu sprechen, als er vorschlug, Deutschland nach dem Friedensschluss auf viele Jahre hinaus wirtschaftlich zu ächten. Auch gegen Herrn Osborns „Deutschfeindlichen Bund" ist kein Einspruch erhoben worden. Unsinn zu reden, ist somit gestattet; nur verständige Friedenserörterungen sind verpönt. Drittens: Es ist ja doch einfach unmöglich, nicht an den Frieden zu denken oder von ihm zu sprechen, und alle Welt tut es — an der Tafel, im Wirtshaus, im Eisenbahnwagen, zuweilen selbst im Schützengraben. Wer könnte es angesichts des Krieges monate- oder gar jahrelang aushalten, ohne sich mit dessen Folgen zu befassen? Wird der Gegenstand aber überhaupt besprochen, so sollte an die Stelle leeren Geredes sachliche Erörterung treten."

Ähnliche Ausführungen enthalten die April- und die Mainummer aus der Feder des Lord Courtney of Penwith und des Universitätslehrers Lowes Dickinson, während in der Juninummer der bekannte Pazifist Norman Angell über die Narren, die Deutschland auf ein Jahrhundert „unschädlich machen" wollen oder jedem Deutschen strafweise auch nach dem Frieden den Zutritt ins britische Reich verwehren möchten, sich lustig macht. Er malt den engherzigen Polizeistaat aus, der sich aus dem freien England entwickeln müsste, um den Eintritt von Deutschen zu verhindern. Und plötzlich wird aus dem Scherze Ernst. Besser wäre selbst eine Invasion und Niederlage als eine solche Knechtschaft, meint der freie Engländer.

Scientia,

Mailand, Via Aurelio Saffi 11; jährlich 30 Fr. Leiter E. Rignano.

Das Septemberheft enthält, ausser mathematisch-naturwissenschaftlichen und national-ökonomischen Rezensionen, einen Artikel von A. Meillet über Sprachen und Nationalitäten in Europa und einen Aufsatz von R. Michels (Basel-Turin) über die Konflikte zwischen (juridischer) Staatszugehörigkeit und (psychischer) Nationalität. Michels gelangt zu dem traurigen Schluss, dass die Ära der befruchtenden Annäherung unter den Völkern nun abgeschlossen sei; um jede europäische Nation werde das durch die Kriegserfahrungen gerechtfertigte Misstrauen gegen die Einwanderer eine Art chinesischer Mauer bilden. — Mag sein; aber selbst die chinesische Mauer erweist sich als zu schwach, um den Verkehr der Völker auf die Dauer zu hemmen.

□□□

Dokumente der Menschlichkeit.

Wenn die Gegnerschaft ihren stärksten Ausdruck im Töten findet, bildet der Tod selbst die stärkste Einheitlichkeit für Kameraden und Gegner. Der Tod und die Wunden, die leibliche Gefahr und der Mut der ihr trotzt, sie schliessen alle Soldaten im Kriege in ihre schmerzensreiche Gemeinsamkeit. Es ist ein Band, bestickt mit unsäglichem Heimweh, mit demütigem Einfügen, mit Leid und Abschiednehmen, das der Krieg um seine blind gewählten Opfer schlingt. Eine erschrokkene Enttäuschung ist wohl die erste Regung derer, die die Kugel traf. Trägt doch ein jeder als geistiges Amulet an ganz geheimer Stelle verschwiegen und verschämt den Glauben mit sich in den Kampf, dass er verschont bleiben wird. Der getroffene Gegner wird zum Leidensgenossen dieser fürchterlichen Enttäuschung. Man kämpft Tag um Tag gegen einen Truppenkörper und erfährt mit immer wieder schmerzlichem Erstaunen oder dann in dumpfe Stumpfheit getaucht, dass dieser feindliche Truppenkörper aus einzelnen lebenden, schrecklich gequälten Menschen besteht.

Diese allgemeine, gefühlsmässige Erfahrung spricht aus allen Feldpostbriefen und Berichten von der Kampffront, in Geschehnissen, welche den kameradschaftlichen Geist bekunden, der Verwundete und Gefallene, Freund und Feind in gleicher Weise umfasst.

So wissen wir von Denkmälern, welche gefallenen Deutschen und Franzosen gleichzeitig gelten und Inschriften in deutscher und französischer Sprache gleichzeitig tragen. Wir lesen von kühnen Taten und von edler Schonung in zahlreichen Fällen, wo es galt, Verwundete zu retten, die zwischen den feindlichen Schützengräben hilflos dem Feuer ausgesetzt liegen blieben.

Auch von Szenen auf dem Schlachtfeld nach vorübergetobtem Kampf lesen wir oft, in welchem Verwundete

ohne Feindschaft einander begegnen. So von einem verwundeten Engländer, der im Sterben den deutschen Soldaten, der ihn stützte und labte, für seine Mutter hielt und von einem Rabbiner, der einem sterbenden, christlichen Gegner auf dessen Verlangen während der Dauer von Stunden das Kreuz vor die Augen hielt.

Besonders menschlich berührt der Bericht eines verwundeten Franzosen, der, auf dem Schlachtfelde vergessen, dem Hungertode entgegensah. Er wurde wohl später gerettet, doch vorher stiessen auf ihn zwei leicht verwundete deutsche Ulanen, welche nach Nahrung suchten und Brot von ihm verlangten. Der Franzose verhehlte ihnen seinen kargen Vorrat und meinte, den Tod aus ihrem Revolver erwarten zu müssen. Als er es wagt, sich wieder umzusehen, sieht er die beiden eifrig an etwas Zwieback kauen, den sie in der Tasche eines gefallenen Kameraden gefunden hatten. „Wie hungrige Hunde“ haben sie hineingebissen und der Franzose fragt sich, warum ihm dieser Anblick jeden Hass gegen die zwei deutschen Soldaten genommen hat. Vielleicht deshalb, meint er, weil man im Krieg mit Wunden und dem Tode rechnet. Mit dem Hunger rechnet man nicht und was noch schlimmer ist, der Hunger ist kein Übel, das Ruhm einbringt, nur ein Schmerz.

Die Zeitschrift der französischen Jesuiten veröffentlicht eine eingehende Studie über das Verhalten deutscher Verwundeter, über ihren stark ausgeprägten Familiensinn und ihr Heimweh, das ihnen mehr Tränen ablockt, als Wunden und Schmerzen. So findet Verständnis und Nächstenliebe den Weg von der Front ins Innenland zu den Nichtkämpfern, zu den Menschen, welche schreiben und zu den Menschen, welche lesen. Beim Begräbnis von gefallenen Soldaten in Feindesland fallen verstehende Worte und senken sich die Stirnen. Und Briefe finden den Weg über die Grenze, erfüllt von Gemeinsamkeit der Trauer und von über greifender Herzlichkeit. Und an der Berliner Universität hält ein Professor einen Vortrag über den hohen

Wert der französischen Frau. Ein Rundschreiben des bayrischen Kultusministers bekämpft die Unsitte, das gegnerische Volk zu beschimpfen. In Wien beschäftigen sich volkstümliche Unterrichtskurse mit der englischen, französischen und italienischen Sprache. Die Universität von Birmingham hat für das Jahr 1916 Prämien für Leistungen in deutscher Sprache ausgesetzt, um das Studium der deutschen Sprache zu fördern und auf Grund einer genaueren Kenntnis des Deutschtums bessere Beziehungen zwischen England und Deutschland herbeizuführen. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg wurde vom Ministerrat aufgefordert, ihre Mitglieder deutscher und österreichischer Staatsangehörigkeit zu streichen und hat geantwortet, sie pflege bei der Aufnahme von neuen Mitgliedern nur auf ihre wissenschaftlichen Leistungen Bedacht zu haben. Und ein deutscher Aeroplan warf über Chavannes einen Kranz ab, dessen Schleife als Inschrift trug: Für Pégoud, der den Heldentod starb, von seinem Gegner.

□□□

Einer für Viele.

Brief eines gefallenen Offiziers an seine Frau.

Meine geliebte Frau, ich schreibe diese Zeilen nieder, um für alle Fälle bereit zu sein ..... Wenn Du sie erhältst, habe ich unserem Frankreich dienen dürfen bis zum Ende. Weine nicht, denn ich schwöre es Dir, ich sterbe beglückt.

Meine einzige Sorge ist es, daß ich Dich mit den Kindern in schwieriger Lage zurücklassen muß. Wie wirst Du es nur zuwege bringen, Eure Existenz sicherzustellen? Du kannst im Notfall zu Deiner früheren Lehrtätigkeit zurückkehren und auf die weitgehendste Mithilfe der Meinen mit Sicherheit rechnen. Wie beruhigt wäre ich, wenn ich bestimmt wüßte, daß sich ein Ausweg finden wird ...

Um die Erziehung unſerer Kinder iſt mir nicht bange. Du wirſt ihnen den Vater erſetzen. Hoffentlich werden ſie ſpäter einmal dazu kommen, ſich jene Unabhängigkeit zu ſichern, welche ich ihnen erarbeitet hätte, wenn es mir vergönnt geweſen wäre. Am ſchwerſten wirds mir ums Herz, wenn ich an unſere Zette denke, denn Du wirſt kaum in der Lage ſein, in Paris zu leben. Sprich darüber mit unſerer Freundin L. Ich zweifle nicht, daß Du den rechten Weg finden wirſt. Küſſe mir unſere ſüßen Kleinen und ſage ihnen, daß ihr Vater weit, weit weg iſt auf einer großen Reiſe, daß er ſtets an ſie denkt, ſie immer lieb hat und ſie beſchützt. Ich wünſchte, daß wenigſtens Cotte ſich meiner erinnern könnte . . . Bald kommt nun auch unſer Jüngſtes, welches ich nie kennen werde. Sollte es ein Knabe ſein, ſo wäre mein innigſter Wunſch, daß er Arzt werde, wenn nicht unſer Vaterland nach dieſem Kriege Offiziere brauchen ſollte. Wenn er alt genug iſt, es zu verſtehen, dann ſage ihm, ſein Vater habe für ein hohes Ideal freudig ſein Leben hingegeben, für den großen Gedanken eines verjüngten und geſtärkten Vaterlandes,

Ich glaube, das Nötigste geſagt zu haben. Auf Wiederſehen, mein Weib, meine Geliebte. Verſprich mir, daß Du Frankreich nicht grollen wirſt, weil es mich ganz gefordert hat. Verſprich mir auch meine Eltern zu tröſten und wiederhole es unſern Töchtern oft und oft, daß ihr Vater niemals aufhören wird, aus der Ferne über ihnen zu wachen und ſie zu lieben. Eines Tages, ſo hoffe ich es, werden wir uns alle vereint wiederfinden in der Nähe deſſen, der uns das Leben gab und der mir an Deiner Seite und durch Deine Liebe ſoviel Glück geſchenkt hat. Mein armes Lieb, es bleibt mir nicht einmal Zeit Dir von unſerer Liebe zu ſprechen, von unſerer doch ſo großen, ſtarken Liebe!

Lebe wohl bis zu dem Wiederſehen, das keine Trennung mehr kennt. Sei ſtark.

Dein Jean.

(Aus der „Liberté", Paris.)

□□□

Aus Büchern und Flugschriften.

Deutschlands grösste Gefahr. Ein Mahnruf von Rud. Goldscheid. 1915. Verlag „Neues Vaterland". Berlin W, Tauentzienstrasse 9.

Der Verlag „Neues Vaterland" hat sich durch die Herausgabe einer Anzahl von kleinern Schriften sehr verdient gemacht, welche wohl geeignet sind, zum gegenseitigen Verständnis der besonnenen Vertreter der kämpfenden Nationen beizutragen.

Die etwas grössere Broschüre Goldscheid's (Oktav 62 S.) dient vorwiegend dazu, den Deutschen zu zeigen, welcher Gefahr die Majorität, noch mit geschlossenen Augen, entgegeneilt. Diese Gefahr liegt im Osten, nicht im Westen, wie die Zeitungen, seit Anbeginn des Krieges, bemüht gewesen sind das Publikum glauben zu machen. Diese Gefahr liegt nicht in der Feindschaft, sondern in der, sich leise hinter der Szene vorbereitenden, Freundschaft mit dem Bären, nachdem diesem die Klauen beschnitten worden sind.

Es ist natürlich, dass der deutschen Reaktionspartei, um der immer mächtiger werdenden Demokratie die Wagschale zu halten, ein „Drei-Kaiserbündnis" als eine verlockende Devise erscheinen muss, wobei es leicht sein wird, den gegenwärtigen Krieg auf Missverständnis und Ungeschicklichkeit der Diplomaten zurückzuführen und den Volkshass auf England abzulenken, wie dies seitens der konservativen Presse schon seit Beginn des Krieges geschieht.

In welcher Weise sich dies auch für Russland als wünschenswert darstellen dürfte, führt Goldscheid in streng logischer Gedankenfolge an der Hand von historischen Tatsachen aus: Nach dem Kriege wird Frankreich so geschwächt sein, dass es nicht mehr den Bankier für Russland machen kann, ohne einen solchen aber kann Russland nicht bestehen. Wird nun künftighin England oder Deutschland an Frankreichs Stelle treten? — Die Kluft zwischen England und Russland ist viel grösser, als die zwischen England und Deutschland. Russland kann England keine ausreichenden wirtschaftlichen Gegenwerte bieten, auch sind die Interessen auf dem Balkan und in Asien nie dauernd zu vereinigen. Russland aber wird in Deutschland seinen prädestinierten Bankier sehen. Anderseits kann es Deutschland viel nützlicher sein als England, nicht nur militärisch und politisch, sondern auch wirtschaftlich, da es für das Nachbarland einen glänzenden Absatz und Anlagemarkt bieten könnte, besonders, wenn Deutschland die Verwaltung modernisieren würde. Für Grossgrundbesitzer eine angenehme Perspektive hüben und drüben. Militärisch aber wären die vereinigten Landarmeen von Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn geradezu unüberwindlich. Deutschland, zu Lande ge-

schützt, könnte seine ganze Kraft der Rüstung zur See zur Verfügung stellen, und dadurch England immer stärker wirtschaftlich überflügeln. Die Vorherrschaft jener Klassen, deren Hegemonie in Deutschland und Österreich-Ungarn historische Tatsache ist, wäre durch ein solches Bündnis besiegelt. Darum lieben sie den Annexionsgedanken, denn die äussere Machtpolitik, auf welche Deutschland so festgelegt wurde, führt notwendig dazu, auch die inneren Machtmittel zu konzentrieren und in die Hände der herrschenden Klassen zu legen.

Aber was würden nach aussen hin die Folgen eines Bündnisses mit Russland sein? Deutschland kann das Erbe Frankreichs antreten, aber es wird ein Hänfling sein, der ein Kuckucksei ausgebrütet hat; denn, indem es Russland wirtschaftlich so gestärkt hat, dass dieses nach ein bis zwei Jahrzehnten kräftigen Rüstens wieder kampffähig ist, wird der Panslavismus doch wieder mit Deutschlands Feinden anknüpfen und Deutschland wäre dann einem so gestärkten Russland gegenüber in einer schwierigern Lage als jetzt. Russland ist wie alle halbkultivierten Staaten auf Eroberungen angewiesen; es lebt von den eroberten Völkern! Nichts wäre verhängnissvoller für Europa, als Russland zum Zünglein an der Wage seines Geschickes zu machen. Von einer derartigen Situation aber ist die Menschheit im höchsten Grade bedroht, wenn nicht schon während des Krieges der Hass zwischen Deutschland und England zum Abklingen kommt und ein gegenseitiges Verstehen angebahnt wird.

Mit jedem Schritt, den sich Deutschland und England von einander in arithmetischer Progression entfernen, werden in geometrischer Progression Deutschland und Russland einander näher gebracht. Diese Tatsache darf den Demokraten der ganzen Welt nicht gleichgültig bleiben. Kommt eine weitgehende Demokratisierung in Deutschland und Österreich-Ungarn zustande, dann wird die Homogeneität zwischen den Westmächten eine grössere sein, als zwischen Deutschland und dem Osten, und eine innere Verständigung wird sich durch die Triebkräfte der Geschichte von selbst ergeben; denn auch Frankreich würde dann aus innerpolitischen Gründen seine Gefühlspolitik überwinden können.

Der historische Zeitpunkt für diesen Zusammenschluss darf indessen nicht versäumt werden! Damit dies nicht geschehe, ist es höchste Zeit, dass wir klar sehen lernen und uns vor allem rechtzeitig frei machen von den uns systematisch eingeimpften Dosen des Misstrauens gegen alles, was von englischer Seite gesagt und getan wird, so dass sich ein jedes Hinhorchen auf ein Entgegenkommen Englands wie ein Vaterlandsverrat darstellen muss. Der Hass gegen England ist beinahe zum kategorischen Imperativ, nicht der Vernunft, aber der Unvernunft geworden, denn die Beweise zu seiner Begründung fehlen. Wohl aber zeigt uns Dr. Goldscheids treffliches Buch in logischer und objektiv gehaltener Auseinandersetzung, dass wir, denen wirklich der Fortschritt und die Kultur am Herzen liegt, genug der praktisch zureichenden Gründe haben uns mit England zu versöhnen und dafür zu sorgen, dass

die Versöhnung nicht nur eine äussere, sondern eine innere werde, dass ebenso England hinreichende Gründe hat und dass tatsächlich zahlreiche Anzeichen dafür vorhanden sind, dass es gewillt ist, uns nochmals entgegen zu kommen.

Goldscheid kommt zu dem Schluss:

Die deutsch-englische Verständigung ist für Deutschland in erster Linie eine Kulturfrage, eine Frage weitausschauender Zukunftspolitik. Rein machtpolitisch, bloss auf den Augenblick bedacht, kann es sich ebensogut mit Russland verbinden. Für England hingegen ist die Verständigung mit Deutschland geradezu eine Lebensfrage. Je nachdem sich nun Deutschland zu den englischen Verständigungsbestrebungen verhält, wird die weltpolitische Entwicklung Europas dauernd bestimmt sein. Durch die Verständigung mit England würde Deutschland auch die Sympathien der Kleinstaaten gewinnen, besonders derjenigen des Nordens, die, obwohl natürliche Gegner Russlands, nun doch zwischen England und Deutschland hin und her lavieren müssen.

Einen lückenlosen Zusammenschluss aller Westmächte, einen Staatenbund des Westens, der auch Frankreich willkommen wäre, weil er genügend Macht hätte, um Russland zum Zahlen seiner Zinsen an Frankreich zu zwingen, stände dann nichts im Wege.

Allerdings wird das Schicksal, welches wir über Belgien verhängen, dafür ausschlaggebend sein, ob wir künftig mit den Westmächten gehen können oder nicht.

Die ernst und sachlich gehaltene Schrift Goldscheids vergisst auch nicht die rein menschlich ethische Seite.

Goldscheid erinnert an das Wort Christi: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele". Er bricht aus in den Mahnruf „Völker Europas, wahret euere heiligsten Güter". Diese Güter sind nicht Macht, nicht Gebieterweiterung; sie sind auch nicht zu erreichen durch die Suprematie der Kultur eines einzigen Volkes, den andern aufgezwungen durch Gewalt und Waffen, sondern nur durch einen Zusammenschluss des Westens, der einen Bund der Völker als Ganzes zu Trägern der Gemeinbürgerschaft der Demokratie, des Friedens und des Rechtes macht. International sein heisst hier im höchsten Sinne national sein; denn gerade der Internationalismus geht von der Anerkennung des nationalen Ideales aus."

L. H. E.

Hugo Preuss. *Das deutsche Volk und die Politik.* (Politische Bibliothek, Bd. 14.) Eug. Diederichs, Jena, 1915. 199 S. 3 Mk.

Ein beachtenswerter Beitrag zur Selbstkritik des deutschen Volkes. „Wie wunderbar entfaltet sich die kernhafte Tüchtigkeit unseres Volkes in diesem furchtbarsten Kriege! Und wie anders müsste die Stellung dieses Volkes in der Welt sein, wenn seiner friedlichen und kriegerischen Tüchtigkeit ein politischer Sinn auch

nur annähernd entspräche.“ Diese beiden Sätze der Vorrede bilden gewissermassen die Grundtöne in der Gedankenwelt des Verfassers, ihre schmerzliche Dissonanz geht durch das ganze Buch. Aus jeder Seite spricht warme Liebe, eine schmerzbewegte Liebe zu seinem Volke, aber auch ein überlegenes Verstehen der Gegenwart aus der Vergangenheit, mit Hinblick auf eine bessere Zukunft. Die Vergangenheit hat bewiesen, dass das deutsche Volk, selbst wenn es siegreich ist, ein Aschenbrödel bleibt, als Nation unter den Völkern, als Masse seinem Adel, seinen Regierungen gegenüber; die Gegenwart hat enthüllt, dass es in Europa und Amerika als Popanz erscheint, wie ehemals etwa Russland. Die Ursache liegt nach Preuss im Überleben des alten Obrigkeitsstaates; das Heilmittel für die Zukunft wäre: Identität von Staat und Volk, ein Volksstaat ohne Ausschliessung oder Zurücksetzung von Bevölkerungsteilen wegen ihrer Parteizugehörigkeit, Abstammung oder Konfession, ein Staatsvolk, dessen Bürgern die politische Betätigung nicht durch die Obrigkeit verkümmert würde. Nur ein solches Volk würde den Westeuropäern homogen, nur ein solcher Staat mit dem politischen Talent seiner ganzen Bevölkerung geleitet werden. -*n*.

Anthony M. Ludovici. *A Defence of Aristocracy.* London, Constable & Co. Ltd., 1915. 459 p. 10/6 sh.

Dieses geistvolle, tiefgründige, glänzend geschriebene, aber nicht selten paradoxe Werk ist gleichzeitig mit dem vorhergehenden erschienen. Die beiden Autoren haben wohl in ihrem Leben nichts von einander gehört oder gelesen; sie sind so verschieden wie ein methodischer deutscher Professor und ein phantasievoller englicher Eigenbrödler. Und doch gehen sie, jeder für sein Volk, von derselben These aus, von der Klage über die historisch erwiesene politische Unfähigkeit des Volkes und seiner Staatsmänner. Jeder schlägt ein Heilmittel vor: der Deutsche die Demokratisierung, der Engländer die Aristokratisierung!

Ludovici gehört zu der jungen Garde der englischen Philosophie. Er hat es versucht, den Engländern den Philosophen des jungen Deutschland, Friedrich Nietzsche, in einer Gestalt vorzuführen, in welcher dieser kühne Denker vielleicht in der Heimat Kreise erobern könnte, die ihm heute noch spröde gegenüberstehen. In Ludovicis Buch: „Nietzsche, his life and his works“ stellt sich der Übermensch nicht als die blonde Bestie dar, welche selbst jenseits von Gut und Böse, in Ausübung der Herrenrechte, die Vielen Allzuvielen zu Kulturdünger zerstampft; nach Ludovici ist Nietzsches Übermensch in erster Linie der Herkules, der überschwere Pflichten für die Gesamtheit auf sich nimmt. Auch in „Nietzsche and Art“ zieht der Engländer neue Folgerungen aus den Lehren des deutschen Meisters, z. B. aus dessen Verehrung für ägyptische Kunst. Und nun fordert Ludovici in seinem neuen Buche die stramme Unterordnung des Demos unter eine strenge Aristokratie. Also ein Vorkämpfer der englischen Aristokraten? Es scheint so; denn das Buch trägt den Untertitel: A text book

for Tories. Aber es ist nicht so. Ludovicis „Verteidigung der Aristokratie" ist die bitterste Anklageschrift gegen die englische Aristokratie, deren herrlichste Gestalten längst versunken sind. Es waren König Karl I. und sein Minister Strafford, beide hingerichtet als Opfer ihrer Liebe zum Volke und ihrer Feindschaft gegen die Puritaner, diese Krämerseelen und Volksfeinde, welche das alte fröhliche England mit seinem Leichenbittersonntag beschenkt haben. Seither ist England, seine Aristokratie voran, durch Kommerzialismus und Demokratie entartet. Das Volk bedarf in seinem eigenen Interesse einer strengen Unterordnung unter seine angestammte Aristokratie, die aber ihrerseits durch harte Erziehung und scharfe Kontrolle des eigenen Standes, mit Ausstossung Unwürdiger im Falle von Geldmacherei und Mesalliancen, geläutert werde nmüsste. Nur so könnte wirkliche Kultur wieder in England zur Geltung kommen, d. i. Tradition, Geschmack, Disziplin.

Was England braucht, ist nach L. ein besseres Junkertum, mehr Autorität, stramme Disziplin, fast möchte man sagen: Militarismus.

-n.

"Is it to be Hate".? — *Soll Hass daraus werden?* Ein Versuch zur Kriegszeit von *Harold Picton.* Mit einem Vorwort von *John A. Hobson.* London: George Allen and Unwin Ltd. Drei Pence.

„Dieser kleine Aufsatz, sagt der Verfasser, soll einfach ein Versuch sein, eine menschliche Betrachtungsweise Deutschlands vorzuschlagen und anzudeuten; er ist jedoch ganz offen vom englischen Standpunkt aus geschrieben". Wir haben es mit etwas mehr als einem kleinen Aufsatz und einem blossen Versuch zu tun. Die Schrift ist das gehaltvolle Werk eines wahren Menschenfreundes und eines Mannes, der in dieser Zeit wildwütender Leidenschaft den Kopf oben und das Herz auf dem rechten Fleck bewahrt hat. Er zielt darauf ab, in seinen Landsleuten den Geist der Billigkeit zu retten und zu wecken. Er weist darauf hin, dass sicherlich nicht Deutschland allein den Krieg verschuldet und entfesselt hat. Wenn es vielleicht auch mehr dazu beigetragen hat als England — und so scheint es Picton — so darf England doch nicht Rache fordern und ja nicht auf das Geschrei jener hören, die seine Demütigung, Verstümmelung, Vernichtung heischen. An die den deutschen Heeren vorgeworfenen Greueltaten glaubt er nur insofern, als Greuel und Rohheiten eben in jedem Krieg verübt werden. Was für Schandtaten sind nicht den eigenen in fremdem Land kämpfenden Heeren schon zur Last gelegt worden? Daheim weiss man, dass diese Geschichten teils unwahr, teils grob übertrieben sind; warum sie vom Feinde so leicht glauben? Das deutsche Volk ist fest überzeugt, dass seine Soldaten einer unmenschlichen oder mutwillig grausamen Handlung unfähig sind. Auf alle Fälle sollte man in England den Russen in Ostpreussen nicht als etwas selbstverständliches verzeihen, was man den Deutschen zur Schmach anrechnet.

Was übrigens auch alles vorgekommen sein mag, den Greuelberichten stehen Berichte gegenüber, die den Gegner als durchaus menschlich und edel erscheinen lassen; es ist nur zu bedauern, dass diese nicht so eifrig verbreitet werden wie die andern. Die Haltung gegen den Feind sollte ferner auch durch das Bedenken gemildert werden, dass er nicht weniger aufrichtig überzeugt ist als der Engländer und der Franzose, aus Notwehr für sein Vaterland, also für eine gute und gerechte Sache zu kämpfen.

Noch während der Krieg dauert, sollte man den Boden für den kommenden Frieden, wenn möglich für einen weisen Frieden, vorbereiten. Keiner sollte seine Gefühle die des Hasses sein oder dazu ausarten lassen; denn die Gefühle des Volkes werden schwerer wiegen, als man vielleicht zu glauben geneigt sein mag.

Die Schrift Pictons sollte zahlreiche Leser finden, in Deutschland und in England. Die Gefühle, die sie verficht, brauchen die Entschlossenheit, den Kampf tapfer bis zum Ende durchzuführen, nicht zu mindern; aber sie würden sicherlich den Frieden und ein zukünftiges Verstehen leichter machen. *Dr. E. Dick.*

Wie Greuel gedichtet werden Marie Luise Becker, Die Urbilder der feindlichen Greuellügen. Berlin, Concordia, 1915.

Die bekannte Romanschriftstellerin war zu den dargebotenen Enthüllungen doppelt berufen: Bei Kriegsausbruch hatte sie bereits viele Jahre als Journalistin in Paris verlebt und während des Krieges war sie in Belgien als Oberin vom Roten Kreuz tätig; da wie dort hatte sie, ihrer Gewohnheit treu, die Augen offen gehalten. So vermochte sie die Zusammenhänge, um die es sich handelt, besser als andere zu erkennen.

In erster Linie kommt hier der Zusammenhang zwischen erlogenen Kriegsgreueln und ihren schon vor dem Kriege vorhandenen „Urbildern" in Betracht. Frau Becker weist nämlich nach, dass man es bei vielen Lügenberichten nicht einmal mit neuen Erfindungen zu tun hat, sondern mit blossen Zurechtmachungen von älteren Darstellungen, von Szenen und Erzählungen aus der dramatischen und belletristischen Literatur, von illustrativen Leistungen der französischen Kunst und Journalistik aus der Zeit vor dem Kriege. „Ist es verwunderlich, wenn Reporter, die jahrelang Väter als Verführer der eigenen Kinder, Einbrecher, Mörder, Engelmacherinnen und Raubgesindel täglich glaubwürdig erfunden haben . . . bei solcher Vorübung jetzt in Kriegslieferung pro Tag eine Ration deutscher Greuel zur Stelle schaffen" und dass das Publikum „diese sadistischen Vorstellungen in der Aufregung und Hysterie des Krieges automatisch wie geschaute oder erlebte Dinge neu reproduziert?" Was gegenwärtig als deutsche Grausamkeiten aufgetischt wird, war „bei Kriegsbeginn schon fix und fertig da und brauchte nur aus einem Romankapitel, einem Schauerstück geschnitten" und mit deutschen Farben neu ausgemalt zu werden. Die Einbildungskraft, jahrelang planmässig vergiftet, „sieht in der Aufregung der Schlachten vieles, was nicht vorhanden ist."

Eine unheilvolle Rolle schreibt die Verfasserin dem Pariser Theater, besonders dem „Grand Guignol" zu, dessen Stücke aus den letzten Jahren, „jedes hundert bis zweihundertmal gespielt, zusammengedrängt alle Greueltaten enthalten, die man jetzt den Deutschen vorwirft." Noch schlimmer war der Einfluss der Kabaretts, Kinos und Volksbühnen; „hier arbeitete man mit allen Mitteln einer wohlorganisierten Anhäufung von Greuelvorstellungen"..... Auch Schulbücher der Kinder, die Jugendschriften waren von Deutschenhass getränkt, mit der Erzählung deutscher Greuel durchsetzt." Diese brauchten während des Krieges „nur geschickt modernisiert und aufgefrischt zu werden.."

Allen befangenen Zeugenaussagen und einseitigen Kommissionsuntersuchungen gegenüber verbreitet die Beckersche Veröffentlichung Licht und Aufklärung über den Ursprung vieler Greuellügen — ein hohes nationales und internationales Verdienst, zumal in allen Ländern Berichte über Greueltaten auf ähnliche Weise fabriziert worden sind. *L. K.*

Critica Sociale. Halbmonatsschrift des Sozialismus. Mailand, Portici Galleria 23. Für das Ausland 10 Fr. jährlich.

Eine tapfere Zeitschrift. Neben dem „Avanti" hält sie dem Kriegsfuror den wahren Patriotismus der Besonnenheit entgegen. Reich an Aufklärungen über die taktische*) und geistige**) Entwicklung der italienischen Sozialdemokratie, ist sie für Sozialdemokraten und für sonstige Friedensfreunde gleich lesenswert.

In den vorliegenden Nummern (Juni - Aug.) kämpft Claudio Treves, der eine von den beiden Herausgebern, für Einigkeit der Sozialdemokraten im In- und Auslande, während Francesco Cicotti durch seine Artikel über die Grundlagen eines internationalen Sozialismus und eines für die Sozialisten aller Länder annehmbaren Friedens wertvolle Vorarbeiten für die Zukunft liefert. Warme Gedenkblätter zur Ehrung des „Friedensmärtyrers" Jaurès, Rückblicke auf die Ergebnisse des ersten Kriegsjahres von den verschiedensten Gesichtspunkten, hochtheoretische Darlegungen über Marxismus und idealistische Philosophie***) heben das Niveau des Blattes über die Sorgen des Tages empor, während diese in zahlreichen ökonomischen Artikeln erörtert werden. Unter den letztern möchten wir gerade diejenige Arbeit hervorheben, mit welcher wir sachlich am wenigsten übereinstimmen. Franz Weiss begründet in scharfsinniger Darstellung eine These, welche man gegenwärtig oft in oberflächlicher Form hingeworfen findet, den Satz nämlich, dass der Krieg sich mit der

---

*) Partei-Konferenz von Florenz, in Nr. 16.

**) Von neuesten Erscheinungen: Barboni, Internazionalismo e nazionalismo di classe? Como 1915; Graziadei, Idealità socialiste e interessi nazionali nel conflitto Europeo, Roma, 1915.

***) In Italien, ausser durch Benedetto Croce's Neo-Hegelianismus u. a. durch die neuen Werke von Ruggero (La filosofia contemporanea, 1912) und Aliotta (La reazione idealistica contro la scienza, 1912) in anregender Weise vertreten.

ökonomischen Blüte der kriegführenden Länder vortrefflich vertrage. Diese bedenkliche Lehre, welche eine endlose Verlängerung des Krieges als ökonomisch möglich erscheinen lässt, wird durch den Schein so sehr gestützt, dass sie einer eingehenden Prüfung bedarf. Wir wollen uns daher mit der beigefügten Kritik der trefflichen „Critica“ nicht begnügen, sondern diesen verdienstvollen Versuch, eine Irrlehre wenigstens ordentlich zu begründen, ausführlich wiedergeben und zu widerlegen versuchen. *S. F.*

War and Peace. Zentralstelle für Internationalismus — Norman Angell in Amerika.

Harold Wright berichtet in der Julinummer dieser Londoner Monatsschrift über das Programm einer Beratungsstelle für das Studium internationaler Beziehungen.

Die Beratungsstelle empfiehlt und liefert Literatur für die einzelnen Gruppen, welche sich zu solchen Studienzwecken formen. Sie vermittelt die Fühlung zwischen diesen Gruppen, besorgt deren Organisation und arbeitet Lehrpläne für sie aus. Sie beschafft auch geeignete Redner für öffentliche Versammlungen. Die Studien erstrecken sich auf Weltgeschichte, soziale, ethische und nationalökonomische Fächer.

Die Schöpfer dieser Anregung erhoffen sich eine aufklärende Einwirkung auf weite Kreise auf wissenschaftlicher Basis und ein so herbeigeführtes späteres Besserwerden der zwischenstaatlichen Beziehungen.

Wir entnehmen dem gleichen Blatt, dass Norman Angell zurzeit in den Vereinigten Staaten als öffentlicher Redner auftritt und im Sinne seiner hier schon besprochenen Publikationen aufklärend wirkt. *F. B.n.*

N. A. O. R.

Die Aufgabe der Neutralen.

Der Niederländische Anti-Orloog-Raad versendet eine Broschüre des Inhaltes, dass die Konferenz der Neutralen, um deren Einberufung nach seinem Beschlusse die holländische Regierung ersucht werden soll, nicht die Aufgabe einer sofortigen Friedensvermittlung haben würde, wie sie etwa durch Anfrage um die Friedensbedingungen bei den Regierungen der kriegführenden Staaten oder durch Vorlegung eines Friedensvertrags-Entwurfes denkbar wäre. Diese Schritte würden derzeit verfrüht sein und könnten zur Ablehnung von Vorschlägen führen, die später aussichtsvoller sein dürften. Es würde sich also nur um eine permanente Studienkommission zur Vorbereitung künftiger Friedensvorschläge handeln; diese könnte zunächst die Informationen aller neutralen Staaten, bezüglich der effektiven Friedensneigung in jedem einzelnen kriegführenden Staate, in einem gemeinsamen Bureau zentralisieren und durch beständigen Kontakt besser verwerten.

Auch so kann man der Anregung nur besten Erfolg wünschen.

Die Septembernummer der Holländischen Nachrichten enthält eine Sammlung der wichtigsten Kundgebungen aus ver-

schiedenen Ländern, welche sich gegen die Fortsetzung des Krieges bis zur vollständigen Vernichtung einer Kriegspartei wehren und einen dauernden, für Alle ehrenhaften Frieden fordern. Der Friedensaufruf des Papstes, die Manifeste der deutschen Sozialdemokraten, die Antwort der englischen Quäker und die Kundgebung der 300 Schweizerischen Hochschullehrer vereinigen sich zu erfreulicher Harmonie mit dem Votum von Persönlichkeiten wie Bryan. *S. F.*

Friedensgedichte im Kriege.

Der Lyriker, dessen Begeisterung den Schlachttaten und blutigem Heldentum gilt, findet unschwer Töne der Zustimmung zu den Ereignissen. Er hat es leichter als der Dichter der Friedensideen, denn Zustimmung und Begeisterung sind poetischer als frisch angewühlter, unüberwundener Schmerz und Enttäuschung. Es ist nie zu früh für Friedenserörterungen, vielleicht doch für ihren literarischen Niederschlag.

Die „Verse zum Weltkrieg" von Hermann Thurow,*) ein schmales Bändchen mit Friedensbildchen drauf. Anspruchslos und sympathisch mit stillen Gaben, die den Lärm des Tages nicht zu übertönen suchen. Etwas Erlebtes, dem eigenen Denken und Empfinden Abgelauschtes spricht aus mancher Seite. So wird dem gewissenhaften Mut Liebknechts eine Strophenfolge gewidmet. Nach mancher fremdsprachigen Anerkennung durch Friedensfreunde erstmals eine in deutscher Sprache. Von Stimmung gefüllt ist „Notturno" nach dem Französischen von René Fauchois. Auch aus anderen Sprachen liegen Nachdichtungen vor und überaus anschaulich geriet die Parabel „Der Fabrikschlot"" Zwei gegeneinander erzürnte Männer arbeiten unablässig pflichtend am hoch und höher wachsenden Schlot. Nach vollendeter Arbeit über den fertigen Steinkranz hinweg reichen sie einander schweigend die Hand.

„Über den Kämpfen" nennt Nikolaus Welter seine Zeitgedichte eines Neutralen.**) Hundert Seiten Gedichte, recht verschieden gestaltet, die Stimmung des Moments oft gut erfassend, im Ausdruck mancher Treffer.

Das Schlaflied, mit dem die mütterliche Erde die sterbenden Junghelden einwiegt, ist schön, erfreulich die Vision „Feldgrau Blaurot" und „Der Flieger". Dann in gutgetroffenem altem Sington „Der Landwehrmann"

Die dichterische Ausbeute, welche der Autor aus drei Stunden Aufenthalt in Belgien heimbringt, bekunden sein verwundbares, mitfühlendes Herz. Nicht überall wird der aktuelle Stoff, das Autodidaktische, das Lehrhafte gleich glücklich überwunden, was bei der unmittelbaren Verarbeitung der Eindrücke verständlich ist. Doch ein religiöser, fast frommer Sinn, unbeengt von Selbstgerechtigkeit, spricht aus vielen Zeilen, so:

*) Genossenschaftsbuchdruckerei Basel.

**) Hofbuchhandlung L. Schamburger, Gustave Toupert Nachfolger, Luxemburg.

„Irgendwo nah, fern, hinter der Mauer
Der blaugrünen Berge, irgendwo hämmert die Schlacht“.

. . . .

Und morgen geht's in die Schlacht zumal,
Herrgott, du führ' uns zum Siege gut,
Und schütz' uns gnädig vor Blei und Stahl;
Denn wie ich bleib' in meinem Blut,
So müssen vier arme Waisen weinen“

. . . .

Auf dem Soldatenfriedhof.

. . . .

Wir schmücken mit derselben Liebe Händen
dem ein und andern das ewige Haus,
und giessen dieselben Opferspenden
betend vor euren Schwellen aus.

. . . .

Zarte Blüten im rauhen Wind, der weht.

F. B.n.

Die Aktion. In Ergänzung unserer Besprechung (Nr. 4) teilen wir mit, dass diese Wochenschrift in Berlin-Wilmersdorf erscheint. Herausgeber: Franz Pfeinfort.

□□□

Unser Glückwunsch.

Wir hatten schon Gelegenheit, an dieser Stelle das tapfere Voranschreiten des „Labour Leader“ im Sinne des Friedens und der Verständigung zwischen den Völkern zu werten.

Wir haben heute die Freude, den „Labour Leader“ zu beglückwünschen zu seinem Sieg gegen polizeiliche Anrempelung und geheimes Gerichtsverfahren und wir dürfen den Justizorganen Englands unsere Anerkennung nicht versagen, dafür, dass sie die Übergriffe ihrer Organe nicht stützten, sondern in öffentlichem Rechtsspruch die Anklage zurückzogen.



Pax oeconomica.

Von HENRI LAMBERT.

Der Verfasser ist Grossindustrieller in Charleroi (Belgien) und Vorkämpfer des Freihandels; als tätiges Mitglied der Pariser Société d'économie politique ein warmer Franzosenfreund. Um so anerkennenswerter ist es, daß Lambert, auch in seiner neuesten, während des Krieges erschienenen Broschüre,*) trotz immer wieder erneuter ergreifender Klage über das Schicksal seines belgischen Vaterlandes, sich doch ehrliche Mühe gibt, auch dem Feinde Verständnis entgegenzubringen und einsieht, daß ein dauernder Friede nur möglich ist, wenn die „prekäre Situation" Deutschlands beseitigt wird. Die nachfolgenden Vorschläge dürften auf die künftigen Friedensverhandlungen kaum ganz ohne Einfluss bleiben.

I.

Der dauernde Frieden eine Frucht der Gerechtigkeit.

Auf den jetzigen Krieg wird notwendig ein Frieden folgen; aber der allgemeine und dauernde Frieden, von dem jede kriegführende Nation behauptet, dass er das durch diesen Krieg zu erzielende höchste Resultat sei, wird weder das Werk der Waffengewalt und Strategenkunst, sein noch genügt — leider — die Tapferkeit der Soldaten dazu; diese Kräfte können nur vorübergehend durch Unterwerfung und Bedrückung der Besiegten einen Friedenszustand herstellen: der „Frieden" — ein solcher, der dieses Namens und einer wirklichen Zivilisation würdig ist — kann nur eine Frucht des Gedankens sein; er wird entstehen, sobald es gelingen wird, eine mit der wahren Gerechtigkeit im Einklang stehende Auffassung von den Rechten der Nationen gegeneinander zu geben. Der allgemeine und dauernde Friede wird auf der Ge-

* Henri Lambert, Un autre aspect de la question Européenne et une Solution. Suivi d'une lettre ouverte à M. Wilson, etc., Londres, 1915. Engl. verbesserte Ausgabe: The ethics of International Trade, H. Milford, Oxford University Press, London: New York, Bombay, etc. (ohne den Brief an den Präsidenten). 1915. Der obige Artikel ist ein Auszug aus dieser Schrift. Die Fortsetzung, welche einen Original-Artikel über die Kongo-Frage enthielt, ist von der englischen Zensur auf dem Wege von London nach der Schweiz konfisziert worden. Wir können daher leider den angekündigten Artikel nicht bringen.

rechtigkeit fussen — oder er wird gar nie zustande kommen . . .

Der Freihandel als Friedensstifter.

Der Frieden wird dann durch das Recht gesichert sein, wenn die Nationen das wahre internationale Recht kennen und in Anwendung bringen werden, jenes Recht, das durch die Freiheit des Handels gekennzeichnet und geeignet ist, von allen Nationen deshalb anerkannt zu werden, weil es die elementarsten Interessen aller achtet.

Cobden sagte: „Der Freihandel ist der beste Friedensstifter“ . Man kann getrost behaupten: „Der Freihandel ist der Friedensstifter.“

II.

Wichtigkeit der Kolonialpolitik.

Trotzdem äusserlich nur gewisse auffällige Zwischenfälle hervorgetreten sind, ist die Frage der kolonialen Absatzmöglichkeiten, „des Platzes an der Sonne“, fast immer im Mittelpunkte der gegründeten Sorgen Deutschlands geblieben und hat den Knoten der Verwicklungen geschürzt. Man müsste also, was die Reformen betrifft, mit dem Kolonialsystem beginnen, — und zwar ebensosehr, weil man dadurch auf die wahre Ursache der Schwierigkeiten wirken würde, als deshalb, weil sich die Nationen gerade über die Reformen ihres Kolonialsystems am leichtesten und raschesten verständigen könnten.

Programm

Demgemäss hatte der Autor der vorliegenden Betrachtungen zweierlei Absichten: die theoretische Formel für den dauernden Weltfrieden zu finden, — sie deckt sich ganz mit dem Freihandel — und die sich daraus ergebende praktische Formel für das gegenwärtig wünschenswerte gerechte Übereinkommen zu liefern, das zu einem solchen Frieden zu führen geeignet wäre.

Belgien.

Er kann sich aber dem Vorwurf nicht aussetzen, die Frage scheinbar aus dem Auge verloren oder im Dunkel gelassen zu haben, die ihm wie seinen Landsleuten und ihren Freunden mit der grössten Berechtigung und als die heiligste und wichtigste Sache am Herzen liegt, das Schicksal seines Vaterlandes, das Schicksal Belgiens. Wir sagten oben, es werde notwendigerweise ein „gerechtes Übereinkommen“ getroffen werden müssen, das heisst, ein

vielen Seiten Rechnung tragender, aus gerechten gegenseitigen Konzessionen bestehender Vertrag. Es ist aber keinerlei gerechtes Übereinkommen — welcher Art es auch sein möge — denkbar, auch kein Frieden irgend einem Belgier erwünscht, wenn er nicht die Befreiung des belgischen Territoriums und die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Belgiens mit sich bringt.

Überdies werden diesem Volke, das zum Opfer und Märtyrer der Irrtümer und Zwistigkeiten seiner mächtigen Nachbarn wurde, gerechte moralische Kompensationen und materielle Entschädigungen nicht versagt werden können.

Die Weltmächte und der Weltmarkt.

Grossbritannien hat 45 Millionen Einwohner; Handel und Industrie verfügen über den Markt in den britischen Kolonien, die sich über ein Drittel der Erdoberfläche erstrecken, von mehreren Milliarden Menschen bewohnt werden könnten und schon jetzt von ungefähr vierhundert Millionen Menschen bewohnt sind. Die englische Nation entsendet in vollkommener Sicherheit und Regelmässigkeit ihre Menschen und ihre Produkte nach diesen Besitzungen, von denen einige und zwar nicht die unwichtigsten, die englischen Erzeugnisse durch Differentialzolltarife bevorzugen. Frankreich ist in bezug auf koloniale Angelegenheiten in einer ebenso glücklichen Lage, besonders in Anbetracht seiner sehr beschränkten Bedürfnisse, Bestrebungen und Mittel zur Entwicklung nach aussen hin. Überdies führt es überall, wo es sich niederlässt, zugunsten seiner Produzenten ein Zollsystem ein, welches diese ausserordentlich bevorzugt. Russland und die Vereinigten Staaten bilden unermessliche, mit reichen Naturschätzen gesegnete Territorien, die weit über die Bedürfnisse ihrer Bevölkerung hinausgehen. Das

Das deutsche Reich insbesondere.

Deutsche Reich dagegen hat eine stets wachsende Bevölkerung von siebzig Millionen Einwohnern — der Bevölkerungszuwachs beträgt fast eine Million per Jahr —, deren Handel und Industrie nur durch den inneren Markt und durch relativ unbedeutende Kolonialmärkte gesichert sind. Das Territorium des Deutschen Reiches, das genau

zehnmal kleiner als dajenige Grossbritanniens ist, wird in Zukunft nur von einer sehr beschränkten Zahl neuer Einwohner und Konsumenten deutscher Produkte bewohnt werden können. Was seine anderen Märkte betrifft, so muss man zugeben, dass sich das deutsche Volk, dessen Bedürfnis, Streben und Einrichtungen zur Entwicklung seines Aussenhandels höchst bedeutend und vollkommen berechtigt sind, in einer sehr prekären Lage befindet.

Die prekäre Lage Deutschlands als Folge der Schutzzöllnerei.

Zu den grössten Nachteilen, die das Schutzzollsystem mit sich bringt, gehört gewiss die dadurch hervorgerufene allgemeine Unsicherheit ebenso für jene, die es anwenden, wie für jene, gegen die es gerichtet ist. Deutschland verursacht als Anhänger des Schutzzollsystems diese Nachteile den anderen, aber es leidet auch selbst darunter. Hatte Russland nicht im vergangenen Juli angekündigt, dass es gründliche Abänderungen des deutsch-russischen Handelsvertrages plane, der im Jahre 1916 abgelaufen wäre? Und schickte sich Frankreich nicht an, sich durch eine neuerliche Erhöhung seiner Zolleinnahmen die nötigen Mittel für die Durchführung der dreijährigen Dienstzeit zu verschaffen? Bilden in den Vereinigten Staaten die Bürger, die zur Politik der freien Einfuhr bekehrt sind, eine gesicherte Majorität? Und können wir die Möglichkeit ausschliessen, dass England in zehn oder fünfzehn Jahren eine Majorität von Wählern haben wird, die für eine Tarifreform und die Bildung eines grossen wirtschaftlichen Reiches geschlossener Märkte sein werden?

Es lässt sich also nicht bestreiten, dass die Lage Deutschlands in bezug auf seine auswärtigen Absatzmöglichkeiten eine sehr prekäre ist.

Die Rüstungen Deutschlands.

So fühlt denn Deutschland — zu spät gekommen, um, wie die anderen, mit Gewalt sich seinen Teil an den neuen Ländern zu nehmen — den Mangel an Kolonien, und ist überdies beständig mit der Ausschliessung vom inneren Markte der Mutterländer bedroht. Dieses grosse Industrievolk konnte und wollte nicht gutwillig die Gefahr hinnehmen, eines schönen Tages das zu verlieren, was man

seit einigen Jahren den „Platz an der Sonne“ zu nennen pflegt. In unserer unfertigen, halb militärischen, halb industriellen Kultur, die bald zum Krieg, bald zum Frieden neigt, ist nun einmal die Entwicklung der wirtschaftlichen Macht für alle Völker zugleich die Grundlage der militärischen Kraft und damit die Voraussetzung der nationalen Sicherheit geblieben.

Dies nun ist die wahre Ursache und der wahre Zweck der immer anwachsenden Rüstungen Deutschlands zu Wasser und zu Lande, welche alle anderen europäischen Nationen zwingen, ihre Rüstungen ebenfalls beständig zu steigern. Und doch konnte sich Deutschland ehrenhalber über die Unsicherheit nicht beklagen, die ihm aus der Schutzzöllnerei der anderen entstand; denn das deutsche Volk selbst wendete die Schutzzollpolitik noch rücksichtsloser an als die anderen Nationen, da seine Industriellen, Agrarier und Staatsmänner sich auf die engherzigen Irrlehren seiner Professoren von der „Nationalen Wirtschaft“ stützten. Deutschland verharrte in seinem unheilvollen Irrtum und fuhr fort, zu rüsten. Und das war das entsetzliche Missverständnis, welches kein Staatsmann von Europa begriffen oder aufgeklärt hat, bis die jetzige Katastrophe hereinbrechen musste.

Die monopolistische Kolonialpolitik schadet den Kolonien und den Mutterländern.

Unter den französischen Politikern und Nationalökonomen, sowie in den industriellen und kommerziellen Kreisen dieses Landes hat sich unter dem Einflusse der Tatsachen die Vorstellung entwickelt, dass die französischen Kolonien unter der Enge des ihnen auferlegten Zollsystems leiden. Dieser Meinung wurde wiederholt in der Kammer Ausdruck verliehen, und ein Ministerpräsident konnte ohne Protest oder Widerspruch zu erregen, die Behauptung aufstellen, dass das System der „offenen Türe“ in allen französischen Kolonien zur Anwendung gebracht werden sollte, weil es wahrscheinlich geradezu die Grundbedingung für ihr Aufblühen wäre.

Und was für die französischen Kolonien gilt, das gilt gleicherweise für alle anderen unter einer Schutzzollpolitik stehenden Kolonien.

III.

Vorschlag. Es sollte unverzüglich eine Konferenz einberufen werden, zu deren Beschickung alle Nationen der Welt aufgefordert werden müssten, und zwar in ein neutrales Land, während eines schon jetzt möglich erscheinenden Waffenstillstandes; diese Konferenz hätte die Aufgabe, mit allen Kolonialvölkern einen Vertrag zu vereinbaren, demzufolge die Kolonien aller Völker dem freien Handel aller Völker offen stehen sollten.

Überdies hätte diese Konferenz das Zustandekommen eines zweiten Vertrages anzustreben, demzufolge sich möglichst viele Nationen verpflichten würden, die in ihrem Mutterlande herrschenden Zollgebühren nach und nach herabzusetzen.

Diese Herabsetzung könnte zum Beispiel jährlich 5% betragen, ohne dass jedoch die Einfuhrzölle „obligatorisch" unter 50% ihrer jetzigen Höhe sinken dürften. Für das Übrige würden das Beispiel und die erzielten Resultate sorgen.

Der die Kolonien betreffende Vertrag würde sich nicht nur auf die gegenwärtigen, sondern auch auf die künftigen Kolonien beziehen, was ihm erst seine volle Bedeutung verleihen und die grosse Gefahr späterer Meinungsverschiedenheiten ausschalten würde.

Die Erschliessung der Kolonien für den internationalen Freihandel würde also durchaus nicht die unvermeidliche sofortige Abschaffung aller Kolonialzölle bedeuten, sondern nur die sofortige Anwendung der gleichen wirtschaftlichen Behandlung den Handelstreibenden aller Nationalitäten gegenüber, und zwar auf allen Kolonialmärkten. So müsste England auf die Vorrechte verzichten, die es in Australien, Kanada und den Staaten Südafrikas geniesst (es würde dann nur so wie Holland handeln, das für die Erzeugnisse des Mutterlandes keinerlei Bevorzugung in seinen Kolonien haben wollte). Dafür würden Frankreich, Deutschland und die anderen Nationen ihre Kolonialgebiete der englischen Betätigung erschliessen, — und es handelt sich hier um Gebiete, die viermal so gross wie

Europa und deren Handel und Industrie um so entwicklungsfähiger sind, als sie derzeit unter dem Druck der Privilegien noch relativ unbedeutend sind.

Einwendung betr. die Kosten der Kolonien.

Man könnte gegen das System der Handelsfreiheit ebenso wie gegen dasjenige der gleichen Zollbehandlung einwenden, dass sie für die Interessen der armen oder doch wenigstens minder reichen Kolonien ungünstig wären, von denen einige seitens der Mutterländer stete Opfer erheischen; denn diese würden, wenn sie keine Sonderbegünstigungen oder direkten Entschädigungen mehr für ihre Opfer erhielten, derartige Kolonien vernachlässigen. Man kann sich aber leicht einen Paragraphen des Kolonialvertrages vorstellen, dem zufolge alle oder ein Teil der Spesen des Mutterlandes auf die Nationen verteilt würden, entsprechend dem Anteil ihres Handels an dem Gesamthandel der betreffenden Kolonie. Daraus würde auf ganz natürliche Weise ein Zusammenwirken entstehen mit einer Kontrolle, die die beste Garantie für die nützliche Verwendung der verausgabten Summen, sowie für die gute Verwaltung selbst der am wenigsten prosperierenden Kolonien wäre.

Internationalisierung der Kolonien bes. des Kongo.

Ein solches System käme in jeder Beziehung der Internationalisierung*) der Kolonien gleich und hätte dabei nichts von ihren Übelständen und Schwierigkeiten — und so kann man es denn als einen Modus gerechter und billiger Vergesellschaftung und Zusammenarbeit aller

*) Schon im Jahre 1908, — anlässlich der Annexion des Kongogebietes durch Belgien, — hatte der Autor dieser Zeilen die Internationalisierung des ganzen vertragsmässig geregelten Kongo-Beckens und den kolonialen Freihandel als die einzigen Mittel bezeichnet, um die schweren Wolken zu zerstreuen, die sich über dem europäischen Horizont zusammengezogen hatten.

Es besteht kein Zweifel mehr, dass die Annexion des Kongogebietes von verschiedenen Gesichtspunkten aus ein arger Missgriff war. Es ist das ein undankbares und für Belgien viel zu schwieriges Unternehmen. Auch andere Belgier hatten, wie der Autor dieser Zeilen, vorgeschlagen, den Kongo zu internationalisieren, eine Lösung, die damals möglich war, weil zuerst England, dann Frankreich sie höchst wahrscheinlich unterstützt hätten. Das heute vorgeschlagene System ist noch weit besser als die Internationalisierung; es bietet Frankreich und England die Gelegenheit und die Mittel, Belgien und zugleich sich selbst einen Dienst zu erweisen.

Völker an den Kolonisierungsaufgaben der Welt in Vorschlag bringen. Und schliesslich würden die beiden Verträge — der koloniale sowie der des Mutterlandes — den entscheidenden Schritt auf dem Wege des Weltfreihandels sowie der industriellen und pazifistischen Zivilisation bilden.

□□□

Gegen den Luftkrieg.

... Längst vorher hatte die Absicht in mir Gestalt gewonnen, eine Eingabe an die Regierungen zu richten, in der dieselben aufgefordert werden sollen, sich noch während des Krieges gegenseitig dazu zu verpflichten, dass die Luftangriffe auf unbefestigte Plätze unterbleiben. Die Sache liegt doch einfach so: es ist klar, dass eine Regierung, welche den militärischen Erfolg an ihre Fahnen fesseln will, kein Mittel scheuen darf, das sie diesem Erfolg näherbringt. Wenn nun ein Angriff aus der Luft dazu dienen kann, einen militärischen Widerstand zu brechen, so mag ein derartiges Vorgehen, unter militärischen Gesichtswinkeln gesehen, unanfechtbar sein. Anders liegt die Sache, wenn friedliche Städte mit Bomben beworfen werden. Hier kann der Zweck nur der sein, Furcht zu verbreiten und dadurch die Nachgiebigkeit des Gegners erzwingen zu wollen. Dieser Zweck wird selbstverständlich nicht erreicht. Der Erfolg ist höchstens die Steigerung der Wut und der Gedanke an Repressalien. Aber kein selbstbewusstes Volk wird sich durch die Greuel, die es erlebt, durch den Anblick von verstümmelten Frauen, Kindern und Greisen, zur Unterwerfung unter den fremden Willen bewegen lassen. ...

Schon aus diesen Gründen dürfte die Hoffnung nicht ganz unberechtigt sein, die Regierungen für das von mir befürwortete Abkommen zu gewinnen und die öffentliche Meinung in den kriegführenden Ländern für meine Idee mobil zu machen.

Pfarrer O. Umfrid, Stuttgart.

□□□

Die Polen als Vorkämpfer der slavischen Freiheit.

Von Dr. A. v. GUTTRY.

Polens westeuropäische Mission.

Sowohl die Geschichte Polens, die mit den Lebenskämpfen aller europäischen Völker auf innigste zusammenhängt, wie die Geschicke und innersten Entwicklungsmomente der Polen nach den Teilungen sind für die historische Wahrheit ein wenig aufgeschlossenes Gebiet. An dem bedeutungsvollen Wendepunkt Europas dürfte eine Beleuchtung , soweit es eben der beschränkte Raum eines Artikels gestattet, allseitig geboten sein, zumal die Zukunft eine Erledigung der nationalen Frage von Millionen polnischer Untertanen erheischen, sie selbst aber zugleich lebendig in Mitwirkung treten lassen wird.

Jahrhunderte lang stand Polen als Aussenposten Europas auf der Wacht der westeuropäischen Kultur und Zivilisation. Heute messen sich auf polnischem Boden zwei Welten. Auf den Trümmern ihrer Habe kämpfen oft Brüder gegen Brüder. In Strömen fliesst polnisches Blut auf den verwüsteten und verheerten Fluren. Polen wurde zu einem Land der Gräber und der Tränen.

Obwohl niemand ahnen kann, welche neue politischen Organismen und Formen aus diesem Riesenkataklysmus hervorgehen werden, hält die feste Zuversicht das Volk aufrecht, dass sich in diesem Weltkrieg auch sein Schicksal entscheidet, dass die Zukunft wenigstens zum Teil seine Hoffnungen erfüllen wird, dass aus seinem blutdurchtränkten Boden ihm eine bessere Zukunft erwächst. Nur die Zuversicht, dass das Friedenswerk nach dieser sturmdurchwühlten Zeit auch ihm die Freiheiten und Rechte gewähren wird, die einer Nation von tausendjähriger Kultur gebühren, bewahrt es vor Verzweiflung.

Polen und der Panslavismus.

Es ist kein Zufall, dass die Geschichte der Beziehungen zwischen Polen und Russland mit Blut und Eisen geschrie-

ben werden musste. Polens Mission war es, innerhalb des Slaventums die westliche Gesittung, die Freiheit und den freiheitlichen Fortschritt zu wahren und die abendländische Kultur dem Osten zu übermitteln. Dieser Mission ist es bis in die letzten Tage seines Bestehens hinein treu geblieben, ohne Rücksicht auf die grössten Opfer. In der Tat ist es den Polen gelungen, die Grenzen des zivilisierten Europa unter der Jagellonenherrschaft 200 Meilen nach Osten vorzurücken und eine eigenartige westslavische Kultur zu entwickeln, deren Gegensatz zu der byzantinisch-ostslavischen Kultur die heftigsten Konflikte mit dem expansionslustigen Russentum hervorrufen musste. Dieser Gegensatz erreichte seine höchste Schärfe, als Russland sich mit dem Panslavismus identifizierte, d. h. mit dem Streben des Ostslaventums nach despotischer Unterdrückung aller anderen Formen des Slaventums.

Die von Russland ausgehende Idee, die 135 Millionen Slaven Europas unter einem Zepter zu vereinigen, fand in Polen keinen Widerhall. Zu kräftig haben die Polen die russische Knute gespürt, als dass sie sich dem zukünftigen Glück eines russischen Slavenreiches nicht hätten verschliessen müssen. Zu gut wussten die Polen, dass das offizielle Russland, den Panslavismus nur zum Vorwand nahm, und wirklich das despotische russische Reich war, das mit der Sache der Slaven gar nichts zu tun hatte. Die Wohltaten einer Zugehörigkeit zu dieser „Slavenmutter" konnte ja das Königreich am besten beurteilen und sehnte sich nicht nach einer weiteren Verschmelzung.

So sehr die geschickt von Russland propagierte Idee bei verschiedenen slavischen Völkern begeisterten Anklang fand, so sehr wurde sie von den Polen bekämpft. Sie sahen klar, dass im besten Fall bei einer Vereinigung aller Slaven unter russischer Führung Polen politisch vielleicht eine bessere Lage zugeteilt würde, es rein national aber angewiesen wäre, im Russischen aufzugehen. Nicht deshalb kämpften sie über hundert Jahre für ihre nationale Existenz, nicht darum brachten sie die grössten Opfer zur Erhaltung ihrer nationalen Eigenart, um nun alles

für ein zukünftig mögliches, rein politisches Entgegenkommen aufzugeben. Ihre Kultur und ihre Ethik, die doch der russischen Kultur und Ethik so himmelhoch überlegen ist, sollte verloren gehen um der utopischen Ideen einzelner slavischer Völker willen? Und der Erfolg? Die Allmacht des dem Polentum fremden und feindlichen Russentums!

An sich fehlt ja schon das natürliche, alle Slaven zusammenschweissende Element. Der Baum, der sich im Laufe der Jahrhunderte so weitläufig verästelt hat, kann nicht wieder zu einem lebensfähigen Stamme werden. Die slavischen Völker haben sich so verstreut, haben so viel von fremden Kulturen angenommen, haben sich in ihrer Eigenart so grundverschieden entwickelt, dass eine Vereinigung unter einem Zepter undenkbar ist, zumal der Staat, der ihnen seine Hegemonie anbietet, Russland ist, das seine besondere Slavenfreundschaft, seine auf einmal auflodernde Stammes- und Bruderliebe zur Genüge an den Polen und nicht minder an den klein- und weissrussischen Brüdern demonstriert hat.

Hinter der panslavistischen Liebe des offiziellen Russlands steckt russische Gier nach Machtentfaltung, steckt despotischer Zarismus und nicht die Idee eines grossartigen Kulturzusammenschlusses der slavischen Völker auf der Grundlage des geistigen Slaventums. Das haben die Polen erkannt.

Wenn es einmal zu einem freiheitlichen föderalistischen Zusammenschluss aller Slaven kommen sollte, so ist der heutige Panslavismus so angelegt, dass dieses Völkerbündnis sich ohne ihn, ja gegen ihn bilden wird. Gegen die Macht, die die Idee zu ihren eigennützigen Zwecken vorschützt und hinter die sie sich verschanzt, um ihre Ziele zu erreichen und ihn dann zu begraben. Gegen den Feind eines wirklichen kulturellen Zusammenschlusses aller Slaven, gegen das „offizielle Russentum“, das mit der slavischen Welt nichts Gemeines hat.

Die polnische Seele war durch den Druck der Sklaverei

zu verbittert, als dass sie an einer von Russland propagierten panslavistischen Idee Feuer fangen könnte, als dass sie sich für die Hegemonie Grossrusslands begeistern könnte. Russland merkte wohl, dass es bei der polnischen Nation mit seiner Idee auf einen starken, klarblickenden und seine Pläne durchschauenden Gegner gestossen war. In der Befürchtung, dass die polnische, offen zur Schau getragene Antipathie gegen den Panslavismus bei den anderen slavischen Völkern einen gewissen Widerhall finden, oder aber sie zum mindesten in Staunen versetzen und unnötige Zweifel an der Redlichkeit und Aufrichtigkeit der russischen Pläne heraufbeschwören könnte, desavouierte die russische Regierung kühl und rücksichtslos die Polen bei den slavischen Stammesbrüdern und stempelte sie zu Verrätern an der allslavischen Sache.

Erst nach dem Ausgang des japanischen Krieges öffneten sich auch anderen slavischen Völkern die Augen, und als vollends die Polen mit der positiven Forderung einer Autonomie hervortraten, und damit von der „Schwesternation" also nur das verlangten, was andere slavische Stämme schon besassen, oder was ihnen im Laufe der Zeit zugebilligt war, wurde diese Forderung auch von den bisher ganz verblendeten Slaven als berechtigt anerkannt, und die wirklichen Absichten, die sich hinter der Maske der trauernden Allslavenmutter verbargen, wurden wenigstens teilweise klar zutage gefördert.

Für Polen bedeutet der Panslavismus eine Gefahr noch grösseren Druckes, ja noch viel mehr: einer völligen Russifizierung im Namen aller slavischen Nationen. Deshalb ist also die panslavistische Strömung ein von Russland ins Herz des Polentums gerichteter Stoss, den es abwehren muss zur Erhaltung seiner hohen Kultur, seiner westeuropäischen Zivilisation und nicht zuletzt seiner Nationalität.

Die Polen als Märtyrer der slavischen Freiheit.

Schon war Polen nach unendlichen Wirren, infolge eines ungebändigten Freiheitssinnes, dazu gelangt, die erste freiheitliche und doch modern geordnete Verfassung eines Slavenvolkes zu begründen. Es war ihm leider nicht

vergönnt, die Früchte dieser Opfer voll zu ernten. Die Konstitution vom 3. Mai 1791, zu der sich das Volk selbsttätig aufgeschwungen hatte, welche auf den modernsten Ideen und Prinzipien aufgebaut war, und im ganzen freiheitlichen Europa begeisterte Anerkennung fand, konnte den Sturz des Reiches nicht mehr aufhalten. Nach den drei Teilungen besiegelte am 3. Mai 1815 der Wiener Kongress die Geschicke Polens und steckte endgültig die Grenzen des den Mächten Russland, Preussen und Österreich zugefallenen Gebiets ab.

Die hell auflodernden Hoffnungen, die die Polen auf Napoleon gesetzt hatten, erloschen, die glorreichen Taten der polnischen Heere und die Gestalt des „Empereurs“ wurden zur nationalen Legende.

Ein an die Million Quadratkilometer umfassendes Reich mit über zwanzig Millionen Einwohnern verschwand, ein Staat, der einer uralten Kultur und glänzendster Traditionen sich rühmen konnte. Zirka achtzig Prozent des gesamten früheren Reichsgebiets fielen an Russland.

Polen unter Russland.

Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Polen hatten sich unter den drei Teilungsmächten, wie es in der Natur der Dinge lag, wesentlich anders gestaltet und entwickelt. Die Union des konstitutionellen Polens mit dem absolutistischen Zarenreich war zu künstlich, als dass sie nicht bald zerfallen musste. Als vollends Grossfürst Konstantin als Vizekönig von Polen hier ein despotisches Regime einführte, und rücksichtslos das Nationalgefühl und die Nationalehre des polnischen Volkes beleidigte, erhob sich das Volk, das sich in seiner Existenz bedroht fühlte, zum heiligen Kampf um seine höchsten Güter, um die Wiedererlangung der Selbständigkeit. Da der Aufstand (1830/31) im engen Zusammenhang mit den Strömungen des damaligen Europa stand und die polnische Sache zur Sache aller Völker wurde, die ihre Freiheit erkämpfen wollten, erweckte er auch die Sympathien aller Völker. Leider verblieb es bei platonischen Kundgebungen der Regierungen und Kabinette. Warschau wurde von

der russischen Armee gestürmt. Ein grausames Blutgericht des Zaren folgte der Niederwerfung des Aufstandes. Die polnische Regierung, das Parlament, das Heer und ein grosser Teil der Intelligenz flüchtete nach Frankreich. Von nun ab behielt die „Emigration" unter der Führung des Fürsten Czartoryski alle Fäden, die zur Heimat führten, in der Hand, bis ihr der Zusammenbruch des letzten Aufstandes von 1863 die Existenzberechtigung entzog.

So gross die moralische Wirkung dieses Aufstandes, so bewundernswert die patriotische Aufwallung und das Zusammenraffen aller seelischen und physischen Kräfte der Nation war, so tragisch war der Ausgang. Polen verlor den letzten Teil seiner Selbständigkeit, nachdem die Vorschläge der polenfreundlichen Mächte England, Frankreich und Österreich von Russland abgelehnt worden waren. Jetzt setzte der Kampf um die nationale Existenz ein. Die Sache der Polen wurde für Russland zur polnischen Frage, da doch Millionen Untertanen anderer Sprache, Religion und Kultur eine besondere Behandlung erheischten, besondere Richtlinien der inneren Politik nötig machten. Ein Programm wurde aufgestellt, das offensichtlich auf eine völlige und gewaltsame Russifizierung der Polen hinausstrebte. Der ganze Verwaltungsapparat und die orthodoxe Kirche arbeiteten hierbei Hand in Hand. Als die Unterdrückung ihren Höhepunkt erreichte, vollzog sich ein völliger Umschwung und eine Umgestaltung der polnischen Gesellschaft, sie reifte politisch heran, der Charakter wurde gestählt, und die wirtschaftlichen Kräfte wuchsen sichtlich auf allen Gebieten. Lange bevor die innere Krisis in Russland ausbrach, sah man in Polen, dass das russische Verwaltungssystem mit seiner Folgeerscheinung, der Anarchie, als politisches Programm ein Nonsens, zugleich aber ein gefährliches Experiment war. Nur eine volle Autonomie konnte die verzweifelte Lage dieser russischen Provinz beseitigen. Die diesbezüglichen Forderungen der Polen aber, obgleich mit Reserve und Würde in der Duma vorgebracht, wurden leider nicht berücksichtigt. Auch die in

letzter Zeit sich immer mehr zuspitzende Judenfrage in Polen wurzelte zum grossen Teil in dem russischen Verwaltungssystem, obwohl hierbei gerade rein wirtschaftliche Momente eine gewichtige Rolle spielten.

Wenn auch in den letzten Jahren politisch vieles sich geändert hatte, beharrte doch die russische Regierung im allgemeinen auch weiterhin auf dem einmal Polen gegenüber eingenommenen Standpunkt. Der grosse Moment des Weltkrieges fand die Polen Russlands in ihren politischen Richtlinien und ihrer politischen Überzeugung nicht einig. Es würde aber zu weit führen, hier auf die Schattierungen der einzelnen polnischen Parteien einzugehen.

Polen unter Preussen.

In Preussen sicherte Friedrich Wilhelm III., der den Titel Grossherzog von Posen annahm, in der Urkunde vom 15. Mai 1815 den Polen volle Wahrung ihrer Nationalität Religion und Sprache zu. Die erste Versöhnungsepoche wurde durch den Ausbruch des Aufstandes von 1830 in Kongresspolen gestört, und das System der Annäherung und Versöhnung bald beseitigt. Auch hier machte sich trotzdem eine Erstarkung der polnischen Gesellschaft in jeder Beziehung geltend; die geistige und materielle Tätigkeit setzte ein und ruhige wirtschaftliche Arbeit wurde die Losung der Polen Preussens. Bis 1848 und selbst nachher, lebten Deutsche und Polen des Grossherzogtums in Frieden und verkehrten sogar freundschaftlich miteinander, bis unliebsame Vorgänge und Aufhetzungen zu gegenseitigen Reibungen Anlass gaben.

Leider trat die polnische Frage 1871 in ein neues Stadium. Grosse Fehler wurden begangen. Die Anti-Polen-Gesetzgebung begann und mit ihr entbrannte ein hartnäckiger, erbitterter Kampf um die nationale Existenz, um den Boden und um die Sprache. 1886 brachte Bismarck das Ansiedlungsgesetz ein, 1887 wurde der polnische Sprachunterricht überhaupt abgeschafft, usw. Nach Bismarcks Entlassung änderte sich vorübergehend der scharfe Kurs der preussischen Polenpolitik. Eine Versöhnungsära trat ein. Die Führung der Polen übernahm von Koscielski, um in der Bekundung vollständiger Loyalität deren Lage

aufzubessern. Seine Bemühungen wurden auch tatsächlich von einigem Erfolg gekrönt. Leider währte der Kurs nicht lange. Die Versöhnungspolitik brach in sich zusammen. 1904 erfolgte ein Ausnahmegesetz, um die polnische Ansiedlungstätigkeit zu unterbinden, und 1908 das Enteignungsgesetz.

Trotz aller Ausnahmegesetze, trotz der Masslosigkeit des Ostmarkenvereins (1894 gegründet), sind die Polen Preussens bis auf den letzten Tag loyal geblieben und haben bei Ausbruch des Weltkriegs eine würdige Haltung bewahrt. Die ihnen zugeschriebene Absicht, den Bestand der preussischen Monarchie zu ändern oder sich vom Staat loszureissen, ist grundlose Verleumdung, die nur den Zweck hat, Parteiinteressen zu dienen.

Polen unter Oesterreich-Ungarn.

In der österreichisch-ungarischen Monarchie ist die Stellung der Polen zum Staat eine ganz andere als in Russland und Preussen. Ist doch Österreich-Ungarn der einzige Staat von den drei Teilungsmächten, der, nachdem er seiner absolutistischen Sünden sich entledigt hatte, seinen polnischen Untertanen die Freiheiten und Rechte gewährte, welche sie zur Erhaltung ihrer Nationalität benötigten. Die Selbstprüfung der Polen in Österreich in diesem Augebnlick ergibt also vor allem die Dankesschuld, die sie an die Habsburgische Monarchie abzutragen haben für die Ermöglichung ihrer Entwicklung und für die Gewährung der staatlichen Autonomie.*)

Deshalb entflammte auch bei Ausbruch des Krieges eine Begeisterung unter den österreichischen Polen, die sie weit über ihre Untertanenpflichten hinausgehen liess. Obwohl alle Waffenfähigen schon in der k. u. k. Armee standen, wurden polnische Legionen aus dem Boden gestampft.

Für die Polen hat jetzt die grosse Stunde geschlagen, in der sie den Beweis erbringen sollen, ob der natio-

---

*) Auf die ruthenische Frage, welche historisch und politisch besonders interessant ist, und die Entwicklung Galiziens in so mancher Hinsicht verzögert, konnte an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Bezüglich dieser Frage und überhaupt der Entwicklung des Polentumes im Einzelnen, vgl. A. v. Guttry, Die Polen und der Weltkrieg, München, 1915, Georg Müller, 304 S.

nale Gedanke, der sie in Friedenszeiten diesseits und jenseits der Grenzen zusammengeschweisst hat, auch fähig ist, sich über den Sturm des Weltenbrandes hinwegzusetzen, ob er es vermag, zur einheitlichen nationalen Idee emporzuwachsen. Kurz — ob die Polen sich zur politischen Reife durchgerungen haben.

Es ist keine leichte Aufgabe, vor die ein unter drei kriegführende Mächte verteiltes Volk gestellt wird, das im Laufe der Jahre gezwungen war, sich eine gesonderte Existenz zu schaffen.

Wird aber diese Idee der Einheit sich durchsetzen trotz der überaus schwierigen Lage, werden die Polen trotz der sie hindernden Bande einheitlich ihre politischen Richtlinien bestimmen hönnen, dann wird der Beweis als geliefert anzusehen sein, dass in dem polnischen Volk ungeheure Kräfte aufgespeichert lagern, die entfacht zu einer Macht aufblühen können. Dann wird die Berechtigung ihrer Forderungen anerkannt werden müssen.

Denn ein Volk, das über hundert Jahre trotz der verschiedensten politischen und wirtschaftlichen Bedingungen, trotz vielfach strengster Unterbindung seiner nationalen Entwicklungsmöglichkeiten sich nicht selbst aufgegeben hat, vielmehr seiner nationalen Idee treu geblieben ist und es verstanden hat, in seiner Gesamtheit mit urwüchsiger Kraft die nationale Einheit sich zu bewahren, selbst in einem Augenblick, wo die festesten Pfeiler der Welt erzittern, — dieses Volk hat eine Existenzberechtigung.

□□□

Chriſto Boteff.*)

Von BORIS SOPHRONIEFF, Sofia.

Fünf Jahrhunderte dauerte die Epoche der Unfreiheit, die wir Bulgaren als ›das düſtere Joch‹ zu bezeichnen pflegen. Der Geiſt unſeres

*) Im Anschluss an den Artikel: „Die Vorgeschichte des Balkanbundes“ von L. Barbar schickt uns ein junger Bulgare dieses Blatt, welches einem der vier Freiheitshelden gewidmet ist. *Die Red.*

Volkes während dieſer Zeit, ſeine Angſt, ſeine Sorge, ſeine Qual, ſein Kampf, ſein Sehnen iſt in keinem unſerer Dichter ſo glorreich verkörpert wie in Chriſto Boteff. Seine Gedichte ſind die Perlen der bulgariſchen Literatur. Sie künden den kommenden Geschlechtern die Leiden der Vergangenheit, die Gedanken der Gegenwart, die Ideale der Zukunft. Boteff war der Prophet der bulgariſchen Freiheit.

Seine Jugend war erfüllt von Sturm und Verzweiflung. Endlich duldet es ihn nicht mehr in dem unterjochten Vaterlande; er flieht über die Donau ins freie Rumänien. Hier vertraut er ſeiner Feder alles an, ſeine Unruhe, ſeine Hoffnungen, ſein Ideal. Und ein Gott hat ihm wie wenigen gegeben, zu ſagen was er fühlte. Boteff hat mit fabelhafter Leichtigkeit geſchrieben, und doch ſind ſeine Verſe von tadelloſer Vollendung. Es iſt als ob die Seele ſeines durch rohe Gewalt niedergehaltenen Volkes ſich in dieſen Dichtungen Luft machte für ihr unterdrücktes Gedankenleben, für ihr geknechtetes Heldentum.

Doch das glühende Temperament eines Chriſto Boteff verträgt ſich nicht lange mit dem beſchaulichen Leben eines dichtenden Schriftſtellers. So ſtürzt er ſich denn an der Spitze einer revolutionären Bande in die dichten Wälder des Balkans, verbirgt ſich in ſtaubigen Mühlen und irrt jahrelang umher, verfolgt und verfolgend, das Erlebte dichtend, das Gedichtete lebend, ein Vorbild für alle künftigen Helden und Sänger ſeines Volkes. Dabei arbeitet er raſtlos an deſſen nationaler Unabhängigkeit, im Verein mit andern Verſchwörern wie Benkowsky, Rakowski, und Jerski. Raſch dringen ſeine Verſe bis in die breiten Schichten ſeines Volkes, überall wie ein Sonnenſtrahl hineinleuchtend in die gedrückten Herzen. Und ſo, die Feder in der einen, den Dolch in der anderen Hand, den tückiſchen Späher auf ſeinen Ferſen, hat Boteff gelebt, als Held, als Dichter, als Apoſtel. Es war ihm nicht beſchieden, den Tag der Freiheit zu ſehen. In jenem Balkan, der in ſeinen Bergeszügen wie in langgeſtreckten Armen ſo viele Helden Bulgariens aufgenommen hat, auf der Höhe von Vola hat der unermüdliche Kämpfer den Tod gefunden, die Krönung eines Lebens, das dem Vaterland, der Freiheit und der Dichtung geweiht war.



Der Weg zum Frieden.

Prof. Dr. **Carl Brockhausen** (Wien) schreibt uns:

Die „Internationale Rundschau“ hat sich ein Verdienst erworben, indem sie Ramsay Macdonalds Vorschläge zur Erlangung eines Dauerfriedens zur Diskussion stellte. Ramsay Macdonald verlangt einen Frieden, der keine Flickarbeit wäre; eine blosse Flickarbeit aber scheint ihm jener Friede, der auf „vollständiger Zerschmetterung“ einer der kriegführenden Parteien beruht; denn dies würde die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in absehbarer Zukunft bedeuten. Also könne, nach Ramsay Macdonald, der echte Friede nur derjenige sein, dem alle Parteien willig zustimmen.

Das sind goldene Worte der Menschlichkeit, die freilich sehr von dem abweichen, was zu Kriegsbeginn unsere Gegner sagten. Damals behaupteten selbst ihre führenden Geister, Zentraleuropa müsse von der berühmten russischen Dampfwalze zermürbt und zermalmt werden, eine Zange mit zwei Spitzen werde sich von rechts und von links in das Herz Europas einbohren; das sei der Weg zum Weltfrieden! Macdonalds Standpunkt ist der sittlichere, hat sich aber zugleich als der richtigere erwiesen. Durch die Erfahrungen dieses Krieges hat beiderseits der Gedanke, dass der künftige Friede nicht auf Zerschmetterung des Gegners beruhen könne, eine sehr reelle Unterlage gewonnen. An diesen Vordersatz knüpft Macdonald als zweiten Programmpunkt die Forderung: „Die verschiedenen Regierungen sollten gedrängt werden, zu erklären, was für jede Nation die wesentliche und unentbehrliche Bedingung bildet, damit der Kampf aufhören könne.“

Ramsay Macdonald hätte, als er seine Anregung gab, daran sehr wohl alsogleich die für sein eigenes Land erwünschten Aufklärungen knüpfen und Englands Bedingungen aufstellen oder doch andeuten können. Statt dessen erweist er Deutschland die Ehre und schiebt diesen Staat

in den Vordergrund; ja er geht noch einen kleinen Schritt weiter und übernimmt es selbst, probeweise den Deutschen einen Vorschlag nahezulegen, den diese vorerst machen müssten, damit man weiter reden könne: die Räumung und Entschädigung Belgiens.

In dieser Behandlungsweise zeigt sich die grosse Schwierigkeit der Durchführung seiner Vorschläge. Geradeso wie Macdonald selbst davor zurückschreckt, Englands Pläne zu enthüllen, und es vorzieht, den Deutschen den freundschaftlichen Rat zu erteilen, vorerst einmal auf Belgien zu verzichten, ohne zugleich auch nur anzudeuten, dass England hierdurch voll befriedigt sei oder welche Gegenleistungen es für die Rückgabe eroberten Landes biete — genau ebenso kann man sich lebhaft vorstellen, dass jedes Volk seine guten Lehren dem Feinde bereitwillig zur Verfügung stellt und dabei voll Bescheidenheit sich selbst vergisst. Also bekommt die Sache den Anstrich, als ob beim Kartenspiel jeder den Gegner ersuchen wollte, seine Karten aufzudecken und zur allgemeinen Einsicht blosszulegen, während der Fragesteller vorerst seine Karten weise verdeckt hält, um je nach Belieben die Partie fortzusetzen oder nicht. Es würde an die Stelle der Bereitwilligkeit, das eigene Kriegsziel aufzudecken, nur zu leicht der Versuch treten, den Gegner zur Aufdeckung seiner Pläne einzuladen, wofür — trotz zweifellos ehrlichen Willens — Macdonalds eigenes Vorgehen das Beispiel bietet.

Von solchen Erwägungen ausgehend, müsste man eigentlich den Vorschlag Macdonalds als gescheitert und den von ihm vorgeschlagenen Weg zum Frieden als versperrt ansehen. Dennoch steckt in diesem Vorschlage ein so guter Kern und so viel ehrlicher Wille, dass ich meine, der Versuch müsse gewagt werden. Wenn von einer Seite ernsthaft begonnen und, ohne die Frage des Vortrittes ängstlich zu erwägen, das gute Beispiel gegeben wird, werden andere vielleicht nachfolgen. Deshalb möchte ich, selbst auf die Gefahr hin, voreilig zu erscheinen, schon jetzt wagen, Österreichs Kriegsziel — soweit es mir

als Privatmann bekannt ist — einfach auf der Logik der Tatsachen und den geschichtlichen Verhältnissen aufbauend, zu erörtern.

Die Sache stellt sich für uns äusserst einfach dar. Wir hatten von Anfang an überhaupt kein eigenes, sondern nur das von unseren Gegnern uns vorgeschriebene Ziel; dieses Ziel unserer Gegner, welches seit langem im Frieden durch russische Emissäre und serbische Propaganda vorbereitet und durch die Ermordung unseres Thronfolgers jedermann, der sehen will, deutlich erkennbar wurde, lautete: Zertrümmerung Österreich-Ungarns, Ende des Habsburgerreiches; gleich einer Artischocke sollte der Staat entblättert und zerrupft werden. Und wenn wir nun die Staaten zurückschlagen, die auf unserer Landkarte jene Gebiete eingezeichnet haben, die sie uns wegnehmen möchten, so befinden wir uns genau in der Lage jenes Eigentümers, der Leute, die etwas mitnehmen wollten, aus seinem Hause abgewehrt hat: wir sind in Verlegenheit, was wir als Genugtuung verlangen sollen. Nichts charakterisiert unsere Friedensstellung mehr als diese Verlegenheit, in welche weder Russland noch Serbien noch Italien gekommen wären, wenn sie uns besiegt hätten. Das einzige, was wir wirklich brauchen, ist die Garantie, dass das Gebot der Bibel beachtet werde: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus“, also, dass solche Eroberungsgelüste nicht wiederkehren, und deshalb erledigt sich die von Ramsay Macdonald gestellte Frage sehr einfach durch die Gegenfrage, welche Garantien kann man uns bieten, damit wir nicht gelegentlich wieder einmal angezapft werden? Diese Frage sollen uns die Gegner beantworten.

Mit dieser Gegenfrage sind wir abermals an ein Ergebnis gelangt, welches zwar sehr logisch und folgerichtig ist; aber zum Ziele eines europäischen Dauerfriedens führt es nicht. Denn blosse freundschaftliche Versprechungen genügen da nicht. Trotz alledem verlohnt es sich, der Sache weiter nachzugehen, und da ergibt sich nun folgendes: Der Ausgangspunkt dieses Krieges war für uns Selbst-

verteidigung; aber, ob wir es nun wollen oder nicht, wir kämpfen zugleich für höhere Menschheitsgüter, wir kämpfen für Europas kulturellen Fortbestand, und dies zu beweisen ist nicht schwer.

Österreich-Ungarn ist ein eigentümliches Staatsgebilde; vor allem hat es die Eigentümlichkeit, dass es niemals blosser Selbstzweck war, sondern immer zugleich anderen Zwecken diente. Es hat schon von Geburt an immer eine Mission gehabt, die Ostmarkidee. Immerfort hat es die undankbare Rolle, Europas Westen gegen asiatische Überflutungen zu schützen. Eine Zeitlang freilich schien es bei dem Zerfall der europäischen Türkei, als könnten wir endlich uns selbst leben. Jetzt aber ist es Russland, welches mit dem Schwergewicht seiner Masse gegen das viel kleinere Europa vordrängt. Was demgegenüber heute betont werden sollte, das sind die Bekenntnisse der grossen westslawischen Vorkämpfer, des Tschechen Palacky, des Polen Hausner u. a. m., die stets hervorgehoben haben, welch ein breiter Riss durch die slawische Welt geht, wie bei den einen der mächtige Drang nach westlicher Kultur, nach Bildung und Freiheit gegeben ist, wie sie sich fürchten vor der östlichen Hochflut, die von den Grossrussen ausgeht. Und das war noch zu einer Zeit, da Russland, wenigstens das offizielle, eine Annäherung an den Westen suchte. Das Symbol für diesen Versuch war die Benennung der Hauptstadt mit dem Namen „Petersburg". Aber gerade jetzt nennt der Zar seine Hauptstadt Petrograd. Diese Umtaufe ist der bewusste Bruch mit einer Vergangenheit, welche freundlichen Familienanschluss an die westliche Kultur gesucht hatte.

Und deshalb, mehr als je, bilden wir die Schutzmauer Europas — denn Europa ist klein und Russland ist gross — und insbesondere die Schutzmauer für alle jene Slawen, die nicht untergehen wollen in jener Völkerstampfe, auch für die aufwärts und vorwärts strebenden Balkanvölker. Jenes Russland, welches Petrograd zur Hauptstadt hat, müsste auch unsere Slawen und die Balkanstaaten östlich wenden, müsste ihnen seinen Ideenkreis oktroieren. Dies

ist die Zukunftsfrage nicht nur für uns, sondern für ganz Europa. Europa steht vor der Frage: Soll sein ganzer Osten und Süden bis ins Herz Europas hinein eine grosse retrograde Bewegung mitmachen oder soll es vorwärts gehen?

Dies wäre also die zweite, die tiefere Idee des Weltbrandes. Er ist keineswegs bloss unser Existenzkampf, er ist zugleich Kampf für die Zukunft und Freiheit aller Slawen, die überhaupt westlich denken. Aber auch damit ist noch lange nicht alles gesagt. Es folgt noch ein Drittes: unser Kriegsziel ist identisch mit dem europäischen Dauerfrieden.

Vergleicht man die Zusammensetzung Europas mit jener unseres Staatsgebildes, so besteht Europa in der Hauptsache aus Germanen, Romanen und Slawen, ferner aus Mischlingen und eingesprengten Volkssplittern. Genau ebenso Österreich — fast alle europäischen Nationen sind hier versammelt, fast scheint es, wir hätten noch mehr Nationen als ganz Europa zusammen.

Daraus ergibt sich ein konkretes Kriegsziel: es ist das freundschaftliche Zusammengehen mit allen an unserer Südostfront gelegenen slawischen und romanischen Völkern, welche einer fortschrittlichen Entwicklung im Sinne der europäischen Kultur zugänglich sind, eine Bündnispolitik zu dauernder Abwehr endlosen Länderhungers Russlands. Wollen sie ehrlich mit uns gehen, so haben sie an uns einen Helfer, der ihre Selbständigkeit zu wahren bereit ist.

So ergibt sich aus unserem zunächst rein negativen Kriegsziele der Abwehr und Selbstverteidigung mit logischer Folge ein Zweites: Abwehr und Schutz der Nachbarn vor Überflutung. Dies aber wäre, wie kein zweites, ein Programm des Dauerfriedens.

Frederika H. Broeksmit (Rotterdam) äussert sich in der nachfolgenden Weise:

Anatole France hat zugunsten invalider Soldaten ein Büchlein geschrieben, in welchem er Frankreichs Entschlossenheit in folgenden Worten Ausdruck gibt:

„Wir werden diesen Krieg bis ans Ende führen, obzwar wir ihn nicht gewollt haben. Wir werden unsere furchtbare und notwendige Aufgabe erfüllen, bis die militärische Macht Deutschlands vollständig vernichtet sein wird. Es ist verbrecherisch, den Frieden zu verlangen und verbrecherisch, sich darnach zu sehnen, solange wir nicht die Kräfte, die im letzten halben Jahrhundert Europa bedrückt haben, zunichte gemacht haben. Solange das nicht vollbracht ist, dürfen wir nur durch den Mund unserer Kanonen sprechen. Es können unmöglich so viele Helden umsonst gefallen sein.

Wenn ich von einem einzigen Franzosen hören würde, dass er sich durch das heuchlerische Blendwerk eines schimpflichen Friedens habe betören lassen, dann würde ich der Kammer vorschlagen, jeden als Hochverräter zu erklären, der mit dem Feinde verhandeln wollte, solange auch nur der schmalste Streifen französischen oder belgischen Landes vom Feinde besetzt ist."

Gustave Hervé verkündet (als Antwort auf das Sozialistenmanifest im „Vorwärts"):

„Wenn die Deutschen einen Frieden auf Grund des „Status quo" erreichten. . ., würden sie ausrufen: „Seht, wie überlegen wir sind . . Ganz Europa war gegen uns, und wir waren ihm gewachsen. Wir haben sieben französische Departements, Belgien und Russisch-Polen freiwillig geräumt und niemand war imstande, uns daraus zu vertreiben. Jetzt endlich wird die Welt gelernt haben, vor Deutschland zu zittern!" So werden sie sprechen und sie werden ein Recht darauf haben, so zu sprechen. Anstatt die Erfüllung unserer Träume zu erleben, nämlich die Herrschaft der internationalen Gerechtigkeit, werden wir einen bewaffneten Frieden haben . . . und die ewige Furcht vor einem neuen Angriff." — — — Und: „Wenn einer von uns es wagen würde (vom Frieden zu sprechen), bevor die Deutschen aus Belgien vertrieben sind und der preussische Militarismus zerschmettert ist, dann würden unsere grossen Toten aus ihren Gräbern aufstehen und uns ins Gesicht schlagen." — — —

Zu diesen Äusserungen ist gar vieles zu sagen.

Es ist zum Beispiel sehr sonderbar, dass ein Sozialist wie Hervé das Fehlen einer „internationalen Gerechtigkeit" hienieden nur dem preussischen Militarismus und keinem andern Faktor zuschreibt.

Überdies hört man aus obigen Worten das alte französische Soldatenherz sprechen. Der militärische Geist ist es — und nicht der pazifistische eines Sozialisten — der lieber die deutschen Soldaten aus Belgien vertreiben und das Wenige, was diesem Lande geblieben ist, verwüsten lassen will als einer friedlichen Evakuation

das Wort reden; und überdies erklärt er, dass Deutschland ein Recht darauf hätte, sich auf Grund seiner militärischen Macht und Leistung als überlegen zu proklamieren.

Für Jemanden, der die „internationale Gerechtigkeit“ über die Macht stellt, ist das äusserst unlogisch. Entweder ist der Militarismus etwas Gutes und gibt Anspruch auf Überlegenheit — in diesem Falle sollte man nicht trachten, ihn zu vernichten, — oder er ist nichts Gutes und sollte abgeschafft werden; nun, dann hat er kein Recht, sich als überlegen auszugeben. Man kann nicht von beiden Dingen in einem Atem sagen, dass sie wahr sind.

Die obigen Aeusserungen enthalten die typischen Argumente der meisten Engländer und fast aller Franzosen gegen den Friedensschluss. Was mich an ihnen besonders befremdet, das sind zwei grundlegende Irrtümer:

1. Die Verwechslung zwischen einem System und einem Objekt.

2. Das vollständige Missverstehen der gegenwärtigen Friedensbewegung, ihrer Bestrebungen und Ziele.

1. Die Verwechslung zwischen einem System und einem Objekt: Nach den oben zitierten Folgerungen ist jeder Gedanke an den Frieden verwerflich und eine Lösung muss noch gesucht werden — aber nicht durch einen Vorschlag zur Verwirklichung idealer Ziele oder zur Entwirrung verwickelter internationaler Probleme — sondern durch den „Mund der Kanonen“, denn:

„Der deutsche Militarismus muss durch Gewalt vernichtet werden.“ Aber der Militarismus ist ein Gedankensystem, oder vielmehr ein System, bei welchem Gedanken und Kraftaufwand zusammenfliessen, und die daraus resultierende Geistesverfassung kann nicht durch Gewalt vernichtet werden.

Die durch den Militarismus geschaffenen Armeen dagegen sind ein Objekt. Diese Armeen können durch Gewalt niedergemetzelt werden, aber nur um einen

hohen Preis, nämlich den, dass ein entsprechender Teil der gegnerischen Armeen ebenfalls niedergemetzelt werde.

„Wir sind bereit, diesen Preis zu zahlen", ist die Antwort, und insofern scheint der Gedanke logisch in Ordnung, wenn nur dieses Vernichten der einen, durch den Militarismus geschaffenen Armee den Militarismus daran hindern könnte, andere Armeen zu kreieren; mit einem Worte, wenn es möglich wäre, durch Vernichtung des Objektes auch das System, d. i. die Geistesverfassung zu tilgen, die es schuf.*)

Das aber ist unmöglich, solange es dem Militarismus gelingen wird, Macht und Einfluss auf den Geist und die Einbildungskraft der Völker weiter auszuüben, besonders in Ländern, wo die Bevölkerung so gewaltig zunimmt, dass der Militarismus in einigen Jahren imstande sein wird, an Stelle der einen vernichteten Armee mehrere andere zu setzen.

Welches ist die übliche Methode des Militarismus, um diesen Einfluss zu erlangen und zu befestigen?

Er sagt: „Ihr seid von Feinden umringt, Ihr werdet angegriffen werden. Ihr müsst Euch also bis an die Zähne bewaffnen, wenn Ihr nicht besiegt werden wollt." Er vergiftet durch Misstrauen Geist und Herz der Bevölkerung und schafft so eine durch und durch von Misstrauen erfüllte Atmosphäre und einen Geist, der überall Provokationen wittert und leicht auf das erwidert, was er für Provokationen hält. So erzogen, sieht der Volksgeist nichts als Provokationen und wird mehr oder minder bewusst in einen derartigen Zustand nervöser Erwartung hineingehetzt, dass er in toller Hast und ohne Überprüfung in den Krieg zu stürzen bereit ist und wahllos alle angeführten Gründe glaubt, weil er schon geradezu darauf gewartet hat.

Und nun triumphiert der Militarismus: „Was hab' ich Euch gesagt? Seid Ihr also von Feinden umgeben? Was

*) Wir lassen hier alle grundsätzlichen Einwendungen gegen den Krieg beiseite, von deren Stichhaltigkeit wir übrigens vollauf überzeugt sind.

wäre aus Euch geworden, wenn ich Euch nicht bis zu den Zähnen bewaffnet hätte?" Und so gibt das Volk sich denn mit Leib und Seele dieser so trügerischen, heidnischen Gottheit hin, die seinem überreizten Blick als ein christlicher Held in der strahlenden Rüstung des heiligen Georg erscheint. Was für Handlungen und Verbrechen dieser heilige Georg auch begehen mag — Verbrechen, die das Volk in seiner gewohnten Gemütsverfassung heftig angefochten hätte — es glaubt jetzt unbedingt und blind, dass sie durch „Gewalt", „äussere Umstände", „Verrat der Feinde" oder wie sonst der heilige Georg es nennen mag, hervorgerufen worden sind.

Wenn man Völkern in solcher Gemütsverfassung versichert, „man wolle ihnen selbst nichts zuleide tun, und nicht sie selbst, sondern nur ihren Militarismus vernichten", so kann das in Kriegszeiten, wo der Militarismus in Söhnen, Gatten und Brüdern verkörpert ist, die zu Hunderttausenden fallen, nur die Aufregung erhöhen und die Macht der Reaktion sowie der Kriegshetzer vergrössern.

Schwierige Verwicklungen lassen sich nicht durch schlechte Psychologie lösen, und ein schlechtes System kann man nur durch ein gutes endgültig entwaffnen.

Wir glauben daher, dass der einzig richtige Weg, dem Militarismus mit seinen Vernichtungstheorien und seinem suggestiven Einfluss zu begegnen — der Weg zu einem wahren Frieden — der wäre, die idealen Ziele in konkreten Vorschlägen zu verkörpern, wobei Kriegführende und Neutrale in gleicher Weise für den Weltfrieden zusammenarbeiten sollten, und zwar von dem Gesichtspunkte aus, dass die moderne Kriegführung sich stärker erwiesen hat als Alle miteinander und dass sie Aller unwürdig ist, dass daher internationale Streitigkeiten unmittelbar durch die gesunde Vernunft zu lösen sind, und nicht mittelbar durch Kanonen, Explosivstoffe und Kugeln. Wenn dies geschieht, werden „nicht so viele Helden umsonst gefallen sein", sondern über ihren grossen Leiden und ihrem tapferen Opfermut wird der Weltfriede erstehen.

2. Das Missverstehen der gegenwärtigen Friedensbewegung: Jene nämlich, die jetzt von Frieden sprechen, werden oft als „Friedensmacher um jeden Preis“ bespöttelt, die dem Blutvergiessen ein Ende zu setzen wünschen — was ja wirklich der Fall ist — aber kein Interesse für einen Dauerfrieden zeigen, durch den die fürchterlichen Opfer an Gut und Blut endgültig aufhören sollten; das ist nun aber eine plumpe Verleugnung der Tatsachen, denn die durch diesen Krieg erzeugte, zentralisierte Friedensbewegung hat seit Kriegsbeginn stets für das Verständnis jener Prinzipien gewirkt, auf denen ein Dauerfrieden aufgebaut werden muss.

Welches sind nun diese Prinzipien?

Für die wichtigsten derselben treten auf verschiedenen Seiten die Kriegführenden selbst ein: Freiheit und Selbstregierungsrecht für alle national bewussten Menschengruppen, ausgiebige Einschränkung der Rüstungen, internationale Gerechtigkeit an Stelle des Militarismus, auf der einen — Freiheit der Meere auf der anderen Seite — dies sind die Postulate der Kriegführenden. Zur Verwirklichung all dieser Ideale haben wir aber noch keinen Fingerzeig erhalten.

Die wahren Neutralen (neutral nämlich nach Grundsätzen der Nation) huldigen gewöhnlich den Idealen von Freiheit und Gerechtigkeit, — Freiheit der Nationen, Freiheit der Meere, des Handels, internationaler Gerechtigkeit; aber auch diese Nationen weisen keine positive Leistung für ihre Überzeugungen auf.

Ist also der „preussische Militarismus“ der einzige wirkliche Grund, weshalb ein Dauerfrieden so schwer zu erreichen ist?

Verhältnismässig grosse Gruppen von Privaten in den neutralen und kleinere in den kriegführenden Staaten haben versucht, sich zu einer Macht zu vereinigen, die bei Friedensanbruch diese Ideale verwirklichen würde. Gerade diese Gruppen, die sich aus Pazifisten alten Schlages und neuer Richtung rekrutieren, bilden die neue Friedensbewegung. Wie ist es aber möglich, dass

diese privaten Gruppen mühselig und mit ihren eigenen knappen Mitteln für genau dieselben Ideale arbeiten müssen, die von den grossen Nationen, denen sie angehören, unter dem Titel von „Freiheit“ und „Internationaler Gerechtigkeit“ aufs Schild geschrieben wurden?

Sich zu Idealen bekennen, ist eben, wie wir alle wissen, nicht dasselbe, wie nach ihnen leben.

Die Behauptung, diese Friedensbewegung setze sich nicht für Freiheit und Gerechtigkeit, also z. B. nicht für die Freiheit Belgiens ein, ist eine Verleumdung.

Es ist bereits durch Resolutionen und die Literatur (siehe z. B. das Pamphlet von Julia Grace Wales „Friedensvermittlung ohne Waffenstillstand“) bewiesen worden, dass die gegenwärtige Friedensbewegung vollkommen einsieht, dass gewisse Forderungen als unerlässliche Bedingung (conditio sine qua non) jedweden Unterhandlungen vorangestellt werden müssten. (Man beachte den Gegensatz zwischen einer „conditio sine qua non“ und dem Begriff von „Unterhandlungen“). Wir verstehen, dass weder Frankreich, noch Belgien sich mit Waffenstillstand oder Versprechungen zufrieden geben werden und dass beide nicht willens sind in Unterhandlungen einzutreten, bevor Frankreich und Belgien geräumt sind.

Andererseits sollten aber, wenn es eingestandenermassen gegen die Prinzipien eines dauernden Friedens ist, Länder durch Eroberung wegzunehmen, auch die Kolonien nicht durch Eroberung genommen werden dürfen.

Wenn die vernünftigen Elemente in Deutschland die Oberhand über die Alldeutschen und die Sophisten der „strategischen Sicherheiten“ gewinnen könnten, dann würden sie diese Bedingung wahrscheinlich akzeptieren, jedoch dieselbe auch als conditio sine qua non für die deutschen Kolonien aufstellen. Und wenn es nur billig ist, dass Deutschland wiederherstelle, was es in Belgien zerstört hat, so fordert die Gerechtigkeit auch, dass jene,

die den deutschen Besitz in den Kolonien zerstört haben, dafür Entschädigung leisten.

Das heisst „Gerechtigkeit". Wir fürchten aber, dass trotz aller schönen Ideale ein Teil der Kriegführenden geneigt ist, unter dem Vorwand irgendwelcher edler oder strategischer Motive imperialistisch und nicht gerecht zu sein.

Und darum eben bilden sich jene kleinen Gruppen und ernten nur Opposition anstatt Beifall.

Wir sollten wenigstens alle einsehen, dass wir nicht herschenken können, was wir selbst nicht besitzen. Welch ungeheure Majorität in Sachen der internationalen Gerechtigkeit könnten die Verbündeten — England, Frankreich, Russland, Italien, Japan, Belgien, Serbien, Montenegro — bilden, wenn sie damit begönnen, die internationale Gerechtigkeit, die Freiheit der Nationen, die Abschaffung des Krieges bei sich selbst einzusetzen!

Und die Neutralen — Nord- und Südamerika, die Schweiz, Holland, die drei skandinavischen Länder und Spanien —, mit welcher Wucht könnten sie dazu beitragen, solch eine Majorität zu einer wahrhaft überwältigenden zu gestalten!

Gibt es hierbei aber nur einen preussischen Militarismus, der einer Revision bedürfte? Oder sollten wir alle eines Sieges über uns selbst bedürfen, über unseren eigenen Mangel an Verständnis den anderen Nationalitäten gegenüber, unsere eigene Gewinnsucht, die keinerlei Mittel scheut, um zum Ziele zu gelangen, unsere eigene Untätigkeit, kurzum: unser eigenes Verlangen, unser Nachbar möge gut und edel sein, wir aber dürften tun, was wir wollten?

Es wird gewiss vielen Nachdenkens und grosser Verstandesarbeit seitens der Kriegführenden, sowie der Neutralen bedürfen, wenn der europäische Friede und der Weltfriede zustande kommen sollen; aber in erster Linie handelt es sich dabei doch nicht um blosse Verstandesarbeit.

Das Geschlecht, das gescheit genug ist, um die moderne Kriegführung zu ersinnen, ist mehr als gescheit genug, um den modernen Frieden auszudenken.

Das wichtigste Element, das wir alle beizutragen haben, ist der wahre und aufrichtige Wunsch, dem Frieden Opfer zu bringen, die innere Wahrhaftigkeit und Treue den Idealen gegenüber, — nicht bloss äussere Gewandtheit — und das unerschütterliche, stetige und zuverlässige Streben nach internationaler Zusammenarbeit und internationalem Frieden. Und möge dieses Streben sich bald kund tun, solange die Kriegführenden und Neutralen Europas noch imstande sein werden, wenn auch in tiefer Trauer, unter grossen Mühen und Lasten das geistige und materielle Europa wiederaufzubauen und zwar besser als früher, wenigstens was das geistige anbetrifft.

Vielleicht wird dann eine glücklichere und bessere Zeit kommen, die es uns ermöglichen wird, neue und schöne Kathedralen zu erbauen, deren herrlicher Glaube nicht hinter jenem der alten Zeit zurückstehen wird.

Wenn der Krieg aber bis zum „bitteren Ende“ weitergeführt wird, dann werden die Nationen für alle diese Aufgaben nicht mehr die nötige Kraft haben.

□□□

Mein Hassgesang.

Strom des Hasses ebbe rückwärts, Freiland werde fruchtbar!

Bringe friedenssonnbestrahlet uns die Freud am Leben wieder. Wunden heilend, Kräfte schaffend, sollst du Zukunftshoffnung wecken, dass die Liebe triumphiere über Völkermord.

Dazu, Strom des Hasses, flute und erkämpfe dir die Menschheit. Höher strebend, nie vergessend, glühend, um des Fortschritts willen, hasse sie den Krieg! —

Amalie Esser.

□□□

Die Gefahren der modernen Zeitungspresse.

Von GUSTAV MAIER, Zürich.

Alle unbefangenen Beobachter der gegenwärtigen politischen Entwicklung stimmen darin überein, dass gewissen Auswüchsen unseres Zeitungswesens ein nicht unerheblicher Teil der Schuld an diesem Kriege und der immer steigenden Verhetzung der Völker zufällt.

Tatsache ist, dass unsere Kultur hier vor einer Gefahr steht, die noch vor verhältnismässig kurzer Zeit nicht vorhanden war und nicht geahnt werden konnte. Es ist die Gefahr des Missbrauchs, die auf allen Gebieten mit der Freiheit unlöslich verbunden ist. In den ersten Jahrhunderten nach der Erfindung der Buchdruckerkunst hat man das gedruckte Wort (bei dem damals noch in der Hauptsache nicht periodische Zeitschriften, sondern vorzugsweise Bücher und Flugschriften in Betracht kamen) unter die Aufsicht der Staatsgewalt gestellt, unter die Kontrolle der vorgängigen Zensur. Erst mit der grossen französischen Revolution beginnt die Bewegung nach der Freiheit der Presse, und zu Ende des 18. Jahrhunderts sehen wir dieses Prinzip in den damals führenden Kulturstaaten Frankreich, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika so ziemlich allgemein anerkannt. In Deutschland setzt es sich infolge der Widerstände der politischen Gewalt erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts allmählich durch.

Den segensreichen Fortschritt der Kultur, die Übertragung von Errungenschaften des einen Landes in das andere, die Stärkung und die Reinigung der politischen Moral, eine weitgehende Volksaufklärung durch die Popularisierung der Wissenschaften und Künste haben wir dieser Freiheit der Presse zu verdanken. Aber im Laufe des

letzten Menschenalters haben sich in erschreckendem Wachstum auch die Schäden dieser Freiheit offenbart durch die in allen grossen Staaten hervorgetretene Entstehung von Zeitungen, die ohne Rücksicht auf diese hohen Kulturziele nur ganz speziellen Interessen, solchen des Ehrgeizes einzelner Persönlichkeiten und vorwiegend solchen des reinen Erwerbes dienen. Das Zeitungswesen hat sich mit wachsender Gewalt zur grossindustriellen Unternehmung entwickelt, in welcher nur zu oft die rein kapitalistischen Interessen die entscheidende Rolle spielen. Auf diesem Wege ist die Presse sogar schon zur Beute der modernen Trustbewegung geworden, durch die nationale und sogar bereits internationale Zusammenfassung einflussreicher Organe in einer einzigen Hand. Und diese Organe werden rasch zu den mächtigsten, weil ihnen unbeschränkte Mittel zur Verfügung stehen, und weil sie durch ihre weite Verbreitung leider oft auch von den Regierungen zur Förderung ihrer Absichten benützt werden. Sie arbeiten mit den stärksten Mitteln der Sensation und der Reklame und drücken so nach und nach die respektablen kleineren Zeitungen tot.

Diese gefährliche Tendenz ist ausgegangen von dem vorbildlichen Lande der modernen Entwicklung des Grosskapitals, von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von wo sie seit lange, als kriegshetzerisch gefürchtet, den Namen der „Gelben Presse“ erhalten hat.

Längst vor dem Kriege ist besonders von aufrichtig demokratischer und sozialistischer Seite in Frankreich scharf hervorgehoben und bewiesen worden, dass ein grosser Teil der französischen Presse im Solde der Börse und der hohen Finanz steht. Noch vor kaum zwanzig Jahren war besonders die englische Presse das leuchtende Beispiel für die segensreichen Folgen einer absoluten Freiheit der öffentlichen Meinung und einer Beteiligung aller Volkskreise an der damit verbundenen Publizität. Heute ist es allgemein, auch in England selbst anerkannt, dass die in einer Hand vereinigten grossen Organe eine ganz bestimmte persönliche Richtung ver-

treten und sehr viel beigetragen haben zur Unvermeidlichkeit des gegenwärtigen Krieges.

Auch in anderen Grossstaaten treten, wenn auch mehr vereinzelt und vorerst weniger bemerkbar, die gleichen Tendenzen hervor. Die schlimmste Rolle haben sie, wie allgemein anerkannt wird, in der allerjüngsten Zeit in Italien gespielt.

Durch diese unbestreitbaren Tatsachen müssen Gedankengänge hervorgerufen werden, die noch vor verhältnismässig kurzer Zeit unmöglich gewesen wären. Man ist versucht, sich zu fragen, ob nicht in dieser unbeschränkten Freiheit eine verhängnisvolle Gefahr liege, eine um so grössere Gefahr, als sie nicht, wie auf anderen Gebieten, überwunden werden kann und darf durch eine Einmischung und Beaufsichtigung des Staates, weil damit ja das wertvolle Gut der uneingeschränkten Meinungsäusserung verloren ginge, und sozusagen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet würde. Und doch lässt sich der Gedanke nicht zurückdrängen, dass auf diesem Gebiete Reformen dringend notwendig sind. Jede andere öffentliche Tätigkeit ist überall von der Voraussetzung abhängig, dass denjenigen Personen, die sie später auszuüben haben, ein gewisser Bildungsgang vorgeschrieben ist, an dessen Ende sie einen Befähigungsnachweis abzulegen haben, und dass ausserdem gewisse persönliche Eigenschaften verlangt werden. So ist es mit dem Berufe des Verwaltungsbeamten, des Lehrers, des Richters usw. Aber für den allerwichtigsten Erziehungs- und Kulturberuf, den der Belehrung und Führung der öffentlichen Meinung, gibt es bisher gar keine derartigen Voraussetzungen und Anforderungen. Und so stehen wir vor der merkwürdigen Tatsache, dass man jahrelange, erfolgreiche Studien und einen untadelhaften Leumund nachweisen muss, um fünfzig Schulkinder unterrichten zu dürfen, dass man aber die Millionen beeinflussen und leiten darf, ohne daran durch irgend eine Voraussetzung der Befähigung und des Charakters behindert zu sein. Man hat diesem Übelstande steuern wollen dadurch, dass man versuchte, den Journalismus zu einem Gegenstande der

Hochschulbildung zu machen. Und besonders hier in Zürich hat der frühere Chefredakteur der „Züricher Post“ und jetzige Regierungsrat Dr. Otto Wettstein, sich sehr grosse Verdienste nach dieser Richtung erworben. Auch wird durch private Vereinigungen der Berufsgenossen überall dahin getrachtet, das Niveau des Standes zu heben. Aber alle diese doch immer freiwilligen Bestrebungen können einen nachhaltigen Einfluss auf die Beseitigung des Übelstandes nicht ausüben, weil sie eben nur freiwillig sind.

Während sonst die Wünsche und Bedürfnisse der Völker, selbst ihrer führenden Kreise, zumal gegenwärtig, sehr weit auseinandergehen, dürfte unter den weitblickenden Kulturfreunden aller Nationen nur eine Meinung darüber herrschen, dass diesem Übel begegnet werden muss. So sonderbar es klingen mag, so wäre es doch ein wichtiges „Kriegsziel“, in dem sich alle Völker vereinigen könnten, die Presse allgemein auf dasjenige Niveau zu stellen, das zur Erreichung einer verantwortlich gesicherten Freiheit notwendig ist. Nach Lage der Sache kann und darf dies nur auf dem Wege der Berufsorganisationen geschehen, aber diese müssen auf eine ganz bestimmte Gesetzgebung begründet sein. Ich habe an anderem Orte*) ausgeführt, wie solche auf gesetzlicher Grundlage beruhende Berufsorganisationen beschaffen sein sollten. Es müssten meines Erachtens Gremien geschaffen werden mit genau umgrenzten Befugnissen, deren wichtigste etwa die folgenden sein würden:

1. Die Festsetzung von Normen der beruflichen und wissenschaftlichen Vorbildung für die verschiedenen Pressfunktionen (allgemeine und Fachredakteure, Reporter usw.);
2. die Regelung des Befähigungsnachweises auf Grund einer solchen vorgeschriebenen Vorbildung;
3. die Festlegung gewisser Normen für die Berufstätigkeit und deren Unabhängigkeit;
4. die Jurisdiktion in beruflicher Hinsicht über die

*) In dem von mir herausgegebenen Monatsblatte: „Ethische Umschau“ (Verlag W. Coradi-Maag, Zürich), 19. Jahrg., Mai 1915.

bei der Presse tätigen Personen (u. a. durch Ehrengerichte);

5. die Regelung des Invaliditäts- und Unterstützungswesens, das eine nicht unwesentliche Voraussetzung für die Unabhängigkeit bildet, eine Aufgabe, die in freiwilligen Vereinsorganisationen nur unvollkommen gelöst werden kann.

Ich verhehle mir nicht, dass eine solche Reform mit den allergrössten Schwierigkeiten verbunden sein wird, weil leider erfahrungsgemäss gerade die Presse, sogar mit einer gewissen Berechtigung, mit Bezug auf die Einschränkung ihrer Rechte recht ängstlich ist und deshalb Anstand nimmt, selbst derartige Vorschläge zu diskutieren. Und doch wird es auf die Dauer notwendig sein, weil sonst unfehlbar im Laufe der Zeit die Bedeutung der Presse und damit auch des Standes der Journalisten notleiden muss. Man ist in weiten Volkskreisen leider daran gewöhnt, jede Zeitungsäusserung von vornherein als Wahrheit anzunehmen, und daraus fliesst ja eben der ausserordentliche Einfluss der Presse. Wenn aber die Erfahrung des Gegenteils wächst, wenn die Erkenntnis von der Schädlichkeit und Gefährlichkeit der sich immer mehr verbreitenden Auswüchse in die weiten Volkskreise eindringt, dann könnte auch der segensreiche Einfluss unserer Presse sehr leicht untergraben werden und zum Schaden des allgemeinen Fortschritts notleiden. Es wäre deshalb ausserordentlich wünschenswert, wenn unbefangene Kreise innerhalb wie ausserhalb des journalistischen Standes sich mit dieser ernsten Frage beschäftigen wollten, die für unsere künftige Entwicklung geradezu eine Lebensfrage bedeutet.

Viele Berufsgenossen werden sich zunächst einer solchen Begrenzung der beruflichen Bewegungsfreiheit im besten Glauben widersetzen; sie hat sicherlich ihre Nachteile und ihre Gefahren, aber der Gewinn, der nicht nur der Gesamtheit, sondern ganz besonders dem Stande der Journalisten selbst aus einer solchen allgemeinen Reform erwachsen würde, dieser Gewinn wäre so bedeutungsvoll, dass die wahrhaft tüchtigen und standesbewussten Journalisten

überall kräftig dafür eintreten müssten. Wenn uns dieser Krieg eines gelehrt hat, so ist es dies, dass die Zukunft auf allen Gebieten des engeren und weiteren Gemeinschaftslebens der Organisation gehört und nicht der Anarchie. Denn nur auf dem Boden der Organisation kann die wahre Freiheit und damit die höchste Leistung des Individuums dauern und gedeihen.

Nachtrag.

Über dasselbe Thema wurde uns von einem Freunde unseres Blattes eine Studie zur Verfügung gestellt, deren Inhalt sich teilweise mit den Ausführungen des Herausgebers der „Ethischen Umschau" deckt. Doch möchten wir einige ergänzende Gesichtspunkte hervorheben und die abweichende Lösung des Problems zur Diskussion stellen. *Die Red.*

Erst dieser Krieg hat gezeigt, wie ungeheuer die Macht der Presse ist, und wie schlecht diese Macht verwaltet wird. Das eigenartige Machtmittel der Presse ist die Suggestion durch beständige Wiederholung derselben Ansichten; ihr technisches Mittel ist die abwechslungsreiche Form, die sensationelle Aufmachung. Durch sie beherrscht das Kapital das Denken der Massen, erregt die Leidenschaften der Volksseele; die Plutokratie unterschiebt der Demokratie ihre Meinungen und Interessen. So kann auch eine Demokratie in einen grossen Krieg gehetzt werden. Daher ist kein Kampf um das Wahlrecht so wichtig wie das Streben nach Reform der Presse; denn diese soll erst den Massen die Mündigkeit bringen, damit sie das Wahlrecht in ihrem eigenen Interesse ausüben. Die Reform der Presse soll das Übel an der Wurzel erfassen, und diese ist das Privateigentum an den Organen der öffentlichen Meinung; auch die grösste Zeitung ist ein Geschäft, als Ganzes käuflich wie eine Fabrik; die Unbestechlichkeit des einzelnen Journalisten ändert hieran gar nichts. Verfasser verlangt daher, dass die politischen Zeitungen von den unpolitischen strenge gesondert werden, letztere nichts Politisches bringen dürfen, erstere aber keinem Privatunternehmer gehören können, sondern nur von den politischen Parteien herausgegeben werden und in genossenschaftlicher Form organisiert sein sollen.

□□□

Ängste.

Es war in Friedenszeiten, und die schöne sonnige Welt war voll Fahnen und Soldatenspiel. Dabei sprach man wohl überall von der Würde der Völker und sprach wohl auch von der Freiheit.

Aber man liess Finnland erdrücken.

Denn die angelernte Furcht vor der Ewigkeit war der Angst gewichen vor des Nachbars Zorn.

Und so liess man Finnland erdrücken.

Man wusste von Pogromen.

Unterjochungskriege geschahen und Landraub überall.

Und überall stand die Angst. Die Hilferufe der russischen Juden und die der Armenier verhallten ungehört. Und auch die ungerufenen Rufe nach Hilfe, welche zutiefst ins Herz greifen.

Keine Einmischung in fremde Angelegenheiten!

Menschliche Angelegenheiten waren es, die die ganze Menschheit fremde Angelegenheiten nannte. Und der russische Zar fuhr geweiht und unbeleidigbar durch Strassen, in denen Deutsche wohnen und fuhr bejubelt durch beflaggte französische Städte.

Die Angst hatte die klirrende Bereitschaft geschaffen, aber sie kettete noch die zerrende Dogge, ehe dass neue Ängste ihre volle Wut zum Lossturz lösten.

Dann geschah es! Hier trieben Unruhgefahren den Vormarsch zur Grenze. Bangen vor entscheidender Tage Sturz liess dort die Hasseslast einer Weltkriegserklärung wagend sich auflasten. Zwang hinter jedem Willen. Eine bedrohte Küste oder des Grenzgenossen Übermacht oder dort das Wissen von zügellosen Nachbarhorden. Schreckende Symbole auf allen Fahnentüchern, Symbole, welche die Augen weiten und doch das Sehen hemmen.

Und die im Kampfe Tapferen und das helle Heldentum der Fraulichkeit, die ganze Menschheit, die überall sich zermüht und sich zersorgt. Ihr mutiges Wollen und ihr Können, ihr Hoffen und ihr Blicken — es ist der gespenstischen Gottheit verschrieben und ihren unseligen Priestern, die noch immer stehen und starren Fingers nach ihr deuten.

F. B—n.

□□□

Ein Vorschlag Umanos.*)

Den Lesern dieser Zeitschrift ist der italienische Gelehrte und Menschenfreund Umano kein Unbekannter, nachdem schon wiederholt seines tiefdurchdachten Planes eines internationalen Staatenzusammenschlusses auf diesen Seiten gedacht worden ist. Heute wünsche ich ihr Augenmerk insbesondere auf seinen für den Augenblick so wichtigen Vorschlag einer internationalen Konferenz zu lenken.

Es gilt auf einen Frieden hinzuwirken, — so sagt Umano mit vielen Edelgesinnten — der nicht ein blosser Waffenstillstand sei, sondern solche Garantien der Dauer in sich berge, die auf Grundlagen neuer, solider Weltordnung ruhen. Ordnung aber — fährt er in seinem Gedankengange fort — ist ohne Gesetz undenkbar. Soll die Anarchie zwischen den Staaten aufhören, so müssen vor allem zwischenstaatliche Gesetze vorhanden sein. Was in dieser Beziehung im Haag geschaffen wurde, war Stückwerk, der Palliativnatur jenes Instituts entsprechend — lückenhaft, weil empirisch und unsystematisch. Zwar hat die Rechtswissenschaft begonnen, sich eingehend mit dem Problem des internationalen Rechts zu befassen. Aber die Gelehrten jedes Landes haben allein, jeder aus seinem besonderen Gesichtspunkt heraus und alle an der Hand veralteter Begriffe gearbeitet. Soll etwas zustande kommen, das für alle Länder in gleicher Weise Bedeutung habe, so müssen die Strömungen der verschiedenen wissenschaftlichen Ergebnisse zusammenfliessen. Ja, man muss erst unter einander bestimmen, welches die Kardinalpunkte sind, die als Grundlage der Forschung und Ausarbeitung dienen sollen. Und dafür muss nicht mit dem Gedanken an ein internationales Recht begonnen werden, sondern mit den Grundfragen des öffentlichen Rechts, das jetzt in allen Staaten an Vollständigkeit und Geschlossenheit dem Privatrecht weit nachsteht.

Dieser gründliche Kenner des Rechtslebens geht sogar so weit, zu behaupten, dass das öffentliche Recht so gut wie gar nicht vorhanden sei, denn seine Entstehung war keine wissen-

*) Siehe: Umano, „Essai de Constitution internationale", Cornély & Cie., Paris 1907, und Aufruf zu einer „internationalen Verständigung über die Grundlagen des öffentlichen Rechts", Rom 1915. Vgl. auch Wrangel, F. v., „Internationale Anarchie oder Verfassung", Orell Füssli, Zürich 1915.

schaftliche, wie die des Privatrechtes, sondern eine rein willkürliche, auf Kompromissen zwischen Volk und Regierung beruhende. War es daher schon in früheren Epochen höchst mangelhaft, so entspricht es durchaus nicht mehr den Anforderungen unserer Tage und hat die meisten beständig neu hinzukommenden Fragen noch gar nicht in Betracht gezogen. Nicht nur Umgestaltung also — vom wissenschaftlichem Standpunkt aus Neuschaffung des öffentlichen Rechts sieht Umano als unbedingte Notwendigkeit an, um zu planmässiger Ausgestaltung des internationalen Rechtes übergehen zu können. Und da eine solche zur Sicherung eines künftigen Dauerfriedens das einzig wahre Mittel ist, so muss mit ihrer Vorbereitung vor Friedensschluss begonnen werden. Doch da letzterem kein jahrelanger Aufschub zu wünschen ist, fällt die Möglichkeit ohne weiteres weg, bis dahin eine exakte Ausarbeitung des öffentlichen oder gar des internationalen Rechtes zu liefern.

Daher beschränkt Umano die vorläufige Aufgabe auf die Festsetzung der Grundfragen und ihrer summarischen Beantwortung. Zu diesem Behufe möchte er Geistesmenschen aller kriegführenden und nicht kriegführenden Staaten zusammenkommen sehen, um sich über jene Grundfragen zu verständigen. Und zwar ist er nicht der Meinung, dass es sich nur um Rechtsgelehrte handeln solle, vielmehr fürchtet er, dass die Mehrzahl derselben an klarem Überblick durch alt übernommenen Ballast behindert sein könne. Wenn sie nun auch sicherlich nicht ganz fehlen dürfen, so müssen sie sich jedenfalls von allem Hergebrachten frei machen und bereit sein, auch mit Vertretern anderer Berufe und Stände zusammen zu beraten, die es als Laien leichter haben, ein unbefangenes Urteil und Erkennen zu bewahren. Als Versammungsort müsste die Hauptstadt eines neutralen Staates dienen. Augenblicklich mehr noch als zuvor wäre die Schweiz am geeignetsten, nachdem Italien in die Reihen der Kämpfenden eingetreten ist, Amerika eine schwankende Stellung einnimmt und die übrigen von Fragen und Bangen hin- und hergezogen werden. Auch ist die Schweiz, ihrer zentralen Lage wegen, von allen Seiten am leichtesten zu erreichen. Es müsste demnach, wenn nicht die Regierung, so doch eine hervorragende Persönlichkeit oder Körperschaft den Aufruf an kluge, vorurteilsfreie und edelgesinnte Menschen aller Nationen ergehen lassen, zum Zweck einer Verständigung über die Grundlagen des öffentlichen und internationalen Rechts auf diesem neutralen Boden zusammenzukommen.

Wer Umanos Vorschlag nachsinnt, muss sich von dessen

tiefem Werte überzeugen. Es handelt sich hier nicht um unbestimmte Wünsche, deren jetzt in ähnlicher Richtung unzählige auftauchen, aber auch nicht um ein starres Schema, das bis ins einzelne den Gang der künftigen Weltordnung vorschreibt. Ein ganz bestimmtes Ziel ist ins Auge gefasst, aber nur in seinem Grundriss, einem Grundriss, der, wiewohl wissenschaftlich gedacht, auch dem Laien, wenn er willens ist, darüber nachzudenken, als Hauptausgangspunkt zu jedem ferneren Aufbau erscheinen muss. Und zudem bleibt Umano nicht dabei stehen, diese Notwendigkeit anzudeuten; er weist auch den praktischen Weg zur sofortigen Ausführung, in einer Weise, die, trotz der augenblicklich ungemein gross erscheinenden Hindernisse, bei gutem Willen nichts Unmögliches fordert, ebenso wie die mancherlei internationalen Zusammenkünfte, die während dieser Kriegszeit in verschiedenen Ländern stattgefunden haben, nicht unmöglich waren. Es ist daher in hohem Masse wünschenswert, dass das Bewusstsein vieler sich der von Umano eröffneten Notwendigkeit zuwende, damit deren Verwirklichung bald zur Tat werden könne.

Helga Ohlsen (Rom).

□□□

Versöhnung.

Eine französische Patrouille entdeckte in einem Gehölz vier schwer verwundete Deutsche, die da lagen und den Tod erwarteten. Die Franzosen blieben stehen und boten ihnen von ihrer Nahrung an. Drei nahmen diese gerne an und verschlangen Brot und Wein. Aber der vierte war zu schwer krank, er konnte nicht mehr schlucken. Er redete auch nicht mehr. Durch eine Bewegung deutete er an, dass für ihn nichts mehr getan werden könne. Und dann lag er unbeweglich in seinem Blute, allein, den Tod neben sich.

Der jüngste Franzose, ein Soldat von 20 Jahren, schaute ihn an, traurig, weil er nichts für ihn tun konnte. Vielleicht fühlte er die verzweifelte Einsamkeit dieses Hoffnungslosen. Und da er nicht wusste, was tun, und ihm kein besserer Gedanke kam, kam er leise näher, kniete nieder und küsste des Feindes feuchte Stirn.

Die Berührung der frischen, bartlosen Lippen brachte ein leises Lächeln auf des Sterbenden Angesicht. Der kleine Soldat hatte ihm in letzter Stunde die Gegenwart seiner Lieben vorgespiegelt, ihm eine letzte Erquickung gebracht.

(Aus: Les carnets d'une infirmière par Noëlle Roger.

□□□

Wie es werden soll.

Vernon Lee. *Peace with Honour.* (Union of Democratic Control, London.)

„Es ist notwendig, dass wir zu neuen Ehrbegriffen für die Nationen gelangen und dass wir ein Völkerrecht ausbauen, welches menschlich ist und dem das Volk selbst Geltung verschafft. Dazu muss mit manchem alten Begriff aufgeräumt werden. So mit der Auffassung von Englands Ehre als untrennbar vom britischen Imperialismus und der Vorherrschaft zur See. Imperialismus bedeutet die Macht und die Gewohnheit, andere Leute zu kommandieren, vorgeblich zu ihrem Besten, aber keineswegs immer mit ihrer Zustimmung. Und Seeherrschaft bedeutet die Macht, andere Leute vom Meere ferne zu halten. Eine solche Auffassung als Ehrenpunkt kann nicht dauernde Geltung haben in einer Welt, in welcher grosse neue Völkerschaften ringsum erstehen und für ihre Industrie und für ihren Handel Ausdehnung begehren. Wenn wir dank einer bevorzugten geographischen Lage für lange Zeit die Ersten waren, wird dieses Monopol nicht aufrecht erhalten werden können und wir werden unsere Vorzüglichkeit und Tüchtigkeit mit der Vorzüglichkeit und Tüchtigkeit neuer Mitarbeiter an der Zivilisation in willigen Wettbewerb stellen müssen“.

Diese mutigen Worte finden wir im Flugheft „Peace with Honour“ der englischen Essayistin Vernon Lee.

Die Verfasserin rekapituliert die Grundsätze der „Union of Democratic Control“ und die Erkenntnisse, wie sie die bisherigen Veröffentlichungen dieser politischen Gemeinde gebracht haben. Sie baut auf dieser wohlgefügten Grundmauer weiter. Ihr Gedankengang ist oft sprunghaft und der Reichtum der Gesichtspunkte manchmal verwirrend, doch immer ist sie vornehm und immer von idealen Zielpunkten geleitet.

Vernon Lee vergleicht den Kriegsgang mit einem Gerichtsverfahren und zeigt, dass Sieg und Niederlage keinerlei Beweiskraft für Recht und Unrecht enthalten, dass also die Verurteilung des Besiegten durch den Sieger — zu Landabtretung, zu Entschädigung — jedes rechtlichen Moments entbehrt. Und wie jede unrechtmässige Handlung letzten Endes dem eigenen Interesse entgegensteht, so rächt sich die finanzielle Schwächung des Gegners an den eigenen Handelsbeziehungen, die gewaltsame Einverleibung fremder Gebietsteile durch Schwierigkeiten der innern Politik. Dies gilt auch für die Rückeroberung verlorener Provinzen, welche sich bei jeder Neuangliederung auch handelspolitisch neu orientieren müssen und so für die Zeit eines Übergangs schweren Schaden erleiden.

Der Friedensschluss sollte weniger als letzte Phase des Krieges, sondern vielmehr als Auftakt zur kommenden Friedenszeit erfasst und seine Bedingungen in diesem Geiste erwogen werden.

Neutralen Ländern will Vernon Lee das Recht und die Pflicht zuerkennen, an den Verhandlungen teilzunehmen. Diese Länder sind durch den Krieg der Nachbarn meist schwer geschädigt und haben ein berechtigtes Interesse am künftigen politischen Zustand Europas. Sie können — weil nicht Partei — besser als die andern klar und unbeeinflusst urteilen. Die neutralen Länder können dabei besondere Dienste leisten, so die Leitung von Volksentscheiden umstrittener Provinzen, wie sie die Grundsätze der Union verlangen, die von keiner interessierten Regierung beeinflusst werden dürfen.

Zwischen dem heutigen Deutschland und dem napoleonischen Frankreich wird ein Vergleich gezogen und auf Frankreichs Siegeszüge von 1792 bis 1815 hingewiesen, indes Deutschland seit 1871 mit keinem europäischen Staat sich im Kriege befand und auch keinen grösseren Kolonialkrieg führte. Napoleon war ein korsischer Glücksjäger, welcher nie in Frankreich gewurzelt hat, ihm nur durch seine Siege und durch sein Genie verbunden war. Der deutsche Kaiser hingegen wurzelt in Deutschland, und das Haus der Hohenzollern hat sich in Generationen durch spartanische Einfachheit, Rechtlichkeit und administrative Tüchtigkeit über alle deutschen Staaten erhoben.

Die Verfasserin drückt die Hoffnung aus, dass alle Staaten dem Übergangsstadium einer zentralisierten Verwaltung bald entwachsen und zur Form eines inneren Staatenbundes gelangen werden, in welchem jeder Staatsteil freie Selbstbestimmung übt. Jedes Land gehört seinen Einwohnern und nicht die Einwohner dem Land.

Die Politik der hohen Schutzzölle bilden eine wichtige Ursache für Landgeiz und Gegnerschaft. Würden die französischen Kolonien dem deutschen Handel offen stehen, dann hätte Deutschland den „Platz an der Sonne", den es für seine stark anwachsende, überaus gewerbstätige Bevölkerung braucht.

Militarismus ist die Art, durch Gewalt oder List Vorteile zu suchen und alle Geschöpfe als Hilfsmittel oder als Hindernisse der eigenen Wünsche zu werten. Die Bereitschaft, alle Schuld dem Gegner zuzuschieben und sich die Rolle des strafenden Richters anzumassen, ist die kirchliche Form des Militarismus. Diplomatismus ist dem Militarismus verwandt in seinen Wünschen, zum Nachteil des andern Vorteile zu erlangen und in seiner Furcht, zum Vorteil des andern Schaden zu erleiden. Beide gründen sich auf die Furcht und auf den Wunsch, bei andern Furcht zu erregen. Beide suchen das Geheimnis und entziehen sich so der allgemeinen Überwachung.

Unsere diplomatischen Gewohnheiten sind in jeder Weise veraltet. Sie stammen aus einer Zeit ohne Nachrichtenverkehr, da der grössere Teil Europas das Eigentum von Herrscherfamilien bildete und der Erfolg einer Verhandlung von der Bestechung eines kaiserlichen Beichtigers oder dem Geschenk an eine königliche Favoritin abhing. Internationale Abmachungen sollten nur auf Grund ausführlicher und öffentlicher Diskussion getroffen

werden. Sie sollten auch dann nicht verbindlich bleiben, wenn die Verhältnisse sich ändern und sie sollten niemals eine kommende Generation verpflichten; deshalb sollten sie nach kurzer Frist ablaufen. Eine ständige Beeinflussung der auswärtigen Politik durch ein Volk, welches ständig die notwendigen Aufklärungen erhält, würde die möglichst grösste Friedensgarantie bieten.

Die Verfasserin spricht auch von einer internationalen Gerichtsinstanz, bei welcher nicht volksfremde Regierungen, sondern wirkliche Vertreter des Volkes, welche in steter Fühlung mit dem Volke bleiben, Sitz und Stimme haben sollen.

Nicht jede Anregung kann sich als verwendbar erweisen, doch jede Anregung ist der Prüfung wert. Und die öffentliche Diskussion über all das kann nicht bald genug und nicht offen genug einsetzen, damit alle willigen Denkkräfte Austausch, Anregung und Befruchtung erhalten und damit immer neue Denkkräfte sich dem wichtigsten Ziele der Menschheit, der zwischenstaatlichen Ordnung und dem Frieden, hingeben. Damit Ehrbegriffe demokratischer Art bekannt werden und ins Volk dringen und sich allüberall festsetzen, wo abgestorbene Begriffe einer längst überwundenen Menschheitszeit immer noch ungebührlichen Platz einnehmen. Und es ist auch an der Zeit, dass aus dieser öffentlichen und freien Diskussion die verbündeten Regierungen gegenseitig erfahren, was bei einem Friedensabkommen mit ihren Grundsätzen vereinbar ist und was nicht. Und es ist notwendig, dass auch ihre Gegner erfahren, wessen sie sich von ihnen zu versehen haben, dass sie es erfahren aus der Richtung, welche eine jetzt einsetzende öffentliche Erörterung der künftigen Friedensbedingungen zeigen wird. Die friedensliebenden Elemente aller Nationen müssen das Echo aus dem Feindesland vernehmen und so ihre eigene Sprache wieder frei bekommen zu nützlichem und förderndem Wort.

Felix Beran.

□□□

Die Liebe zur Wissenschaft, der Drang empor zu denselben Idealen ist ein göttliches Feuer, und die Herzen, in denen es brennt, müssen einander trotz allem verwandt fühlen. Eros, der Mittler zwischen Göttern und Menschen, wird auch die Seelen wieder zueinander führen, sobald nicht die ebenso heilige Liebe zum Vaterlande unsere ganze Kraft des Leibes und der Seele in Anspruch nimmt.

(Wilamowitz-Moellendorff.)

□□□

Was die Leser sagen.

Engländer fragen uns oft mit Entrüstung, warum wir nicht über die Kommission berichten, die unter dem Vorsitz des Viscount Bryce deutsche Greuel gesammelt hat.

Wir fühlen uns überhaupt nicht berufen, greuelvolle Berichte weiter zu verbreiten. Diejenigen, welche uns den obigen Vorwurf machen, könnten wir auf zahlreiche ernst zu nehmende deutsche Widerlegungen verweisen. Lieber möchten wir ihnen aber die kleine Broschüre von C. H. Norman empfehlen, welche unter dem Titel „British Militarism“ (A Reply to Robert Blatchford) englische Greuel haarsträubender Natur aus früheren Kriegen nach authentischen Berichten mitteilt.

Abgesehen davon, dass wir gar kein Mittel besitzen, festzustellen, was an den Grausamkeiten unserer Tage wahr ist oder nicht, sind wir der Überzeugung, dass Ausschreitungen bei keinem Volke vermieden werden können.

Der Krieg an sich ist Greuel. Das sieht man am besten, wenn man unsere Zeitgenossen gar nicht in der tobenden Aufregung des Schlachtfeldes, sondern in ihrer gefahrlosen journalistischen Tätigkeit beobachtet.

Derselbe englische Journalist, der sich bei anderer Gelegenheit über die deutschen Kriegsgreuel an Entrüstung nicht genug tun kann, Mr. Philip Gibbs (Daily Chronicle) schreibt unter dem 27. Juli mit offenbarem Beifall von den englischen Soldaten: „Deutsche zu töten ist ihnen nicht mehr als Ungeziefer zu vertilgen, je mehr desto lustiger!“...... Und er zitiert einen ihrer besten Schützen, der sich rühmt, zwölf an einem Nachmittag abgeschossen zu haben und es als „good sport“ bezeichnet. Wir zweifeln nicht daran, dass sich Ähnliches in der Presse aller „Kulturvölker“ findet; man überlege sich nur, ob von solcher Denkungsart zur Verübung von Kriegsgreueln noch ein weiter Weg ist.

Der deutsche Leutnant d. R. und Kompagnieführer Mahnke schickt uns die folgende Zuschrift:

Gross war meine Freude, als ein Schweizer Freund anfing, mir die Hefte der Internationalen Rundschau zuzusenden. In Ihrer Zeitschrift wird der Versuch gemacht, auch jetzt im Kriege unter dem Schutze des weissen Schweizer Kreuzes gewissermassen ein *Weltparlament* zu schaffen, in dem Vertreter der verschiedenen Völker zu gegenseitiger Aufklärung ihre oft so verschiedenen Meinungen und Wünsche äussern unter Wahrung vornehmer parlamentarischer Formen und mit selbstverständlicher Anerkennung der Würde des Gegners. Gestatten Sie mir auch, Ihnen ein Blatt aus meinem Kriegstagebuche zur Verfügung zu stellen.

M., 25. August 1915. Heute besuchte ich von meinem Dorfe aus, wo ich in Reserve liege, einen französischen Kollegen, den

Professor der Mathematik D. in Roye, von dessen Anwesenheit im Nachbarorte ich vor einiger Zeit gehört habe. Er wohnt in der Nähe der alten, schönen Kathedrale von St. Peter, des wertvollsten Baudenkmals der Stadt. Ich finde ihn zwar gesund, aber doch durch den Krieg sehr mitgenommen. Daran ist zum Teil die deutsche Einquartierung schuld, die von seinem Hause hat Besitz ergreifen müssen, zum Teil aber auch die wiederholte Beschiessung der Stadt durch die französische Artillerie, bei der vor allem die Kathedrale, auf der eine deutsche Artilleriebeobachtungsstelle vermutet wurde, mit dem umliegenden Häuserviertel gänzlich zerstört worden ist. Der Anzug des Professors zeigt noch die Spuren der Granaten, deren Splitter auch in seine Wohnung geflogen sind.

Sein einziger Trost ist seine Wissenschaft. Welche Freude ist es für ihn, als ich mit Interesse einenBericht über seine jetzigen mathematischen Arbeiten anhöre und zum Entgelt von den Ergebnissen meiner zahlentheoretischen Rechnungen erzähle, mit denen ich dem gegenwärtig hier so langweiligen und ereignisarmen Schützengrabenleben einen Inhalt gebe. Es bereitet dabei geringe Schwierigkeiten, dass er nur sehr wenig Deutsch und ich nur sehr wenig Französisch sprechen kann, denn die Formelsprache der Mathematik ist eine Weltsprache, die bei den verschiedenen Völkern höchstens dialektische Unterschiede aufweist.

Gross ist auch die Freude, als sich herausstellt, dass Professor D. meinen hochverehrten Lehrer, D. Hilbert in Göttingen, bei einem internationalen Mathematikerkongresse in Paris persönlich kennen gelernt hat, und als ich die tiefen Anregungen erwähne, die ich dem grossen französischen Mathematiker und Philosophen der Mathematik Poincaré verdanke, und von den Vorträgen spreche, die dieser vor einigen Jahren, kurz vor seinem allzufrühen Tode, in Göttingen gehalten hat.

Warum ist nur dieser unglückselige Krieg in das schöne Zusammenleben der Völker Europas hineingebrochen? klagt mein französischer Kollege; das französische Volk hat keinen Krieg gewollt; nur die Politiker Englands sind an dem Elend schuld, so meint er.

Unser Gespräch schliesst mit dem gemeinsamen Wunsche, dass bald der Friede komme und dass dann die Kulturarbeit, insbesondere die der Wissenschaft, die jetzt miteinander kämpfenden Völker wieder versöhne. Beim Abschied lud der Professor mich zu einem Besuche nach dem Kriege ein und verspricht mir ein guter Führer durch Paris zu sein.

Wann wird das wieder möglich sein?

Wann werden es die Völker gelernt haben, Interessengegensätze auf weniger brutalem Wege als durch den Kampf der Waffen auszugleichen, nämlich durch den geistigen Wettkampf der intellektuellen, technischen und moralischen Fähigkeiten.

Solange die brutale Kraftprobe des Krieges fortbesteht, wollen wir versuchen, uns damit zu trösten, dass auch sie jedem

Volke zum Segen werden kann, indem sie in ihm Echtes und Unechtes, Entwicklungskräftiges und Morsches scheiden lehrt. *Ein* Kampf wird in der Menschenwelt immer nötig sein: der Kampf des Guten gegen das Böse. Auch der jetzige Krieg reiht sich in diesen Weltkampf mit ein. Nur wäre es vermessen, wenn eine Partei sich einbildete, das gute Prinzip gegenüber dem Bösen zu vertreten. Zwei Seelen kämpfen, wie in der Brust auch des besten Einzelmenschen, so im Geiste jedes Volkes. Und dieser Krieg hat nun zu zeigen, welche Eigenschaften und Fähigkeiten der verschiedenen Nationen wert sind, den andern als Vorbild zu dienen, welche Seiten jeder Kultur verdienen, aufgenommen zu werden in die Weltkultur. Wenn die Patrioten aller Länder für die Sache ihres Volkes mit ihren besten Kräften kämpfen, dann helfen sie all dem in ihrem Lande, was wert ist zu bestehn, zum Weltsiege im Kampf ums Dasein der Ideale und dienen so gleichzeitig dem Fortschritte der Geistesgeschichte der Menschheit.

Eine Oesterreicherin schreibt uns:

Als ich jüngst in der Frankfurter Zeitung (vom 26. August) las, wie Prof. Charles Seignobos der Vorwurf gemacht werde, dass er, der offene Gegner der 3jährigen Dienstzeit, mit einem Male wie alle andern in die Kriegsposaune blase, da tauchte lebhaft vor meiner Erinnerung der kleine, ernsthaft gestikulierende Mann auf und die vielen schönen Stunden reinsten geistigen Genusses, welche ich der Pariser Sorbonne verdanke. Mit grosszügiger Gastfreundschaft öffnet sie allen Wissensdurstigen ihre Tore, auch wenn diese sich nicht mit gestempelten Reifezeugnissen ausweisen können.

Seignobos war einer von jenen, in dessen Vortrag und Methode man die deutsche Wissenschaft stark herausfühlte. Weit entfernt, der schönen Form Konzessionen zu machen, entwickelte er rein sachlich das Bild der Geschichte, wie er sie sah. Manche seit langem bewunderte Gestalt wurde ihrer Pracht entkleidet: Falsche Grössen, die einem Zusammentreffen von Umständen ihren Ruhm verdanken. Ein Lieblingsdogma des Historikers war die Überzeugung, dass ein Krieg heutzutage nicht mehr möglich sei. Von allen Staatsmännern, von allen Völkern gleich gefürchtet, könne er als Drohung wirken, aber im 20. Jahrhundert ein Krieg! Ausgeschlossen! — In dem umfassenden Werke über die Geschichte des 19. Jahrhundert wurde dieselbe These verteidigt.

Prof. Seignobos hat sich geirrt; daran können wir leider nicht zweifeln. Das mag ein unverzeihliches Unrecht sein — zum mindesten fehlt es ihm dabei nicht an guter Gesellschaft. Darf man ihm aber Gesinnungslosigkeit vorwerfen, weil er jetzt anders spricht als vor dem Kriege, wo dieser doch notwendig sein ganzes Denken umstürzen musste?

Ich habe oft über die Ansichten des französischen Historikers nachgedacht und ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass er nur energischer ausgesprochen hat, was die meisten von uns glaub-

ten, abgesehen von den zielbewussten Kriegshetzern, welche sich jetzt mutig hinter dem Märchen von dem nachbarlichen Überfall verstecken. Vielleicht wäre es niemals zu diesem Kriege gekommen, wenn nicht so viele von uns ihn für unmöglich gehalten hätten!

Zu der Nachricht, dass die Akademie auch Röntgen aus ihren Listen gestrichen habe, schreibt uns Hofrat L. v. Pfaundler, Prof. in Graz:

Röntgen hat 1895 eine Entdeckung gemacht, die ihm, wenn er ein Patent darauf genommen oder auch nur kurze Zeit den Vertrieb der Apparate für sich ausgenützt hätte, zum Millionär gemacht hätte. Er hat dies nicht getan, sondern er überliess seine Erfindung dem allgemeinen Wohle und sicher verdanken Tausende von verwundeten Franzosen, Engländern und Russen seiner Erfindung und Uneigennützigkeit Heilung und Rettung des Lebens. Aus Dank dafür hat ihn die Akademie ausgeschlossen, und was hat sie damit erreicht? Konnte sie ihm die Ehre der Erfindung damit nehmen, diese wieder ungeschehen machen? Dazu müsste sie die Anwendung der Röntgenstrahlen in Frankreich verbieten. Das kann sie nicht, und darum ist jede Röntgenaufnahme an einem französischen Verwundeten eine Desavouierung des Akademiebeschlusses. Ein vergebliches Beginnen, das Röntgen in keiner Weise berühren, wohl aber der Akademie zum Schaden dienen kann. Das ist ja eben der ungeheure Wert der Leistungen der Wissenschaft, dass sie unzerstörbare internationale Werte schafft. Sie durch Akademiebeschlüsse vernichten zu wollen, ist eine Lächerlichkeit. Darum sollten aber auch die Gelehrten international vor Verunglimpfungen geschützt sein.

□□□

Wir fügen hier noch das Schreiben einer Dame an, welche sich für eine Samaritertätigkeit zur Verfügung stellt.

. . . Ich bin von Geburt Preussin, durch Heirat Schweizerin und spreche fliessend englisch und französisch. Einige Monate in Innsbruck als Rote Kreuz-Schwester tätig, musste ich wegen Wundinfektion austreten und suche jetzt wieder eine Anstellung als freiwillige Schwester, ohne Bezahlung. Sehr gerne würde ich im Etappenlazarett zur Pflege verwundeter „Feinde“ Verwendung finden. Ich kenne keine Gefühle von Hass, und sehe in dem Krieg ein allgemeines Unglück, in dem jeder seine Pflicht tut. Ich habe in den Hospitälern keine Klage gehört, kein Wort des Hasses. Ein Russe und ein Österreicher riefen mich und umarmten sich vor meinen Augen. Ich gäbe gerne mein Scherflein, um den Hass zu lindern, — wenn es auch nur ein Tropfen ist, — viele Tropfen machen das das Meer.

Vielleicht könnte mir Ihr Leserkreis zur Erfüllung meines Wunsches verhelfen.

Ella Spengler-Richter, Villa Drywa, Davos.

Die Rassetheorie und der Weltkrieg.

Von Dr. SIGMUND FEIST, Berlin.

Zahlreiche wissenschaftliche Probleme, die in langen Friedensjahren theoretisch begründet und, soweit wie möglich, experimentell geprüft waren, haben in dem ungeheuren Brand, der jetzt den grössten Teil Europas umfasst und nach Asien sowie Afrika seine Ausläufer sendet, auch ihrerseits die Feuerprobe zu bestehen gehabt. Militärische und politische, technische und finanzielle, volkswirtschaftliche und soziale Voraussetzungen haben diese Prüfung im Ernstfalle mit verschiedenem Erfolg überstanden. Wenn auch einzelne von ihnen sich bewährten, so hat der Verlauf der Ereignisse doch zumeist die Prophezeiungen der Theoretiker zu Schanden gemacht und die Leute der Wissenschaft sowie der Praxis gezwungen, ihre Anschauungen in wesentlichen Punkten zu berichtigen. Wo man einen militärischen Spaziergang zum erhofften Ziele erwartete, ist ein hartnäckiger Stellungskampf entbrannt; wo die Mobilmachung der Heeresmassen erst viele Wochen nach dem Kriegsausbruch fertig sein sollte, haben die Heere überraschend schnell den Vorstoss ins feindliche Land unternommen. Bündnisse, die viele Jahrzehnte bestanden hatten und durch gemeinsame Interessen festgefügt schienen, sind in die Brüche gegangen. Völker, die sich vor kurzer Zeit noch in erbittertem Ringen um ihre vitalsten Forderungen gegenüberstanden, haben sich zusammengeschlossen, um unter Nichtachtung ihrer vergangenen Streitigkeiten einem neuen gemeinsamen Ziele zuzustreben. Während kapitalkräftige Länder schwere innere Krisen durchmachen, haben andere Länder in weit weniger günstiger Lage sich überraschend schnell den veränderten Verhältnissen anzupassen und ihr Wirtschaftsleben von Grund aus neu aufzubauen verstanden.

Fast alle in Betracht kommenden Wissenschaften haben, also infolge des Krieges, anscheinend wolbegründete Aufstellungen aufgegeben und werden manchen Teil ihres

Lehrgebäudes auf andererGrundlage neu errichten müssen. Auch die Wissenschaft vom Menschen selbst, sei es dass wir ihre völkerpsychologische, ihre individualpsychologische oder ihre historische Seite ins Auge fassen, hat bei dem feindlichen Aufeinanderprallen der Völker so unendlich viel unerwartete Tatsachen zu registrieren, dass auch dieser Forschungszweig sich neu orientieren muss. Hier wollen wir nur einen Punkt ins Auge fassen, die Frage nämlich, wie sich die Lehre von den Rassezusammenhängen in den Tagen des Völkerringens bewährt hat.

I.

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir zunächst einen Blick werfen auf die Entstehung der Rassenlehre, die einen so grossen Einfluss auf die wissenschaftliche und politische Überzeugung der gebildeten Kreise gewonnen hat.

Das achtzehnte Jahrhundert war in der Hauptsache universalistisch gerichtet; Gedanken vom Weltbürgertum gingen Hand in Hand mit utopischen Vorstellungen vom paradiesischen Urzustand des Menschengeschlechts. In diese Traumwelt fuhr die französische Revolution mit rauher Hand; vor der Brutalität der Tatsachen zerstoben die phantastischen Bilder und die Menschheit musste sich ein anderes Ideal schaffen. Sie fand es im Studium der eigenen Vergangenheit, deren Quellen durch die Wiedererweckung des klassischen Altertums in Mittel- und Westeuropa verschüttet worden waren und nun wieder entdeckt werden mussten. So entstand die romantische Richtung, die gegen Ende des achtzehnten und im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts herrschend war. Unabhängig von diesem historisch gerichteten Streben gelangten um dieselbe Zeit die Naturwissenschaften zu neuer Blüte durch eine ausgedehntere und verfeinerte Methode experimenteller Forschung. Auch die Wissenschaft vom Menschen wandte sich von der einseitigen Berücksichtigung seines geistigen Lebens der Untersuchung seines Körpers und seiner Lebensfunktionen zu. So erwuchsen unab-

hängig von einander und parallel laufend neue Wissenszweige; auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften; die moderne Geschichtsschreibung und die neu begründete vergleichende Sprachwissenschaft; auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften: die moderne Medizin und die Anthropologie.

Zwischen beiden gab es aber keine Brücke. Auf der einen Seite bildeten die wieder entdeckten literarischen und monumentalen Denkmäler der Vergangenheit, sowie die der Erde entrissenen Reste uralter Kunstfertigkeit, die sich zumeist mit den leiblichen Resten der Menschheit längst vergangener Zeiten zusammenfanden, die Grundlage für gewaltig anschwellende Wissensgebiete; auf der andern Seite lieferte die Durchforschung der Skelettreste vergangener Geschlechter sowie des Körperbaus der jetzt lebenden Völker die Möglichkeit, in das scheinbare Chaos der Stämme der Erdbewohner Ordnung und System zu bringen.

Von jeher bekannt waren die augenfälligen Unterschiede in der Hautfarbe der weissen, schwarzen, gelben und roten Rasse. Nun lernte man auch auf feinere Merkmale achten: Bau des Schädels, Haarfarbe und Haarwuchs, Augenlidstellung usw. Man gelangte auf diese Weise nicht nur dazu, die charakteristischen Merkmale der einzelnen Rassen schärfer herauszuheben, sondern auch innerhalb der einzelnen Rassen Unterabteilungen mit Rücksicht auf Körpergrösse, Schädelform, Haar- und Augenfarbe festzustellen. Wie es natürlich ist, wandte sich die Aufmerksamkeit der Forscher besonders der eigenen weissen Rasse zu. Die Schädelbildung speziell wurde ins Auge gefasst, seitdem der schwedische Gelehrte G. Retzius erkannt hatte, dass die zwei nicht sprachverwandten Völker Schwedens, die Germanen und Lappen, sich auch im Schädelbau scharf von einander scheiden, indem jene Langköpfe, diese Kurzköpfe besitzen. Er führte die Untersuchung des Verhältnisses der Schädelbreite zur Länge in die Wissenschaft ein (Schädelindex). Seitdem spricht man von Langköpfen, Rundköpfen, Kurzköpfen. Forscher wie Kollmann, Topinard, Deniker, Broca, Flower, Huxley, Ripley, Sergi, Giuffrida-Ruggeri, Ranke und viele andere bauten das System der Einteilung der Menschenrassen nach Schädel- und Gesichtsform, Haar-, Augen- und Hautfarbe weiter aus, ohne dass es bis heute zu einer allgemein gültigen und allgemein angenommenen Einteilung gekommen wäre. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Typen, die sich zudem vielfach durchkreuzen, erschwert eben eine restlose Gruppierung.

Auf der Seite der Geisteswissenschaften versucht die Sprachforschung ebenfalls eine Einteilung des Menschengeschlechtes. Wenn man von der noch nicht genau zu übersehenden Mannigfaltigkeit der indianischen Sprachen in Nord- und Südamerika absieht, so lassen sich auf der Erde folgende grosse Sprachgruppen feststellen:

1. Der indoeuropäische (auch indogermanische, arische) Sprachstamm, sowie
2. Der finno-ugrische Sprachstamm (Finnisch, Ungarisch, Samojedisch u. s. w.) in Europa und Asien.
3. Der ural-altaische Sprachstamm in Nordasien (Türkisch, Mongolisch).
4. Der semitische Sprachstamm in Asien und Afrika.
5. Die ostasiatische Sprachgruppe (Tibetisch, Chinesisch, Japanisch).
6. Die Gruppen der Sudan- und Bantusprachen und
7. die hamitische Sprachgruppe (Berber, Nubier) in Afrika.
8. Die malaiische Sprachgruppe in Indonesien.

Daneben gibt es natürlich zahlreiche kleinere Zweige (Baskisch in Europa, Hottentotisch in Afrika, die Eskimosprachen in Asien und Amerika usw.), die uns hier nicht weiter interessieren. Es ist ferner zu betonen, dass die jungen Kolonisationsgebiete Amerikas und Australiens zum indoeuropäischen Sprachgebiet gehören, das uns zunächst beschäftigen soll. Und zwar aus zwei Gründen: es hat erstens die weiteste Verbreitung in Europa und zweitens ist der indogermanische Sprachstamm von allen am besten erforscht; nur die finno-ugrische und semitische Gruppe können sich in dieser Hinsicht noch neben ihn, wenn auch erst in respektvoller Entfernung, stellen.

Die vergleichende Sprachwissenschaft gibt uns aber nicht nur über die Abstammung und Weiterentwicklung der Sprachen Aufschluss, sondern sie lässt uns mittels der sogen. „sprachlichen Paläontologie" auch einen Blick werfen in den Kulturzustand des indoeuropäischen Stammvolkes in seiner Urzeit.[1]) Das Bild ist und kann freilich nur lückenhaft sein. Die Lage der Ursitze z. B. lässt sich auf Grund der sprachlichen und historischen Unterlage nicht mit voller Sicherheit bestimmen und über die körperlichen Merkmale des Stammvolkes, falls es überhaupt noch einen einheitlichen Rassetypus hatte, sind wir absolut im Unklaren.

Es bestehen also nebeneinander die Einteilung der

[1]) „Paléontologie linguistique" ist eine Prägung des Genfer Gelehrten Adolphe Pictet.

Menschheit nach körperlichen Unterschieden und diejenige nach der Sprachverschiedenheit, die sich aber keineswegs decken.

So zerfällt die weisse Rasse in vier grosse Sprachzweige: den indogermanischen, den semitischen, den finnisch-ugrischen und den türkischen, wozu noch die kleineren Gruppen (Baskisch, kaukasische Sprachen) einzurechnen sind. Die schwarze Rasse umfasst mindestens zwei grosse (Sudan- und Bantu-) Sprachkreise und zahlreiche kleinere; zudem hat ein beträchtlicher Teil von ihr das Französische oder Englische als Muttersprache unter Aufgabe des früheren Idioms angenommen (Neger auf Haiti, Guadeloupe, Réunion bzw. in Amerika, in Liberia usw.). Die über die ganze Welt zerstreuten Juden haben die Sprache ihres jeweiligen Wirtsvolkes, aramäisch, arabisch, deutsch, spanisch, usw., unter Aufgabe ihrer hebräischen Muttersprache, die nur noch als Schriftsprache fortlebt, als Verkehrssprache gelernt und oft in fremder Umgebung infolge späterer Auswanderung zäh bewahrt.

Bei dieser Sachlage werden wir kein zwingendes Band zwischen Rasse und Sprache anerkennen, jedenfalls nicht in der geschichtlichen Zeit, die wir überblicken können. In fernsten Urzeiten, die sich unserer Kenntnis entziehen, mag es vielleicht anders gewesen sein. Aber selbst als die Menschheit nur aus umherstreifenden Horden bestand, von denen jede ihr eigenes Verständigungsmittel besass, wird kaum eine Rassenreinheit in absolutem Sinne bestanden haben; denn der Raub von Weibern und Kindern musste schon früh zu Vermischungen führen.

II.

Eine weitere Frage, die sich an die Verschiedenheit der Rassen knüpft, ist die folgende: Bedingt die leibliche Besonderheit auch eine geistige Verschiedenheit?

Wir können dies Problem hier nicht in seiner Allgemeinheit aufrollen, noch die sich daran knüpfende Literatur eingehend betrachten. Wir wollen nur ein Buch erwähnen, das grundlegend für eine bestimmte, gegenwärtig weit verbreitete Weltauffassung geworden ist; es ist das vierbändige Werk des französischen Diplomaten und Gelehrten Joseph Artur, Graf von Gobineau: „Essai sur l'inégalité des races humaines". (In erster Auflage

Paris 1853—1855, in zweiter Auflage 1884 erschienen.) Der romantisch veranlagte Verfasser erblickt in den Germanen, die ihm die reinste Ausprägung der „arischen“ Rasse darstellen, nicht nur die körperlich wie geistig hervorragendsten Vertreter des Menschengeschlechtes, sondern er führt allen Fortschritt, alle dichterischen wie künstlerischen, politischen wie kriegerischen Leistungen der europäischen Völker auf den Einschlag germanischen Blutes zurück, den die Völkerwanderung den erschlafften Nationen Europas brachte.

In seinem Heimatland wenig beachtet, fand Gobineau in Deutschland eine gläubige Gemeinde und viele Nachfolger, unter denen der international erzogene, später ganz deutsch gewordene Engländer Houston Stewart Chamberlain zu nennen ist. Er hat mit seinem zweibändigen Werke: „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, das die Entwicklung der abendländischen Menschheit unter dem Gesichtspunkt eines einseitigen und schroffen Rassenstandpunktes darstellt, grossen Einfluss in Deutschland gewonnen und viel Verwirrung angestiftet. Um seine Methode zu kennzeichnen, seien hier aus dem Abschnitt, der vom Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte handelt, einige Leitsätze hervorgehoben. Hier meint er:

„Dieser Barbar, der am liebsten nackend in die Schlacht zieht, dieser Wilde, der plötzlich aus Wäldern und Sümpfen auftaucht, um über eine zivilisierte und kultivierte Welt die Schrecken einer gewaltsamen, mit der blossen Faust erfochtenen Eroberung zu geniessen, ist nichtsdestoweniger der rechtmässige Erbe des Hellenen und des Römers, Blut von ihrem Blut, und Geist von ihrem Geist. Sein Eigenes ist es, das er, unwissend, aus fremder Hand entreisst. Ohne ihn ging der Tag des Indoeuropäers zu Ende.“ Und an einer anderen Stelle heisst es: „Nur durch die genaue Feststellung eines neuen Begriffes des Germanischen gewinnt die Betrachtung des Eintrittes der Germanen in die Weltgeschichte praktischen Wert. Bis wohin reicht das Stammverwandte? Wo treffen wir Arya an? Wo beginnt das Fremde, welches wir nach Goethes Wort nicht leiden dürfen?“ — In den weiteren Ausführungen wird der Begriff Germane dann auf die Keltogermanen und die Slavogermanen ausgedehnt; eingeschränkt wird er dagegen insofern, „dass nämlich, wer die physischen Merkmale des Nordeuropäers nicht besitzt, und sei er noch so sehr im

Herzen Germaniens geboren und rede von Kindheit auf eine germanische Sprache, doch nicht als Germane zu betrachten sei."

Also: „Germane ist der Regel nach (sic!) nur wer von Germanen abstammt." Chamberlain sieht als kluger Mann freilich selbst ein, dass die Abstammung von Germanen in unserer Zeit doch etwas schwierig zu beweisen ist, und gibt deshalb einige Merkmale, wodurch sie unbedingt verbürgt wird: äusserlich: blondes Haar und langer Schädel, geistig: Freiheitsliebe und Treue. Menschen, die diese körperlichen und geistigen Eigenschaften nicht aufweisen, sind „Antigermanen". Da es sich nun aber nicht leugnen lässt, dass es auch ausserhalb des germanischen und indogermanischen Kreises — denn Indogermanen und Germanen sind ja im letzten Grunde für Chamberlain identisch — Menschen mit den genannten Kennzeichen gibt, so hilft er sich auf drollige Weise aus dieser Verlegenheit: solche Leute, wo sie sich auch finden, werden einfach für Germanen bzw. Indogermanen (Arier) erklärt. Menschen, die diese Merkmale nicht besitzen oder die Herrn Chamberlain irgendwie sonst unsympathisch sind, wird die Arierqualität aberkannt. Das heitere Ergebnis dieser Geschichtsklitterung ist, dass z. B. der jüdische König David zum Arier erhoben und der spanische Gründer des Jesuitenordens, Ignaz von Loyola, zum Antigermanen resp. Semiten degradiert wird!

Man könnte über solche Phantastereien einfach lachen, wenn sie nicht, zumal in Deutschland, aber auch vereinzelt in anderen Ländern, viele Gläubige gefunden hätten. Ja, selbst aus den Kreisen der Wissenschaft haben sich Gelehrte bereit gefunden, dem Phantom der arisch-germanischen Rasse die feste Grundlage zu verschaffen. So hat der Sprachforscher Hirt in einem umfänglichen Werk die Herkunft der Indogermanen aus Nordostdeutschland, dem Stammland der Germanen, zu erweisen gesucht und hat mit diesem Nachweis selbst bei Geschichtsforschern Erfolg gehabt. Der französische Historiker Camille Jullian z. B. sieht in seiner „Histoire de la Gaule" Kelten und Germanen für ursprünglich identisch an —

was schon aus sprachlichen Gründen ganz unmöglich ist — und lässt jene aus der Arierheimat an den Ufern der Ostsee über den Rhein vordringen.

III.

Mit dieser Theorie war der Anschluss der sprachlichen Altertumsforschung an die anthropologische Wissenschaft gewaltsam hergestellt. Abseits stand noch die Vorgeschichte. Aber auch diese wurde mit dem Indogermanenproblem verquickt, selbstverständlich unter dem Gesichtspunkt der nordischen Urheimat. Much, Hoops, Kossinna und ihre Anhänger vertreten diesen Standpunkt: letzterer in recht schroffer und unduldsamer Weise. Der Mangel an beweiskräftigem Material wird durch Ausfälle gegen Forscher, die einen anderen Standpunkt einnehmen, ersetzt.

Die Indogermanenforschung dieses Prähistorikers erstreckt sich neuerdings auch auf die paläolithische Periode des Menschengeschlechtes, wenn die Ahnen der langschädligen Ariogermanen von ihm in der südfranzösischen Crômagnon-Rasse wiedergefunden werden. Zeit und Raum werden in souveräner Weise vernachlässigt, wenn das indogermanische Stammvolk, das etwa im 3. Jahrtausend vor Christus existiert hat, in die quartäre Epoche der Erde, also Zehntausende von Jahren zurückverlegt wird. Übrigens hat diese Abstammungslehre von den Ariern vor einiger Zeit sogar einen Protest auf französischer Seite bewirkt, indem sich Maurice Barrès in einem Artikel des Écho de Paris vom 22. Januar 1915, betitelt: „La Cendre des Morts“ darüber entrüstet, dass man der französischen Rasse ihre Ahnen rauben wollte, weil zwei Funde von paläolithischen Skeletten aus Frankreich nach einem Berliner Museum kamen. Barrès ist bekanntlich französischer Nationalist und Rassefanatiker und will die französische „Rasse“ von „fremden Elementen“ säubern. Er mag sich indes beruhigen, was die südfranzösischen Ahnen der „Arier“ angeht; diese Phantasien werden von der ernsthaften deutschen Wissenschaft rundweg abgelehnt.

Jeder Einsichtige muss erkennen, dass die Vorgeschichte, deren Denkmäler ja stumm sind, das Problem der Urheimat der Indogermanen nicht lösen kann. Das ergibt sich schon aus dem Umstand, dass Rasse, Sprache und Geräteformen in keinem ursächlichen Zusammenhang mit einander stehen. Steinwerkzeuge aus Europa sehen nicht anders aus wie solche aus Afrika oder

Australien; prähistorische Töpfe aus Norddeutschland könnten ohne Schwierigkeiten auch bei indianischen Stämmen hergestellt worden sein. Vor dem Forum der Wissenschaft also hat die Rassetheorie, die auf die einseitige Glorifizierung der Ario-Germanen hinauslief, niemals Erfolg gehabt. Aber auch die weiteren Kreise werden durch die Erfahrungen, die wir in der jetzigen Krisis machen, hoffentlich von ihrem Glauben an die allein seligmachende Kraft der Rasse geheilt werden.

Denn ein Glaube ist es, nicht ein Wissen.

Das gesteht sogar der öfter genannte Chamberlain ein, wenn er zugibt: „Unmittelbar überzeugend wie nichts anderes ist der Besitz von Rasse im eigenen Bewusstsein. Wer einer ausgesprochenen reinen Rasse angehört, empfindet es täglich."

Noch deutlicher ausgedrückt wird es in einer Besprechung meines Indogermanenwerkes,[1]) wo es heisst:

„Die völkisch Gesinnten bekennen sich zur rassetheoretischen Weltanschauung, sie begeistern sich an dem kriegerischen Herrenideal der Indogermanen, sie betrachten Nordeuropa als die einzig mögliche Heimat dieser Rasse blonder Edelinge, sie erblicken in den Germanen stammesechte und vollwertige Nachfahren der alten Indogermanen usw."

Auf dieser „rassetheoretischen Weltanschauung" soll sich nun auch die politische aufbauen, wie der Referent an einer anderen Stelle seiner längeren Ausführungen feststellt.

So wird es hoffentlich auch in den Augen der Rassegläubigen nicht ungerechtfertigt erscheinen, wenn ich nunmehr die Probe auf das Exempel anstellen will.

IV.

Hat sich das Band der behaupteten Rassenverwandtschaften der europäischen Völker in diesem Krieg bewährt? Hat sich andererseits die Kluft der Rassenverschiedenheit zwischen Europäern und Asiaten als unüberbrückbar gezeigt? Auf beide Fragen muss mit einem entschiedenen „Nein" geantwortet werden. Zwar hat man oft von dem Verhältnis der Deutschen zu den Engländern das Wort hören können: Blut ist dicker als Wasser. Aber in Wirk-

---

[1]) Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen. Berlin, Weidmann, 1913.

lichkeit hat jetzt das verwandtschaftliche Blut die Verschiedenheit der Interessen zwischen Deutschen und Engländern nicht zu überbrücken vermocht. Die Enttäuschung darüber ist in den Kreisen der Rassetheoretiker gross gewesen und den Engländern ist von ihnen Verrat an der Sache des Germanentums vorgeworfen worden. Von englischer Seite (in dem von den Historikern der Universität Oxford herausgegebenen Buch: „Why we are at war") wurde auf diesen Vorwurf mit dem Einwand geantwortet, die heutigen Engländer seien keine reinen Germanen, sondern eine gemischte Rasse mit mannigfachem, nicht germanischem Einschlag. Keine der beiden Parteien hat recht. Zweifellos ist Englands Sprache ein Zweig der germanischen Sprachfamilie und ebenso sicher ist, dass die früheren Bewohner Englands viel germanisches Blut infolge der Einwanderung der Angeln, Sachsen, Dänen usw. aufgenommen haben. Aber reine Germanen sind die Engländer ebensowenig wie die Deutschen. Höchstens kann man bei letzteren die Gebiete an der Nordsee (Westfalen, Friesland) als eine Domäne verhältnismässig reiner Germanen ansehen. Aber der Süden und Westen Deutschlands hat keltisches und romanisches Blut aufgenommen; der Osten ist auf slavischer Grundlage erst in junger Zeit wieder germanisiert worden, ganz wie in England neben den Urbewohnern zunächst keltische, dann römische, germanische und wieder romanische Besiedlung in Rechnung zu stellen ist. Die Engländer sind also in demselben Sinne Germanen wie die Deutschen, d. h. im Hinblick auf die Sprache; von reiner germanischer Rasse kann bei beiden keine Rede mehr sein. Wenn man heutzutage noch rassereine Germanen finden will, so muss man sie auf dem Gebiet der Nordländer, der salischen Franken, der Friesen, Sachsen und Westfalen suchen. Nur ein Bruchteil von diesen Stämmen ist aber am gegenwärtigen Krieg beteiligt: Die Friesen, Sachsen, Westfalen auf deutscher, die Vlamen — soweit sie noch dazu imstande sind — auf Seiten der Verbündeten. Die Holländer, Dänen, Norweger und Schweden halten sich ganz neutral; sie sind z. T. eher den Verbündeten als den

Deutschen wohlgesinnt; am freundlichsten zu diesen stellen sich die Schweden. Aber weniger aus gemeinsamem Rassegefühl als aus der Erkenntnis, dass eine russische Ausdehnung nach Westen auch den Bestand des schwedischen Staates gefährden müsse.

Die germanische Rasse oder der germanische Sprachstamm, wie man richtiger sagt, ist also kein so festes Band, dass es gemeinsame Interessen verbürgen könnte. Die Rasse ist demnach kein realer Faktor im politischen Leben, und alle auf dieser Grundlage aufgebauten Theorien sind zusammengebrochen. Nicht nur bei den Germanen, sondern ebenso bei den Slaven. Auch hier ist das rassenhafte Band, von dem die Panslavisten reden — und merkwürdigerweise auch das obengenannte Werk englischer Historiker, das von den „racial bonds" der Serben und Russen spricht — in Wirklichkeit nicht vorhanden.

Wenn schon der germanische Rassen-Typus nur auf einem beschränkten Umfang des germanischen Sprachgebietes vorherrschend ist, so kann man von einem genau zu umgrenzenden slavischen Typus überhaupt nicht sprechen. Welches sollte er denn sein? Der blonde langköpfige in Nordwestrussland, der blonde rundköpfige in Mittelrussland, der dunkle kleinwüchsige in Polen, der dunkle grossgewachsene in der Ukraine? Noch komplizierter wird die Frage, wenn man die kleinen Slavenstämme: Serben, Slovenen, Tschechen, Wenden usw. berücksichtigt. Die jetzt eine slavische Sprache redenden Bulgaren sind ursprünglich überhaupt keine Slaven gewesen, sondern ein türkischer Stamm, der die slavische Sprache angenommen hat. Es gibt also keinen einheitlichen slavischen Typus; der Begriff „slavische Rasse" ist eine schiefe Prägung. Nicht einmal von einer einheitlichen slavischen Kultur kann die Rede sein. Es gähnt eine Kluft zwischen den zu Westeuropa neigenden, katholischen Westslaven und den vielfach in orientalischen Anschauungen beharrenden orthodoxen Ostslaven. Nur einen slavischen Sprachstamm können wir nachweisen, der aber ebensowenig wie der germanische eine politische Interessengemeinschaft darstellt, wie die jetzige Zeitlage beweist. Denn seine einzelnen Zweige stehen sich in beiden Lagern gegenüber; die Polen und Serbokroaten sogar in beiden, wenn auch vielfach nicht freiwillig. Das gleiche ist bei den Ukrainern (Kleinrussen oder Ruthenen) der Fall.*)

Nicht anders steht es um die sogen. „lateinische" Rasse, d. h. die Völker der romanischen Sprachgruppe. Mögen auch die Italiener jetzt an der Seite der Verbündeten kämpfen und die Sympathien vieler Rumänen zu den Franzosen neigen, so gebietet doch bei den Rumänen wenigstens das nationale Interesse den

*) Der seitherige Eintritt der Bulgaren in den Weltkrieg an der Seite der Zentralmächte bestätigt nur diese Anschauungen. *Die Red.*

kühl Denkenden und der Regierung vorläufig eine abwartende Haltung. Von einem Eingreifen Spaniens in den Weltkrieg war überhaupt nie die Rede und Portugal hat sich trotz starker Abhängigkeit von England bisher beharrlich geweigert, seine Streitkräfte in den Dienst der Verbündeten zu stellen. Das einigende Band des lateinischen Blutes existiert in Wirklichkeit ebensowenig wie dasjenige des germanischen oder slavischen Blutes.

V.

Man darf also den Weltbrand nicht als einen Entscheidungskampf zwischen Germanentum und Slaventum auffassen, wie das nicht selten geschieht. Wohl stehen sich die beiden grössten Mächte germanischer und slavischer Sprache gegenüber, aber ihr Zusammenprallen ist nicht durch einen Rassegegensatz, ja nicht einmal durch einen Kulturgegensatz, sondern durch politische Faktoren und vielleicht auch das beiderseitige Expansionsbedürfnis veranlasst worden.

Nach diesen Ausführungen ist es nicht nötig, noch besonders zu betonen, dass von einer „arischen" Rassengemeinschaft noch weniger die Rede sein kann, wie von einer germanischen, slavischen oder lateinischen Rasse.

Denn wie könnte man sonst den Engländern vorwerfen, dass sie indische Sikhs und Gurkhas gegen die Deutschen heranführen, da diese Inder ihrer Sprache nach ebenso gut „Arier" sind wie die Germanen. Schon dieser Umstand und die fernere Tatsache, dass alle europäischen Völker, die sich jetzt so erbittert bekämpfen, kein Gefühl für ihre „arische" Rassengemeinschaft haben, hat gezeigt, dass diese Abstraktion mythenbedürftiger Schwärmer keine reale Existenz hat. Wenn der Vierverband sich die mongolischen Japaner, der Zweibund sich die Türken als Verbündete unbedenklich zugesellt, so ist dies ein fernerer Beweis gegen die Richtigkeit des „Rassegefühls". Ist also, wie von mancher Seite behauptet worden ist, eine „Rasseverrat" geübt worden, so ist das eben auf beiden Seiten geschehen; denn es ist nicht einzusehen, inwiefern die Japaner uns Europäern als Rasse antipathischer sein sollen als die Türken. In

Wirklichkeit existieren solche generelle Abneigungen zwischen den Rassen überhaupt nicht: sie sind nur künstlich gezüchtet, ein Treibhausgewächs der Gelehrtenstube, das im Hauche frischer Luft schnell verwelkt. Der politische Sturm, der jetzt über die Erde hinbraust, hat die vermeintlichen Rassengegensätze hinweggeweht.

VI.

Welches sind aber die Faktoren, die Völker einen oder trennen? Neben den politischen und wirtschaftlichen Gründen, die hier in erster Linie massgebend sind, und neben kulturellen Motiven, ist es der Hauptträger der Kultur, die Sprache, welche das Fühlen und Denken der Nationen lenkt. Die gemeinsame Sprache erklärt, weshalb die sehr aktiven Sympathien des englisch redenden Amerikaners auf Seiten Englands, die mehr platonischen der deutsch sprechenden Schweizer auf Seiten Deutschlands, diejenigen der französisch sprechenden Schweizer auf Seiten Frankreichs sind. Der Einfluss französischer Sprache und Kultur in Spanien und Rumänien bedingt in der Hauptsache die überwiegend franzosenfreundliche Stimmung daselbst. Den daneben vorhandenen Einfluss politischer Interessen oder die Wirkung der Presse-Propaganda zu beachten, fällt ausserhalb des Rahmens dieser Untersuchung. Ein Ergebnis wollen wir festhalten: der Glaube an die trennende oder bindende Kraft angeblicher Rassegemeinschaft hat durch die Ereignisse der letzten Zeit eine schwere Erschütterung, ja man kann wohl sagen, den Todesstoss erlitten. Und aus den Trümmern dieses Glaubens steigt verjüngt empor ein von den Rassefanatikern kaum noch beachteter Faktor: der Staatsgedanke. Nicht vermeintliche gleiche Abstammung, sondern gemeinsame Interessen, gleiche Kultur und Sprache, mit einem Wort staatenbildende Kräfte einen oder trennen die Menschen, im Krieg wie in dem hoffentlich bald wiedererstehenden Frieden.

Der Weg zum Frieden.

Von HUGH RICHARDSON (Northumberland).

Manchmal, wenn man ganz einsam zu Berg gestiegen ist, findet man sich unerwartet an einer Felswand, unfähig vorwärts oder rückwärts zu gelangen. Es ist dann anregend, unter sich zu blicken und sich auszumalen, was geschehen würde, wenn man den Abstieg wagte. Gäbe es wohl einen Beinbruch oder nur eine Sehnenzerrung ? Und dann kommt es einem zu Bewusstsein, dass man viele Kilometer von seinen Freunden entfernt ist und dass diese nicht einmal wissen werden, wo nach der Leiche zu suchen. Wenn ein Tourist nicht zurückkehrt, wird in der Schweiz eine Rettungsexpedition mit Seil und Laterne abgesandt. Sah ich doch die wehmütigen Spuren einer solchen Kolonne quer über dem Schneehang des Matterhorn. Und manchmal trifft die Hilfe rechtzeitig ein. Vielleicht wird dann von oben ein Seil geworfen und es gelingt mit dem Zugreifen einiger Freunde, den Abhang hinaufzukommen. Öfter noch wird eine neue Abstiegsmöglichkeit entdeckt. Ihr seid in der Schweiz sehr tüchtig in diesen Dingen, und die Rettungsmannschaft ist stets bereit sich zu formen, so dass der Tourist sich beeilen muss, wenn er ankommen will, ehe seine besorgten Freunde sich aufmachen, um ihn zu suchen. Es kann auch sein, dass er ganz unerwartet einen Rückweg findet von seinem hohen, schmalen und abgründigen Pfad. Etwa dort, wo der Silberbach sich seinen engen Durchbruch bahnt, durch welchen er von Stufe zu Stufe sprühend zu Tal stürzt. Bilden diese Stufen vielleicht eine Treppe ? Es ist nicht üblich, über nasse Treppen zu laufen, wo einem das Wasser durch die Rockärmel rinnt, doch wenn uns dieser Weg nass und schmutzbedeckt — aber zur grünen Alp bringt, zu den Blumen und den Schmetterlingen — dann wollen wir von Glück reden.

Gegenwärtig sind einige Völker Europas in eine un-

mögliche und fragwürdige Lage geraten; sie haben keine wirkliche Aussicht auf Sieg und es schaudert sie, tief hinunter in den Abgrund zu blicken. Wenn man ihnen nur den Weg zum Abstieg zeigen könnte! Wir wollen einige Möglichkeiten überdenken. Es sind nicht ihre Glieder, es ist ihr Stolz, welcher beim Abstieg von Gefahr bedroht ist. Wir müssen also Sorge tragen, dass jeder Schritt als „patriotisch“ denkbar ist . .

Der 4. August war ein Jahrestag. Ein Jahr vorher zog England in den Krieg! Viele meiner Landsleute haben seither ganz vergessen wer den Krieg erklärt hat.

Doch da sind andere — und es sind nachdenkliche und intelligente Männer, die sagen, sie wissen nicht, was sonst hätte getan werden sollen. Sie wollten keinen Krieg, sie wollen auch heute keinen, aber sie führen den Krieg, denn sie haben ihn begonnen und sehen keinen Ausweg. Wenn ich versuche, ihnen zu sagen, was anderes hätte geschehen können, finde ich kein Gehör. Sie fragen: Und die Grausamkeiten in Belgien? Und die Zeppeline? Und die Lusitania? Beinahe immer wenn jemand versucht, Vernunft zu predigen, endet das Gespräch bei den „Feindseligkeiten“. Doch vielleicht würden sie zuhören, wenn man versuchen möchte, es ihnen richtig auseinandersetzen. Es ist wahr, wir hatten etliche Diskussionszirkel — gerade zwanzig bis dreissig Leute versammelt mit der Absicht, vernünftig zu sein — was so die Zeitungen einen „Geheimbund von Verrätern“ nennen würden. Am besten ging es, wenn der Vorsitzende verlangte, dass nicht darüber gesprochen werden darf, welche Nation den Krieg verursacht hat (jedes Auswärtige Amt hat ja sein Weissbuch veröffentlicht, das seine Unschuld dartut), nicht über Kriegsgreuel (wer Geschmack an diesen Dingen findet, kann sie von der Carnegie Kommission für 5 Fr. engros beziehen) und nicht vom Christentum (denn da wir noch nicht sagen können, ob den Bischöfen oder den Quäkern zu trauen ist, können wir indessen den Ausweg wählen, das Christentum mit dem Krieg abzulehnen); drei sehr gute Regeln für jede Auseinandersetzung.

Könnten Sie nicht den Besonnenen unter meinen Landsleuten zeigen, was sie vor einem Jahre hätten tun sollen? Pas est ab hoste discere. Ich glaube, dass die Engländer ein wirkliches Interesse daran hätten, von deutscher Seite zu erfahren, was letztes Jahr hätte geschehen können. Sie würden irgend etwas mit Interesse lesen, was Herr v. Bethmann-Hollweg oder Professor Ostwald oder Genosse Liebknecht darüber schreibt. Scheinbar ist es ja unwichtig, was wir vor langer Zeit hätten tun sollen, wichtig ist, was jetzt zu geschehen hat. Ich beziehe mich nur deshalb auf Vergangenes, weil einige meiner Landsleute, und gerade die Intellektuellen, über dieses Hindernis nicht hinweg kommen.

Sie werden sich erinnern, dass die Stufen, auf welchen wir den Tschingelpass erklimmen — am obern Ausgang des Lauterbrunnentals — auch dieselben sind, welche uns zum Obersteinbergwirtshaus hinabführen. Wüssten wir also nur, was wir damals hätten tun sollen, so könnten wir heute den Rückweg finden.

Die Invasion Belgiens brachte unser Volk auf; aber selbst Deutschland zog nicht in den Krieg, als Italien an Österreich Krieg erklärte. Statt dessen veröffentlichte das Berliner Tageblatt eine sehr schöne Parodie auf Goethes „Mignon". Ich habe sagen hören, dass England dem Krieg ganz ferngeblieben wäre, wenn es nur vierzehn Tage zugewartet hätte. Aber dann hätten die Leute gefragt: Und was ist's mit dem Elsass? Das wäre nun die Angelegenheit der Elsässer gewesen mit „Volksabstimmung", „keine Annexionen" — „à bas la revanche". Aber selbst ohne Zugehörigkeit zur Entente und ohne Geheimvertrag war da eine wirkliche Schwierigkeit nach vieler Leute Auffassung. Was sollte mit der französischen Flotte geschehen? Sie lag im Mittelmeer und hatte den Schutz des Aermelkanals der englischen Flotte anvertraut. Das war eine Schwierigkeit.

Doch wir wollen die Antezedenzien von 1870 überdenken. Damals schon war der Vertrag von 1839 ein wenig veraltet und bedurfte einer Auffrischung. Da wir damals

tatsächlich neutral blieben, war es uns möglich, die Neutralität in Belgien aufrecht zu halten. Letztes Jahr war es schwieriger für uns, gegen Frankreich und Deutschland als Freund zu handeln, obwohl Fürst Lichnowsky wahrscheinlich Recht hatte mit seiner Annahme, dass wir einer neutralen Stellungnahme zusteuerten.

Es hätte möglich sein sollen, auf Grund einer gegenseitigen Verständigung mit Deutschland und Frankreich das Meer zwischen Themse- und Rheinmündung neutral zu erklären. Hätte ein solch neutrales Seegebiet unter englischer Schutzaufsicht bestanden, dann wären die deutsche und die französische Flotte getrennt gewesen, das Meer hätte für den harmlosen Handel frei bleiben können. Alle Fragen der Kriegskonterbande wären durch Appell an das Haager Schiedsgericht geschlichtet worden. Hätten wir auf Grund solcher Bedingungen einen Monat Aufschub erzielt, dann konnte England eine Konferenz neutraler Staaten einberufen. Es ist möglich, dass sich eine solche Konferenz gegen den Krieg überhaupt erklärt hätte und — statt sich zum Kampf gegen ein Volk zusammenzuschliessen — über alle kriegführenden Staaten den wirtschaftlichen Boykott verhängt hätte durch Verweigerung von Handelsverkehr, Kriegsanleihen, Munition, telegraphischer Verbindung usw. Wir glauben heute, dass ein solcher wirtschaftlicher Boykott durch den Zusammenschluss neutraler Staaten so wirksam wäre, dass er fast einem Kriegsverbot gleichkäme.

Doch welchen vernünftigen, praktischen Zweck hat es jetzt, davon zu sprechen, was sein konnte? Gerade den, dass alles was sein konnte, immer noch möglich sein kann. Die neutralen Völker können immer noch zur Beratung zusammentreten, die Flotten in enges Wasser konzentriert werden, das Meer für den harmlosen Handel frei bielben und Konterbande verhindert werden. Das Elsass kann immer noch seine Volksabstimmung haben, selbst wenn wir zehn Jahre darauf warten müssen. Die Schritte, welche zum Kriege führten, mögen rückwärts gemessen, dem Frieden zuführen. Plötzlich, so wie es uns durchfuhr,

dass der Silberbach durch die Felswand sich den Ausweg gebahnt hatte, mag es Europas Sinn erhellen, dass ihm ein Torweg offen steht — ein Waffenstillstand.

Wie wird es kommen? Wird der Papst einen Dispens erlassen, der alle Soldaten überall und für alle Zeit von jedem Eid militärischen Gehorsams entbindet, die Feuerlinie mit seinem Fluch belegt, die Ambulanz segnet? Wird Amerika den Krieg für ein schlechtes Geschäft erklären (ausgenommen für Mordbranchen) und unparteiisch jede Ausfuhr von Konterbande untersagen? Wird Holland, nachdem die Haager Konvention aller Welt verkündet wurde, anregen, dass diese wieder in Geltung tritt? Oder werdet Ihr in der Schweiz mit Eurer Verfassung uns das brauchbare Modell einer Weltrepublik bieten?

Aber ich schreibe „pour passer le temps", gerade so lange bis Sie eine Botschaft für uns haben, die uns sagt, was wir vor einem Jahr hätten tun müssen und was wir jetzt tun sollen. Ihre Bergführer haben uns das Bergsteigen gelehrt, nun sollen sie uns zeigen, wie wir zu Tale gelangen. Natürlich immer so, dass wir mit Anstand das Hotel erreichen.

NACHTRAG.

Der Verfasser sendet uns einen interessanten Vorschlag ein, welchen er im Londoner „Economist" v. 16. Okt. 1915 gemacht hat. Es handelt sich darum, nach Friedensschluss internationale Aktiengesellschaften zu gründen, welche ohne Eifersucht unter den Nationen in kolonialen Gebieten Konzessionen erlangen könnten. Eine Gesellschaft dieses neuen Typus müsste in wenigstens 5 Staaten Aktionäre haben, in allen kotiert sein und Dividenden zahlen. Eine internationale Kommission hätte die Eintragung in ihr Handelsregister zu bewilligen, dafür eine Gebühr von höchstens 1 ‰ des Kapitals und Steuern bis zu 1 % des Reingewinns zu beziehen. In jedem Staate haftet die Gesellschaft für Schulden bis zur Höhe des dortigen Kapitals. Sie würde einem internationalen Arbeiter- und Eingeborenen-Schutzgesetz unterliegen. Ein internationales Handelsgericht hätte über Zivilstreitigkeiten zwischen solchen Aktiengesellschaften zu entscheiden. Wir stellen diesen Vorschlag gerne zur Diskussion. *Die Red.*

□□□

Russland und der Weltkrieg.

Von einem Russen.

Die Geschichte wiederholt sich nicht. Wer erwartet hat, dass der jetzige Krieg eine ähnliche Stimmung in Russland auslösen werde wie seinerzeit der ostasiatische, muss sich enttäuscht fühlen. Die Verhältnisse, die inneren wie die weltpolitischen, haben sich inzwischen stark verändert. Der ostasiatische Krieg war ein reines Kolonialabenteuer der russischen Bureaukratie. Wenige wussten die wahren Ursachen des Konflikts und diese vermochten es noch weniger, die Folgen einer russischen Niederlage abzusehen. Die spätere Zeit hat aber gezeigt, dass Russland infolge dieses Krieges nicht nur seine Stellung in Ostasien verliert, sondern auch die Gefahr läuft, im nahen Orient ausgeschaltet zu werden. Österreich befestigte sich auf dem Balkan, Deutschland in Vorderasien, und die russischen imperialistischen Kreise wurden gewahr, dass Russland bald seine Hoffnungen auf Konstantinopel werde aufgeben müssen.

Dazu kommt noch, dass die Periode 1906—1914 unter dem Zeichen der Gegenrevolution stand. Zwischen der reaktionären Adelspartei und der Grossbourgeoisie wurde ein Pakt gegenüber den revolutionären Elementen des Volkes geschlossen, wobei in der inneren Politik die volle Herrschaft des Adels und der Bureaukratie gesichert, dafür der Bourgeoisie Aussichten auf eine expansive auswärtige Politik gemacht wurden. Wie so oft in der Geschichte, war die russische auswärtige Politik auch während dieser kontrerevolutionären Zeit stark aggressiv. Das geht schon aus den gewaltigen Ausgaben für Heer und Flotte hervor, die Russland in dieser Zeit gemacht hatte. Von 1906 bis 1912 stiegen die Ausgaben für Heer und Marine um mehr als 50% an. Alle militärischen Forderungen der Regierung wurden ohne weiteres bewilligt, so dass sich die Duma von vornherein an den durch ihre eigene Politik mit herauf-

beschworenen Ereignissen schuld fühlte; und sie zögerte nicht, sich sofort hinter die Regierung zu stellen. Insbesondere, als die Türkei in den Krieg eintrat, ergab sich ein sehr verlockendes Kriegsobjekt — Konstantinopel und die Herrschaft über Vorderasien, eines der verheissungsvollsten Länder der Welt. Die Eroberung von Galizien wurde nur von den russischen Nationalisten angestrebt, denen das Aufkommen einer selbständigen ruthenischen („kleinrussischen") Kultur ein Dorn im Auge war. Sie befürchteten mit Recht ihre Rückwirkung auf die russischen Ruthenen, die zu russifizieren sich die russische nationalistische Politik zur Aufgabe stellte, um im gewaltigen russischen Reiche die Mehrheit für den „russischen Stamm" zu erhalten. Das kulturelle Selbständigwerden der Kleinrussen würde bedeuten, dass die herrschende grossrussische Nation nicht einmal die Mehrheit des Landes bildet, was in der Folge zur Neuorientierung in der nationalen Politik führen müsste. Diese Probleme beschäftigten aber bloss den rückständigen Teil der Bourgeoise und vor allem die Bureaukratie; der entwickeltste Teil der russischen Industrie und in erster Linie die russische „Gesellschaft" sahen in der Eroberung Galiziens keine „nationale" Aufgabe, für die sie sich besonders erwärmen könnten. Ganz anders wurde es, als die Türkei ebenfalls in den Krieg getreten war. Da ergriff der junge imperialistische Geist alle Schichten der russischen Gesellschaft, von den Moskauer Industriellen und Börsenleuten bis zu den „Kadetten" (konstitutionellen Demokraten) und selbst weite Schichten der bäuerlichen Demokratie, der die freie Durchfuhr durch die Meerengen als verlockendes Kriegsziel erschien. Geht doch der russische Getreideexport in der Hauptsache durch diese Meerengen, deren Sperrung zu Beginn des jetzigen Krieges eine wahre Katastrophe für den Bauer bedeutet hatte.

Es kommt noch hinzu, dass sich in Russland in den letzten Jahren ein zahlreiches, intellektuelles Proletariat gebildet hat, das die Deutschen aus den führenden Stellungen in dem russischen Wirtschaftsleben zu verdrängen

suchte. Seine Wünsche liefen mit den schutzzöllnerischen Bestrebungen der russischen Industriellen parallel, die die Konkurrenz der deutschen Industrie ausschliessen wollten. So begann schon lange vor dem Kriege eine Kampagne gegen die Übermacht der Deutschen, die zufälligerweise von vornherein eine politische Färbung erhielt.

In Russland hat sich nämlich die falsche Vorstellung eingebürgert, als ob der letzte Handelsvertrag von 1904 Russland von Deutschland unter Ausnutzung seiner militärischen Schwäche und ungünstigen Lage aufgezwungen worden wäre. Das wurde sogar in einer Dumakommission behauptet, ohne dass die Regierung dem entgegentrat. Obgleich nun dieser Vertrag nur die russische Viehzucht benachteiligte, während er der russischen Industrie erhöhte Zölle brachte, schlugen besonders die Schutzzöllner Lärm und riefen zum Kampf gegen Deutschland.

So darf man, wenn man die Dinge objektiv betrachtet, ruhig zugeben, dass sich die Beziehungen zwischen Russland und Deutschland schon vor dem Kriege ausserordentlich zugespitzt haben und dass ein grosser Teil der Schuld dafür den russischen Imperialisten und Schutzzöllnern zufällt. Ohne also auf die Frage einzugehen, ob Russland schon 1914 oder erst 1916 den Krieg wünschte, ist es durchaus nicht zu bestreiten, dass man sich in Russland für eine solche Auseinandersetzung mit den Zentralmächten vorbereitet und die Dinge in verbrecherischer Weise auf die Spitze getrieben hatte. Damit sollen die deutschen Kriegstreiber keineswegs rein gewaschen werden. Nur ist es nicht die Aufgabe dieser Zeilen, über Deutschland zu schreiben. Wir überlassen es den Deutschen selbst, sich mit ihren Imperialisten auseinanderzusetzen.

Die Schuld dafür trifft sämtliche bürgerliche Parteien, die alle die Regierung in ihrer auswärtigen Politik unterstützt haben. Das sozialistische Proletariat, von den inneren Kämpfen ganz in Anspruch genommen, hat keine Zeit und Möglichkeit gehabt, die auswärtige Politik der Regierung zu überwachen. Beim Ausbruch des Krieges zeigte es sich völlig überrascht. Die bürgerlichen Parteien

stellten sich ganz und gar hinter die Regierung. Die Bauernpartei lehnte es allerdings ab, dieser Regierung Kriegskredite zu gewähren, vertrat aber die Notwendigkeit der Mobilisation der gesellschaftlichen Kräfte zum Zwecke der Landesverteidigung. Als neuerdings die Niederlagen Russlands furchtbar wurden, erhoben auch die Vertreter fast aller anderen bürgerlichen Klassen dieselbe Forderung. Man ging so weit, ein vor der Duma verantwortliches Ministerium zu verlangen. Indes die Regierung zeigte — nach kurzem Schwanken — keine Nachgiebigkeit, und auf einen entschiedenen Kampf wollen die bürgerlichen Parteien es doch nicht ankommen lassen. Als das Proletariat in Petersburg und in Moskau die Forderung der konstituierenden Versammlung durch einen Streik zu unterstützen versuchte, winkten die massgebenden bürgerlichen Parteien ab, riefen zur „Ruhe und Besonnenheit". Man hält in Russland zwar die Regierung für unfähig, den Widerstand zu organisieren, fürchtet aber noch mehr die Wiederholung der Ereignisse von 1905, was die Regierung sehr gut weiss und sich deshalb um die Wünsche und Bitten der Gesellschaft gar nicht kümmert, soweit es nicht Rücksichten auf die Verbündeten gebieten.

Es ist natürlich, dass das sozialistische Proletariat in Russland mit dem jetzigen System nicht Frieden schliessen konnte, schon darum nicht, weil dieser Friede ihm gar nicht angeboten wurde. Die Verfolgungen der Arbeiter und ihrer Organisationen wurden während des Krieges nur verschärft und nahmen die rohesten Formen an. Die Regierung schien die Gelegenheit ausnutzen zu wollen, um die Arbeiterorganisationen völlig zu vernichten. Trotzdem schien es zu Beginn des Krieges, dass die Arbeiter ihren Kampf zeitweilig einstellen wollen. Die Streiks und Strassenkämpfe hörten eine Zeitlang auf. Die sozialdemokratische Dumafraktion protestierte zwar in der Duma sehr energisch gegen den Krieg und appellierte an die internationale Solidarität der Arbeiter aller Länder. Eine junge schwache Organisation, im Inlande furchtbar

verfolgt, schöpfte die russische Sozialdemokratie ihre Kraft in der idealistischen Begeisterung und im Glauben an die internationale Solidarität der Klasseninteressen der Arbeiter. Für sie war es schon deshalb psychologisch unmöglich, sich auf den nationalen Boden zu stellen. Trotzdem aber erklärte auch sie offen, dass sie keineswegs eine Niederlage Russlands wünsche. Der jetzige Krieg ist faktisch ein Volkskrieg, an dem der grösste Teil der Volkssöhne teilnimmt. Ihnen eine Niederlage wünschen, die noch von der Invasion fremder Heere begleitet ist, kann natürlich kein zurechnungsfähiger Mensch. Andererseits war es unmöglich, für einen Sieg der zarischen Regierung zu sein, welcher die Reaktion nur stärken könnte, davon ganz abgesehen, dass das Gefühl der Internationalität es verbietet, den gegnerischen Heeren, die zum grossen Teil doch ebenfalls aus Proletariern bestehen, eine Niederlage zu wünschen. Die Redensart, dass der Sieg der einen Mächtegruppe den Fortschritt bedeutet, erledigt sich schon dadurch, dass kein Sozialist den Fortschritt über die Leichen seiner Klassengenossen wünschen kann. So stellte der grösste Teil der russischen Sozialdemokratie die Losung nicht des Sieges oder der Niederlage, sondern des Friedens auf, indem sie sich von Beginn des Krieges an für die sofortige Einleitung der Friedensverhandlungen aussprach. In der letzten Zeit wurde denn noch hinzugefügt, dass nicht die jetzige Regierung Frieden schliessen darf, sondern dass dazu zuerst eine konstituierende Versammlung einberufen werden müsse.

Natürlich herrscht auch unter den russischen Sozialisten keine Übereinstimmung. Ein Teil, mit den früheren Parteitheoretikern Plechanoff und Massloff an der Spitze, sehen in dem Krieg eine Bedrohung der russischen wirtschaftlichen Entwicklung und leiten daraus die Pflicht der Sozialisten ab, sich aktiv an der Verteidigung des Landes zu beteiligen. Dabei übersehen sie, dass keine Friedensbedingung Russland wirtschaftlich so ruinieren könnte, wie der Krieg selbst es tut. Es ist auch durchaus

ausgeschlossen, dass sich die deutsche Regierung verleiten lassen würde, Russland ungünstige Handelsverträge aufzuzwingen, und so Russland bald zu einem neuen Kriege herauszufordern. Und doch spielt gerade dieses Argument der aufgezwungenen Handelsverträge die Hauptrolle in den Ausführungen dieses Teils der russischen Sozialdemokratie. Die weltpolitischen Probleme der Gegenwart wurden in der russischen Sozialdemokratie vor dem Kriege fast völlig aus dem Auge gelassen, und so ist es nicht zu verwundern, wenn manche die Argumente der Schutzzöllner einfach für bare Münze nehmen. Um so mehr, als es tatsächlich Russland ist, das in diesem Weltkriege allein ausgesprochenermassen einen Krieg um neue Märkte führt, während für die übrigen Staaten es sich um Kolonien handelt. Die Wünsche und Bestrebungen des rückständigen russischen Imperialismus, der Kolonien nur als Absatzgebiete betrachtet, wurden so verallgemeinert und dem deutschen Imperialismus sogar die Absicht zugeschrieben, Russland in eine Kolonie zu verwandeln, was bei dem jetzigen Stand der russischen Wirtschaft gar nicht denkbar wäre.

Ein anderer Teil der russischen Sozialdemokratie entfaltete von Anbeginn an die Fahne der Rebellion und Meuterei, rief die Soldaten zum Kampfe gegen die Vorgesetzten auf, sprach sich offen für die Niederlage aus — wobei er allerdings gleich hinzufügte, dass er die Niederlage sämtlicher Regierungen wünsche, nicht allein die Russlands — und machte sich kein Kopfzerbrechen über die Friedensbedingungen, da er zum unmittelbaren sozialen Aufstand rief. So weit wir es übersehen, hat diese Taktik in Russland selbst keinen Widerhall gefunden, nur ein Häuflein russischer Emigranten im Auslande machte sich den Spass, solche Ungereimtheiten niederzuschreiben. Die russischen sozialdemokratischen Parteiorganisationen haben sich nirgends für die militärische Niederlage Russlands ausgesprochen; sie bekämpfen zwar die jetzige Regierung, hüten sich aber, die Verantwortung für die militärischen Niederlagen auf sich zu nehmen.

Unter diesen Umständen ist eine Revolution vor-

läufig nicht zu erwarten, es sei denn, dass der Krieg noch sehr lange dauert, die Not, die jetzt schon sehr gross ist, unheimlich wird, und die russische Regierung sich unfähig zeigt, selbst Petrograd und Kiew zu halten. Dann wird auch den bürgerlichen Parteien das Fass überlaufen und sie werden die Regierung nicht mehr stützen. Eine Revolution unter diesen Umständen könnte gleichzeitig eine dynastische Umwälzung mit sich bringen, da der Kaiser jetzt die Verantwortung für die Kriegführung auf sich genommen hat. Ob aber dann eine Republik oder eine Militärdiktatur kommen werde, wer vermag es heute schon zu sagen?

□□□

Über den Krieg hinaus.

Wir müssen aber über den Krieg hinaus.

Die erste Wirkung, die er brachte, war die, dass uns die Menschheit versank vor unserm Volk, dass wir Feinde ringsum sahen und uns gegen sie wehren mussten, nicht nur gegen ihre Waffen, sondern noch vielmehr gegen Lügen und Verlästerungen.

Die innere Gemeinschaft mit den Feinden war zerstört.

Vor dieser Fortsetzung des Krieges im Gemüt nach abgeschlossenem Frieden behüte uns Gott.

Wollten wir uns selbst genug sein und auf uns selbst beschränken, so würden wir nicht nur aus Mangel an Lebensaustausch verkümmern, sondern auch das unbewusste Werden und Leben, das allein Wesentliches zutage fördert, durch die unmässige Beschäftigung mit uns selbst stören . . . .

Wer steht uns aber in der grossen Völkerfamilie der Erde näher als Engländer, Franzosen, Italiener und Russen!

Sie gehören zu uns, wie wir zu ihnen, und darum müssen wir uns zu neuer, besserer Gemeinschaft rüsten.

Aus einem Aufsatze Joh. Müllers, 3. Kriegsheft der Grünen Blätter, Schloss Mainberg (Unterfranken).

□□□

Lamprechts Ideen zur internationalen Kulturbewegung.

Von CORNELIUS BERGMANN.*)

„Glauben Sie doch nur ja nicht, das wir mit einer Beurteilung von Nationen, wie sie heute bei uns gang und gäbe ist, auch nur einen Menschen, eine wirklich edle Seele in der Welt gewinnen“ — sprach Karl Lamprecht, der verstorbene Leipziger Historiker in einem seiner letzten Vorträge zur Lage der Zeit. Diese Worte, die nahezu wie ein Vorwurf klingen und als solcher wohl auch gedacht waren, schliessen eine Forderung ein, zu der ihn seine wissenschaftliche Betätigung auf historischem Gebiete geführt und die er in den langen Jahren seiner Wirksamkeit vielfach und mit immer steigendem Anklang vertreten hat. Aus der Erkenntnis der überall ineinander greifenden Verzweigungen der Kultur trat ihm die Aufgabe einer Geschichte entgegen, die alle Hauptfaktoren des historischen Geschehens in ihren wechselseitigen Bedingungen und Beziehungen zu umfassen hatte und die aus der Natur der Sache bis zur Geschichte der grossen Völkerzusammenhänge herauswachsen musste. Diese Einsicht führte ihn zurück auf das Werden und die Entfaltung der in ihrer historisch bedingten Eigenart unterschiedlichen Völkergruppen und erfüllte ihn mit unbegrenzter Achtung vor dem Werte und der geschichtlichen Notwendigkeit der Einzelnationen in der Gesamtheit der Völker. Von diesem Gesichtspunkte verurteilte er jede Gewaltpolitik, die „so und so viele besonderen Formen der Ausbildung des menschlichen Geschlechts einfach unterdrückte.“

Als Ausdruck einer Arbeitsgemeinschaft im weitesten Sinne stellte sich ihm die Entwicklung der Geschichte dar, in

*) Der Verfasser, hat fünf Jahre lang unter Lamprechts Leitung gearbeitet.

der jedes Volk eine nur von ihm zu vertretende Stellung einnehmen müsse, und in diesem Sinne forderte er eine Erkenntnis des geschichtlichen Geschehens „viel, viel weiter, in einem ganz andern Umfange, als in dem wir sie heute kennen.... und wir müssen diese Erkenntnis erreichen ohne irgendwelchen Hochmut, rein sachlich, aus der blossen Liebe zur Menschheit und zu den menschlichen Dingen". Diese letzten Worte zeigen klar, dass der Wert der Kenntnisse weit über den Selbstzweck hinauswies auf eine aus der Erkenntnis der Dinge sich gestaltende Ethik in der Auffassung von andern Völkern, von der er alle Gebiete und insbesondere das der Politik getragen wissen wollte.

Die unmittelbare Verknüpfung der Nationen auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens zeitigte zwar eine enge Berührung und Durchsetzung auf dem des geistigen Lebens, allein „die Ethik der einzelnen europäischen Völker hat der Hauptsache nach nur in der Verbreitung des Wirtschaftslebens der Unternehmung weite und ergebnisreiche Vertretung gefunden". Noch in seinem letzten Vortrage, den er über Belgien und sein Verhältnis zu Deutschland hielt, hob er die einseitige Auffassung der Ethik hervor, die einer bedenklichen Machtpolitik in die Hände arbeite. Die gegenwärtige Ansicht, dass die auswärtige Politik Machtpolitik zu treiben habe, nannte er den grössten Fehler und ein gänzliches „Missverstehen alles dessen, was geschichtlich bisher geschehen ist. Denn die Gesellschaft ist die Entwicklung der menschlichen Seele zu höheren Formen, und das hat mit Machtpolitik nichts zu tun".

Für ihn war jede Expansion eine friedliche Durchdringung sich entwickelnder Völker mit den ihnen gemässen Wertfaktoren und mit einer Übertragung geistiger Güter im weitesten Sinne verbunden, und je höher sich die Aufnahmefähigkeit und Assimiliation der einzelnen offenbarte, um so grösser schätzte er die Begabung des Volkes und seine Wirkungsmöglichkeit unter den andern. Dass er dabei in erster Linie an Deutschland dachte, ist selbstverständlich, denn sein ganzes Denken und Sinnen war im nationalen Leben verankert und schlug in den

letzten Jahren nur noch tiefere und festere Wurzeln. Aber er verstand unter Deutschland ein Deutschland des Geistes, nicht ein Deutschland der Macht, und nichts wünschte er mehr, als dass es Deutschland auf dem Wege friedlicher Vereinbarung möglich geworden wäre, seine Entwicklung zur Grösse zu finden, was er noch in seiner letzten hinterlassenen Schrift, den Tagebuchblättern von seiner Reise durch Belgien und Nordfrankreich,*) deutlich zum Ausdruck bringt. In demselben Sinne sind auch seine Ausführungen über die Friedensbewegung und seine Bemühungen zu verstehen, für die Idee der gegenseitigen Völkerverständigung in Deutschland Interesse zu wecken. Die volle Anteilnahme eines jeden Volkes an den „Fortschritten im Bereiche des allgemeinen Menschlichen" war das ihm vorschwebende Ziel, damit in dem Ganzen eines neuen Friedensideals der Menschheit „die Ingredienzien der Auffassung aller grossen Nationen in gerechter Weise vermischt und vertreten" seien.

Lamprecht ist sich der Bedeutung, aber auch der Schwierigkeit bewusst gewesen, welche der Lösung einer so weitgehenden Aufgabe entgegen stehen musste, und er war einer der ersten, der sie auf dem Wege der Erziehung der jüngeren Generation in dem Sinne einer vertieften und vielseitigen Geschichtsauffassung zu lösen suchte. Die Forderung nach einer der neuen Zeitlage entsprechenden Umbildung des Hochschulwesens und der Ausgestaltung eines neuen Bildungsideals hat die Wirksamkeit der letzten Jahre in erheblichem Masse in Anspruch genommen. Verschiedene und nicht geringe Hindernisse und Hemmungen haben sich ihm entgegengestellt, ehe er einen seiner Wünsche in Erfüllung gehen sah: die Gründung des kulturhistorischen Instituts an der Universität Leipzig, das die Vorstufe und Grundlage zu dem am 1. November 1914 gegründeten Forschungsinstitute gewesen ist, und selbst als Forschungsinstitut im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden konnte. Man kann es mit

*) Vergl. den Nachruf von Dr. Meneke-Glückert, Akad. Rundschau, Juniheft 1915.

recht sein Institut nennen, denn es war von ihm in seinem Sinne eingerichtet und von seinem Geiste getragen, und wurde zum Mittelpunkt der Ideen, die man im unmittelbaren Verkehr mit ihm selbst gewann. Neben der weitgehendsten Berücksichtigung der nationalen Geschichte, die als Basis jedem Studium zugrunde gelegt wurde, stieg man von Stufe zu Stufe zu dem die einzelnen Entwicklungen überragenden Überbau, welch letzterer die Menschheit als Gesamtganzes in ihrer Entfaltung darstellte. Es ist bemerkenswert und für das Denken Lamprechts bezeichnend, dass er stets Kräfte um sich zu versammeln wusste, die nicht allein die notwendigen wissenschaftlichen Voraussetzungen mitbrachten, sondern auch in dem Geiste ihrer Nation wurzelten, damit jedem die letzte Triebfeder des Willens und der Gefühle der einzelnen Völker in ihren Repräsentanten in reiner und unverfälschter Form geboten wurden. Wer jahrelang sich diesem Einflusse hingeben konnte, den neben deutschen Dozenten, englische, französische, amerikanische, japanische und chinesische Lektoren und Auditoren ausübten, der wird den Weg zur Einseitigkeit nicht mehr zurückfinden können noch wollen. Es wurden Geisteswerte geschaffen und entwickelt, deren Richtungslinien in die Zukunft wiesen und deren Anfänge regressiv verfolgt im Institut ihren letzten Ausgangspunkt fanden und von einer vergeistigten Beurteilung der einzelnen Nationen getragen waren.

Die historische Forschung wird sich mühelos in sein grosses Arbeitsgebiet teilen, aber ersetzen wird ihn nur, wer der jüngeren Generation weite Ausblicke zu schaffen und ihrem Denken Aufgaben zu stellen vermag, deren Verwirklichung in der Richtung universaler Entwicklung liegt.

□□□

Zur Auffassung der Neutralität.

Von ED. PLATZHOFF-LEJEUNE, Schweiz.

Neutralität ist der Entschluß zur Untätigkeit im Konflikt anderer. Sie ist der Verzicht auf bewaffnetes Eingreifen unter der Bedingung, daß, wer andere in Ruhe läßt, auch selber in Ruhe gelassen wird. Neutralität ist ferner der Verzicht auf Begünstigung eines kriegführenden Teils auf Kosten des andern. Sie ist, positiv gesprochen, gleiches Entgegenkommen nach allen Seiten, auch hier wieder mit der Bedingung des Gegenrechtes. Diese politische Neutralität ist schon problematischer als die militärische. Ein neutraler Staat steht notgedrungen einem seiner Nachbarn aus geographischen, wirtschaftlichen, sprachlichen, militärischen Gründen näher als dem andern; daran läßt sich beim besten Willen nichts ändern. Die militärische Neutralität kann vollkommen sein; die politische ist es schon weniger, die geistige Neutralität vollends ist die unvollkommenste von allen.

Und doch ist sie die Grundbedingung der beiden andern. Wer sich nicht bemüht, geistig neutral zu sein, wird es politisch und militärisch nicht lange bleiben können. Es geht nicht an, mit allen Fasern seines Herzens die Kriegsgeschicke eines Nachbarn mitzuerleben und untätig zuzusehen. Wer mit heißer Liebe der Sache einer kriegführenden Macht zugetan ist – und der „Zugewandte" pflegt hier noch lebhafter zu empfinden als der direkt Beteiligte! – der muß notgedrungen den Haß gegen den andern mit der Liebe für den einen in sich aufnehmen. Und dieser Haß läßt ihn seine Untätigkeit noch bitterer empfinden. Er teilt sich dem Heere mit, denn Volk und Heer sind eins. Auf ein Heer aber, das Partei genommen hat, kann der Staat nicht mehr zählen. So ist mit der geistigen Neutralität auch die politische und militärische gebrochen.

Überdies wird man zugeben müssen, dass die kriegführenden Völker dem unbeteiligten Zuschauer die Neutralität überaus schwer machen. Es liegt dies an dem grossen sittlichen Fortschritt, den die Menschheit in den letzten Jahrhunderten zurückgelegt hat und der sich gerade in Kriegszeiten deutlich zu erkennen gibt.

Niemand hat heute den Mut einzugestehen, dass ein Krieg dyna-

stische Zwecke verfolgt oder Eroberungsgelüste bezw. wirtschaftliche Motive zur Ursache hat. Selbst wenn solche Motive mitspielen oder ausschlaggebend sein sollten, so wird der Kriegführende es nicht eingestehen. Er legt auf die Meinung der Neutralen und sein eigenes moralisches Ansehn den grössten Wert. Er braucht auch eine grosse Idee, um die kämpfenden Masse zu begeistern, die für niedrige Zwecke ihre Haut nicht mehr zu Markte tragen will. Diese doppelte Rücksicht auf das eigene Prestige und auf das Begeisterungsbedürfnis der Heere bringt es mit sich, dass alle Kriegführenden heute für eine grosse Sache zu kämpfen glauben oder doch diesen Eindruck erwecken wollen. Man kämpft für die Kultur, die Selbsterhaltung, die Freiheit, das Recht. Jeder ist angegriffen worden und keiner hat angegriffen. Jeder wollte den Frieden. Der Andere wollte den Krieg.

Wenn man im allgemeinen sagen kann, dass die Neutralen für das mehr oder weniger pathologische Verhalten der Kriegsmächte in seinem transitorischen Charakter wohlwollendes Verständnis haben, so muss dagegen festgestellt werden, dass es den Kriegsmächten an Verständnis für die Neutralen recht sehr gebricht. Es besteht gegenwärtig in den Kriegsstaaten nicht das geringste Bedürfnis nach Gerechtigkeit. Gerecht sein heisst eigenes Unrecht eingestehn und fremdes Recht anerkennen; es heißt, was man liebt (z. B. sich selbst) nicht zu überschätzen und was man nicht liebt oder gar hassen und verachten möchte, in seiner Bedeutung für das Ganze als notwendig und gut anzuerkennen; während die Kriegslage notwendig bedingt, das ganze Recht auf der eigenen, das ganze Unrecht auf der andern Seite zu sehen. Die Furchtbarkeit des modernen Kämpfens, die damit verbundenen Nervenanspannungen, Leiden, Entbehrungen und Opfer bedingen es, dass der Kämpfende durch starke Suggestionen in den Stand gesetzt wird, auszuhalten. Darum pflegen die Heere den Hass mit Eifer und Methode. Sie wissen, dass das Aufkommen des Gerechtigkeitsgefühls, d. h. des Zweifels an der absoluten Güte der eigenen, an der absoluten Schlechtigkeit der andern Sache, den Arm erlahmen lässt und dem Kampf schliesslich ein Ende macht.

Man verstehe also wohl die Psychologie und Pathologie des Kämpfers in ihrer Berechtigung. Aber man verstehe auch die völlig andere Haltung und Aufgabe des Neutralen, dem die sonderbarsten Vorwürfe gemacht werden. Im Anfang des Krieges war man zufrieden mit ihm. Der Neutrale deckt uns den Rücken, hieß es, er ist sozusagen unser

halber Bundesgenoſſe. Dann aber fand man den ſchweigenden und unbeweglichen Nachbarn unbequem und rätſelhaft. Warum machſt du nicht mit? Das Recht iſt doch auf unſerer Seite. Haſt du denn kein Rechtsgefühl? Du bleibſt kalt, ſtatt das Große mit uns zu erleben! Dann kamen die Drohungen: Der Neutrale müſſe notwendig mitmachen, denn im Falle eines Sieges des ›Andern‹ werde er ja doch ›geſchluckt‹. Die Sorge um ſeine Exiſtenz müſſe ihn aus der Neutralität heraustreiben. Ferner hieß es, der Neutrale ſei verdächtig, er ſtehe im geheimen Solde des Gegners, die neutrale Haltung im Kampf um die Menſchheitsgüter ſei eine Feigheit, ja eine Unmöglichkeit. Der Neutrale müſſe Farbe bekennen: Friß Vogel oder ſtirb!

Dergleichen Ausführungen ſind pathologiſch zu verſtehen und zu entſchuldigen. Sie ſtimmen ſo gar nicht mit dem Ideal der Kultur, des Rechts, der Freiheit und Selbstbeſtimmung überein, für das die Kriegsmächte ſämtlich zu kämpfen glauben. Und ſie ſind der Ausfluß jener ›geharniſchten Naivität‹, die heute ſo beliebt iſt.

Es muß auffallen, wie wenig Wert die kriegführenden Staaten auf die Schaffung oder Erhaltung einer ruhigen, geſunden und gerechten Atmoſphäre legen, wie ſie ſie beim Friedensſchluß nötig brauchen und wie ſie allein die, mit jedem Monat an Zahl abnehmenden, neutralen Staaten bilden. Ihre Erhaltung liegt im Selbſtintereſſe der Kriegsſtaaten und ihre geiſtige Neutralität iſt für die den Frieden ſchließenden Mächte tauſendmal wichtiger als ihre Zuſtimmung zu dieſer oder jener Kriegspartei. Über den drängenden Pflichten des Augenblicks vergeſſe man doch nicht die Aufgaben des kommenden Tages, die in ſtriktem Gegenſatz zur Gegenwart ſtehen. Man erlaube den Neutralen, die nächſte Zukunft vorzubereiten und verdächtige ſie nicht, wenn ſie es mit dieſer Aufgabe ernſt nehmen. Man wird es ihnen einmal danken.

Der Neutrale aber laſſe ſich in ſeiner würdigen und wohlwollenden Haltung dadurch nicht beeinfluſſen. Nicht Sprachgemeinschaft, noch kulturelle Sympathie dürfen dabei den Ausschlag geben; dieſe literariſchen Argumente verfangen nur in dem kleinen Kreiſe der Schriftſteller uud einiger Preßleute. Wohl aber die Einſicht in die Notwendigkeit und Bedeutung a l l e r von den Kriegsſtaaten vertretenen Kulturmächte. Ihr Gleichgewicht, ihre individuelle Ausprägung auf nationalem, ihr harmoniſches Zuſammenwirken auf internationalem Boden, die Möglichkeit ihrer Verſtändigung auf allen menſchlichen Tätigkeitsgebieten — das iſt das Ideal des Neutralen, der ſich von der Überlegenheit einer

Kultur über die andere nichts verspricht und in der Vernichtung des Kriegsgegners nur ein Unglück für Europa sehen kann. Der Mensch soll über den Mitmenschen nicht triumphieren, sondern ihn verstehen und schätzen lernen. Raum für alle hat die Erde. Wie das Individuum, so ist auch die einzelne Nation etwas Einzigartiges und Heiliges. Sie in ihrer Bedeutung für das Ganze zu schätzen und zur Mitarbeit heranzuziehen ist Aufgabe und Ziel aller weitherzig Denkenden, insbesondere der Neutralen.

□□□

Ahnungen.

Wie ein besuchter Badeort nach der Saison, so wirkt die Schweiz in diesem Sommer. Hinter den geschlossenen Läden setzten die Luxushotels ihren Winterschlaf fort. Dort, wo tapfer offen gehalten wird, kann man die Gäste zählen.

Niemals war die Schweiz schöner — und viele Schweizer empfinden das auch. So furchtbar die Volkswirtschaft unter diesem Zustand leiden mag, menschlich welch ein Erleben, diese grosse Natur allein zu geniessen.

So streife ich durch das schönheitgesegnete Land und finde überall doppelt herzlichen Willkomm! Auf freier Bergeshöhe angelangt, durchwandle ich die Räume des ausgedehnten Hotels. Schön angelegte Riesensäle mit weit ausladender Terrasse, die freundliche Halle, deren bequeme Schaukelstühle vergeblich zum Sitzen auffordern, leere Schreibtische in langen Reihen! Wo habe ich doch schon Ähnliches erlebt? War's nicht in Rom, wo unsere Phantasie sich dehnt und reckt, um der ungeheuren, verlassenen Räume vergangenes Leben zu erfühlen?

Und eine tiefe Traurigkeit senkt sich auf mich herab. Mit einem Mal ist's nicht mehr leerer, unverstandner Schall — wie sonst. Ich weiss, ich sehe es, wie eine Kultur versinken kann.

Dieselben Menschen, die sich hier aus aller Welt in einem Haus, an einem Tisch zusammenfanden, die Augenblicksbande knüpften oder solche, die ein Menschenalter währten — sie sinnen jetzt Tag und Nacht darüber nach, einander unerbittlich zu vernichten — alles zu zerstören, Menschen wie Güter.

Und die Menschen sind nicht mehr, welche diese Räume belebt haben. Ruinen? *F. R.*

□□□

Annexion und Plebiszit.

Zur Richtigstellung.

Herr Prof. Dr. Lujo Brentano, dem die Friedensidee vielen Dank schuldet, hat in einem Artikel im „Berliner Tageblatt", den die „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 450 abdrucken, unter dem Titel „Ein Kardinalfehler des Pazifismus" gegen den ersten Punkt des vom niederländischen Anti-Oorlog-raad aufgestellten Programms zur Sicherung eines dauernden Friedens Einwendungen erhoben. Es resümiert, nach Angabe der M. N. N. diesen Punkt dahin, dass „kein Staat irgend ein Gebiet annektieren dürfe ohne Zustimmung der Bevölkerung". In Wahrheit lautet aber jener Punkt folgendermassen: „Es soll weder eine Annexion noch eine Gebietsübertragung stattfinden gegen die Interessen und Wünsche der Bevölkerung, deren Zustimmung, wo es möglich ist, durch Plebiszit oder auf andere Weise eingeholt werden soll. Die Staaten sollen den Nationalitäten ihres Gebietes Rechtsgleichheit, Religionsfreiheit und den freien Gebrauch ihrer Sprache garantieren".

Die Persönlichkeiten, welche das Programm des Anti-Oorlog-raad aufgestellt haben, waren viel zu einsichtig, um absolut und ausnahmslos für die Zulässigkeit von Gebietszessionen ein Plebiszit zu erfordern. Was sie ablehnten, ist nur eine Gebietsübertragung gegen die Interessen und Wünsche der Bevölkerung. Wo diese Interessen und Wünsche notorisch sind, wie z. B. im Falle Kongresspolens, bedarf es nicht erst eines Plebiszites. Und ähnliches gilt von andern Gebieten im Osten Europas, deren Bevölkerung zweifellos die Befreiung von der russischen Herrschaft als ihr höchstes nationales Ideal ansieht. Die These des Anti-Oorlog-raad spricht ausdrücklich von den Interessen und Wünschen der Bevölkerung. Der Bevölkerung, d. h. der Bewohnerschaft als Ganzes, als Kollektivum genommen. Es ist daher selbstverständlich, dass einzelnen Gemeinden oder einzelnen Individuen, die vom Willen der Gesamtheit dissentieren, kein Recht abgesonderter Wahl zustehen kann, dass also das Majoritätsprinzip, für das Prof. Brentano als demokratisches Prinzip eintritt, gewahrt ist. Nicht bloss die mitunter überlaut geäusserten Wünsche eines Teiles der Bevölkerung, sondern auch deren Interessen sollen berücksichtigt werden. Wenn also diese mit jenen kollidieren, was mitunter sowohl in ökonomischer als in religiöser Beziehung ganz offenbar im Gegensatz kleinerer, aber besonders rühriger Stadtgemeinden zu den breiten Schichten der ländlichen Bevölkerung der Fall ist, ist auf beide Rücksicht zu nehmen und nicht die Mehrheit der Minder-

heit zu opfern. Dass die Zustimmung gerade in der Gestalt des Plebiszites erfolgen müsste, ist in der Formel der Anti-Oorlog-raad geradezu verneint, indem „oder auf andere Weise“ hinzugefügt ist. Aber selbst eine ausdrückliche Zustimmung in dieser anderen Weise ist bloss dort gefordert, „wo“ dies „möglich“ ist, insbesondere also nicht in Kolonien, deren autochthone Bevölkerung eine solche Prozedur gar nicht verstehen könnte.

Besonders muss hervorgehoben werden, dass sich selbstverständlich der Antrag des Anti-Oorlog-raad nach Wortlaut, Anlass und Zusammenhang nur auf neu zu erwerbende Gebiete bezieht, hinsichtlich deren das sogenannte „Recht der Eroberung“ dadurch eingeschränkt werden soll, nicht aber auf solche, die im Verlauf des Krieges in der Gewalt ihres bisherigen Beherrschers verblieben sind. Der durch den Gang des Krieges unberührt gebliebene Territorialbestand der Staaten soll auch durch jenes Prinzip nicht tangiert werden, das keinesfalls dem Zwecke der Losreissung von Provinzen dienen soll.

Dass nach der Auffassung des Anti-Oorlog-raad das Nationalitätenprinzip nicht zur einzigen Grundlage der Staatenbildung genommen werden könne, sondern dass es auch in Zukunft noch national-zusammengesetzte Staaten geben solle, ergibt sich mit völliger Deutlichkeit aus dem zweiten Satze jenes ersten Programmpunktes, der von der Gleichberechtigung der Sprachen und Religionen handelt. Wie könnte es auch bei einem Beschlusse anders sein, zu dessen Zustandekommen Schweizer mitgewirkt haben? Vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, in der das Nationalitätenideal seinen Höhepunkt überschritten haben wird.

Auch für denjenigen, der einer Diskussion der Gründe, die für oder wider das Prinzip des Anti-Oorlog-raad sprechen, aus dem Wege gehen will, scheint es mir eine Pflicht der Billigkeit, dieses Prinzip gegen Missverständnisse und Missdeutungen in Schutz zu nehmen. Nur diesem Zwecke wollen diese Zeilen dienen.

Prof. Dr. H. Lammasch.

□□□

Vaterlandsliebe ist nichts als ein eingeschränkter Kosmopolitismus; und die höhere Menschenliebe ist des Weisen Vaterlandsliebe für die ganze Erde.

Jean Paul. Ges. Aufsätze und Dichtungen.

□□□

Bernard Shaw über Miss Cavell.

Was sie getan und gelitten, ist für uns Engländer geschehen und so ist es nur gerecht und ganz natürlich, dass sie für uns eine Heldin ist; wir würden uns selbst erniedrigen, wenn wir für ihr Andenken nichts anderes tun wollten, als es durch kinematographische Sensationsdarstellungen herabzuwürdigen oder aus dem Holze ihres Sargdeckels Stöcke zurechtzuschneiden, um damit auf die Deutschen loszuschlagen.

Es gibt ein Mittel, durch das wir ihr unsere Schuld abzahlen und gleichzeitig die Aufrichtigkeit ihrer geräuschvollsten Verteidiger auf die Probe stellen können. Wenn ihr das Militärgesetz nicht die volle Bürgschaft menschlicher Rechtspflege gewährt hat, dürfen wir uns nicht beklagen, da wir selbst zehn Menschen erschossen haben, kraft desselben Militärgesetzes und ohne diese Bürgschaft. Wir dürfen nicht ihr Geschlecht hervorheben, denn unser bürgerliches und militärisches Strafgesetz macht auch keinen Unterschied zwischen Mann und Weib. Übrigens hat noch keine Frau diese Forderung aufgestellt, auch nicht Edith Cavell. Wir dürfen nicht über Ritterlichkeit faseln; denn wäre sie lebend zu uns zurückgekehrt, um die politischen Rechte zu fordern, welche dem armseligsten unter den Männern gewährt werden, und hätte sie ein Ladenfenster eingeschlagen, um die Aufmerksamkeit auf ihren Anspruch zu lenken, sie würde vom Pöbel beschimpft und misshandelt worden sein, und die Mehrzahl derjenigen, welche sie heute am liebsten heilig sprechen möchten, würden von ganzem Herzen dazu Beifall geklatscht haben.

Was wir nun tun könnten, ist einfach genug: Geben wir den Frauen gleiches Wahlrecht in Anerkennung ihres gleichen Mutes .... Wenn dieser Vorschlag mit eisigem Schweigen beantwortet wird, dann werde ich wissen, dass Edith Cavells Opfer von ihrem Vaterland nicht gewürdigt worden ist.

(The New Statesman, 6. Nov.)

□□□

Die Internationale Musikgesellschaft.

Am 7. Juli brachte die schwedische Zeitung „Stockholms Dagblad“ die unten in Übersetzung wiedergegebene Notiz. Da es der Redaktion nicht ohne Interesse erschien, festzustellen, inwieweit die in dem angeführten Protest enthaltenen Angaben den Tatsachen entsprechen, wandte sie sich unter Übersendung einer deutschen Übersetzung des Stockholmer Artikels, zunächst an die Verlagsfirma Breitkopf und Härtel in Leipzig mit der Bitte, sich in der Angelegenheit zu äussern. Auf diese Anfrage hat die Redaktion keine Antwort erhalten. Sie wandte sich darauf mit einer ähnlichen Bitte an den Vorsitzenden der Internationalen Musikgesellschaft, Geheimrat Professor Dr. Kretzschmar in Berlin-Schlachtensee, der inzwischen von befreundeter Seite auf Zweck und Inhalt der Anfrage vorbereitet worden war. Dieser eingeschriebene Brief kam mit dem Vermerk „Annahme verweigert“ an die Redaktion zurück. Wir sind überzeugt, dass die übrigen deutschen Mitglieder der Internationalen Musikgesellschaft, sobald sie von der Auffassung, die unter ihren Fachgenossen im Auslande über die fragliche Angelegenheit verbreitet ist, Kenntnis erhalten, ein grösseres Interesse an den Tag legen werden. diese Angelegenheit aufzuklären. Falls es sich tatsächlich um eine vielleicht durch ungeschickte Übereilung oder durch Missverständnis hervorgerufene Massregel handeln sollte, die im Interesse der internationalen Verständigung lebhaft zu bedauern wäre, ist es immer noch Zeit, dieselbe wieder rückgängig zu machen.

Der Text des „Stockholms Dagblad“ hat folgenden Wortlaut:

„Im Herbst 1914 erliess der Musikverlag Breitkopf und Härtel in Leipzig eine Bekanntmachung darüber, dass die Internationale Musikgesellschaft, deren Veröffentlichungen der Verlag herausgab, aufgehört habe zu bestehen. In einem in diesen Tagen an Stockholmer Mitglieder angelangten Zirkular wird nun von englischer Seite gegen diese Behauptung Widerspruch erhoben. Das Zirkular ist von Dr. *Charles Maclean*, dem Generalsekretär der Gesellschaft, unterzeichnet, dem Einzigen, der von den drei Mitgliedern des Exekutivkomitees der Gesellschaft übrig geblieben ist, nachdem der Generalschatzmeister der Gesellschaft, Geheimrat Dr. Oskar von Hase (Leipzig), im Herbste seine Verbindungen mit der Gesellschaft abgebrochen hat und der Generalpräsident der Gesellschaft Dr. Jules Ecorcheville (Paris) im Februar auf dem Schlachtfelde gefallen ist. Dr. Maclean ist zu seiner

Erklärung von der englischen Sektion bevollmächtigt worden, deren Direktionsmitglieder das Zirkular mitunterzeichnet haben.

Die Gesellschaft besteht noch, so lautet der Hauptpunkt dieses Zirkulars. Laut einer im verflossenen Jahr aufgestellten Statistik sind genau zwei Drittel der Mitglieder der Gesellschaft ausserhalb Deutschlands ansässig. Diese sind gar nicht gefragt worden. Laut Statuten kann aber die Gesellschaft nur durch den Beschluss einer Generalversammlung aufgelöst werden.

Die nationalen Sektionen — heisst es weiter — bestehen noch immer. Eine jede unter diesen besteht so lange, bis sie selbst ihre Auflösung beschliesst oder die ganze Gesellschaft aufgelöst wird. Die amerikanische, die englische und die französische Sektion, zu denen sich noch mindestens eine Provinzialsektion in Deutschland gesellt, haben indessen gegen das genannte generelle deutsche Auflösungsdekret protestiert.

Die in den Statuten vorgeschriebenen Mitgliederabgaben können natürlich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht eingezogen werden. Nichts hindert aber, dass die Sektionen Abgaben behufs Deckung lokaler Bedürfnisse erheben können. In diesem Zusammenhange wird hervorgehoben, dass die verschiedenen Sektionen — da die gemeinsame Zeitschrift vorläufig aufgehört hat zu erscheinen — sich bereits bestehender periodischer Publikationen bedienen sollten. Der Generalsekretär erklärt jedenfalls aufs Äusserste für den Weiterbestand der Gesellschaft als Ganzes arbeiten zu wollen".

□□□

Paul Hervieu.

Ein Darsteller dessen was ist, — so muss man ihn verstehen. Die Tatsachen selbst sprechen aus seinen Werken — unerbittlich, unentrinnbar. Und je weiter der Dichter in seiner Entwicklung fortschreitet, desto weniger klagt er die Menschen an. Es ist die Ungerechtigkeit der Dinge, welche er hervortreten lässt, hier das grausame Gesetz der Gesellschaft, dort das grausamere der Natur. Vollends in den letzten Jahren kennt er nur einen Stoff: Die Schuld des Gerechten... Wie erschreckend der Zufall mit den Menschen spielt, wie das Gewissen den menschlichen Satzungen nur zu oft feindlich oder unsicher gegenübersteht, wie der Mensch selbst sich in seinem moralischen Wesen unbegreiflich verändert, das alles lässt uns der Dichter miterleben und das letzte Wort dieses zartesten aller Gewissen heisst: Verzeihung!

(Nach Henry Bidon: Journal des Débats.)

□□□

Prof. Cramb, der englische Treitschke.

Von K. Th. Parker.

In seinen „Desastres de la Guerra“ schilderte Francisco Goya alle Greuel und Verbrechen, die sich einem Kriege anschliessen, all das Unglück, all die bedauernswerten Folgen, die daraus entstehen. Seit den Zeiten Goyas ist ein neues Übel ans Licht gekommen, eines, welches für die Satire des grossen Spaniers nicht ungeeignet gewesen wäre, — die Überflutung mit Kriegsliteratur. Es ist keine übertriebene Behauptung, dass Kriegsliteratur ein Übel ist, denn da der grösste Teil darauf berechnet ist, der Eitelkeit des selbstzufriedenen Patriotismus zu schmeicheln, so ist deren Einfluss notwendigerweise schlecht und entartend. So geschieht es nicht ohne ein Gefühl der Dankbarkeit, dass wir ein Buch wie das Crambsche „Deutschland und England“ zur Kenntnis nehmen; denn Cramb macht den Eindruck der Objektivität, indem er der Grösse des deutschen Geistes, den Philosophen und Dichtern der deutschen Nation unbeschränktes und gewiss auch aufrichtiges Lob spendet.

Freilich bei der Besprechung Deutschlands als eines politischen Problems wird Cramb so einseitig wie der erste beste, da seine grundsätzliche Basis die Annahme einer angeborenen und notwendigen deutsch-englischen Feindschaft ist. Doch ist das Buch bei kürzester Form von bewunderungswerter Beredsamkeit und Deutlichkeit. Allein dieser stilistischen Vortrefflichkeit zuliebe, verdiente es fortzubestehen.

Das Werk wie wir es jetzt besitzen, gründet sich auf vier Vorträge, die Professor Cramb anfangs 1913 in London hielt.

Seit seinem Tode im Oktober 1913, und besonders seit Ausbruch des Krieges, fängt die Öffentlichkeit an, Professor Cramb grosse Aufmerksamkeit entgegenzubringen und ihn nicht nur als einen hervorragenden Darsteller der Geschichte, sondern auch als einen der ersten und eifrigsten Ermahner Englands nach der Art Lord Salisburys und Lord Roberts' zu würdigen. Es ist seine feste Überzeugung, dass das Heil Englands auf seiner bewaffneten Macht ruht; und eine in diesem Sinne gehaltene Aufforderung ist der Grundgedanke seiner vier Vorträge. Die meisten Ermahnungen sind eine blosse Hindeutung auf die Gefahr. Professor Cramb begnügt sich damit nicht; er bekämpft das, was in erster Linie eine Ermahnung erforderlich macht, — die gänzliche Verkennung des intellektuellen und physischen Wertes Deutschlands in England.

Und doch macht er sich selbst bei aller Anerkennung in Worten, derselben Verkennung durch die Tat schuldig. Es ist nach unserer Meinung die borniierteste von Crambs Ansichten, als das normale Verhältnis zwischen England und Deutsch-

land ein Ringen auf Tod und Leben hinzustellen und zu meinen, dass „englische Bedürfnisse“ notwendigerweise in Widerspruch mit „deutschen Begierden“ stehen. Es ist im Rahmen einer Besprechung nicht tunlich, auf die Möglichkeit und das Wünschenswerte einer gegenseitigen Freundschaft ausführlicher einzugehen; wir müssen uns damit begnügen, zu sagen, dass wir hierüber nicht mit Cramb übereinstimmen können. Wir erfahren aus dem Buche, dass der innere Beweggrund für den deutsch-englischen Zwiespalt in dem Gegensatze zweier Nationen besteht, welche in gleichem Masse, wie Cramb so treffend es bezeichnet, mit „Weltmachtgenius“ begabt sind, mit jener angeborenen Kraft, „die sich entweder entfalten oder ihren Besitzer zu Grunde richten muss“. Es kann kein Zweifel herrschen, dass diese Begabung seit Jahren eine der Haupttriebfedern der deutschen Politik gewesen ist. Seit dem Jahre 1888, wo Bismarck sagte, „die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden, indem sie uns ihre Stacheln in unsern beiden Flanken fühlen lassen“, haben sich Notwendigkeit und Verlangen nach einem Kolonialreiche Hand in Hand entwickelt; und was früher nur wünschenswert war, ist jetzt zur Existenzfrage geworden. Allein es ist nicht einzusehen, weshalb gerade England und Deutschland nicht nebeneinander existieren können.

Es ist keineswegs leicht, den Grad des Einflusses Bernhardis und besonders Treitschkes, welch letzterer geradezu den Höhepunkt des Hasses gegen England verkörpert, genau zu bemessen, jedoch kann man mit Sicherheit behaupten, dass Professor Cramb ihn überschätzt hat. Er sagt uns nämlich, dass Treitschke mehr dazu beigetragen habe, den Geist des jungen Deutschland zu gestalten als jeder andere, wodurch er den Treitschkeschen Werken einen ungeheuren Leserkreis zuschreibt. Der blosse Charakter dieser Bücher widerspricht der Wahrheit dieser Annahme; ja es ist eher anzunehmen, dass sogar diejenigen, die Treitschke studiert haben, nur unter starken Vorbehalten seine Ansichten teilen; so blind und unvernünftig war sein Hass gegen England. Die Beobachtung, dass wir das Gefürchtete hassen, hat nichts Neues an sich. Zum Teil wenigstens lässt sich Treitschkes Hass dadurch erklären, denn es gab für ihn kein anderes Ideal als das Emporsteigen seines Vaterlandes, und er zählte ausserdem zu denjenigen, die sich zu der Ansicht bekennen, dass England der berechtigten Entwicklung Deutschlands notwendig als Hindernis entgegentreten müsse.

Cramb zeigt uns, dass Treitschke's Hass nicht nur seiner politischen Stellungnahme als patriotischer Deutscher entspringt, sondern auch seinem persönlichen Charakter. Nichts scheint ihm so gänzlich abstossend wie das Unechte, — und nach seiner Meinung trifft dies ganz und gar auf England zu; — nichts ungerechter als die Herrschaft des Schwachen über den Starken. Die moralische Grundlage, auf die er seine gegen das britische Reich gerichtete Anklage stützt, ist die, dass seine Kolonien samt und sonders „gestohlen“ worden sind und zwar während

einer Zeit, in der Deutschland mit kirchlichen Fragen zu ringen hatte. Er ist freilich stolz darauf, dass dadurch sein Vaterland sich zum Herrscher der geistigen Welt emporhob, doch die wiederholten Gelegenheiten zur Gründung einer Weltmacht, die ihm entgangen sind, während die Deutschen der „Geistesfreiheit" zustrebten, wühlen ihm im Herzen und lassen ihm keine Ruhe. Natürlich ist Treitschke ebenso in Verlegenheit wie jeder andere, einen Vorschlag zu machen, wie ein Land sich Kolonien verschaffen kann, ohne sie jemand zu stehlen.

In einem besonderen Vortrage behandelt Cramb das vielumstrittene Thema des Pazifismus. Nach einem Überblick über die gesamte Weltgeschichte gelangt er zu der Ansicht, dass bisher nicht nur die Macht, sondern auch der Wille, den Krieg zugunsten des allgemeinen Friedens abzuschaffen, gefehlt hat, und dass das Ideal des Pazifismus niemals verwirklicht werden kann, da es den „Transzendentalismus des Krieges" ausser acht lasse, „jene geheimnisvollen und rätselhaften Triebe" auf die der Mensch den höchsten Wert legt, „jene Gelegenheit, die die Menschenseele besitzt, um das Ideale zu erstreben". Der Krieg soll also „das höchste Tun einer Nation" bleiben. Unweifelhaft geht Cramb zu weit, indem er behauptet, dass der Pazifismus das einzige Ideal ist, in welchem die Menschheit keine Fortschritte gemacht habe. Die Entwicklung des Pazifismus ist gewiss eine recht langsame gewesen, jedoch kaum viel langsamer als die anderer Ideale; und es kann kein Zweifel bestehen, dass das Prinzip: „erst Wort, dann Schlag" mehr und mehr überwiegend werden wird, mit dem Aufgehen der Demokratie in dem Sozialismus.

Zur jetzigen Stunde sind die als Rivalen sich gegenüberstehenden Nationen im Todeskampf über das Problem, mit dem Professor Cramb theoretisch gerungen hat. „Das Reich, welches nicht bereit ist, sich durch Kräfte seiner Grösse entsprechend zu verteidigen, muss verfallen". Dies würde uns Professor Cramb als die wichtigste Lehre des jetzigen Krieges verkünden. Für die Gegenwart hat er leider recht behalten; ob es so hat kommen müssen ?! Wer wagte es zu entscheiden!

□□□

Die Kosten, welche Europa für den Krieg verbraucht hat, wären gross genug, um die Wüsten Afrikas in ein Paradies zu verwandeln, von dessen Früchten Europa glücklich leben könnte. Das haben wir versäumt; aber vielleicht gelingt es, die Opfer so weit zu steigern, dass Europa selbst zur Wüste wird.

C. B.

Aus Büchern und Flugschriften.

Die Internationale der Arbeiter.

Hat sie überhaupt noch eine Zukunft? Diese Frage, welche heute die denkenden Sozialdemokraten in ganz Europa beschäftigt, wird von der Berufensten einem, von Eduard Bernstein, in der „Revue Politique Internationale"*) behandelt. Der Begründer des deutschen Revisionismus setzt gerade jetzt sein Ansehen in Deutschland daran, eine Brücke zur französischen und englischen Arbeiterschaft zu schlagen und damit den Übergang zu einer künftigen Internationalen der Arbeiter zu finden. Auch in diesem Aufsatze spricht er sich hoffnungsvoll aus, nicht ohne wehmütige und vorwurfsvolle Rückblicke auf die Vergangenheit.

Wie eine Kunde aus fernen Zeiten klingt heute die Erinnerung an jene Versammlung im Brüsseler „Cirque Royal", in welcher nacheinander gegen den Krieg ein Jaurès, Haase, Keir-Hardie, Morgari, Roubanovitsch und Troelstra das Wort ergreifen konnten. So geschehen am 29. Juli 1914. Wenige Tage später war Jaurès als erstes Opfer des Weltkrieges gefallen, die Sozialdemokratie fast aller in Brüssel vertretenen Länder hatte die Kriegskredite mit Begeisterung bewilligt; nur in Russland ist die Partei, in England eine ansehnliche Minorität fest geblieben, in Frankreich, England und Belgien war sie ins Ministerium der nationalen Verteidigung eingetreten. Bernstein schreibt die Haltung der deutschen Sozialdemokratie dem Russenschrecken, die des Westens dem Einmarsch in Belgien zu. Hätte Deutschland sich mit seiner Hauptmacht gegen die Russen gewendet und an der Westgrenze, zur Defensive gerüstet, die Ereignisse abgewartet, so würden die Sozialdemokraten des Westens den Krieg nach dieser Richtung verhindert haben, meint Bernstein. Aber selbst wenn er darin irren sollte, bleibt die Frage aufrecht, ob es nicht aus anderen Gründen für Deutschland ein grosses Glück gewesen wäre, wenn es den Einfall in Belgien und zugleich die russischen Einfälle in Ostpreussen und in Galizien hätte vermeiden können, worüber allerdings nur Strategen vom Fach ein endgiltiges Urteil abgeben können. Um so kompetenter ist Bernstein für die Frage des künftigen Zusammenschlusses der europäischen Sozialdemokratie, für den er die besten Hoffnungen äussert, zumal durch das Friedensmanifest der deutschen Sozialdemokratie ein besseres Verhältnis zu den Bruderparteien des Auslandes angebahnt werde. Freilich scheint uns das Echo vom Westen bisher nicht sehr anmutigend. Doch aller Hass ist Krankheit, und eine Krankheit kommt schnell und schwindet langsam. *S. F.*

---

*) In Nr. 15, welche u. a. auch eine philosophische Arbeit aus der Feder Höffdings enthält. Die Zeitschrift, 1913 in Paris gegründet, erscheint derzeit in Lausanne, 16, Place St. François, und veröffentlicht, zumeist in französischer Sprache, die Beiträge hervorragender Mitarbeiter der wichtigsten Nationen.

Walter Eggenschwyler, *Die Schweizer Volkswirtschaft am Scheideweg* (Schweizer Zeitfragen, Heft 44), Zürich, 1915, Orell Füssli. (80 S. 2 Fr.)

Schwere Zeiten! Das ist der Kern des Büchleins. Nach dem Kriege wird es nicht, wie die voreingenommene oder beeinflusste Nationalökonomie der kriegführenden Länder gerne verspricht, dieselbe glänzende Konjunktur geben wie sie für jedes dieser Länder als besonders ehrenvolle und schmeichelhafte Überraschung in der Gegenwart konstatiert wird. Die jetzige Konjunktur ist nach E. nur glänzender Schein, beruhend auf rapidem Kapitalverbrauch; die Zukunft dürfte auf mindestens 20 Jahre hinaus (vielleicht nach ein paar Jahren lebhafter Tätigkeit für Reparatur von Kriegsschäden) eine Periode der Kapitalsarmut, der Depression bringen. Unsere Leser werden sich erinnern, dass wir in unserer ersten Nummer die gleiche Diagnose gegeben haben. Verfasser zieht nun aus dieser Grundauffassung, die sich auf seine eigenartige Krisentheorie stützt, bedeutende Folgerungen für die Neu-Orientierung der Schweizer Volkswirtschaft: von der Luxusproduktion und Fremdenindustrie weg, zur Sparsamkeit bei tunlichster Unabhängigkeit von dem verarmten Auslande; auch für eine entsprechende Reform des Erziehungswesens, von der „Papierwährung" des Buchwissens weg, zu praktischer Anschauung, Organisationsfähigkeit und Verständnis für die Privat-Ökonomie. Mit Kritik und Mass angewendet, können die Gedanken des Verfassers auch ausserhalb der Schweiz anregend wirken. *S. F.*

Paul Rohrbach, *Russland und wir*, Stuttgart, Engelhorns Nachf., 1915 (97 S.).

Verfasser gehört bekanntlich zu den Deutschen mit Länderhunger und gutem Magen, gleichzeitig allerdings zu den bestinformierten Fachmännern der Weltpolitik. Was er bietet, darf immer mit Interesse begrüsst, muss aber auch mit Vorsicht genossen werden. Seit 1913 betont Rohrbach besonders dringend die „russische Gefahr", beruhend auf dem ungeheuren Wachstum der Menschenzahl, auf dem Deutschenhass aller Volksschichten und auf der traditionellen Eroberungspolitik; diese benützt den Landhunger der Bauern, welcher durch die Agrarreformen nur gesteigert wird. Darin liegt eine Bedrohung der europäischen Kultur durch das östliche Barbarentum, zu deren Verhütung keine Zerschmetterung Russlands radikal genug ist. Neben einem wiederhergestellten Polen, fordert R. die baltischen Provinzen (nebst Finnland und Litauen) als fetten Bissen für das Deutsche Reich ($1/3$ seiner Ausdehnung und 1/10 seiner Bevölkerung); aber auch für die Ukraine mit ihren schönen Vorräten an Eisen und Kohle, das Kaukasusgebiet mit seinen Mineral- und Petroleumschätzen als „Zugehör der Ukraine" gilt die Parole: „Los von Moskau". Wie es wohl dem Verfasser gefällt, wenn die Scharfmacher der Entente durch ähnliche Zertrümmerungoperationen den Westen vor „deutscher Bar-

barei schützen wollen“?...... Freilich, wer rechtzeitig bremsen kann, wird auf der Reise durch diese kleine Schrift viel Interessantes mitnehmen. *S. F.*

Dr. **Max Kuttner** (Prof., Berlin). Deutsche Verbrechen? Wider Joseph Bédier, les crimes allemands d'après les témoignages allemands. Zugleich eine Antwort aus französischen Dokumenten. Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1915. Preis 50 Pf. (61 S.)

Verfasser legitimiert sich als fachmännischen Lehrer Bédiers und erhöht noch die eigene Autorität, indem er die des ehemaligen Schülers rückhaltlos anerkennt. Namentlich seit seinem Werk über Châteaubriand habe Bédier auch der deutschen Wissenschaft als der „massgebendste Richter über Fälschungen und Plagiate“ gegolten. Und nun müsse Kuttner ihn selbst der „bewussten Fälschung und Verläumdung“ anklagen. Diese Anklage stützt der deutsche Gelehrte zunächst auf eine ähnliche Kritik, wie sie der Däne Larsen an den Interpretationen der von Bédier photographisch reproduzierten Texte geübt hat. Über L.'s Schrift hat Ernest Jones in unserer Rundschau (Nr. 4, S. 225) eingehend berichtet und schliesst mit der Bemerkung, immerhin bleibe von dem Material Bédiers nur zu viel zu Lasten der Deutschen aufrecht. Kuttner ist zunächst in der Lage, auch noch aus den Akten des Kriegsministeriums die Existenz angeblicher Briefschreiber oder Schandtaten zu widerlegen. Überdies aber bietet er gerade nach der von Jones angedeuteten Richtung eine unbeabsichtigte Ergänzung der Larsenschen Kritik. Er stellt nämlich dem ganzen Belastungsmaterial Bédiers analoges Belastungsmaterial bezüglich französischer Greuel und Schandtaten, ebenfalls aus eigenen Berichten der Franzosen und selbst aus Armeebefehlen, entgegen.

So gelangen die beiderseitigen Gelehrten auf dem Wege mühsamer Forschung, Kritik und Antikritik zu Ergebnissen, welche sich ergänzen. Vom neutralen Observatorium aus zusammen geschaut, fliessen sie in einen Gesamteindruck zusammen: Greuel hüben, Greuel drüben, das ist der Krieg! *—n.*

Luschka, Max, *Warum?* Allerlei Kriegsfragen und Antworten. 101 S. Luzern 1915, Otto Wicke. Preis gb. Fr. 2.80.

Verfasser ist Pfarrer in Luzern. Die Notwendigkeit des Krieges ist ihm das „allergrösste Armutszeugnis des Menschengeschlechtes“. Er zeigt, wie die einzelnen, die Gesellschaft, die Staaten, ihrer göttlichen „Bestimmung“ untreu geworden sind, und forscht nach dem Ewigkeitswert der Gegenwartsopfer, durch welche wir alle zu Gesinnungsmenschen und Mitarbeitern an dem Baue einer besseren Menschheit erzogen werden sollen. Denn „Gott ist konsequent“ auch in seinen furchtbarsten Erziehungsmitteln. *—n.*

Dem Gedächtnisse Leo Tolstois,

der vor fünf Jahren, im November, aus einer Welt, die ihm taub und verstockt gegenüberstand, starb, widmet Franz Pfemfert die

letzte Nummer seiner „Aktion",*) die beste, die wir bisher gesehen haben. Sie enthält eine *Symphonie russischer Dichterstimmen* nebst den sprechenden Russenköpfen Tolstois und Dostojewskis in den charakteristischen Holzschnitten dieser Zeitschrift, dazu eine Einführung Maximilian Hardens, die — nebst einer lockenden „Kleinen Bücherliste" — das Sehnen nach Verständnis für die russische Volksseele verstärkt, ihren „Kindesdrang, alles zu sehen, als sei das Licht des ersten Schöpfungstages noch nicht verglüht", ahnen lässt. Unter anderen wird ein Essay des russischen Dichters Solowzew über *Fr. Nietzsche* im Auszuge mitgeteilt, welcher mit dem Satze schliesst: „Das eben ist das Unglück, ist die ganze Tragödie Nietzsches: er hat über den Übermenschen nichts, gar nichts zu sagen, seine ganze Predigt sind ausschliesslich Redeübungen, herrlich schön in der Form, aber ohne jeglichen tatsächlichen Inhalt". Man staunt freilich über diese Blasphemie im Blatte Pfemferts, des Nietzsche-Freundes. *S. F.*

□□□

Zum Friedenswerke.

Verzeichnis der Vereine, Ausschüsse, Körperschaften und Zeitschriften,

die für die Herbeiführung eines Dauerfriedens, sowie gegen die Entfremdung und Verhetzung der kriegführenden Völker arbeiten.

Zusammengestellt von *Leopold Katscher*, am 3. Nov. 1915.

SCHWEIZ:

Blätter für zwischenstaatliche Organisation. Monatlich. Herausgeber: Dr. *Alfred H. Fried*, Bern. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. Jährlich Fr. 7. 20.

Bund für Menschheitsinteressen und Fortschrittsorganisierung, Lausanne. Vorsitz: Prof. Dr. *Rudolf Broda*, Bern. Sekretariat: *Hugo Wassermann*, Lausanne.

Coenobium. Monatsschrift, Villa Coenobium, Lugano. Jahrespreis 12 Fr.

*) 23. Oktober (Verlag der „Aktion", Berlin-Wilmersdorf. 50 Pfg.).

Das Neue Europa. Monatsschrift. Herausgeber: Dr. *Paul Cohn*, Zürich und *Alfred Weiss*, Zürich,. Verlag: Zürcher Druck- und Verlagshaus (Jean Frey). Jahrespreis: 3 Fr.

Die Menschheit. Wochenschrift. Herausgeber: *Broda.* Verlag: Max Drechsel, Bern. Jahrespreis 4 Franken.

Dokumente des Fortschritts. Vierteljahrsschrift. Herausgeber: Prof. Dr. *Rudolf Broda*, Bern, Erlachstr. 23. Verlag: Akadem. Buchhandlung Max Drechsel, Bern. Jahrespreis 6 Franken.

Europäische Gesellschaft zur Verständigung der Intellektuellen, Bern. Vorsitz: *Lionel O. H. Wyon*, Zürich, Zeltweg 21.

Europäisches Komitee für praktische Sozialreform, Bern. Vorsitz: *Leopold Katscher*, Zürich-Kilchberg.

Internationale Rundschau. Monatl. 1—2 mal. Herausgeber: *R. W. Huber*, Zürich. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. Vierteljährlich 3 Franken. — Erscheint auch in englischer Sprache als «International Review» ebenda.

Internationales Friedensbureau, Bern, Kanonenweg. Vorsitz.: Senator *Henri La Fontaine.* Sekretariat: *Henri Golay.* (Postadresse: «Interpax».)

Liga der neutralen Länder, Lugano. Vorsitz.: *Enrico Bignami*, Lugano, Villa Coenobium.

La Voix de l'Humanité. Wöchentlich. Redaktion: *Broda;* Verlag: F. Ruedi, Lausanne, Jumelles 3. Jährlich 3 Franken.

Les Documents du Progrès Vierteljährlich. Herausgeber: *Broda.* Verlag: Fr. Ruedi, Lausanne, Jumelles 3. Jahrespreis 4 Franken.

Orden für Ethik und Kultur, Bern. Leitung: Prof. Dr. *August Forel*, Yvorne, und *Otto Volkart*, Bern, Montbijoustr. 39.

Permanente Kommission für Schutz bedrohter Menschheitsinteressen, Bern, Erlachstr. 23.

Revue Politique Internationale. Redaktion: *Félix Valpi*, 16, Place St. François, Lausanne. Erscheint 6 Mal im Jahr. Jahrespreis 18 Fr.

Le Mouvement Pacifiste. Organ des Bureau International de la Paix, Bern. Monatsschrift. Jahrespreis 10 Fr.

Schweizer. Friedensgesellschaft. Vorsitz: Dr. *Franz Bucher-Heller*, Luzern.

Schweizerische Vereinigung zum Studium der Grundlagen eines dauerhaften Friedensvertrages. Vorsitzender: Prof. Dr. *Otfried Nippold.* Sekretariat: Dr. *Ernst Trösch*, Bern, Hallerstrasse.

Union Mondiale de la Femme, Genf, rue du Rhône 6. Vorsitz: Frl. *Klara Honegger*, Zürich, Tödistr. 45. Sekretariat: Frl. *Marguerite Gobat*, Genf.

DEUTSCHLAND.

Bund Neues Vaterland, Berlin W. 50, Tauentzienstr. 9. Vorsitz: *Kurt v. Tepper-Laski.* Sekretariat: Frl. *Lilli Jannasch.*

Das Forum *) Monatlich. Herausgeber: *Wilhelm Herzog.* München, Leopoldstr. 10. Halbjahrespreis 5 Mark.

Der Völkerfriede. Monatsschrift. Herausgeber: *Otto Umfrid.* Stuttgart, Hegelstr. 12. Verlag: Wilhelm Langguth, Esslingen (Neckar). Jahrespreis Mark 1.70.

Deutsche Friedensgesellschaft, Stuttgart, Werfmershalde 18. Vorsitz: *Otto Umfrid.* Sekretariat: *Fritz Röttcher.*

Die Aktion. Wochenschrift. Berlin-Wilmersdorf. Herausgeber: *Franz Pfemfert,* Nassauische Str. 17. Vierteljährlich 3 M.

Ethische Kultur, Berlin S. O., Rungestr., Spreepalast. Halbmonatlich. Verlag für ethische Kultur. Herausgeber: Dr. *Rudolf Penzig,* Berlin W. 15, Uhlandstr. 173. Preis vierteljährlich Mark 1.60.

Ethische Rundschau, Berlin W. 15, Düsseldorferstr. 23. Herausgeber: *Magnus Schwantje.* Monatlich. Jahrespreis 5 Mark.

ENGLAND:

International Union of Ethical Societies. Sekretariat: *Gustav Spiller.* London N. W., South Hill Park 63, Hampstead.

Jus Suffragii. Monatlich. London W. C, Adam Str. 7, Adelphi. Redaktion: *Miss Sheepshanks.* Jahrespreis 5 Franken.

The Labour Leader.**) Wochenblatt, Manchester. (Organ der unabhängigen Arbeiterpartei.) Vierteljährlich 2 Franken.

The Socialist Review.**) Vierteljährlich.

Union of Democratic Control, London. Leiter: *E. D. Morel.* 37, Norfolk Street, Strand W. C.. London. (Veröffentlicht monatlich zwei Pennybroschüren.)

War and Peace. (Im Geiste Norman Angells redigiert.) Monatlich. Jahrespreis 5 Franken. Adresse: London S. W., Charing Cross 29.

HOLLAND:

Komitee der Vereinigten Staaten Europas. Leitung: Dr. *Nico van Suchtelen,* Blaricum.

Nederlandsche Anti-Oorlog-Raad, Haag, Theresiastraat 51. Leitung: Dr. *B. de Jong van Beek en Donk.* Veröffentlicht monatlich «Holländische Nachrichten».

---

*) Wurde seither verboten.

**) Beide erscheinen im Verlage der National Labour Press Ltd., 30, Blackfriars' Street, Manchester.

Vrede door Recht. Organ des gleichnamigen Bundes. Monatsschrift. Leitung: *H. van der Mandere.* (Edgar de Melville.) 93, Jan van Nassaustraat, Haag. Jahrespreis Fr. 12.

Zentralorganisation für einen Dauerfrieden. Vorläufige Adresse: Theresiastraat 51, Haag.

VEREINIGTE STAATEN:

Carnegie Endowment for International Peace, Washington D. C., Jackson Place 2.

Emergency Federation of Peace Forces, Chicago.

League of International Amity. Vorsitz.: Mrs. *A. H. Proudfoot,* Chicago, Blackstone Avenue 4958.

United States of Europe Association, New York, Broadway 1160. Leitung: *Charles Ingersoll.*

World Peace Foundation, Boston, Beacon Str. 40. Leitung: *Edwin Dodd Mead* und Dr. *G. W. Nasmyth.*

Woman's Peace Party, New York. (Mit Zweigen in den meisten Ländern Europas.) Internationale Sekretärin: Miss *Rosika Schwimmer,* per Adresse der Mrs. Carrie Chapman Catt, New York, 2 W. 86th Street. Vorsitz: Miss *Jane Addams,* Chicago, Hull House.

IN ANDEREN LÄNDERN:

Amigos de la Unidad Moral de Europa. Leitung: Señor *En. Duran,* Barcelona, Ateneo Barcelonés.

Bureauet for opretholdelse af internationalt samvirke, Kopenhagen.

Comité français pour l'organisation de la famille juridique des peuples civilisés, Paris, 20, avenue Kléber. Generalsekretär: *G. Hubbard.* Organ: «La justice internationale.»

Österreichischer Verband für allgemeine Völkerverständigung. Leitung: *Artur Müller,* Wien XVIII., Gersthoferstrasse 138.

Sodalizio per la costituzione internazionale. Leitung: *Umano,* Mailand, via Silvio Pellico 8.

Studiengesellschaft für die sozialen Folgen des Krieges, Kopenhagen, Osterbrogade 56 C. (Mit wertvoller Fachbücherei.)

Ungarischer Feministenverein, Budapest V, Maria Valériautca 12. Vorsitz.: Frl. *Vilma Glücklich,* Sekretariat: Frl. *Paula Pogány.*

□□□

Eduard Bernstein über Daudé-Bancel.

Mit Geschick und Energie hat Eduard Bernstein die Gelegenheit erfasst, den deutschen Sozialdemokraten eine Aussprache mit ihren französischen Parteigenossen nahezulegen. Im „Vorwärts" v. 3. u. 4. Nov. veröffentlicht er an leitender Stelle in zwei ausführlichen Artikeln seine entgegenkommende Würdigung der Ausführungen, welche Daudé-Bancel in unserer Nr. 6 zur Verfügung gestellt hat.

Getreu den besten Traditionen des deutschen Geistes, gibt sich Bernstein ehrliche Mühe, sich in den Standpunkt des Gegners hineinzudenken und zunächst die beharrliche Ablehnung der besten deutschen Absichten durch die westliche Sozialdemokratie, aus ihrer Auffassung von der Entstehung des Weltkrieges heraus, zu begreifen. Dabei sucht er auf beiden Seiten aufreizende Missverständnisse zu zerstören. Die französische Sozialdemokratie wird aufmerksam gemacht, dass die angeblich unterdrückte Depesche des Zaren an den Deutschen Kaiser bezüglich eines Schiedsgerichtes in späteren Auflagen des deutschen Weissbuches nicht mehr fehle. Der deutsche Sozialdemokrat erfährt aus den Mitteilungen Daudé-Bancels zum erstenmal, welche bedeutsamen Konzessionen die französischen Parteigenossen bei ihrer Regierung durchgesetzt hatten. Bernstein bemerkt hierzu:

„Man wird über den Wert dieser Zugeständnisse verschiedener Ansicht sein können, jedenfalls aber gingen sie über alles hinaus, was die sozialdemokratischen Parlamentsvertretungen in andern Ländern zugunsten der Erhaltung des Friedens durchzusetzen vermochten."

Auch von der Erklärung Sembats, dass die Franzosen nur ihre Kultur retten, aber nicht die deutsche vernichten wollen, und den entsprechenden Stellen des französischen Parteimanifestes gibt Bernstein den deutschen Parteigenossen Kunde und verweilt mit Genugtuung bei der

Versicherung Daudé-Bancels, dass die Partei nach dem Abzuge der Deutschen aus Frankreich wieder zu dem Internationalismus zurückkehren werde.

Daran schliesst Bernstein folgende Erwägung:

„Wird das wirklich eintreten? . . . was am schwersten ins Gewicht fällt, ist nicht dieses äussere Hemmnis — 1870/71 hat der Krieg keinen Augenblick dem Glauben an die Internationalität Abbruch getan —, sondern die inneren Erschütterungen, die sich in der Bewegung vollzogen haben, die Einbrüche in das gegenseitige Vertrauen der grossen Sektionen der Internationale zu einander. Ehe der Heilungsprozess hier einsetzt, werden äussere Veränderungen wenig zur Wiederherstellung des alten Verhältnisses beitragen. Vorbedingung zum Beginn eines Heilungsprozesses aber ist gegenseitiges offenes Aussprechen zum Zwecke gegenseitigen richtigen Verstehens. Und dazu ist der Artikel Daudé-Bancels ein geeigneter Anfang."

Auch wir erblicken in den Äusserungen Daudé-Bancels und Bernsteins einen ersten Versuch gegenseitiger Aussprache und wünschen, dass diese mutige Aussaat auf dem steinigen Boden der Gegenwart in einer besseren Zukunft ihre Früchte trage. *Die Redaktion.*

□□□

Die französische Arbeiterbewegung im Kriege.

Von A. DAUDÉ-BANCEL, Generalsekretär der „Fédération Nationale des Coopératives de Consommation", usw. usw.

(Schluss.) *)

Die Veröffentlichung des ersten Teils von Daudé-Bancels Artikel scheint in dem Vaterlande des Verfassers peinliches Aufsehen erregt zu haben. Er wurde beschuldigt, gegen den Wunsch der Nation schon während des Krieges eine Verständigung der beiderseitigen Sozialdemokratien über den Frieden versucht

*) Vgl. Nr. 6.

zu haben, während er doch ausdrücklich die Wiederanknüpfung der internationalen Beziehungen auch in der Sozialdemokratie von der vorherigen Räumung Belgiens und Frankreichs abhängig macht. Zu seiner Rechtfertigung hat Daudé-Bancel den vollständigen französischen Text seines Original-Manuskriptes bei Marcel Rivière & Cie. unter dem Titel: „Le Mouvement ouvrier français et la guerre“ (1915, pp. 57, 50 c.) erscheinen lassen. Dieser Umstand ermöglicht uns einige Kürzungen; einzelne Abschnitte des umfangreichen Manuskriptes sind bloss resumiert worden.

Gleichzeitig veröffentlichen wir die Ausführungen, in welchen der Reichstagsabgeordnete David die Auffassung eines deutschen Sozialdemokraten der des französischen Sozialisten entgegenstellt.

Die Red.

II.

Während die französischen und belgischen Sozialisten sich abmühten, den Frieden zu erhalten, haben auch einige deutsche Sozialisten ihrer Aktion sekundiert, so Haase bei der öffentlichen Versammlung, welche in Brüssel nach der Sitzung des internationalen sozialistischen Bureaus abgehalten wurde.

Als die Kriegserklärung erfolgte, waren wir von dem Manifeste tief ergriffen, in welchem die Mitglieder des deutschen Lesevereins in Paris erklärten, das sie niemals die Grenze überschreiten würden, um sich zu den Feinden Frankreichs und der Freiheit zu gesellen. Gewiss, auch in Deutschland und in Österreich wurden von den Sozialisten zahlreiche Versammlungen veranstaltet.

Es folgt eine heftige Polemik des Verfassers gegen die Bewilligung der Kriegskredite durch die deutsche Sozialdemokratie. Von Seiten „besonnener und sonst gut informierter“ Genossen hat Verfasser folgende Mitteilung erhalten: Dank dem utilitarischen Geiste, welcher die meisten Führer der deutschen Partei beseele, sei ein Pakt mit der Regierung zustande gekommen, demzufolge die Partei „gut“ stimmen und die Regierung ihr dafür „nach dem Kriege, d. h. wenn sie ihrer Mitwirkung nicht mehr bedürfen werde“, gewisse wichtige Konzessionen machen werde, wie das allgemeine Wahlrecht in Preussen, die Gleichmachung der Wahlbezirke usw. Dabei haben sich diese Führer auch als „klägliche Taktiker“ erwiesen. Ihr ganzer Erfolg sei bisher gewesen, eine tiefe Spaltung in die Partei hineinzutragen.

Die Konferenz der Sozialisten aus den Ländern der Entente.

Am 14. Februar 1915 fanden sich die sozialistischen Parteileitungen aus den Ländern der Entente in London zu einer Konferenz zusammen. Unter dem Wutgeheul der

bürgerlichen Presse haben unsere Genossen in ihrer Konferenz die wesentlichen Prinzipien in Erinnerung gebracht, welche die Mehrheit der deutschen Sozialdemokratie nur zu gern vergass.

Die Konferenz hob von neuem die tieferen Ursachen der Kriege hervor. Sie hat aber auch das Unheil gekennzeichnet, welches durch die deutsche Invasion Frankreichs und Belgiens verursacht wurde. Sie betonte, dass der Sieg des deutschen Imperialismus für Europa gleichbedeutend wäre mit der Niederlage und Zerschmetterung der Freiheit und der Demokratie. Die Sozialisten Englands, Belgiens, Frankreichs und Russlands erklärten, dass sie „durchaus nicht die politische und wirtschaftliche Niederschmetterung (Ecrasement) Deutschlands“ anstreben und „nicht gegen die Völker Krieg führen, sondern gegen die Regierungen, welche sie unterdrücken.“ Gemäss den Grundsätzen, für welche die Internationale der Arbeiterschaft einsteht, hat sich die Konferenz von London für das Recht aller Nationen zur Selbstbestimmung, für Einschränkung der Rüstungen, Frieden und obligatorisches Schiedsgericht ausgesprochen.

Daudé-Bancel berichtet hierauf über die bekannte Polemik zwischen Scheidemann und Vandervelde, aus Anlass eines Pariser Vortrages vom 18. April, in welchem der belgische Minister erklärte, man müsse den Krieg „bis zum Ende“ durchführen und das Entgegenkommen gewisser deutscher Sozialisten zurückweisen, welche, ein wenig spät, die Notwendigkeit einer Verständigung und eines „ehrenvollen und dauerhaften Friedens“ anerkannten. Genosse Scheidemann richtete nun an Vandervelde die Frage, warum er in so schroffer Weise den Frieden als verfrüht zurückweise. Vandervelde antwortete:

Warum? Weil wir es nicht mit den deutschen Sozialdemokraten zu tun haben, sondern mit dem Kaiser und seinen Armeen. O, ich zweifle nicht, ich will nicht daran zweifeln, dass, wenn ich es nur mit Euch deutschen Sozialdemokraten zu tun hätte, diese Verständigung, trotz aller unserer Beschwerden, nicht unmöglich wäre. Aber wer sieht nicht ein, dass, wenn der Friede jetzt geschlossen werden müsste, es nicht die Sozialdemokraten Deutschlands und Österreichs wären, welche die Bedingungen festzustellen hätten! Solange Belgien und Polen besetzt und Teile Frankreichs in den Händen des Feindes sind und solange der deutsche Cäsarismus nicht unschädlich gemacht ist, könnte der Friede nur, nach dem Worte Guesdes, der gefahrvollste Waffenstillstand und — ich füge hinzu — die schreiendste Ungerechtigkeit sein.

Ein interessantes Detail: Das Auftreten Vanderveldes war auch durch ein Konzert gefeiert worden, bei dem sich einige ausführende Künstler chauvinistische Demonstrationen gegen die Deutschen erlaubten. Daudé-Bancel hebt hervor, dass dies gegen den Willen der Organisation geschehen sei. „Es sind leider wirklich einige für die Deutschen beleidigende Gesänge durchgeschlüpft, aber dies ist nur geschehen, weil die tüchtige und eifrige Genossin

Jouonne, welche dem Ausschusse unserer Föderation als Mitglied und der sozialistischen Gruppe der Frauen als Sekretärin angehört, geglaubt hatte, sich auf die Diskretion und den Geschmack gewisser „Künstler" verlassen zu können, welche durch ihren groben und gemeinen Nationalismus uns sehr enttäuscht haben und nie mehr Gelegenheit haben werden, unsere internationalistische Gesinnung zu kompromittieren."

Der nationale Kongress der französischen sozialistischen Partei.

Im Mai 1915 nahm die sozialistische Föderation des Departements Haute-Vienne den Entwurf einer Resolution an, welche in Frankreich und im Auslande grosses Aufsehen erregte. Der Lärm wurde umso grösser, als das Exekutivkomitee dieser bedeutenden Föderation die Ungeschicklichkeit beging, ihre „Gedanken und Urteile über die Ereignisse" direkt an die regionalen Föderationen zu versenden. In diesem Vorgehen schien ein Tadel gegen die Leitung der sozialistischen Partei Frankreichs zu liegen. Um es kurz zu sagen, dieses Referat enthielt einen Tadel gegen gewisse, die sozialistische Partei repräsentierende Genossen, weil diese Artikel schreiben, die schon fast chauvinistisch klingen, und machte den französischen Genossen den Vorschlag, sie mögen „jedem Friedensvorschlag, von wo er auch kommen möge, aufmerksames Gehör leihen, immer vorausgesetzt, dass die territoriale Integrität Frankreichs und Belgiens durch die Grundlagen der Diskussion ausser Frage gestellt werde." Am 14. Juli 1915 fand ein Kongress statt, der, nach leidenschaftlichen Reden und Gegenreden, mit der einstimmigen Annahme einer Tagesordnung endete, durch welche die politische Partei der französischen Sozialisten erklärt, dass sie Friedensanerbietungen kein Gehör schenken kann, solange Belgien, Luxemburg, Frankreich und Elsass-Lothringen noch immer von deutschen Truppen besetzt sein werden. Der Unterschied zwischen dem Resolutionsentwurf von Haute-Vienne und der einstimmigen Resolution der ganzen Partei ist also unbedeutend.

Syndikalisten der Internationale oder des Kaisers?

Lange schon vor dem Kriege hatten sich die französischen Syndikalisten mit der Prinzipienfrage des Krieges beschäftigt. Man darf sogar behaupten, dass die antimilitaristische Campagne der „Confédération Générale du

Travail" einen beträchtlichen, vielleicht sogar zu beträchtlichen Teil ihrer Zeit und Kraft beansprucht hat. Waren doch anfangs die Führer der C. G. T. entschiedene Anarchisten. Und je weiter die französischen Sozialisten sich vom Antimilitarismus zu entfernen schienen, desto eifriger betrieben die Syndikalisten diese Propaganda, sogar mit einer gewissen Affektation. In einem Manifeste der C. G. T. (publiziert in der „Humanité" vom 2. Februar 1915) verzeichnet ihr Sekretär Jouhaux die nachfolgenden internationalen Demonstrationen für den Frieden, zu welchen die Conföderation die Proletarier aller Länder angeregt hat: Antrag auf der internationalen Konferenz von Amsterdam 1905; Intervention der C. G. T. durch ihren Sekretär bei den deutschen Syndikaten 1905; Antrag auf der Internationalen Konferenz von Paris 1909; Besuch von Vertretern der C. G. T. in Deutschland 1910; Intervention bei Legien 1914.

In einem vielbemerkten Artikel der „Bataille Syndicaliste" (26. September 1914) hat Jouhaux alle diese Versuche aufgezählt und auseinandergesetzt, wie die offiziellen Vertreter des Gewerkschaftswesens jenseits des Rheins auf jede solche Anregung die Antwort gaben, dass wegen der deutschen Gesetzgebung die vorgeschlagene Aktion nicht ihnen, sondern der sozialdemokratischen Parteileitung zukomme. All das erschien den französischen Sozialisten als Ausflucht; nichtsdestoweniger fuhren sie fort, auf die französische Regierung einen Druck zugunsten des Friedens auszuüben.

Jedenfalls steht fest, dass sofort, als die internationale Situation bedrohlich zu werden schien, in Brüssel eine Zusammenkunft stattfand, zu welcher sich von deutscher Seite der Abgeordnete Legien, Sekretär des deutschen und des internationalen Gewerkschaftsverbandes, von belgischer Seite Mertens, Sekretär der belgischen Gewerkschaftskommission, von französischer Seite Jouhaux und Dumoulin, Sekretär und stellvertretender Sekretär der C. G. T. zusammenfanden. Zu wiederholten Malen stellten die belgischen und französischen Genossen die

folgende Frage an Legien: Was gedenken Sie zur Vermeidung des drohenden Krieges zu tun? Wir sind bereit, einer Aufforderung Ihrerseits Folge zu leisten oder parallel vorzugehen, wenn dies vereinbart wird." Aber der Bürger Legien blieb so stumm wie die Karpfen der Spree, und Jouhaux folgerte daraus ganz richtig, dass von der anderen Seite des Rheins nichts geschehen werde, um sich dem Kriege zu widersetzen.

Während in Deutschland die Regierung es schon zu Anfang des Krieges verstanden hat, ein inniges Zusammenwirken mit ihrem Volke herzustellen, so hat die französische Kriegsverwaltung im Gegenteil anfangs — man muss es schon offen heraus sagen — geradezu alles nur Mögliche getan, um die Arbeiter unzufrieden zu machen, besonders diejenigen, deren sie am nötigsten bedurfte, die Mechaniker und Metallarbeiter. Die damaligen Ungeschicklichkeiten, welche auch heute noch nicht ganz gutgemacht sind, haben auf die kämpfenden Genossen mehrerer Berufszweige einen bösen Eindruck gemacht, und diese, von allem Anfang an verstimmt, konnten es auch später nicht recht über sich gewinnen, herzhaft mit unserem trefflichen Genossen Albert Thomas zusammenzuarbeiten, als dieser Unterstaatssekretär für die Leitung der Munitionserzeugung wurde. Ihr Unwille, noch gesteigert durch die Entrüstung der Arbeiterschaft über die skandalösen Kriegsgewinne gewisser „Patrioten", hat sich zu einem Resolutionsentwurfe verdichtet, den Merheim, im Namen der Union der Metallarbeiter, der Nationalen Konferenz der C. G. T. vom 15. August 1915 in Paris vorgelegt hat und der sich übrigens mit den Anschauungen vieler Vorkämpfer unserer Partei nicht genau deckt. Wie bei der sozialistischen Partei, erklärte auch hier die Minderheit, dass sie auf der Stelle mit den deutschen und neutralen Syndikalisten und Pazifisten eine Aussprache über den Frieden eröffnen möchte, und dass sie dadurch die Regierungen der kriegführenden Länder zwingen wolle, ihre Friedensbedingungen bekannt zu geben. Jouhaux seinerseits wollte sich auf Verhandlungen mit ihnen nicht ein-

lassen, ohne Garantien zu haben, namentlich bezüglich der Räumung Belgiens, auf der übrigens auch die Minderheit bestehen wollte. Man stritt leidenschaftlich hin und her, wie dies immer in Frankreich geschieht, und schliesslich nahm die Konferenz, mit 78 gegen 26 Stimmen, eine Tagesordnung an, die von derjenigen der Minderheit sich nur durch die Weigerung unterschied, augenblicklich mit den deutschen Genossen über den Frieden zu sprechen. Diese Tagesordnung der Mehrheit lautete:

Die nationale Konferenz der Föderationen von Fachvereinen, der Union von Syndikaten, der Arbeitsbörsen, abgehalten im Hause der Syndikate, am 15. August 1915, bringt hiemit in Erinnerung:

dass bei jeder Gelegenheit dem Kriege Widerstand entgegengesetzt wurde, ebenso durch ihre Propaganda im Inlande wie durch ihre Beziehungen mit dem Auslande;

dass sie 1901 und 1902 durch Manifestationen in Paris und London das Zusammenwirken beider Proletariate anstrebte, nachdem die Kolonialpolitik Frankreichs und Englands durch die Ereignisse von Faschoda die beiden Länder in einen leicht in Krieg entartenden Gegensatz gebracht hatte;

dass im Jahre 1906 die C. G. T. nach dem Zwischenfall von Tanger bestrebt war, zusammen mit dem deutschen Proletariat gegen einen etwaigen deutsch-französischen Krieg wegen Marokkos einen gemeinsamen Widerstand zu organisieren;

dass im Jahre 1911 die C. G. T., auf Einladung der deutschen Arbeiterorganisationen, eine Reise nach Berlin unternommen hat, lediglich um ein friedliches Zusammenwirken der beiden Völker zum gemeinsamen Werke des menschlichen Fortschritts zu fördern;

dass sie bei allen diesen Gelegenheiten, wie auch bei ihrer ganzen Agitation, sich von keiner anderen Absicht leiten liess, als von dem Bestreben, in der Öffentlichkeit eine Athmosphäre des Friedens herzustellen;

dass sie, im Inneren des Landes wie nach aussen hin, stets bemüht war, den Militarismus und Eroberungsgeist zu schwächen, diesen Urheber aller Kriege, welcher von der Internationale als Feind der ganzen Arbeiterbewegung betrachtet wurde;

dass sie dadurch in grossem Massstab an der Bildung einer öffentlichen Meinung mitgewirkt hat, welche jedem Kriege, jeder Provokation feindlich ist;

dass die C. G. T. durch dieses Vorgehen jeden Angriff Frankreichs auf irgend ein anderes Land unmöglich gemacht hat und sich dabei von einer wahrhaft internationalen Gesinnung leiten liess, welche in jedem Volke eine menschliche Gesamtheit erblickt, deren Tätigkeit und Mitwirkung für das Werk der sozialen Emanzipation, diese Grundaufgabe der C. G. T., unentbehrlich ist;

dass somit die C. G. T. die Überzeugung hat, jederzeit und allerorten in Übereinstimmung mit den Grundgedanken der Internationale gehandelt zu haben und dass sie demgemäss heute oder morgen bereit ist, ihre Handlungsweise dem Wahrspruche des Proletariats der anderen Länder zu unterwerfen.

Auch durch die heutige Kundgebung betont die C. G. T. sowohl ihre Liebe zur Verständigung unter den Völkern als auch ihren Wunsch nach Herstellung des Friedens, für dessen Erhaltung alles mögliche getan zu haben sie sich bewusst ist;

Die Konferenz, jede Eroberungspolitik missbilligend, appelliert an das internationale Proletariat, damit der Friede, diese Frucht so furchtbarer Opfer, auch der definitive Triumph des Rechtes über die Gewalt sei,

auf dass aus diesen von allen Ländern angenommenen Garantien, nämlich Unterwerfung unter das obligatorische Schiedsgericht, Unterdrückung der geheimen Diplomatie, Ende der übertriebenen Rüstungen, die Möglichkeit der Organisation einer freien Föderation der Völker hervorgehe, welche allen Völkern das Recht der Selbstbestimmung und die Unabhängigkeit sichern soll.

In dem Wunsche, die obigen Anschauungen kraftvoll zu verwirklichen, richtet die Konferenz an alle organisierten Proletariate der Welt die dringende Aufforderung, den Antrag der American Federation of Labour anzunehmen, dahingehend, dass, an demselben Orte und zur selben Zeit wie die Konferenz der Diplomaten zur Feststellung der Friedensbedingungen auch ein internationaler Kongress der Proletariate abgehalten werde.

Résumé.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen schildert Daudé-Bancel die Tätigkeit der Konsumvereine im Kriege. Er berichtet u. a. über das Aktionskomitee, welches im September 1914 durch die Vertretungen der französischen Arbeiterschaft organisiert wurde. In diesem Komitee wirken Delegierte der sozialistischen Partei der Confédération Général du Travail und der Fédération Nationale des Coopératives zusammen. Besonders hat dieses Komitee dahingewirkt:

1. dass die durch das Gesetz vorgesehenen Hilfsbeiträge den Familien der mobilisierten Arbeiter ausbezahlt und die gesetzlichen Arbeitsbedingungen beobachtet werden;
2. dass den Familien Auskünfte über die gefallenen, verwundeten, gefangenen oder vermissten Genossen erteilt werden;
3. dass den armen Soldaten an der Front Kleider, Liebesgaben, sowie Geldspenden ausgeliefert werden;
4. dass Pakete mit Lebensmitteln den unglücklichen, in deutscher Gefangenschaft befindlichen Franzosen zugestellt werden;

5. dass die Flüchtlinge aus Belgien und dem Osten und Norden Frankreichs nach Gebühr aufgenommen und verpflegt würden;
6. dass den Mietern Beistand gewährt werde gegenüber habsüchtigen Hauseigentümern;
7. dass die Soldaten an der Front auf Verlangen die Organe der Arbeiterschaft, die „*Bataille Syndicaliste*“ und die „*Humanité*“ bekommen;
8. dass gegen die Teuerung von Brot, Zucker, Fleisch usw. erfolgreich gekämpft werde.

* * *

Zu den Kontroversen, welche der erste Artikel in Frankreich erregte (vgl. „Temps“ v. 8. u. 9. November) schreibt Daudé-Bancel im „Temps‘ vom 20. Nov.:

„Aus meiner Studie ergibt sich dieselbe Folgerung, wie aus den Artikeln Bernsteins: Weit entfernt, die deutschen oder die französischen Sozialisten zur Anknüpfung von Konversationen im Hinblick auf einen verfrühten Frieden zu drängen, haben weder Bernstein noch ich daran auch nur gedacht. Dies wird ausdrücklich in meiner Broschüre und in Bernsteins Artikeln, besonders dem zweiten, hervorgehoben.

Man muss also die Vorstellung, als wäre Bernstein ein Agent der deutschen Regierung, als ungerechte Verdächtigung zurückweisen. Im Gegenteil erblicke ich in seiner Intervention ausschliesslich den augenscheinlichen guten Willen, dem deutschen Publikum Tatsachen zur Kenntnis zu bringen, die es noch nicht weiss, Tatsachen, die überdies den französischen Sozialisten nur zum Ruhme gereichen können. Damit stellt sich Bernstein einfach in den Dienst der Wahrheit.“

□□□

Die deutsche Sozialdemokratie und der Krieg.

Von Dr. EDUARD DAVID, Mitglied des Reichstages (Berlin).

Gerne folge ich der Einladung der geehrten Redaktion, die französischen Leser ihrer Zeitschrift, soweit sie sich zur sozialistischen Partei oder zum Syndikalismus bekennen, über die Auffassung der deutschen Sozialdemokraten aufzuklären, wenn dies nach den hartnäckigen Miss-

verständnissen, von denen die Artikel Daudé-Bancels neue Beweise liefern, überhaupt möglich ist. Ich wiederhole dabei nur Gedankengänge meines Buches „Die Sozialdemokratie im Weltkrieg“ und verweise auf das darin gebrachte Tatsachenmaterial zur Begründung hier nur kurz gezogener Schlüsse.*)

Die Ausführungen Daudé-Bancels über die französische Arbeiterbewegung und den Krieg beruhen auf der Annahme, dass die deutsche Regierung diesen ungeheuren Zusammenstoss gewollt und planmässig entfesselt habe. Die ganze Kritik der Franzosen an dem Verhalten der deutschen Sozialdemokratie ist auf dieser Auffassung aufgebaut. Ich halte diese Auffassung für völlig verkehrt. Eine Prüfung der tieferen Ursachen, die den Krieg vorbereiteten und der diplomatischen Aktionen, die ihn zum Ausbruch brachten, führt mich zu dem Schluss, dass die russische Kriegspartei die Hauptanstifterin war, der es gelang, in Paris und London willige Helfershelfer zu finden.

Als wir am 4. August v. J. in Reih' und Glied traten mit der Gesamtheit unseres Volkes, um die von Osten heraufziehende furchtbare Gefahr, die durch das Bündnis der Weststaaten mit dem russischen Despoten wahrhaftig nicht kleiner wurde, zu bekämpfen, da taten wir dieses in Wahrnehmung unseres fundamentalen Rechtes auf nationale Selbstbehauptung. Unsere Überzeugung von dem Rechte Deutschlands in diesem Krieg ist nicht minder fest, wie die der französischen Sozialisten von dem Rechte Frankreichs. Ich will ihren Glauben nicht erschüttern. Aber das sollten sie endlich begreifen, dass sie uns durch Deklamationen und beleidigende Unterstellungen nicht zu dem Bekenntnis bringen können, dass unser Land im Unrecht sei und die deutsche Sozialdemokratie sich zur Mitschuldigen an einem Verbrechen gemacht habe.

Mit dem Eintreten für die Sache unseres schwer bedrohten Vaterlandes taten wir genau das gleiche, was die Franzosen taten, als sie die nationale Solidarität über die

*) Verlag „Vorwärts“, Berlin 1915. — 192 S., M. 2. —.

internationale Freundschaft stellten. Worin wir uns von ihnen unterscheiden, ist, dass wir ihnen ihre nationale Haltung nie zum Vorwurf machten.

Noch in einem zweiten Punkt haben wir uns von ihnen unterschieden, nämlich darin, dass wir unsere Bereitschaft zum Frieden vor aller Welt bekannt haben. Wir taten das nicht, wie Daudé-Bancel sagt, etwas spät, sondern schon am 4. August anlässlich der ersten Bewilligung von Kriegskrediten und dann bei jeder Wiederholung dieses Anlasses. Schon bei der ersten Bewilligung hat die deutsche Reichstagsfraktion den Satz ausgesprochen: „Wir forderen, dass dem Kriege, sobald das Ziel der Sicherung erreicht ist und die Gegner zum Frieden geneigt sind, ein Ende gemacht wird, durch einen Frieden, der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht."

Die Sozialisten des feindlichen Auslandes konnten also von Anfang an wissen, dass die deutsche Sozialdemokratie ihrerseits auch während des Krieges den Wunsch nach Frieden nähre und sich fernab hielt, dem Krieg ein Ziel zu setzen, welches die wirtschaftliche oder politische Vernichtung anderer Völker in sich schliesse. Und welches Echo schallte aus dem Westen den wiederholten Erklärungen unserer Friedensbereitschaft entgegen? — Kalte Abweisung, ja Verdächtigung unserer Motive, gepaart mit einer uns fast unbegreiflichen Unwissenheit oder Selbsttäuschung über die militärische Lage. Hat man doch noch bis in die letzte Zeit hinein sozialistische Stimmen aus Frankreich und England gehört, die von der bevorstehenden „Zerschmetterung des deutschen Militarismus" und der Verwirklichung gewisser gegen Deutschland und seine Verbündeten gerichteten Eroberungsziele phantasieren. Mit welchem Rechte unter solchen Umständen die Sozialisten der Westmächte gerade uns, die wir immer einer Annäherung geneigt waren und niemals Zerschmetterungs- oder Eroberungsziele proklamiert haben, einen angeblichen Abfall von den Prinzipien der Internationale zum Vorwurf machen, ist mir absolut unverständlich.

II.

Es ist begreiflich, dass die Franzosen, die das Glück haben, ihren russischen Bundesgenossen aus der Ferne und aus verschönernden Berichten zu kennen, sich von der russischen Gefahr, wie sie zunächst Deutschland, aber in weiterem Ausblick alle europäischen Demokratien bedroht, kaum eine annähernde Vorstellung machen können. Wir Deutschen aber sind mit dem Gedanken an die russische Gefahr aufgewachsen. Halb asiatisch, liegt Russland wie ein drohendes Ungeheuer vor den Toren Mitteleuropas, wie Marcel Sembat ja in seinem Buche „Faites un Roi, si non, faites la Paix" so trefflich ausgeführt hat. Das Konglomerat von Völkern verschiedener Rasse, Religion und Kulturentwicklung, das durch die Zwangsgewalt eines absolutistischen Regierungssystems zusammengehalten wird, zählt über 160 Millionen Menschen; seine Regierung kann jeden Augenblick Millionenheere, zum Teil aus asiatischen Horden, auf Europa, seine Kultur und seine Freiheit, loslassen. Wie brutal der Zarismus im eigenen Lande jede freie Regung erstickt, was insbesondere die sozialistischen Arbeiter selbst jetzt, mitten im Kriege, zu erdulden haben, was Ostpreussen an Greueln hat erleiden müssen, von dem allen scheinen die französischen und englischen Menschenfreunde, die für das Schicksal Belgiens so viel Mitgefühl haben, wenig zu wissen und noch weniger zu empfinden. Die französischen Sozialisten, die ehemals die russische Allianz geradezu als eine Erniedrigung für eine Republik empfanden, hatten ihre Fortdauer nicht verhindern können. Sie haben während des Krieges trotz ihrer sozialistischen Minister nicht einmal verhindern können, dass der russische Despot Hunderttausende seiner eigenen Untertanen durch Henker und Hunger vernichtete. Und uns muten dieselben französischen Sozialisten zu, wir hätten uns gegenüber der russischen Gefahr auf die guten Absichten und den Einfluss der französischen Demokraten verlassen sollen. Ihr Wohlwollen für unsere Freiheit und Zukunft in Ehren; aber wir brauchten einen realeren Schutz gegen die russische „Dampfwalze".

Und nun kam noch die englische Gefahr hinzu, von deren Grösse die meisten Deutschen vorher kaum eine Ahnung hatten, die Gefahr, dass möglicherweise durch die Absperrung vom Weltmeer unsere Aus- und Einfuhr abgeschnitten, unsere Schiffahrt stillgestellt, unsere Industrie durch Entziehung der Rohstoffe gelähmt, unsere Bevölkerung — Greise, Frauen, Kinder eingeschlossen — durch Entziehung des Nahrungsbedarfes entkräftet, in den ärmsten Schichten buchstäblich ausgehungert werden konnte. Und da hätten wir der deutschen Nation, in dieser unerhörten Bedrängnis, unsere Kraft entziehen sollen, in der Hoffnung auf — was? Auf das Mitgefühl und den politischen Einfluss der englischen Sozialisten, die sich in ihrer grossen Mehrheit mit dieser Kriegsmethode ihrer Regierung solidarisch erklärten!? — Eine solche Vertrauensseligkeit auf Hilfe von aussen wäre ein Verbrechen an unserem Volke gewesen. So haben wir unsere ganze organisatorische Kraft eingesetzt, um die englische Aushungerungstaktik zu vereiteln. Und wir freuen uns nicht wenig, dass das gelungen ist.

III.

Man spricht vom deutschen Überfall. Warum sollte „Attila“ das „friedliebende“ Frankreich überfallen haben? Man komme mir nicht mit gewissen aggressiven Reden des deutschen Kaisers aus früheren Jahren; ihnen stehen ebenso friedliche gerade aus der Zeit vor dem Kriege gegenüber, und die Angriffe gewisser alldeutscher Blätter gegen Kaiser und Kanzler bekräftigten sie. Was hätte auch die Eroberungslust des deutschen Kaisers reizen sollen? Polen! Es ist jetzt zum grossen Teile erobert und die Entscheidung über sein Schicksal scheint eher eine Verlegenheit für die Zentralmächte zu bilden. Belgien oder französische Gebietsteile? Deutschland war bereit, auf jede derartige Annexion im vorhinein zu verzichten, wenn England sich seinerseits zur Neutralität verpflichten wollte. Oder war sein Sinn auf neue Kolonien gerichtet? Diese konnte es in erheblichem Ausmass nur durch einen Krieg

mit England erlangen. Und gerade den Krieg mit England wollte Deutschland um jeden Preis vermeiden. Oder wollte es vielleicht auf dem Wege friedlicher Durchdringung die asiatische Türkei „ägyptisieren“ oder „tunifizieren“? Aber in diesem Falle durfte Deutschland gerade das nicht tun, was es in Wirklichkeit getan hat, nämlich die militärische Macht der Türkei reorganisieren und auf diese Weise ihre Kraft zur Selbstverteidigung gegen jede gewaltsame oder hinterlistige Unterwerfung stärken. Es ist also schlechterdings unmöglich, das Gebiet ausfindig zu machen, dessen Eroberung Deutschland angeblich angestrebt hat.

Richtet man dagegen den Blick auf die Seite der Entente, so ist der Eindruck sofort ein grundverschiedener. Die führenden Politiker Frankreichs haben kein Hehl daraus gemacht, dass die Rückeroberung Elsass-Lothringens ihr Ziel ist. Russland hat niemals geleugnet, dass sein Streben unentwegt auf den Besitz Konstantinopels und der Dardanellen, also auf die Zertrümmerung der Türkei gerichtet ist. Was England betrifft, so kennt man seinen doppelten Drang nach Vernichtung der jeweilig stärksten Seemacht und nach Eroberung des Landweges, der sein afrikanisches und sein asiatisches Reich verbinden könnte. Die Aufteilung des türkischen Reiches, das war das zwischen Russland und England vereinbarte, neue, grosse Beuteprojekt der Ententemächte, die das grossartigste und bis zum Kriege erfolgreichste Weltverteilungsgeschäft betrieben haben, das je die Geschichte gesehen hat. Und diese selben Länderauffresser zetern über die deutsche „Eroberungssucht“. — Nicht die deutsche, sondern die Einkreisungspolitik der Ententemächte war die aggressive, treibende Kraft zu diesem Kriege.

IV.

Auch die Prüfung der diplomatischen Dokumente führt zu demselben Resultat. Der unmittelbare Anlass zu der verhängnisvollen Entwicklung wurde von Seiten der Tripleentente gegeben. In Serbien, dem Schutzstaat und Werkzeug Russlands, wurde das erste Glied der unglück-

seligen Kette geschmiedet. Das brutale Attentat von Serajevo war eine politische Aktion, inspiriert von der grosserbischen Propaganda. Hinter der grosserbischen Bewegung aber wirkte der Arm des Panslavismus. Der Führer der serbischen Sozialisten, der im Krieg gefallene Genosse Tutzowich, hat es 1910 vorausgesagt, dass das serbische Volk, alles von der russischen Hilfe erhoffend, in den Krieg mit Österreich getrieben werde. Das zweite Glied der verhängnisvollen Kette war das Ultimatum der Wien-Budapester Staatsmänner an Serbien, durch welches die gute Sache Österreichs in wenig geschickter Weise ins Unrecht gesetzt wurde. Das Ultimatum war gleichbedeutend mit der Kriegserklärung an Serbien. Daran lässt sich nicht deuteln. Aber dass Österreich den Krieg gegen Serbien wollte, beweist noch lange nicht, dass es auch den Krieg gegen Russland und damit den europäischen Krieg wollte. Sonst wäre die Zusicherung an Russland, den territorialen Bestand Serbiens nicht antasten zu wollen, sinnlos und zweckwidrig gewesen.

Auch die deutsche Regierung setzte nach dem Erscheinen des Ultimatums ihre ganze Autorität ein, um den Konflikt auf die beiden nächstbeteiligten Mächte zu beschränken. Lokalisierung — das war ihr Stichwort. Im schroffen Gegensatz dazu lautete die von Russland von vorneherein ausgegebene Losung: Europäisierung. Die Abrechnung mit Deutschland lag eben im Plan der panslavistischen Eroberungspolitiker, weil sie sich sagten, dass der Weg nach Konstantinopel und nach all den schönen Orten in Vorderasien über Berlin gehe. Darum stellte Sasonow seine diplomatische Aktion sofort auf den europäischen Krieg ein. Aber ohne die beiden Westmächte durfte er die Partie nicht wagen.

Die Diplomatie der Weststaaten ist Russland erst zögernd, dann willig auf diesem Wege gefolgt und hat sich dadurch zu seinen Mitschuldigen gemacht. Die deutsche Regierung hat die Leiter der französischen und englischen Politik zu bestimmen gesucht, auf Russland im Sinne der Lokalisierung des Konfliktes einzuwirken. Beide Regie-

rungen lehnten das ab. Gesetzt nun, dass die Pariser und Londoner Diplomatie diesen wiederholten Ersuchen der deutschen Regierung entsprochen hätte, wie hätte Deutschland dann sein angebliches Ziel, den Krieg, noch erreichen können? — Zugleich übte die deutsche Regierung einen wachsenden Druck auf den Bundesgenossen an der Donau aus, zuletzt unter persönlichem Eingreifen des deutschen Kaisers. Er hatte auch bereits den Erfolg erzielt, dass Österreich sich zu Verhandlungen mit Russland über die serbische Sache bereit fand. Die russische Mobilisation machte dem jäh ein Ende.

Die Pariser und Londoner Diplomatie glaubte ihrerseits durch eine Viermächtekonferenz den Konflikt lösen zu können. Sie hätte sich sagen müssen, dass dieser Weg doch zu nichts führen könne, solange man nicht den Petersburger Herrschaften klar zu wissen tat, dass man es ablehnen müsse, ihnen wegen der österreichisch-serbischen Streitsache in einen europäischen Krieg zu folgen. Genau das Gegenteil aber hat, nach dem Berichte des belgischen Gesandten in Petersburg, England getan. „Dieser Beistand fällt ganz ausserordentlich ins Gewicht", schreibt der Gesandte, „und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Kriegspartei Oberwasser zu verschaffen." Schon am 29. Juli hatte Frankreich die Zusage Englands und Russland die Zusage Frankreichs. Am 30. Juli früh erfolgte die amtliche Bekanntmachung, dass die Reservisten in einer bestimmten Anzahl von Gouvernments zu den Fahnen gerufen sind. Der belgische Gesandte bemerkt dazu: „Wer die Zurückhaltung der offiziellen russischen Communiqués kennt, kann ruhig behaupten, dass überall mobil gemacht wird." Die Bekanntgabe der allgemeinen Mobilmachung erfolgte am 31. Juli. Damit war der Krieg zwischen Serbien-Russland und Österreich-Deutschland zur Tatsache geworden. Nicht die von Deutschland dann erfolgte formale Kriegserklärung, sondern die russische Mobilisation war der Beginn des Krieges.

Die deutsche Regierung liess aber auch dann nichts

unversucht, um den Brand wenigstens auf den Osten zu beschränken. Schon früher hatte der deutsche Reichskanzler versucht, zu einem Verständigungsvertrag mit England zu kommen. Die seither veröffentlichten Dokumente über diese Verhandlungen vom Jahre 1912 lassen gar keinen Zweifel an dem ernsten Willen der deutschen Regierung, den Frieden Europas nach Möglichkeit zu wahren. Auch mit Frankreich hat Wilhelm II. sechsundzwanzig Jahre lang eine Verständigung angestrebt und noch im September 1914 in seinem Gespräche mit Sven Hedin angedeutet, dass er hoffe, die Zeit könne kommen, da Deutsche und Franzosen gute Nachbarschaft halten könnten. Die massgebenden französischen Staatsmänner haben dagegen die deutsch-französische Verständigungsidee vor dem Kriege bekämpft, und sie haben die ihnen zu Beginn des Krieges angebotene Neutralität kurzer Hand zurückgewiesen. Erst dadurch, dass Frankreich mit in den Krieg eintrat, wurde er zum europäischen Krieg.

England hätte es nun noch in der Hand gehabt, seine weitere Ausdehnung zum Weltkrieg zu verhindern. Grey war aber, trotz aller Bemühungen Deutschlands, das die Achtung der belgischen Neutralität und der französischen Territorialität anbot, nicht dazu zu bringen, die Neutralität Englands zuzusichern. Er lehnte es sogar ab, seinerseits die Bedingungen für die Neutralität Englands zu formulieren. So hat sich, wie es im Manifeste der Independent Labour Party heisst, „England hinter Russland gestellt, die reaktionärste, korrupteste und brutalste Macht in Europa.“ Und in dem Augenblicke, in welchem Deutschland dieser furchtbarsten Koalition der Weltgeschichte standzuhalten hatte, hätten Vertreter des deutschen Volkes, gleichviel von welcher Partei, der Regierung die Mittel zur Verteidigung des deutschen Vaterlandes versagen sollen?

Wenn je ein Volk sagen durfte, dass es sich um einen nationalen Verteidigungskampf für seine Existenz handle, so das deutsche Volk

in diesem Ringen gegen eine Welt von Feinden, um die Sicherung seiner ganzen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Gegenwart und Zukunft.

Das deutsche Volk hat keinen Augenblick den Mut verloren, es hat sich seinen Gegnern im Osten wie im Westen mit einer Kampfentschlossenheit entgegengeworfen, die einzig in der Geschichte dasteht. Aber bei aller Siegeszuversicht durfte ein nachdenkender Beurteiler keinen Augenblick vergessen, dass die Kräfteverteilung eine sehr ungleiche sei, dass wir es zu Lande wie zu Wasser mit der doppelten und dreifachen Überzahl zu tun hatten, und dass nur eisernes Zusammenhalten und Anspannen aller Kräfte uns vor der Niederwerfung schützen könne.

Wer sich das alles vergegenwärtigte, wer dazu an die erhöhten Opfer an Gut und Blut, die Zerstörungen von Kulturwerken und Vernichtungen von Menschenleben dachte, die der Einbruch feindlicher Heere über die eigenen Grenzen zur Folge gehabt hätte — der durfte nicht die Verantwortung auf sich laden, durch Versagen der notwendigen Mittel, der Durchführung des Krieges innere Schwierigkeiten zu machen, durch Zwiespalt, Misstrauen und Widerspenstigkeit die eigene Wehrmacht zu schwächen. Hatten wir den Krieg nicht verhindern können, so mussten wir angesichts der furchbaren Gefahr alles aufbieten, um die Niederlage zu verhindern.

Diese einfache Erwägung zwang der deutschen Sozialdemokratie ihre Haltung auf. Sie wird sie vor der Geschichte zu rechtfertigen wissen.

□□□

Der Fall Baudraz.

Ein junger, in seiner Berufstätigkeit geschätzter, persönlich beliebter Lehrer im Waadtland hat den Dienst mit der Waffe verweigert. Er machte die Rekrutenschule mit, er rückte ein, diente sieben Monate und sein soldatisches Betragen gab zu keinem Tadel Anlass. Im November 1914 wollte er aus Gewissensgründen den weiteren Dienst verweigern. Es gelang jedoch damals den eindringlichen Vorstellungen seiner Vorgesetzten ihn zu bewegen, bis zur ordnungsgemässen Entlassung seiner Division Dienst zu tun.

Mitte Juni wurde seine Division neuerdings einberufen und er stellte sich, um dem Kommandanten die Erklärung abzugeben, dass sein Gewissen ihm nicht erlaubte, neuerdings Militärdienst zu leisten. Da alle Vorhaltungen erfolglos blieben, wurde er ins Gefängnis abgeführt. Die angeordnete Untersuchung seines Geisteszustandes konnte keinen Defekt nachweisen. Baudraz verfasste in der Haft eine Verteidigungsschrift. Er sagt darin, dass der Krieg eine Ungeheuerlichkeit und die Antithese der Lehre von Nächstenliebe sei, dass keine Regierung der Welt das Recht hat, über Leben und Tod von Menschen zu entscheiden. Dass auch für die Erhaltung der politischen Freiheit eine Verletzung der Grundsätze des Christentums unstatthaft sei. Baudraz unterscheidet vom christlichen Standpunkt nicht zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg und leidet bewusst unter dem Konflikt zwischen seinen klar umschriebenen Bürgerpflichten und den höheren Pflichten, die ihm sein Gewissen auferlegt.

Das Urteil lautet auf vier Monate Gefängnis bei Anrechnung der Untersuchungshaft und auf Entzug der bürgerlichen Ehren und Rechte auf ein Jahr. Dennoch hat die Schulpflege seiner Gemeinde einstimmig beschlossen, Baudraz im Lehramt zu belassen und bei der Gerichtssitzung zeigte das Tribünenpublikum unverkennbare Sympathie für den Angeklagten.

In der Basler Monatsschrift „Neue Wege“) kommt nun mit zahlreichen Unterschriften von angesehenen Pfarrern und Lehrern aller Stufen, namentlich der Hochschulen, eine Erklärung zum Abdruck. Die Unterzeichner sagen darin, dass sie die von Baudraz bekundete Überzeugung durchaus teilen und für den verurteilten Gesinnungsgenossen einstehen. Sie erklären, dass seine Strafe kein Makel, sondern nur ehrenvolles Leiden um des Gewissens Willen sein kann.*

Die Tatsache, dass Baudraz selbst ein Lehramt ausübt und in dieser Ausübung verbleibt und dass die Unterzeichner der Erklärung gleichfalls Erzieher der Jugend sind, macht die Angelegenheit Baudraz zu einer bedeutungsvollen. Die jetzigen Zeitläufe lassen eine Abschaffung des allgemeinen Militärdienstes auf lange Zeit hinaus nicht erhoffen und wir gehen da einem geistigen Zusammenstoss von gefährlicher Tragweite entgegen. Man wird überlegen müssen, ob es nicht doch möglich wäre, die Ausübung des „Kriegshandwerks im Angriff“ fakultativ zu gestalten, damit der Bürger nach eigener Wahl seine Dienstpflicht in der Verpflegung, Sanität oder Bewachung ausüben und so Gewissenskonflikten ausweichen könnte.

F. Beran.

**) Zeitschrift für religiöse Arbeit, in wahrhaft friedens- und kulturfreundlichem Sinne geleitet (Verlag: R. G. Zbinden; 5 Fr.).*

□□□

Epikur und der Krieg.

Von Dr. PAUL HIESTAND, Kilchberg b. Zürich.

Wenn das grosse Publikum unter Epikureern kurzweg die Anhänger einer egoistischen und materialistischen Lebensanschauung versteht, so müssen wir dies seinem Mangel an philosophiegeschichtlichen Kenntnissen zugute halten. Schon der oberflächlich Gebildete weiss, dass es mit dem Epikureismus doch etwas mehr auf sich hat, dass er ein System der griechischen Philosophie bedeutet, welches so gut wie andere philosophische Systeme auf dem ehrlichen Drange nach Erkenntnis der wahren und letzten Ziele des Menschenlebens beruhte. Dass wir aber gerade in den heutigen Tagen allen Anlass haben, die Erinnerung an den Philosophen „des Gartens" wachzurufen und den Wert seiner Lehre an den tieferen Ursachen zu messen, auf welche der gegenwärtige Krieg und alle Völkerkriege zurückzuführen sind, dürfte sich aus den nachstehenden Ausführungen ergeben.

Der wichtigste Teil der Epikureischen Philosophie*) ist für uns deren Ethik. Zweck alles menschlichen Handelns ist ihr der einzelne Mensch und diesem zeigt ein unverfälschter Naturtrieb mit unmittelbarer Gewissheit die Lust als das Ziel alles Strebens. Was von allen um seiner selbst willen gesucht wird, ist die Lust, was alle meiden und fliehen, ist der Schmerz. Im Unterschied zu der Schule der Zyrenaiker will aber Epikur nicht in der bewegten, vorübergehenden Befriedigung des Sinnengenusses die höchste Lust erblicken, sondern in dem durch die Be-

*) Bezüglich der Hauptlehren des Epikureismus vgl. Zeller, die Philosophie der Griechen, dritter Teil, 1. Abteilung, 1. Hälfte. Kürzer: Zellers Grundriss der Geschichte der griechischen Philosophie, §§ 73—76. Noch ziemlich eingehend: Allgemeine Geschichte der Philosophie, in Hinnebergs Kultur der Gegenwart (Teubner), 2. Auflage, 1913, S. 183 ff. Für weitere Kreise: Schmidt, Epikurs Philosophie der Lebensfreude in „Kröners Taschenausgabe", 1912.

friedigung erreichten Zustande der Bedürfnislosigkeit, d. h. in der ungestörten Seelenruhe. Je weniger es dazu braucht, um diese Ruhe zu gewinnen, um so besser. Daher sind die Begierden, von denen sich ein guter Teil, insbesondere die Lust nach Ruhm und Ehre als unnatürlich und eitel erweist, auf diejenigen Bedürfnisse zu beschränken, die leicht zu befriedigen sind, da man sonst zu sehr von der Gunst des Geschickes abhängig ist. Aus dem gleichen Grunde halte man sich auch fern vom politischen Leben. Die sinnlichen Triebe sind keineswegs zu unterdrücken, aber man soll sie in der Hand haben und nicht ihr Sklave sein. Also kein Asketismus, sondern Freiheit durch Selbstbeherrschung. Anderseits gehört zu den unerlässlichen Bedingungen eines lusterfüllten Lebens die Tugend, die somit nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zum Zweck zu üben ist.

Die naturwissenschaftlichen Ansichten Epikurs können wir als Dokumente des Wissens einer früheren Zeit betrachten, obwohl nicht vergessen werden darf, dass die von ihm ausgesponnene demokritische Lehre von den Elementarkörperchen nichts Geringeres als die Grundlage und den Anfang der modernen Naturwissenschaft bedeutet. Ebenso werden wir uns die Werturteile der Epikureischen Glückseligkeitslehre heute kaum mehr in Bausch und Bogen zu eigen machen wollen. Ob wir zum Beispiel, wie Epikur, den Zustand vollkommener Seelenruhe als die höchste Lust betrachten oder der Tätigkeit und Bewegung, dem Vorgange der Spannung und Lösung den Vorzug geben wollen, bleibt Sache des freien Beliebens. Wenn wir aber absehen von dem heute nicht mehr Passenden und von den Besonderheiten, welche Geschmackssache sind, so liegt der Kern der Epikureischen Lehre in den Ausgangspunkten, d. h. den tatsächlichen Voraussetzungen ihrer Ethik. Die eine dieser Voraussetzungen ist die energische Verneinung alles übernatürlichen Geschehens, die andere die Auffassung des menschlichen Lebens als Lebens des Individuums. Wir leben nach Epikur nur einmal und nur in dieser Welt, von jenseitigen

Mächten gibt es weder etwas zu fürchten noch zu hoffen. Das Leben selbst aber ist das Leben des einzelnen Menschen, das nur eigene Zwecke kennt und nur um diese zu fördern, Verbindungen mit andern sucht. Ins Moderne übersetzt bedeutet somit der Epikureismus einerseits die Ablehnung der Mystik und des Irrationalen, anderseits das Prinzip des Individualismus. *)

Der Epikureismus hat insbesondere in der Augusteischen Zeit eifrige Jünger und Gönner gehabt, unter ihnen auch Horaz. Als aber im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Christentum zur politischen Macht und allgemeinen Geltung gelangte, war es aus mit der „Philosophie der Lebensfreude". Dass sie wieder auflebe, ist vorderhand nicht zu erwarten. Denn wenn auch in neuerer Zeit die mystischen Nebel gewichen sein sollten, so wäre ihr inzwischen in dem Gedanken des absoluten und sozialen Staates ein um so mächtigerer Gegner erwachsen.

---

*) Mehr als zweitausend Jahre nach Epikur hat ein anderer Philosoph durch eine weltliche und individualistische Orientierung der Lebensauffassung sein moralisches Ansehen aufs Spiel gesetzt: Friedrich Nietzsche, und man könnte sich fragen, ob es nicht näher läge, statt Epikurs seinen Namen und seine Lehre als Antipoden der Mystik und der Staatsallmacht zu nennen. Allein die masslose und wohl nur pathologisch zu erklärende Übertreibung der schrankenlosen Freiheit des Individuums bis zur brutalen Rücksichtslosigkeit und die völlige Nichtbeachtung der aus den Interessen des Individuums selbst abzuleitenden Notwendigkeit einer Ordnung des Gemeinschaftslebens lassen Nietzsches Lehre mehr als eine dichterische Ausspinnung des individualistischen Gedankens denn als eine praktisch durchführbare Lebensanschauung erscheinen. Ebensowenig dürften die Philosophen der Aufklärungszeit den Standpunkt der Opposition gegen Staat und Altar besser markieren als der griechische Weise. Denn ihr Ansturm ging ausser gegen die religiöse Fessel nicht sowohl gegen den Staatsabsolutismus als solchen, als vielmehr gegen die damals allein in Frage kommende absolute Monarchie und die privilegierten Stände. Dass die „volonté générale" der Volksmassen die Freiheit des Individuums dereinst ebenso sehr bedrängen könnte, wie je ein Despot von Fleisch und Blut, davon scheint Rousseau sich noch gar keine klare Vorstellung gemacht zu haben. Das gleiche gilt bis in die neueste Zeit von allen bedeutenderen Verfechtern diesseitigen und individuellen Lebensgenusses, z. B. von Ludwig Feuerbach. Es wird daher am richtigsten sein, wenn wir immer noch den alten Epikur als den philosophischen Verteidiger der geistigen und politischen Freiheit des Individuums voranstellen.

Wer darauf hält, als ein guter Bürger und braver Mensch zu gelten, wird sich schon heute — und morgen noch mehr — hüten, dem „*Laissez faire, laissez aller*" des Individualismus das Wort zu reden. Aber auch jene mystischen Nebel scheinen sich eher wieder verdichten zu wollen und der Epikureismus ist daher als offenes Bekenntnis so gut wie unmöglich geworden. Es ist von jeher ein Lieblingsthema Gesinnungstüchtiger gewesen, entweder den Mangel an Gemeinsinn oder die Irreligiosität für die Unvollkommenheiten dieser Welt verantwortlich zu machen. In ganz besonderem Masse hat aber der gegenwärtige Weltkrieg zu solchen Demonstrationen Anlass gegeben, den Politikern, um den Staatsgedanken zu preisen, den Mystikern, um den Ruf nach Neubelebung des Glaubens ertönen zu lassen. Nach den Einen soll der kosmopolitische Individualismus, nach den andern Genusssucht und Gottlosigkeit diesen Krieg wie alle Kriege verschuldet haben und beide hoffen, dass aus der Asche des Weltbrandes Staat und Altar in neuem Glanze sich erheben werden. Sollte es diesem Eifer gegenüber nicht heute schon von einigem Interesse sein, zu prüfen, ob wirklich die Prinzipien Epikurs den Wahnsinn der Völkerkriege auf dem Gewissen haben, oder ob die Schuld nicht eher auf der Seite seiner Gegner liegt?

* * *

Für den gewöhnlichen Mann irgend eines der kriegführenden Völker kann natürlich nur der Feind, d. h. wenn nicht das ganze Volk, so doch die Regierung des feindlichen Staates, der Urheber des Krieges gewesen sein. Für den nicht näher überlegenden Neutralen ist es derjenige, welcher die Kriegserklärung oder ein ihr gleichkommendes Ultimatum ausgesprochen hat. Das wäre also jetzt im Verhältnis zu Frankreich und Russland das Deutsche Reich. Allein 1870 hat Frankreich den Krieg erklärt, und bekanntlich ist trotzdem Deutschland von vielen als der schuldige Teil bezeichnet worden, weil es die französische Kriegserklärung provoziert habe. Also lautet

die Frage richtiger Weise: Wer hat provoziert? Darüber wird indessen wohl in alle Ewigkeit keine Einigung zu erzielen sein. Nach deutscher Auffassung ist und bleibt dieser Krieg ein Verteidigungskrieg, während die französische Jugend noch nach hundert Jahren in den Schulbüchern von dem grundlosen Überfall der deutschen Barbaren lesen wird. Und ein objektives Urteil wird dadurch erschwert, dass eben hüben und drüben seit langer Zeit gerüstet und ein Angriff erwartet wurde. Auf dem Wege der Suche nach einzelnen entscheidenden, politischen oder militärischen Tatsachen werden wir aber hauptsächlich deshalb nie zum Ziele kommen, weil die letzten, den Kriegsausbruch unmittelbar herbeiführenden Ereignisse nur die mehr oder weniger überstürzten Auslösungen einer Spannung, d. h. eines überreizten Geisteszustandes der Völker oder wenigstens ihrer massgebenden Kreise und Vertreter sind. Die Ursachen dieser Spannung sind die tieferen Ursachen des Krieges, und man wird daher weiter ausholen und die Bedingungen des geistigen Zustandes untersuchen müssen, den die führenden Elemente der Völker am Vorabend des Krieges aufwiesen. Das Resultat einer solchen Untersuchung wird aber wohl immer dahin gehen, dass nicht sowohl egoistisch-materialistische Absichten, nicht logische Überlegungen der Parteien die Geister in den Krieg getrieben haben, sondern die, gewiss nicht von Epikur inspirierte Entwicklung und Pflege der nationalen Gegensätze bis zu einem fanatischen Patriotismus, mag dieser Patriotismus noch so sehr von interessierter Seite geschürt worden sein. Auch in England, das nach der Ansicht mancher mit der kühl überlegten Absicht in den Kampf eingetreten sein soll, einen wirtschaftlichen Konkurrenten zu vernichten, wären das Volk und seine gebildeten Führer mit dieser rein egoistischen Überlegung sicher nicht für den Krieg zu haben gewesen; man hätte sich der nackten logischen Beweggründe geschämt; darum musste auch hier die nötige Stimmung mit patriotisch-ethischen Prinzipien geschaffen werden (Gegensatz der englisch-demokrati-

schen Idee gegen die preussische Militär- und Polizeiautokratie).

Ob die nationalen Gegensätze sich auf diese oder jene Ideale stützen, ob sie wirtschaftliche Motive mit enthalten oder nicht, stets ist es die Pflege eines antiindividualistischen, korporativen Gedankens, eben des Staatsgedankens, welcher jene Gegensätze und damit die Völkerkriege erzeugt. Es ist der Kultus nicht der Menschheit und Menschlichkeit, sondern der innerhalb bestimmter Grenzen wohnenden Gesamtheiten, eine Lebensauffassung, welche nicht in dem Gedeihen der einzelnen, sondern der Staaten das Ziel der Entwicklung zu erkennen glaubt und den Menschen nicht als solchen, sondern nur als Teil eines allein existenzberechtigten Ganzen gelten lässt. Es ist das Ideal der vielgerühmten Organisation, das dem einzelnen nur insoweit einen Wert zuerkennt, als er brauchbarer Bestandteil einer Maschine ist und ja nicht mehr sein will. Nicht die kosmopolitische Erweiterung des Blickes auf das allgemein Menschliche, auf das Gute an jedem Orte und in jeder Form, ist darnach erstrebenswert, sondern die Borniertheit, welche nur diesseits der Grenzpfähle rechte Menschen, rechte Sitten und Einrichtungen sieht, mit einem Worte das Gegenteil der Humanität, die den Philosophen von Herder bis Wundt als das Ziel der Geschichte vorgeschwebt,

Das ist ja richtig und selbstverständlich, dass in den Zeiten der Gefahr, also jetzt, die Einigkeit gegen den Feind oder mögliche Feinde die unerlässliche Bedingung des Erfolges und der Rettung eines Volkes ist und dass, solange Nachbarvölker die nationale Borniertheit pflegen, die Rüstung für den Krieg niemals vernachlässigt werden darf. Allein der erste Teil des Spruches: Si vis pacem, para bellum, muss stets ernstgemeint bleiben und das ist nicht der Fall, wenn schon im Frieden das patriotische Solidaritätsgefühl über das Bewusstsein der logisch-praktischen Notwendigkeiten hinaus zu einem mystisch-fanatischen Nationalismus, den wir Chauvinismus nennen, ja sogar zu einer Kriegsbegeisterung

gesteigert wird, die den Soldatenberuf mit dem religiösen Glauben in Verbindung bringt und den Krieg als „die hehrste und heiligste Äusserung menschlichen Handelns“ feiert.*)

Wenn wir von mystisch-fanatischem Nationalismus reden, so ist damit bereits ein weiterer, und zwar ein allgemeinerer und tieferer Zusammenhang angedeutet, auf welchen uns die Untersuchung der psychologischen Bedingungen des Völkerkrieges hinführt und in welchem wir die Spuren des andern Gegners epikureischer Lebensauffassung mit aller Deutlichkeit erkennen. Der fanatische Patriotismus wäre kaum zu der ausschlaggebenden, alle logisch-kosmopolitischen Regungen unterdrückenden Macht gelangt, die er heute besitzt, wenn nicht eine andere Macht, ja diese in erster Linie, die Autorität des Irrationalen aufrecht hielte. Diese Macht ist der religiöse Mystizismus. Nicht zufällig geht, wie wir noch sehen werden, mit der Steigerung des Nationalgefühls und der Hingabe des Individuums an die Gesamtheit ein religiösmystischer Aufschwung Hand in Hand; denn beide sind die Ableger einer Geistesrichtung, die auf dem Gefühlswege die Erkenntnis des Unerkennbaren sucht und, unzufrieden mit dem begrenzten diesseitigen Dasein, schliesslich in der Askese und Selbstvernichtung gipfelt.

Der innere Zusammenhang, der zwischen Chauvinismus und Mystik besteht, ist, wie bereits angedeutet, durch

*) Vgl. Nippold, Der deutsche Chauvinismus, Berlin, Stuttgart, Lepzig 1913, S. 1 ff. Für den französischen Kultus des Kriegsideals ist auf Bücher wie: Agathon, Les jeunes gens d'aujourd'hui, Paris 1913, zu verweisen. Prägnanter lässt sich die nationale Borniertheit vielleicht kaum ausdrücken, als es in dem letzten Wahlmanifest der italienischen Futuristen (1913) geschehen ist, in welchem es u. a. heisst: Italien absolut dominierend .... stolz auf den Krieg, die einzige Gesundheitsmassregel der Welt .... auswärtige Politik zynisch, schlau, aggressiv .... Irredentismus, Panitalienismus .... Hegemonie Italiens. Wenn gleichzeitig Frankreich an seiner zivilisatorischen „Mission“ festhält, England sein Imperium weiter proklamiert, wie Russland den Panslavismus und schliesslich der Alldeutsche als „Edelmensch“ die Weltherrschaft beansprucht oder wenigstens meint, dass „die Welt am deutschen Wesen genesen“ solle, so wird es mit den „Vereinigten Staaten von Europa“, wie mit dem europäischen Frieden noch gute Weile haben.

das Band des Irrationalen und durch Ideen gegeben, welche sich nicht auf die Erfahrung und logisches Denken stützen, sondern ein undiskutierbares „Höheres" bedeuten sollen. Auch die dem gesteigerten Patriotismus zugrunde liegende Idee des absoluten, das Individuum vollständig absorbierenden Staates kommt mit der logisch einzig annehmbaren Konstruktion des Contrat social nicht mehr aus, um eine Begeisterung und Opferwilligkeit zu wecken, die zu den tatsächlichen Leistungen des Gemeinwesens für den einzelnen in keinem richtigen Verhältnis steht, es braucht hiefür einen Gesamtheitskultus, der zu einer mystischen Staatsauffassung zurückkehrt.*) Anderseits arbeitet die religiöse Mystik, so sehr sie das persönliche Heil der Gläubigen im Auge haben mag, mit ihrer illogischen Denkweise einer Geistesrichtung in die Hände, die für jeden Taumel, also heute, unter der Einwirkung der nationalen und sozialen Ideen, auch für die mystische Verklärung einer konstruierten Gesamtheit zu gewinnen ist. Jede Stärkung des irrationalen Geisteslebens, also auch jede Gefühlsphilosophie, komme sie von wem sie wolle, stärkt den Nährboden für irrationale Lebensauffassung und führt in vernunftloser Begeisterung zum fanatischen Kultus religiöser und politischer Ideen, die im Grunde doch nicht viel anderes sind als zündende Worte. Sie kommt jenen geistigen Erscheinungen entgegen, welche wir als Massenpsychologie bezeichnen, jenen Vorgängen, bei denen das Fühlen und Denken der einzelnen derart mitgerissen und in die Bahnen einer Gesamtheit gezwungen wird, dass es aussieht, als ob an die Stelle der einzelnen Seelen eine Kollektiv- oder Massenseele getreten sei. In diesen Zuständen feiert die Herrschaft der Gefühle und Stimmungen über das vernünftige Denken ihre Triumphe, die logischen Hemmungen sind ausgeschaltet, die Erregbarkeit, Leichtgläubigkeit, Überschwänglichkeit und Intoleranz krankhaft gesteigert, der sonst noch so Besonnene und Gebildete

*) In einer später zu publizierenden Arbeit habe ich diesen Gesamtheitskultus eingehender behandelt.

macht widerstandslos den grössten Unsinn mit.*) Die Massenpsychologie, deren Studium sowohl für den Staatsmann als für den spectator mundi wichtiger ist als so manches Examenfach, gibt den Hauptschlüssel für das Verständnis des öffentlichen Lebens. Sie allein macht es auch erklärlich, wie unverantwortliche Schwätzer, Bücher- und Zeitungsschreiber und ihr Gefolge jene Spannungen der Völker herbeiführen, welche schliesslich mit Explosionen, d. h. mit Kriegen enden müssen.

Die Verbindung des Chauvinismus mit der religiösen Mystik ist namentlich in Frankreich zur sichtbaren Tatsache geworden. Der „*Renouveau*“ und der „*nouvel esprit*“ bedeuten hier nicht allein das Wiedererwachen des nationalen Bewusstseins, sondern auch die Rückkehr zur Kirche, d. h. die katholisierende Bewegung, die jetzt in der französischen guten Gesellschaft Mode ist. Es ist insbesondere eine neue Grösse der Philosophie, an welche der Renouveau anknüpft: Henri Bergson. Die Quintessenz der Bergsonschen Philosophie ist bekanntlich die Opposition gegen die Herrschaft des logischen Denkens und dessen Unterordnung unter die „höhere“ Erkenntnisquelle der Intuition. Nur durch diese, d. h. durch Einfühlung und Versenkung in den ewigen Fluss des Geschehens erfassen wir nach Bergson das innerste und wahre Wesen der Wirklichkeit; das wissenschaftlich-logische Denken, mit welchem wir die Linie in Punkte, die immer fliessende Zeit in eine Anzahl zeitloser Momente und die Bewegung in konstante Beziehungen auflösen, mag für exakte Wissenschaft und Technik seine Geltung weiter behalten, nicht aber für Lebensanschauung und Lebensführung. Also eine Gefühlsphilosophie, welche, sobald sie sich massgebender Kreise bemächtigt, zu einer Gefühls-

*) Bekannt sind die Arbeiten über Massen-Psychologie von Le Bon (Psychologie des foules, Psychologie du socialisme, Psychologie politique, Les opinions et les croyances), trotz Einseitigkeiten und Übertreibungen sehr interessante und anregende Studien, gleichwie das Buch von Christensen, Politik und Massenmoral. Teubner 1912. Vgl. auch Sighele, morale privata e morale politica. Milano Treves 1913. Ferner Rossi, sociologia o psicologia collettiva, 1908.

politik führen muss, wie es denn auch tatsächlich geschehen ist.*) Erinnern wir uns daran, dass Henri Bergson, obwohl er in seinen Büchern weder von der Revanche noch von dem Erbfeinde spricht, nach dem Kriegsausbruche den Kampf gegen Deutschland als den heiligen Kampf für Kultur und Zivilisation bezeichnet und damit die chauvinistische Disposition seines Geistes deutlich bekundet hat. Erinnern wir uns aber auch daran, dass in Deutschland demselben Henri Bergson vor dem Kriege als einem Philosophen allerersten Ranges gehuldigt und seine Philosophie als eine solche des Lebens und als eine Erneuerung idealen und religiösen Empfindens gepriesen wurde. Halten wir uns ferner gegenwärtig, dass auch in Deutschland vor dem Kriege von einem „Zusammenbruche des Rationalismus" und von „neuen Bahnen der Philosophie" gesprochen wurde, dass häufig der Ruf nach mystischer Erneuerung ertönte, während gleichzeitig das Nationalgefühl eine deutliche Steigerung erfuhr, so dürfte damit eine weitere empirische Bestätigung des a priori gegebenen Zusammenhanges zwischen Mystik und Nationalismus gegeben sein. Der Patriotismus ist durch den Glauben, der Glaube durch den Patriotismus verklärt worden, und zwar nicht erst infolge des Krieges; denn wenn auch ohne weiteres zuzugeben ist, dass die Welle des religiösen und patriotischen Empfindens durch den Ernst der Stunde zu aussergewöhnlicher Höhe anschwoll, so erweist sich doch, wie gesagt, das, was jetzt weite Kreise als eine Folge des Krieges erwarten und erhoffen, sobald wir psychologisch tiefer bohren, als ein verursachendes Moment.

* * *

*) In der oben erwähnten, später zu veröffentlichenden Arbeit habe ich einige Zeit vor Kriegsausbruch geschrieben: „Der Renouveau français, an dem die Philosophie Bergsons hervorragenden Anteil hat, bedeutet eine Steigerung des in Frankreich doch wahrlich nie geringen Nationalbewusstseins, eine chauvinistische Spannung und eine Kriegslust der jüngern Generation, deren Förderung dem genannten Philosophen kaum als Verdienst angerechnet werden kann. Was Bergson vorbereiten hilft, ist der baldige Krieg."

Das Übergewicht der antilogischen Geistesrichtungen mit ihren die Massen bewegenden Ideen über die in der epikureischen Philosophie liegende kühle Logik des Individuums bedeutet daher keineswegs den Frieden der Völker, so wenig als es jemals einen hohen Stand des Wohlwollens und der Gewissenhaftigkeit bedeutet hat. Logisches Denken und rechtschaffenes Handeln stehen sich viel zu nahe, als dass das sacrificio dell'intelletto jemals gute Früchte tragen könnte. *) Machen wir uns nur klar, dass nicht allein die, wenn auch verderbliche, doch ehrliche Begeisterung für das Unvernünftige bei einer mystischen Richtung der Geister gedeiht, sondern diese in unzähligen Fällen der mala fides dient, d. h. denjenigen, die, selber ohne Glauben, den Glauben der andern für ihre Interessen missbrauchen und schüren. Zwischen bona und mala fides aber steht die Unsicherheit. Wenn einmal dank den Philosophen à la Bergson zweierlei Arten des Erkennens im Gebrauche sind, neben der alten ehrlichen Logik die „höhere" gefühlsmässige, so dass man nun in den Fragen des Rechtes, der Ethik und der Politik, wo praktische und philosophische Erwägungen ineinander übergehen, nach Belieben die eine oder die andere verwenden kann, wobei letztere die intituive Willkür bedeutet, wie sollte noch jemand wissen, was Wahrheit und was Recht ist? Eine Welt von Büchern hat einer Welt von Phrasen gerufen und damit eine derartige Verwirrung der Geister angerichtet, dass eine Entwirrung mehr intellektuelle Kraft und Tapferkeit erfordert, als der ungeheuren Mehrheit der Menschen eigen ist. Soll man sich angesichts dieser Demoralisation des Denkens und des allgemeinen Tief-

*) In seinem Buche „Individuum und Staat" (Tübingen 1913) behauptet der Soziologe Chatterton-Hill, dass ein Irrationales nötig sei, um das soziale Band zu knüpfen. Früher habe das die Religion besorgt, jetzt müsse es ein gesteigerter Patriotismus tun. Ob Ch.-H. noch so reden würde, nachdem er die Früchte dieses gesteigerten Patriotismus, den Weltkrieg, gesehen? Nach meiner Überzeugung ist für die Ordnung praktischer Verhältnisse mit dem Irrationalen überhaupt kein Bund zu flechten, mit ihm geraten wir so oder so in das Chaos der Widersprüche und damit in den Krieg nach aussen und nach innen.

standes der intellektuellen Ehrlichkeit über die Erfolge wundern, welche die Hetzer aller Art, auch die des nationalen Fanatismus, aufzuweisen haben, oder über die ungenierte Doppelzüngigkeit der Diplomaten, die wohl auch ein gut Teil des Kriegselends auf dem Gewissen hat?

Ob man es jemals mit dem schlichten gesunden Menschenverstand versuchen wird?

Ein Denker, der sich bemüht, die geistigen Befangenheiten seiner Umwelt nach Möglichkeit abzustreifen, kann sich immerhin eine Entwicklung vorstellen, welche der Menschheit auch ohne die Führung mystischer Motive ein erfreuliches und inhaltsvolles Dasein bereitet hätte.

Die Menschen hätten nichts anderes zu tun gebraucht, als dem Herzen zu geben, was des Herzens, dem Verstande aber, was des Verstandes ist. Sie hätten sich nicht Jahrtausende lang den Ausblick auf die Wirklichkeit durch den Schleier religiöser und politischer Glaubenssätze getrübt und ihr Fühlen und Denken in Verwirrung gebracht. Sie hätten unbefangen gelebt und leben lassen, ihre Gefühle der Lust und Unlust im Rahmen der ordnenden Vernunft gehegt und gepflegt und einen Kultus der Entsagung abgelehnt, welcher aus der Realität des Individuallebens zu einem „höheren“ Dasein, in der Gesamtheit oder im Jenseits, hinüberleiten sollte.

Freilich der Spielraum der sogenannten Philosophie hätte damit ein weites Feld eingebüsst, dafür wäre aber auch deren Geschichte nicht das, was sie, wenigstens zum guten Teil, geworden ist, eine Sammlung haltloser Spielereien mit Begriffen und noch mehr mit Worten. Das geistige Leben wäre darob nichts weniger als verflacht und verarmt, nur hätte es sich nicht zu scheinbaren Höhen erhoben und in die Lüfte verloren, sondern in das Gegebene vertieft und der Freude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und des menschlichen Könnens, an Unterschied und Persönlichkeit, freien Lauf gelassen. Die logisch gegebene Unterordnung des Minderwertigen unter den Tüchtigen wäre durch keine, den Tatsachen widersprechende Gleichheitsidee, das allgemein Menschliche durch keine kon-

fessionelle oder nationale Borniertheit zerstört worden. Als freie Verbindung der einzelnen Menschen bestimmter Gebiete zu gemeinsamem Schutze und als Hüter einer Rechtsordnung wäre der Staat zu einer notwendigen und nützlichen Einrichtung geworden, aber weder hätte er mehr, als zu dem genannten Zwecke notwendig, die Freiheit der einzelnen eingeschränkt, noch das Verhältnis zu andern Staaten nach andern als realpolitischen Motiven gestalten dürfen. Einen gesunden Patriotismus in der Form persönlicher Hingabe und Opferwilligkeit für den gemeinsamen Zweck gegenseitigen Schutzes hätte auch dieser Staat bedingt. Aber zweifellos hätte das logisch überlegte Interesse und die damit zusammenhängende gegenseitige Achtung der Freiheit, im Verein mit den Fortschritten des Weltverkehrs, gewaltsame Auseinandersetzungen in und zwischen solchen lockerer gefügten Staatsgebilden auf ein erträgliches Mass herabgesetzt. Und selbst wenn es an spürbaren Reibungen nicht gefehlt hätte, wie harmlos erscheinen schliesslich die Scharmützel eines bellum omnium contra omnes, wie es zum Beispiel die individualistische Renaissancezeit aufweist, gegen die Millionenschlächtereien, die wir unter dem Regime der straffen modernen Nationalstaaten in nicht sehr grossen Intervallen erleben müssen, ganz abgesehen von den Rüstungen, die in der Zwischenzeit eine gesunde Entfaltung blühenden Lebens ersticken.

Heute kann es sich selbstverständlich nicht mehr um den frischen Aufbau des Gemeinschaftslebens auf logisch-individualistischen Grundlagen handeln, sondern lediglich um eine Politik, welche die Regierung des historisch gewordenen und übernommenen Staates zu jenen Richtlinien zurückführt und die Grundrechte des Individuums, die Menschenrechte im besten Sinne, wieder zu Ehren bringt. Einstweilen erscheint allerdings eine solche Wandlung noch in weite Ferne gerückt. Zu gross ist noch die Macht des Irrationalen, von den eigenen Anfechtungen des Gemüts bis zu den Millionen Existenzen, die persönlich und materiell mit der Pflege der Massenpsychologie und

ihrer Leitmotive verknüpft sind und daher für deren Fortbestand den Kampf aufs Messer führen. Aber für alle Zeiten dürfte eine Änderung doch nicht ausgeschlossen sein. Vielleicht, dass gerade die Erfahrung des gegenwärtigen Krieges, zumal wenn er keiner der Parteien nennenswerte Vorteile bringt, gewisse Ideen, die bisher das öffentliche Leben und die Politik beherrschten, ihrer Allmacht entkleidet und dann selbst weiteren Kreisen die Rückkehr zu der klaren und ehrlichen Lebensauffassung Epikurs nicht mehr als eine Rückbildung, sondern als eine Gesundung von langer Krankheit erscheint.

□□□

Ehret die Mütter!

„Die folgende Begebenheit, welche dem Brief eines franzöſiſchen Gendarmen entnommen iſt, erzähle ich, weil ſie zweifellos authentiſch iſt“, ſagt Pfarrer Krop in dem Rotterdamer kirchlichen Wochenblatt vom 13. November und er ſetzt hinzu, daß ſolche edle Züge etwas Tröſtendes haben.

Eines Abends, als der Gendarm mit 3 Kameraden zu ſeinem Dienſtort bei X. zurückkehrte, ſah er auf freiem Feld eine alte Frau über ein friſches Grab gebeugt. Auf ſeine Frage, was ſie da mache, antwortete ſie: Fünf meiner Söhne ſind in dieſem Krieg gefallen. Ich wohne in Rochelle und bin hierhergekommen, um auf dem Grabe meines ſechſten und letzten Sohnes zu weinen.

Mühſam ihre Bewegung meiſternd, traten die vier Soldaten ins Gewehr, um der trauernden Mutter ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

Sofort richtete ſich die alte Frau auf, und rief mit Schluchzen in der Stimme:

Vive la France!



Zur Frage der Pressreform.

In Nr. 7 unserer Zeitschrift haben wir zur Diskussion über die Gefahren der modernen Zeitungspresse und die Mittel zur Reform der Presszustände eingeladen. Dieser Einladung hat zunächst Herr **Gustav Maier**, Herausgeber der „Ethischen Umschau“ in Zürich, Folge geleistet, indem er den Vorschlag der Trennung der politischen von den unpolitischen Zeitungen, den wir im Anschlusse an seinen Artikel veröffentlicht haben, der nachfolgenden Kritik unterzieht:

„Ich bin im wesentlichen mit den motivierenden Bemerkungen des Herrn Einsenders einverstanden, keineswegs aber mit der vorgeschlagenen Lösung des Problems. Abgesehen davon, dass eine strenge Trennung der politischen und unpolitischen Zeitungen grossen Schwierigkeiten begegnet, würde meines Erachtens die Herausgabe der Zeitungen durch die Parteien leicht noch schlimmere Übelstände zeitigen als diejenigen, die wir gegenwärtig beklagen. Parteipolitik ist immer einseitig, muss es sein. Die meisten Menschen lesen nur eine einzige Zeitung, diejenige ihrer eigenen Partei. Eine Gewähr für die Befähigung der Parteiführer zur Leitung von Zeitungen ist ebenso wenig gegeben, als bis jetzt für Journalisten im allgemeinen. Es wäre zu befürchten, dass in allen Ländern die durch den Krieg glücklicherweise etwas gemilderten Parteitendenzen noch viel stärker hervortreten würden, und dass der allgemeine Staatsgedanke darunter notleiden müsste. Ich erkenne die politischen Parteien als berechtigte Faktoren der Entwicklung vollkommen an, aber ich würde ein Grauen empfinden vor dem Zustande, in dem die ganze politische Presse lediglich den Leitungen der politischen Parteien übertragen wäre.“

Ein Professor der Philosophie führt ähnliche Bedenken an, überdies auch die nachfolgenden Argumente:

Das Aufkommen neuer Parteien würde durch ein Monopol der alten Parteien auf die Presse sehr erschwert werden. Überhaupt: Was ist eine Partei? Wie gross müsste sie sein? Genügt ein politischer Verein? Ein Grosskapitalist würde, um

eine Zeitung zu gründen, vorher eine Partei gründen. Und wie soll man sich die „genossenschaftliche“ Leitung einer Zeitung denken? Etwa so, dass die Person des Leiters vom wechselnden Ausfall einer Wahl abhängig wäre? Oder die sachlichen Entscheidungen von den noch schwankenderen Ergebnissen kollegialer Abstimmungen bei Widerstreit der Fachredakteure? Die Schwierigkeiten würden sich bei jedem Schritt auf diesem ungewohnten Wege häufen.

Baron Fr. v. Wrangel schreibt:

In Nr. 7 der „I. R.“ sind zwei verschiedene Lösungen des Problems: Bekämpfung des Missbrauchs der Pressfreiheit, zur Diskussion gestellt. Die Frage ist von allergrösster Wichtigkeit, denn je weiter die Demokratisierung der europäischen Kulturwelt um sich greift, um so mehr werden die Entschliessungen der Regierungen durch die öffentliche Meinung beeinflusst, die in der Presse zum Ausdruck kommt und von ihr wesentlich geformt wird. Namentlich in der auswärtigen Politik ist der Einfluss der Presse oft ausschlaggebend; während in den näherliegenden Fragen der inneren Politik mancher Staatsbürger eine auf eigene Einsicht begründete Auffassung hat, ist die Zahl derjenigen verschwindend klein, die in auswärtigen Angelegenheiten ein selbständiges Urteil haben; die meisten halten sich an das, was sie in ihrem Leiborgan gelesen haben.

Von den zwei in Nr. 7 der „I. R.“ vorgeschlagenen Lösungen des Problems sieht die erste in der innern Berufsorganisation den sichersten Weg zur Beseitigung der Übelstände und hofft s. Z. so durch innere Gesundung die krankhaften Symptome zu beseitigen. Das ist an sich gewiss eine empfehlenswerte Methode, nur scheint mir der Gedanke verfehlt, die Befähigung zum journalistischen Beruf nachweisen zu müssen, ähnlich wie dies für den Verwaltungsbeamten und Richter gefordert wird. Die Tätigkeit des Staatsbeamten und des Richters ist, ihrem Wesen nach, weder kritisch noch schöpferisch, wie die des Journalisten es ist. Der Richter hat die bestehenden Gesetze auf den besonderen Fall anzuwenden, ohne ihre Zweckmässigkeit zu beurteilen, der Verwaltungsbeamte hat ausserdem die Anweisungen seines Vorgesetzten, im Rahmen der Gesetze, zu verwirklichen; dazu ist eine entsprechende technische Vorbereitung notwendig. Bei einer künstlerischen Tätigkeit hingegen, welche dem freigewählten Inhalt nach eigenem Ermessen die entsprechende Form gibt, wie es der Journalismus in allen seinen Zweigen tut, kann sich die Befähigung erst bei der Betätigung zeigen und würden vor-

herige Prüfungen nur hemmend wirken. Die angeregte Berufsorganisation mit disziplinarischen Vollmachten (Ehrengerichte, Altersversorgung und dergl.) ist selbstverständlich empfehlenswert.

Der andere Vorschlag geht von der Ansicht aus, die Wurzel des Übels sei darin zu suchen, dass die Zeitungen Privateigentum sind, und glaubt ihm dadurch beizukommen, dass die politischen Zeitungen keinem Privatunternehmer gehören, sondern nur von den politischen Parteien herausgegeben werden dürften.

Auch diesem Vorschlag kann ich nicht beipflichten. Worin besteht die eigentliche Aufgabe der Presse? Den Leser durch Mitteilung von Tatsachen zu unterrichten und durch Beleuchtung der Tatsachen sein Urteil zu beeinflussen.

Was verlangt, in dieser Beziehung, das Wohl der Gesamtheit? Erstens, dass keine falschen Nachrichten in Umlauf gesetzt und dass alles zur Bildung eines Urteils Nötige mitgeteilt werde; zweitens, dass die Beleuchtung der Tatsachen möglichst objektiv sei.

Dass eine, ausschliesslich der Partei dienende Presse geneigt ist, bei der Auswahl der Tatsachen dasjenige möglichst in den Vordergrund zu stellen, was die Parteiinteressen fördert, und das zu verschweigen, was ihnen schaden könnte, ist selbstverständlich, auch dass die Beleuchtung der Tatsachen einseitig sein muss.

Das Interesse des Zeitungslesers erheischt gleichfalls wahrheitsgemässe, möglichst vollständige und rasche Berichterstattung; die Wenigen, die fähig und willig sind, selbständig zu urteilen, werden ausserdem eine möglichst vielseitige Beleuchtung der Tatsachen wünschen, die Mehrzahl wird es dagegen vorziehen, im Bannkreise enger Parteiauffassung zu bleiben und darin nicht gestört zu werden.

Diesem Bedürfnis kommt die Parteipresse nach, und es scheint nicht erforderlich, deren Bestehen noch künstlich, durch Hemmung der Privatinitiative, zu sichern. Dasjenige Pressvergehen, welches am meisten das Wohl der Gesamtheit und des Einzelnen schädigt, ist die Verbreitung falscher Nachrichten. Dieses Vergehen ist leicht nachzuweisen und müsste, auf Grund richterlicher Erkenntnis, hohe Geldstrafen nach sich ziehen. Wenn wissentliche Entstellungen oder Lügen empfindliche Geldstrafen nach sich zögen, würden diese Vergehen bald verschwinden, während sie jetzt blühen. Wenn die bona fides nachgewiesen werden kann, müssten die Strafen entsprechend milder sein, aber doch von genügender Wirksamkeit, um es geschäftlich vorteilhafter erscheinen zu lassen, die

mitzuteilenden Nachrichten sorgfältig zu prüfen, statt auf die Sensationslust des Publikums zu spekulieren, wie es jetzt geschieht. Beleidigung oder Verleumdung von Einzelnen oder Kollektivpersonen müsste mit ganz anderer Strenge geahndet werden, als es die jetzige Gesetzgebung der Kulturstaaten zulässt. Die Geldbusse müsste in solchen Fällen so gross sein, dass sie den wirtschaftlichen Ruin des Blattes nach sich zöge. Das würde dem Übel steuern und dem Bedürfnis nach angemessener Sühne einigermassen entsprechen, denn Verleumdung durch ein vielgelesenes Blatt kann das Glück eines Einzelnen und ganzer Familien zerstören. Bei den jetzigen Gesetzesbestimmungen ist Leben und Eigentum der Bürger eines Rechtsstaates geschützt, seine Ehre aber jedem Skribenten eines feindlich gesinnten Zeitungsblattes preisgegeben, denn dem Martyrium eines Diffamationsprozesses unterzieht sich nicht gern ein Mann in öffentlicher Stellung, und selbst wenn er es über sich bringt, seine und seiner Angehörigen intimste Angelegenheiten vor die Öffentlichkeit zerren zu lassen, und dabei den Prozess gewinnt, so kommt der Verleumder mit leichter Strafe davon, am Namen des Verleumdeten bleibt aber der Makel haften: Semper aliquid haeret.

Eine Gesetzgebung, welche diese Gesichtspunkte wirksam zum Ausdruck brächte und durch internationale Vereinbarungen auch auf die systematische Verhetzung der Völker und Regierungen ausgedehnt wäre, könnte die Hauptschäden der Presse heben, ohne die Freiheit der Meinungsäusserung anzutasten. Der ehrenhafte Journalismus würde dabei nur gewinnen, denn ihm wäre die Konkurrenz mit der Sensationspresse erleichtert. Diese Presse gedeiht, weil sie den Schwächen der Menschen fröhnt, der Selbstzufriedenheit schmeichelt, die Sucht nach Macht befriedigt. Ihr Unfug ist am leichtesten zu bekämpfen, indem man die Presse unter besondere Jurisdiktion stellt, mit Hinzuziehung gewählter Berufsgenossen und international vereinbartem Strafkodex, worin Verbreitung falscher Nachrichten und Verleumdung durch wirksame, d. h. sehr hohe Geldbussen, belegt würden. Die nähere Ausführung dieses Gedankens würde den Rahmen dieser Notiz überschreiten.

Einen Beitrag zur Erkenntnis der Gefahren, welche die moderne Welt durch die Ausartungen der Presse bedrohen, bietet eine Äusserung **Jules Cambons,** des ehemaligen französischen Botschafters in Berlin, welche Paul R. Krause im „Berliner Lokalanzeiger“ mitteilt:

Eine der stärksten Überzeugungen Cambons, der er wiederholt Ausdruck gab, ist die gewesen, dass bessere Beziehungen der Völker untereinander nur durch eine Einschränkung der internationalen Hetzpresse zu erreichen seien. Als eines Tages von der Haager Konferenz und ihren Möglichkeiten gesprochen wurde, äusserte Cambon zu Krause: „Sprechen Sie mir nicht von Konferenzen. Die können alle zu nichts führen, wenn es nicht gelingt, in allen Ländern einer gewissen Presse den Maulkorb anzulegen, deren schädlicher Einfluss für alle modernen Konflikte zwischen den Völkern verantwortlich ist! Ich kenne nur eine Art Konferenz, die etwas Vorzügliches und Nützliches hervorbringen könnte, das wäre ein internationaler Kongress, der Übertreibungen und Aufregungen bei der Besprechung internationaler Angelegenheiten ein Ende machen würde. Denn die Regierungen finden immer Mittel, sich zu verständigen, solange die Presse nicht die öffentliche Meinung vergiftet. Ich bin mir wohl bewusst, dass das, ohne die Freiheit der Presse zu verletzen, schwierig ist. Aber die Haager Konferenz wird erst wirkliche Friedensgarantien schaffen, wenn sie Mittel findet, das Übel an der Wurzel zu treffen. Ich habe diese Sätze Cambons, so fährt Krause fort, an demselben Tage wörtlich notiert. (Zitiert nach der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 2. November.)

Der Chefredakteur eines grossen deutschen Blattes schreibt uns:

Als der Weltkrieg ausbrach, sah sich Deutschland (und Österreich-Ungarn) zu seinem nicht geringen Erstaunen einer Welt von Feinden gegenüber. Nicht nur in den Staaten, die Krieg erklärt hatten, sondern fast auch in allen neutralen Staaten war eine Deutschland feindselige oder mindestens nicht freundliche Stimmung zu bemerken. Als die Ursache dieser Erscheinung wurde ganz allgemein das sogenannte englische Nachrichtenmonopol angesehen. Man sagte, dass, da England im Besitze der wichtigsten Kabel war, der deutsche Nachrichtendienst lahm gelegt war. Das englische Nachrichtenbureau Reuter und das französische Nachrichtenbureau Havas hatten den gesamten Nachrichtendienst der ausserdeutschen Welt in der Hand und waren in der Lage, durch falsche Berichte und insbesonders durch Ableugnung oder Verheimlichung der damaligen ersten Erfolge der deutschen Armeen die neutralen Staaten irrezuführen.

Die Tatsache war an sich für die damalige Zeit, das ist für die ersten Wochen des Krieges, richtig. Auf ihr hat man gleich im Anfang des Krieges ein System von Reformvorschlägen aufgebaut, die darauf hinausliefen, dass nach dem Krieg das deutsche Nachrichtenbureau Wolff gestärkt, von Reuter und Havas unabhängig gemacht werden sollte, dass

Deutschland eigene Kabel nach den überseeischen Ländern legen, durch Herabsetzung der Telegramm- und Telephongebühren für die Zeitungen der Nachrichtendienst der deutschen Presse vom Ausland und ins Inland erleichtert werden sollte, und was derartige technische Reformen des Zeitungsdienstes mehr sind, in denen man das Heilmittel für den so schmerzlich empfundenen Übelstand erblicken zu sollen glaubte. Noch heute scheint in der deutschen Journalistik selbst diese Anschauung zu bestehen. Erst vor wenigen Tagen hat in Berlin eine Versammlung des Reichsverbandes der deutschen Presse stattgefunden, dessen Resolution sich noch immer in diesem Gedankengang bewegte, und auch eine jüngst erschienene Broschüre „Die Friedensbedingungen der deutschen Presse, Los von Reuter und Havas!" vom Auslandredakteur der Vossischen Zeitung Rudolf Rotheit, beschäftigt sich, wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, lediglich mit diesen am Anfang des Krieges allgemein erhobenen Forderungen.

Seitdem hat sich aber die publizistische Lage wesentlich zugunsten Deutschlands geändert. Reuter und Havas schweigen die deutschen Siege nicht mehr tot. Die deutschen Kriegsberichte gelangen übrigens auch auf anderen Wegen, zuweilen sogar rascher als die feindlichen, z. B. die russischen, in das neutrale Ausland, und man kann sie heute in den neutralen Blättern der ganzen Welt und übrigens auch in den Zeitungen der uns feindlichen Länder lesen.

Nichtsdestoweniger hat die Deutschland feindliche Stimmung in den neutralen Staaten angehalten. Diese Beobachtung, die nun schon ein Jahr lang anhält, drängt zu dem Schluss, dass nicht das englische Nachrichtenmonopol und die von der englischen und französischen Nachrichtenagentur betriebenen Nachrichtenfälschungen der Grund der feindseligen Stimmung sein können.

Diese Erkenntnis hat zu Nachforschungen geführt, bei denen man schliesslich zu der weiteren Erkenntnis gelangt ist, dass die Deutschland feindselige Stimmung tatsächlich ihren Grund in politischen Anschauungen und Stimmungen findet, die in den neutralen Ländern schon lange vor dem Krieg geherrscht haben, in Deutschland aber unbemerkt geblieben und förmlich erst während des Krieges durch den Zwang der Dinge entdeckt worden sind. Woher kommt das? Wie war es möglich, dass man in Deutschland durch Jahre und Jahrzehnte hindurch über die wahre Stimmung des Auslandes so gründlich falsch unterrichtet sein konnte? Es würde zu weit führen, all die Illusionen über die Zustände in den uns feindlichen Ländern aufzuzählen, die die deutsche Presse

während dieses Krieges durch allzu lange Zeit gehegt und bei ihren Lesern gefördert hat. Nicht minder unzuverlässig war ihre Berichterstattung über die neutralen Länder. Man erinnere sich nur, wie die deutsche Presse in den ersten Tagen des Krieges, Japan, das damals noch nicht in den Krieg eingetreten war, als den langjährigen zuverlässigen Freund Deutschlands und seiner Kultur behandelte, auf den man sich verlassen könne, bis eines schönen Tages das japanische Ultimatum auch diesen Irrtum gründlich korrigierte. Was ist nicht alles in der deutschen Presse, wenigstens im ersten Halbjahr des Krieges, über die Zuverlässigkeit des italienischen Dreibundgenossen gefabelt worden, was haben wir da nicht alles gelesen — von der parlamentarischen Allmacht des neutralitätsfreundlichen Giolitti, der über Sein oder Nichtsein des ganzen Ministeriums Salandra verfügen, und auf den Deutschland sich, mindestens was die neutrale Haltung Italiens betreffe, verlassen könnte? Sollen wir noch von allen den Illusionen über die Stimmung Amerikas sprechen, die die deutsche Presse so lange verbreitet hatte, bis sie von den Tatsachen jämmerlich widerlegt wurden? Bedarf es nur eines Wortes über die kleineren neutralen Länder, aus denen wir Deutschland freundliche Stimmungsberichte in den deutschen Blättern lesen konnten, die sich später als haltlose Phantasien erwiesen haben? Und wer weiss, ob die Illusionen unserer Presse über die Stimmung in den neutralen Ländern schon erschöpft sind, ob nicht noch manches, was wir heute lesen, auch dem Bereich der illusionären Politik angehört?

Da muss die deutsche Presse zunächst einmal sich selbst reformieren. Es kann ihr der schwere Vorwurf nicht erspart werden, dass ihre Auslandkorrespondenzen schon im Frieden durchaus unzureichend waren und die Grundlage zu jenen Illusionen gegeben haben, die dann während des Krieges erst ihre volle Schädlichkeit erwiesen haben. Die Auslandkorrespondenzen der deutschen Presse werden im Frieden weder durch ein Kabelmonopol, noch durch Reuter oder Havas irgendwie behindert. Ganz abgesehen davon, dass ja gerade der ernstere Teil dieses Dienstes auf brieflichem Wege erfolgt. Das wesentliche Hindernis eines guten Auslanddienstes der deutschen Presse liegt in ihr selbst, in dem Mangel an politisch begabten Journalisten, die die Fähigkeit besitzen, als Auslandkorrespondenten in die Verhältnisse fremder Länder einzudringen, an dem Mangel des guten Willens der deutschen Presse, für Deutschland unerfreuliche oder unangenehme Berichte, die ihr von ehrlichen und sachkundigen Korrespondenten eingeschickt werden, der Öffentlichkeit zu übergeben.

Jedermann, der als Auslandkorrespondent für deutsche Blätter gearbeitet hat, wird, falls er sich irgend wann bemüht hat, wahrheitsgetreue, wenn auch unangenehme Beobachtungen der deutschen Presse zu übergeben, die Erfahrung gemacht haben, dass für einen solchen Korrespondenten ein dauernder Platz in der deutschen Presse nicht zu finden ist. Es ist schmerzlich, diese Dinge öffentlich eingestehen zu müssen, aber sie müssen endlich einmal heraus, wenn wirklich ernstlich die Absicht besteht, den im Krieg als mangelhaft erkannten deutschen Pressdienst nach dem Krieg gründlich zu reformieren, damit die Presse dem deutschen Volke auch jene guten Dienste zu leisten vermöge, die es von ihrem zweifellosen Patriotismus erwarten darf, die sie ihm aber bisher aus Bequemlichkeit, Ängstlichkeit und politischer Leisetreterei schuldig geblieben ist.

□□□

Anlässlich des Vorschlages Bernard Shaws zu Ehren Edith Cavells (Vgl. No. 8, S. 436) gibt Zangwill eine bemerkenswerte Anregung.

„ . . . Schlägt man vor in Friedensverhandlungen einzutreten, während Deutschland günstiger steht, dann ist man ein feiger Verräter. Tut man dasselbe, wenn das Gegenteil der Fall ist, dann ist man erwiesenermassen „pro — deutsch“. Mit solch plumper Taktik, die in jedem Kriege wiederkehrt, umgibt man die Vernunft mit Stacheldrähten und macht jede Annäherung an sie unmöglich. Leider ist es aber eine Tatsache, dass derjenige, welcher sich als erster in Friedensvorschläge einlässt, im Nachteil ist.

Es wäre deshalb das Richtige, dass in künftigen Kriegen allmonatlich eine Zusammenkunft — eventuell auch dauernde Beziehungen — zwischen den Diplomaten der kriegführenden Länder stattfänden, um über die wechselnde militärische Lage vorurteilslos zu diskutieren. Bei jeder solchen Zusammenkunft wäre es ein leichtes in Friedensbesprechungen überzugehen, ohne dass einer von beiden Teilen seiner Sache durch Aufforderung zu der Konferenz Abbruch getan hätte. Mögen es Edith Cavells Landsleute sein, welche diesen fehlenden Apparat schaffen. Mögen die feindlichen Diplomaten zusammentreten — nicht um über den Frieden zu beraten — sondern um die Stimmung vorzubereiten, die Verhandlungen zu beginnen, sobald die Kriegslage sie ermöglicht. Mittlerweile könnten sie z. B. über den Austausch und die Behandlung Kriegsgefangener beraten.“

(„The New Statesman“ 13. November 1915.)

□□□

Missverständnisse.

Ein Brief von Vernon Lee.

„Das ist nicht die rechte Art, um zu einer friedlichen Verständigung zu gelangen." So sagte ich mir beim Lesen der Controverse zwischen Doktor Messer und Romain Rolland.*)

Meine philosophischen und psychologischen Studien verpflichten mich Herrn Doktor Messer, und Jahre von wachsender Bewunderung für „Jean Christophe" (ich war unter den Ersten, die in England darüber schrieben) machten meinen Sinn bereit für den Gedanken europäischer Verbrüderung, der mich heute dem Verfasser von „Au-dessus de la Melée" verbündet.

Dass ein derartiges Missverstehen zwischen zwei Männern von so mutigem Willen möglich war und gar über die Briefe des toten Freundes, welche Doktor Messer zum Abdruck brachte und welche Rolland übersetzte — beide im Geiste europäischer Verbrüderung — ist wahrlich eine der hässlichsten Grimassen des Kriegsdämons, der zurzeit Länder und Herzen regiert.

Es liegt mir daran, zu erwähnen, dass ich von dieser Sache nur durch Ihre Zeitschrift weiss. Es könnte sein, dass der verstorbene Albert Klein noch anderes geschrieben hat, ausser dem, was in Ihrer Zeitschrift erschien. Und Doktor Messer hat möglicherweise an anderer Stelle Romain Rolland in einem andern Geiste geantwortet, als dem, welcher — mit Ausnahme der letzten hyperbolischen Phrase — seinen ganzen Brief an die „Internationale Rundschau" inspiriert. Aber wenn ich nach dem urteile, was hier vorliegt, dann scheint mir der Fall für jeden wirklich neutralen Leser klar zu liegen. Doktor Messer war zweifellos im Recht, Herrn Rollands Behauptung zurückzuweisen, dass seines toten Freundes menschliches Ent-

*) Vgl. Nr. 3 der „Internationalen Rundschau".

setzen vor dem Kriege und seine ritterliche Einschätzung der Franzosen, gegen welche kämpfend er starb, irgendeine Kritik seines eigenen Landes und seiner Regierung enthielt. Und er war deshalb berechtigt, Romain Rolland zu bitten, diese seine Behauptung zurückzunehmen. Andererseits ist es unsinnig von Doktor Messer, Rolands Verdolmetschung von Kleins Briefen als willkürlich zu bezeichnen und als etwas, das zwischen den Völkern Misstrauen sät und den Krieg verlängert.

Und doch ist das alles so natürlich! Natürlich, dass Romain Rolland überzeugt ist, dass sein Land kein Tadel trifft. Natürlich, dass er sich vorstellt, dass Entsetzen und Trauer über den Krieg seitens eines Deutschen ein Zugeständnis dafür sei, dass die deutsche Regierung den Krieg verschuldet habe. Und es ist weiterhin natürlich, dass ein Deutscher, selbst ein hervorragender Psychologe wie Doktor Messer nicht zu erkennen vermag, dass eine solche Missdeutung nicht etwa beabsichtigt, sondern einfach unvermeidlich ist.

Denken wir an unsere eigenen, armseligen persönlichen Streitfälle. Setzen wir nicht immer gleich voraus, dass ganz offensichtlich unser Widersacher im Unrecht sein muss, da wir es ein für allemal ablehnen, uns selbst zu verurteilen? Wir sind die verfolgte Unschuld. Das wissen wir durch die unwiderlegbarste Zeugenschaft unserer eigenen Achtung vor der Gerechtigkeit unseres jetzt überwältigend starken Empfindens für das Unrecht des Beleidigten. Wir sind die Ehrlichkeit, Weisheit und Gleichmut in Person. Kann es da möglich sein, den Fall anders zu sehen, als wir ihn in jeder verwundeten und vergifteten Faser unseres Wesens selbst fühlen? Da wir, gleich Shylock, unser Pfund Fleisch erhielten — die Genugtuung, einen intellektuellen Deutschen männliche Tränen über den Kampf gegen Frankreich vergiessen zu sehen — sind wir doch gleich jenem schmerzlich enttäuscht, sobald man uns den Tropfen Blut verweigert — des Gegners Reue, welche wir heischen, um unseren sittlichen Durst zu löschen.

Wenn das die Psychologie des Streits in Friedenszeiten

ist, bedenke liebe, neutrale Schweiz, wieviel mehr in Kriegszeiten! Denn der Krieg würde nicht für zehn Minuten möglich sein, hätten wir nicht den Atavismus des Kannibalen. Und die unter uns, welche vor der Beifügung von Wunden und körperlichem Tod zurückschrecken, die sich schämen würden, über die Tränen einer Witwe oder Mutter Freude zu empfinden und auch die menschlichsten und reinsten unter uns dürsten in ihrer Seele Geheimnis nach jenem Tropfen Herzblut, den das Messer der Reue dem Gegner entlockt. Denn wie die Schrift sagt, der Mensch lebt nicht vom Brot allein, er lebt auch vom Glauben an sein kleines Selbst. Und je weniger selbstisch und eingebildet jemand ist, je geringer sein natürlicher Vorrat an lebenserhaltender Selbstzufriedenheit ist, um so mehr wird ihn nach Anerkennung dursten. Nicht nach der seines individuellen Wertes, sondern nach Anerkennung für das, was seinen überindividuellen Wert ausmacht, das ist sein Volk, seine Religion, seine Grundsätze, seine Ideale.

„Anima naturaliter christiana“ war des Heiligen Erklärung für einen ehrlichen Ungläubigen. Er glaubte, jener habe im geheimen seinen Götzen abgeschworen. Ähnlich Rolland, dieser überaus menschliche und menschenliebende moderne Heilige, als er vernahm, dass Albert Klein, welcher durch eine französische Kugel fiel, diesen Krieg verfluchte und seinen französischen Gegner liebte. Ja, klarsehend und rein von Herzen wie er war (ein Zwillingsbruder, ein deutscher Christophe für diesen französischen Olivier!), musste er sicherlich gesehen, gefühlt, anerkannt haben ..... was? Nun denn! Gesehen, gefühlt, anerkannt, was Romain Rolland fühlt, sieht und anerkennt.

Und hier ist der springende Punkt der ganzen Angelegenheit: Wenn Völker in Hass einander gegenüberstehen, dann liegt dem einen Mann zur rechten Hand, was dem andern zur Linken, selbst wenn ihre Gestalten, ihre Haltung und Bewegung identisch sein mögen. Wenn ein Mann wie Klein im Kampfe für Deutschland stirbt, so beweist das tatsächlich, dass er Deutschland mehr im

Recht als im Unrecht glaubte. Ein solcher Mann hätte in die Luft geschossen, hätte sich dem Schusse seines Leutnants gestellt, oder sich selbst entleibt, hätte er nicht genau so gedacht, wie Rolland denkt. Nur dachte er über Deutschland so, wie Rolland über Frankreich denkt.

Und dann ist da Doktor Messer, welcher seinen sachlichen und menschenfreundlichen Brief mit der unsinnigen Schlusswendung entwertet, dass solche Missdeutungen zur Verlängerung des Krieges beitragen. Und diese Wendung wird von Herrn Rolland unsinnig ernst genommen.

Schuld an der Verlängerung des Krieges! Ihr Neutralen, ist es nicht Zeit, dass Ihr alle ausruft: Genug des Wahnsinns! Und wenn Ihr nichts gegen den Krieg vermögt, denn ich meine, Ihr würdet es tun, wenn Ihr könntet, dann bekämpft wenigstens dieses unglückselige Geschwätz über die Schuld an dessen Ausbruch und Fortdauer. Ist es nicht an der Zeit, dass Ihr erklärt, woran die Schuld liegt — wenn schon in so ungeeigneten theologischen und juridischen Ausdrücken gesprochen werden soll — sie liegt in der Natur, im Dasein liegt sie, in der Kriegführung selbst, in der von Wahnsinn, Korruption und Schrecken angezettelten Verschwörung jeder Nation gegen sich selbst, und gegen ihre Nachbarn. Wir armseligen Wilden des zwanzigsten Jahrhunderts leben in einer Weltordnung in der der Krieg und seine Vorbereitung — durch Bündnisse, Verträge, Intriguen, ebensowohl als durch Pulver und Geschosse — den grössern Teil unserer nationalen Ausgaben ausmachen und die gesamte Auffassung nationaler Sicherheit und Ehre umgreifen. Und hat uns nun diese antiquierte Gewöhnung und Denkart ganz unvermeidlich in den gegenwärtigen Krieg getrieben, so fangen wir an, Weissbücher zu lesen und Blaubücher und Gelb- und Grün- und Rotbücher, ein ganzes Prisma in ihre Strahlen zerlegter Weltgeschichte, um daraus zu beweisen, dass dieser Krieg — einst unter Napoleon, Pitt oder Lord Palmerstone mag das ja anders gewesen sein! — dass wenigstens dieser Krieg ausschliesslich das Verbrechen unseres elenden Gegners sei.

Solange derartiges Gerede anhält, kann kein Friede in unseren wunden Seelen Einkehr halten. Nein, nicht einmal bei Männern wie Rolland oder Messer!

Aber Ihr Neutralen, welche nicht nur erschreckte oder dramatisch erregte Zuschauer seid, die auf den einen blutenden Gladiator wetten oder den andern niederzischen; Ihr wahrhaft Neutralen solltet Eure Ohren und auch Eure Druckseiten solchem Streit verschliessen. Lasset die „Internationale Rundschau", welche gegründet wurde, um den Frieden zu fördern, am Haager Frauenkongress ein Beispiel nehmen, da die Frauen nun einmal in Kriegszeit soviel mehr praktischen Sinn und Anstand bekundet haben und setzet ein energisches Veto allen Diskussionen über das unmögliche Thema der einzelnen Verantwortlichkeiten. Die Weltgeschichte wird darüber entscheiden.

Und wir homines bonae voluntatis, neutral oder kriegführend, sollen wir schweigend in unserem Herzleid sitzen? Gewiss nicht! Ihr Neutralen, rüstet Eure Vermittlung für diesen Krieg, welcher keinen Waffenstillstand zulässt und in grimmiger Ironie jede Wahrscheinlichkeit eines wirklichen Sieges oder einer Niederlage ausschliesst, für diesen Krieg, welcher in ein langsames Wettselbstmorden auszuarten droht. „Bis zum letzten Mann — bis zum letzten Schilling" —. Nur Ihr vermögt die Bedingungen zu erwägen und die notwendigen gegenseitigen Zugeständnisse zu erörtern, auf denen der künftige Frieden fussen kann. Dafür setzet Euer Schaffen ein. Dafür braucht Eure Presse. Zuerst und voran die „Internationale Rundschau". Lasset sie zur Friedensbörse werden, wo die Schweizer und Skandinavier und Spanier und Holländer und der Papst und der amerikanische Präsident ihre unoffiziellen Fühler ausstrecken und die Früchte ihrer öffentlichen oder privaten Beratungen der Kritik der kriegführenden Mächte unterbreiten.

Und was uns arme friedensdürstende Einzelmenschen der verschiedenen kriegführenden Nationen angeht, so wollen wir unsere Seelen vorbereiten für die Erkenntnis

der eigenen Abwege von Weisheit und Gerechtigkeit. Nicht nur in der gewalttätigen Gegenwart, sondern auch in der heimtückischen Vergangenheit, aus der diese entstand.

Möge jeder zu seiner friedlichen Beschäftigung zurückkehren. Der Arbeiter und der Fabrikant und der Kaufmann, welche die abgerissenen Fäden ihres Lebensunterhaltes wieder aufnehmen, werden erkennen, dass ihre Wohlfahrt mit der ihrer Kunden und Lieferanten verknüpft ist, von denen der Krieg sie getrennt hat. Und was uns, die Intellektuellen, angeht, so werden wir mit unserem ganzen Herzen zu Kunst und Wissenschaft zurückkehren und da unsere Feinde wieder finden. Die geliebten und liebenden Feinde überall. An den Wänden unserer Gallerien und Ateliers, auf den Pulten der Klaviere, in Büchern neben unsrer Bettstatt und in jedem Laboratorium, in jedem Handbuch, in jeder wissenschaftlichen oder historischen Sammlung, in jedem philantropischen Bericht werden wir sie finden als unsere Kameraden und Meister welche ausländische, feindliche Namen tragen. Als Mitbewerber, welche uns durch ihren Mitbewerb gefördert haben, als Schüler, welche unser eigenes Werk fortführen. An dem, was in Friedenszeiten geleistet wurde und in Friedenszeiten wieder geleistet werden wird, können wir allein Trost finden für so vieles, was jetzt zu Kriegszeiten getan und für so vieles, was — leider gedacht und gedruckt wird.

□□□

Im Anschluss an den willkommenen Vorschlag Vernon Lees ist es vielleicht nicht uninteressant zu konstatieren, dass dieser hier abgedruckte Brief Anfang August geschrieben wurde und die Postverzögerungen bei Sendung des Manuskriptes und der Korrekturbögen uns erst heute die Veröffentlichung ermöglichen.

Mit Amerika haben wir überhaupt noch keine regelmässige Verbindung erzielen können. Es kommen immer nur ganz vereinzelte Nummern an ihre Adresse, grössere Sendungen gar nicht, Briefe mitunter.

Die Redaktion.

□□□

Krieg und Sublimation.*)

Von Prof. Dr. ERNEST JONES (London).

Es wird beabsichtigt, in diesen Zeilen die Beziehungen zwischen den zivilisierten und den ungebändigten menschlichen Trieben zu erörtern und dabei die Fragen besonders zu berücksichtigen, zu denen uns das Kriegsschauspiel anregt. Der Ausdruck „Sublimation" im Titel umschreibt nicht das ganze Gebiet dieser Abhandlung. Der dadurch bezeichnete Prozess ist für die Unterordnung einer Impulsreihe unter eine andere wohl am meisten charakteristisch, doch keineswegs der einzige Vorgang dieser Art.

In der Kriegführung und versteckt schon in dem Gedanken an Krieg äussern sich verschiedene Triebe, welche in Friedenszeit bei dem gleichen Menschen gar nicht oder nur latent vorhanden sind, Triebe, von welchen wir ausserhalb der Verbrecherkreise sonst nicht zu wissen pflegen. Es kann der tadelnswerte Hang zu Grausamkeit, Betrug und brutalem Egoismus sein und zu Handlungen führen, wie Totschlag, Plünderung und Roheit jeder Art. Es ist wahr, dass diese Feststellung mit der volkstümlichen und romantischen Auffassung vom Kriege nicht übereinstimmt, welche dahin geht, dass all das nur vom Feinde gilt, und dass das Betragen der Soldaten auf eigener Seite sich von dem im Frieden nur in einem einzigen Umstand unterscheidet, nämlich in der Tatsache, dass sie ihre Gegner töten. Dieser eine Unterschied wird als unglückliche Notwendigkeit betrachtet, ohne festen Zusammenhang mit irgend einer eingeborenen Lust, zu töten. Es bedarf keiner besonderen Kenntnis der ungeschminkten Tatsachen, um der überragenden Wahrheit inne zu werden, dass im Kriege eine grosse Anzahl Männer auf beiden Seiten Dinge tun, welche ihrem in Friedenszeiten gewohnten Massstab

*) Gelesen vor der „British Association for the Advancement of Science" am 10. September 1915. Über den Ausdruck Sublimation vgl. S. 501 unten.

ethischer Handlungsweise gänzlich fremd sind, und es stellt sich die Frage, aus welcher Quelle die Regungen entspringen, die sich derart äussern und in welcher Beziehung diese Regungen zu den beherrschenden Kräften kultivierten Daseins stehen?

Einen wichtigen Schlüssel zu diesem Problem bietet die Feststellung ähnlicher Impulse im Betragen und im geistigen Verhalten der meisten Kinder in den ersten Lebensjahren. Es ist das eine Beobachtung, deren Bedeutung aus bestimmten Gründen weit unterschätzt worden ist. Wenn ein Erwachsener dieselbe Missachtung für die Rechte und Empfindungen Anderer bekundet hätte, den gleichen Mangel an Anstand, die Grausamkeit und den Egoismus, wie sie für kleine Kinder charakteristisch sind, so würde er als ein entschieden unsoziales Wesen eingeschätzt werden. Es ist der merkliche Gegensatz, der die beiden in zwei Welten scheidet, welcher Schuld trägt, dass die sich gleich bleibende Individualität, die vom Kindesalter in das Leben des Erwachsenen hinüberreicht, meist übersehen wird. Es kann kein Zweifel darüber sein, dass die unsozialen Impulse, welche uns hier beschäftigen, einen Teil der vererbten Eigenschaften der menschlichen Rasse bilden, und es ist durchaus verständlich, dass beide, das Kind und der Wilde, den niedrigeren Tieren, von denen wir abstammen, näher stehen. Im Verlaufe der individuellen Entwicklung werden diese Impulse durch Tendenzen entgegengesetzter Art verdrängt, durch Rücksichtnahme, Ehrlichkeit, Nächstenliebe und Abscheu vor Grausamkeit. Es wird allgemein geglaubt, dass jene primitiven Instinkte zufolge der Einpflanzung oder Entwicklung gesitteter Neigungen verschwinden, aber psychoanalytische Untersuchungen haben ergeben, dass der Vorgang viel feiner und komplizierter ist. Es besteht da eine innere Wechselwirkung der beiden Tendenzen, deren genaue Einzelheiten ein wichtiges Studienobjekt bilden würden. Grundlegend für ein solches Studium ist die Schlussfolgerung, zu welcher alle Psychoanalytiker gelangt sind — vielleicht eine ihrer überraschendsten Schlussfolgerungen —, dass die primi-

tiven, unsozialen Tendenzen niemals wirklich verschwinden, sondern das Leben hindurch im verborgenen Reich des Unterbewusstseins fortbestehen. Dieses Unterbewusstsein besteht in der Tat seinem Wesen nach aus den Impulsen, von welchen hier die Rede ist, und setzt sich zusammen aus all den Wünschen, Sehnsüchten und instinktiven Begehrungen, welche ihrer Natur nach unvereinbar sind mit dem ethischen und zivilisierten Massstab, wie er im Bewusstsein vorherrscht und welche demzufolge aus dem Bewusstsein verbannt oder am Eintritt ins Bewusstsein gehindert und ins Unterbewusstsein verdrängt worden sind. Von da aus üben indes die asozialen Impulse einen weit grösseren Einfluss auf bewusste Handlungen, als man sich vorstellt, und man könnte sie sogar die letzte Quelle dieser Handlungen nennen. Es ist diese Wechselwirkung zwischen Bewusstsein und Unterbewusstsein, mit welcher sich die Wissenschaft der Psychoanalyse in erster Linie befasst.

Die Beschreibung eines normalen Unterbewusstseins würde dessen Träger in Erstaunen setzen und jedenfalls erschrecken. Dessen Natur ist unbedingt nicht sittlich, oder an bewussten Masstäben gemessen, unsittlich. Alle Arten von ungehemmten Einfällen und Wünschen, charakterisiert durch vollständige Missachtung der ethischen und ästhetischen Gesetze sozialen Lebens, kreuzen sich darin. Das Verlangen nach dem Tod einer andern Person, selbst eines geliebten Verwandten, mag bei der leichtesten Provozierung entstehen, die roheste Art von Anstössigkeit wird in der Einbildung befriedigt und die übertriebensten Flüge von Selbstverherrlichung werden zur Zufriedenheit des Herzens genossen. Kurz, das Bild mag mit dem bewussten Charakter der betreffenden Person gar keine Ähnlichkeit haben.

Das Interesse an der Kenntnis des Unbewussten ist für das psychologische Verständnis der Kriegserscheinung ein zwiefaches. Wie ich an anderer Stelle vorbrachte,*)

*) „War and Individual Psychology", Sociological Review, July 1915.

ist es vorab wahrscheinlich, dass der dauernde Drang dieser rohen, unbewussten Instinkte, einen in seiner Ausdehnung noch gänzlich unbekannten, vielleicht aber tatsächlich sehr grossen Anteil daran habe, die Bereitschaft für friedliche Lösungen internationaler Konflikte zu verringern und so, vermutlich in periodischen Wellen, kriegerische Lösungen zu begünstigen. Wir finden weiterhin im Krieg ein lehrreiches Beispiel für jenen Einfluss, der die Macht hat, unterdrückte Instinkte freizugeben, und so deren äussere Manifestierung in ziemlich direkter Form zu ermöglichen. Es ist dieses letzte Problem, das uns hier vor allem beschäftigt.

Um den Vorgang beim Freiwerden von zurückgedrängten Impulsen zu verstehen, müssen wir vorerst den Lebenslauf eines solchen Impulses unter verschiedenen Umständen betrachten. Dieser ist verschiedenartig, doch ich möchte vorerst die Unterscheidung zwischen zwei umfassenden Gruppen von möglichen Vorgängen betonen. Die zurückdrängenden Kräfte können einerseits den Impuls selbst, oder um genauer zu sein, die Art seiner Äusserung, gründlich umgestalten, oder mögen andererseits, lediglich den Impuls in Schach halten. Die äussere Wirkung ist zweifellos sehr ähnlich, indem das Verhalten der betreffenden Person den Forderungen sozialen Übereinkommens entspricht; aber der psychologische Unterschied zwischen den beiden ist tief, obwohl seine ganze Tragweite für die Gesellschaft nur unter Einflüssen sich kundgibt, welche die Hemmungen aufheben wie der Krieg.

Die zurückgedrängten Instinkte, wie natürlich alle Instinkte, sind von dynamischer Art und wirken dauernd in der Richtung äusserer Betätigung, in der Psychoanalyse „Wunscherfüllung“ genannt. Dabei begegnen sie jedoch dem Widerstand gewisser Kräfte gegensätzlicher Art, welche teils von aussen, teils von innen stammen. Die Hauptquelle derselben ist der Zwang durch Erziehung in weitestem Sinne des Wortes. Er wird zuerst durch die Eltern und später auch durch die ganze kulturelle Umgebung ausgeübt, doch die Kinder werden mit verschieden-

artiger Empfindlichkeit für solche Beeinflussung geboren. Das einfachste Beispiel von der Wirksamkeit einer Hemmung zeigt der Fall, wenn der ursprüngliche Instinkt auf seinem Weg zum Ausdruck nur geschwächt oder gemildert wird, wobei die resultierende Wirkung in ihrer Art, nicht aber in der Intensität mit dem ursprünglichen Impuls übereinstimmt. So mag sich zum Beispiel eine entschieden sexuelle Anziehung bewusst nur als eine oberflächliche Zuneigung äussern, welche sich in der Form höflicher Aufmerksamkeiten kundgibt, und ein mörderischer Wunsch mag sich lediglich in fröhlichem Spott Luft machen, so oft dem Gegenstand dieser Empfindung eine Widerwärtigkeit zustösst, oder auch als grundsätzliche Neigung zum Widerspruch, was immer der Andere äussern mag. In solchen Fällen stellt sich die Hemmung des Naturtriebes in der Form eines Widerstandes dar, man könnte sagen eines Filters, durch welchen der zurückgedrängte Instinkt nur hindurch zu sickern vermag.

Man wird ohne weiteres begreifen, dass die sozialen Folgen eines Vorganges, wie er hier eben geschildert wurde, durchaus befriedigend sein können, da die Energie, welche die unterdrückte Regung belebt, weder verloren, noch zurückgedämmt bleibt, sondern in einer durchaus zulässigen und sogar wünschenswerten sozialen Richtung sich betätigt. Aber nur zu oft spielt sich der Vorgang in weniger sanfter Form ab. Es kann zum Beispiel sein, dass sich die gehemmten Neigungen in Form eines unbewussten Komplexes anhäufen, von wo sie in übertriebener Weise auf eine assoziierte, bewusste Idee sich entladen und zu einer gewaltsamen Verzerrung des Urteils führen. Ein alltägliches Beispiel hiefür ist ein starkes politisches Vorurteil, unbewusst diktiert durch das Eigeninteresse. Noch ernstere Folgen werden sofort gezeigt werden.

Wir kommen zunächst auf die Veränderungen zu sprechen, welche in den tätigen Impulsen selbst hervorgerufen werden. Vielleicht die typischeste davon, welche auch am ausführlichsten studiert worden ist, kennt man unter dem Namen Sublimation. Sie wurde von Freud*) definiert als

*) Sammlung kleiner Schriften, zweite Folge, Seite 181.

„Die Fähigkeit, einen ursprünglich sexuellen Trieb in einen andern zu verwandeln, welcher, obgleich psychisch dem ersten verwandt, nicht mehr sexuell ist.“ Damit ist nicht die unbestimmte Verdrängung eines normalen sexuellen Wunsches durch ein anderes, nicht verwandtes Interesse gemeint, sondern eine unbewusste und automatische Ablenkung der Energie von den individuellen biologischen Komponenten des sexuellen Instinktes weg auf andere Gebiete, welche symbolisch den ersten assoziiert sind. Es ist ein Vorgang, welcher das Leben des kleinen Kindes viel mehr betrifft, als das des Erwachsenen, und es muss klar erkannt werden, dass er sich mehr auf die besondere und weniger differenzierte Form infantiler Sexualität bezieht, als auf die bekanntere Sexualität des Erwachsenen.*) Man wird sich daran erinnern, dass, aus Gründen, welche hier nicht erörtert werden können, Freud unter dem Terminus „Sexuell“ viele Vorgänge, besonders auch des Kinderlebens, einbegreift, welche man sonst nicht so zu nennen pflegt. Mag dem sein wie immer, die Tatsache, dass Energie und Interesse in dieser Weise von der sexuellen Sphäre abgelenkt werden können, ist durch Psychologen und Erzieher anerkannt, obwohl deren Wichtigkeit und der Grad, bis zu welchem der Vorgang normalerweise unbemerkt fortschreitet, meist unterschätzt wird.

Die primären Triebe, welche eine Veränderung erfahren müssen, ehe sie sich den Forderungen sozialen Lebens anpassen, kann man praktisch in zwei Gruppen teilen, je nachdem sie den Interessen des Individuums oder denen der Gattung dienen. Die letzteren, die sexuellen Triebe, werden durch Sublimation in der eben gezeigten Weise verändert. Die anderen aber, welche man als egoistische Instinkte bezeichnen kann, bedürfen gleichfalls einer Umänderung für soziale Zwecke, denn sie sind ursprünglich gänzlich egozentrisch orientiert und neigen zu rücksichtsloser Nichtbeachtung der Rechte und Empfindungen

*) Eine Erörterung dieses Themas findet sich in meinen „Papers on Psychoanalysis“, 1913, Ch. XX.

anderer Leute. Die Veränderung dieser Impulse durch den Einfluss erotischer Empfindung, wobei das Wort erotisch jede Art von Liebe bezeichnet, ist charakteristisch. Die Triebe dienen so der gegenseitigen Förderung des Individuums und seiner Mitwelt, und ihre Ausübung innerhalb der Grenzen, welche mit den Grundsätzen einer gesitteten Gesellschaft vereinbar sind, ist mit wirklicher Befriedigung verbunden.

In beiden Fällen könnte man von einer Veredlung der primären Impulse sprechen, deren eigentliche Natur eine tiefe Umbildung erleidet. Dabei findet eine merkwürdige Tatsache statt, für welche ein analoges Beispiel aus der physikalischen Welt fehlt, nämlich, dass die Impulse in ihrer ursprünglichen und in ihrer veränderten Form nebeneinander fortbestehen. Man mag zu einer Erklärung gelangen, wenn man überlegt, dass es verschiedene Tiefen des Unterbewusstseins gibt, und dass diese in verschiedenem Masse vom erzieherischen Einfluss erfasst werden, der die zu hemmenden Instinkte gewiss niemals bis in die letzte Quelle vererbter Triebe trifft. Ein Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung kann durch die Analyse von Träumen gewonnen werden, in welchen die unterdrückten Regungen in ihrer ursprünglichen Form und manchmal sehr unverhüllt sich äussern. Der praktische, sichtbare Erfolg ist nichtsdestoweniger ein Betragen des Individuums in vollkommener Harmonie mit den ethischen, ästhetischen und sozialen Gesetzen zivilisierter Lebensführung, und zwar, ohne das Gefühl des Zwangs, als ursprünglicher und natürlicher Ausdruck eigener Persönlichkeit. Man könnte sagen, dass die Annahme dieser Gesetze zur zweiten Natur geworden ist, so durchaus finden sie sich in der Persönlichkeit verkörpert. Wichtig ist auch die Dauerhaftigkeit dieses Zustandes, welcher einem beträchtlichen Druck zu widerstehen vermag. Das Individuum ist durchaus nicht abhängig von Beifall und Zustimmung, sondern wird unter gleichviel welchen Umständen Recht tun, selbst wenn das zu seinem offenbaren Nachteil geschieht; es steht nicht in seiner Macht, anders zu handeln.

Die hier beschriebene Veredlung ist natürlich das Ideal, welches die Erzieher der Menschen und Verbreiter der Kultur mehr oder weniger bewusst anstreben, wenn sie es auch nicht oft gänzlich erreichen. Im Gegensatze dazu stehen andere Methoden der Hemmung, welche zwar gleichfalls zu „gutem Betragen“ führen können, jedoch lediglich durch die Ausübung äusseren Zwangs, ohne irgend eine Beeinflussung der Instinkte selbst. Es ist, als ob das Individuum einwillige, sich, der eigenen Natur entgegen, anständig zu betragen, weil sonst unangenehme Folgen in Form gesellschaftlicher Missbilligung, Unbeliebtheit oder wirklicher Strafe zu fürchten sind. Wie Nietzsches „Bildungsphilister“ gehorchen sie und folgen einem Ideal, das nicht wirklich ihr eigenes ist; es ist daher verständlich, dass ihre Gehorsam niemals unbedingt zuverlässig sein kann. Sie stehen gewöhnlich unter einem gewissen Zwang und sind immer mehr oder weniger inneren geistigen Konflikten unterworfen, wenn auch vielleicht grossenteils unbewusst. Oberflächlich mag es nicht leicht sein, die beiden soeben beschriebenen Typen zu unterscheiden — die Grenze zwischen ihnen ist natürlich keineswegs scharf — aber der Unterschied tritt deutlich hervor, sobald der Einfluss äusseren sozialen Zwanges wegfällt. Dann wird das Verhalten des erstbeschriebenen Typus verhältnismässig unverändert bleiben, beim zweiten Typus hingegen rasch abfallen. Ein alltägliches Beispiel dafür bieten die Essmanieren und andere persönliche Gewohnheiten. Diese bleiben bei manchen Leuten dieselben, ob sie sich nun allein oder in Gesellschaft befinden, aber bei der Mehrzahl der Menschen ist das nicht der Fall. Dasselbe gilt für viel wichtigere Dinge, einschliesslich der Grundgesetze der Sittlichkeit. Sobald ein Individuum sich nicht mehr unter dem scharfen Auge und der strengen Zensur der Gesellschaft weiss, wird es mehr sein innerstes Wesen hervorkehren und nun werden die Folgen davon eintreten, ob seine primitiven Instinkte durch die Kultur eine wirkliche Verfeinerung erfahren haben — wie oben angedeutet — oder nur eine scheinbare. Es gibt viele Um-

stände, unter welchen Individuen in solcher Weise dem Auge der Gesellschaft entrückt werden können. Die Empfindlichkeit gegen die gesellschaftliche Kritik kann durch physische Mittel paralysiert werden, z. B. durch Alkohol oder durch die Gifte einer Erkrankung des Körpers (Gehirnsyphilis); sie kann zeitweilig aufgehoben sein durch die Wirkung mächtiger Erregung, wie etwa des Zornes. Gesellschaftlich von grösserer Tragweite ist die Sachlage, wenn die Veränderung nicht auf das Individuum sondern auf das gesellschaftliche Bewusstsein selbst wirkt. Das ist das Geheimnis der sogenannten „Gefahr der Gewalttätigkeit der Massen", wenn Leidenschaften nicht länger zurückgedämmt werden, weil die Stellungnahme der Umgebung ihrer Äusserung nicht mehr feindlich ist. Zur selben Kategorie gehören viele der Kriegserscheinungen, ja geradezu die wesentlichsten. Die Lust am Mord z. B., welche in jedem Manneshherzen schlummert, begegnet im allgemeinen von Seite des Staates und der Gesellschaft der denkbar schärfsten Missbilligung und Bestrafung; aber in Kriegszeiten begnügt sich die Gesellschaft nicht damit den Blick abzuwenden, sondern sie erregt absichtlich dieses Gelüste und gibt volle Gelegenheit zu seiner Befriedigung.

Die Ergebnisse der psychoanalytischen Untersuchungen stimmen völlig überein mit der Enthüllung, welche uns der Krieg derzeit bringt, nämlich, dass die Veredlung unserer primitiven Instinkte weit weniger vorgeschritten ist, als wir uns schmeicheln und dass die grosse Mehrheit der Menschen dem zweiten oben beschriebenen Typus angehören, bei welchem diese Verfeinerung mehr scheinbar, als wirklich ist*). Es ist noch mehr in dieser Beziehung zu sagen. Nachdem man erkannt hatte, dass das Niveau des Betragens, welches den Wenigen natürlich ist, von den Vielen erzwungen werden kann, wagte es die Gesellschaft, die Anforderungen immer höher zu spannen, so sehr, dass es einer immer grösseren An-

*) Siehe auch die kürzlich erschienene, einschlägige Schrift von Freud: „Zeitgemässes über Krieg und Tod", Imago 1915, Heft 1.

zahl Menschen schwer fällt, ihnen gerecht zu werden. Ihre gezwungenen Anstrengungen führen zu allerlei künstlichen Rückwirkungen, Charaktereigentümlichkeiten, übertriebenen Ausgleichen, Anzeichen von Neurose usw., deren Art unbeständig ist. Wie Freud es ausdrückt, kann man von solchen Leuten in psychologischem Sinne sagen, dass sie über ihre Mittel leben. Wenn die wirkliche Prüfung einsetzt, das heisst, wenn solche Menschen auf sich selbst angewiesen sind, ohne den helfenden Druck zivilisierter Umgebung, dann fallen ihre falschen Errungenschaften von ihnen ab, wie der Parvenu unter ähnlichen Umständen seine „guten Manieren" vergisst, und sie sinken zu einem niedrigen Niveau der Handlungsweise herab. Eine unerklärbare Veränderung scheint über sie gekommen zu sein, aber diese Veränderung besteht nur in ihrem äusseren Verhalten. Ihre innere Natur bleibt, was sie immer war. Verloren wurde lediglich ein falsches Ideal, eine Täuschung.

Ich habe in diesen Zeilen nur die Umrisse eines Problems skizziert, von welchem ich glaube, dass es von grösster Wichtigkeit für die Psychologie, besonders für die Sozialpsychologie sein muss. Es bedarf weiterer Forschung, um genau festzustellen, in welchen Einzelheiten die beiden Typen sich voneinander unterscheiden und wie diese Unterschiede entstehen; warum es für den einen Mann möglich und für den anderen unmöglich ist, ein gegebenes Mass von Zivilisation seiner innersten Natur einzuverleiben — psychoanalytisch ausgedrückt: sich damit zu „identifizieren".

□□□

Christliche Politik.

Von FRIEDRICH CURTIUS.

Die Forderung des „christlichen Staats“, die vor fünfzig Jahren zu dem Programm der Konservativen gehörte, hat heute keine rechten Vertreter mehr, weil das ideale Moment in der konservativen Politik mehr und mehr durch die wirtschaftlichen Bedürfnisse und Wünsche verschlungen ist. Es ist auch an diesem Schlagworte nicht viel verloren. Jeder Staat wird so weit und in dem Sinne ein christlicher sein, wie es das Volk ist, dem er gehört. Allein eine christliche Politik gibt es, und zwar liegen ihre Aufgaben auf dem Gebiete der internationalen Beziehungen, wo nicht die naturhafte Zusammengehörigkeit der Volksgenossen, sondern eine höhere bewusst sittliche Gemeinschaft in Frage kommt. Das christliche Liebesgebot ist von so universalem Charakter, dass es einfach absurd wäre, ihm die Beschränkung auf das Privatleben aufzuerlegen.

Die vorchristliche Welt kennt dieses „neue Gebot“ nicht. Darum gilt für das Völkerleben nur das Naturgesetz des Werdens und Vergehens. Die emporkommende Macht überwältigt und verschlingt alle minder starken politischen Gebilde, die in ihr Bereich kommen, macht sich schliesslich auch an die nächststehende Grossmacht, die bisher den Vorrang hatte und besiegt mit ihrem jugendstarken Leben die schon in der Abnahme begriffene alternde Kraft. Dies ist der Höhepunkt in der Entwicklung der neuen Weltmacht. Bald danach wird auch sie übermütig, träge, korrumpiert und geht ihrem Verfall entgegen, worauf dann eine neue Macht auf dem Plane erscheint und das Spiel von vorn beginnt. Die Sukzession der Weltreiche ist das Geschichtsbild des Altertums, wie es uns im Buche Daniel vor Augen geführt wird.

Aus dem christlichen Liebesgebote folgt notwendig eine ganz andere Anschauung. Jene „dira necessitas“ des

Naturgesetzes ist verschwunden. Die Nationen sind wie die Individuen von Gott geschaffen und sollen wie diese sich lieben und fördern, keineswegs sich vergewaltigen und vernichten. Sie sollen sich einer höheren Gemeinschaft bewusst werden und dieser Gestalt geben. Die Voraussetzungen für die Verwirklichung dieses Menschheitsideals fand das Christentum in dem römischen Weltreiche vor, weshalb es ihm leicht wurde, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers war. Ja, die Religion hielt dieses politische Ideal fest, als die Wirklichkeit es bereits verleugnete. Der Katholizismus wollte das Gebot des Herrn, dass alle eines seien, in der Rechtsordnung der einen, allgemeinen Kirche verwirklichen und die sittliche Ordnung der internationalen Gemeinschaft in analoger Weise darstellen. Mit dem Primat des Bischofs von Rom hat sich die Weltstellung des Kaisers erhalten. Diese Macht war allerdings mehr Idee als Wirklichkeit. Sie war niemals so stark, dass sie eine gesicherte Herrschaft über die ihr grundsätzlich untergeordneten Mächte ausgeübt hätte. Vielmehr konnte das Kaisertum die Kämpfe unter den nationalen Staaten nicht hindern, konnte es doch sich selbst nur in stetem Kampfe behaupten. Aber die Kriege waren dem mittelalterlichen Bewusstsein nicht anstössiger als die unaufhörlichen Fehden der Mächtigen, gegen die sich die staatliche Ordnung nirgends sicher und dauernd durchsetzen konnte. Die Kriege waren gemütlicher, der Frieden ungemütlicher als heute. Der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit im öffentlichen Leben wurde mit Resignation hingenommen wie im Privatleben, als eine traurige, aber unabwendbare Folge der menschlichen Verderbtheit. Aus der Vorstellung des durch Papst und Kaiser repräsentierten Weltreichs entsprang auch die Idee des „gerechten Kriegs“, die von den Scholastikern ausgebildet, sich durch Luther und die ganze protestantische Theologie hindurch bis auf unsere Tage hindurchgerettet hat, obwohl sie ohne den Glauben an einen höchsten Richter auf Erden nicht vollziehbar ist. Sie spielt in den Predigten und Schriften der Theologen auch in dem gegenwärtigen Kriege eine Haupt-

rolle. Und doch ist sie damit gerichtet, dass auf die Frage, wer Recht hat, die Antwort notwendigerweise entgegengesetzt lautet, je nachdem man sich an den Erzbischof von Canterbury oder an eine deutsche Theologenfakultät wendet.

Die Reformation hat die Einheit der abendländischen Christenheit aufgehoben. Es gibt nun auch in der Idee keine Autorität mehr, welche über den nationalen Staaten stände. Und gerade dies, dass sie keinen höheren Richter über sich anerkennen, wird von den Staaten als ihre Souveränität, als das höchste und entscheidende in ihrer Weltstellung geschätzt.

So schattenhaft auch das politische Weltbild des Mittelalters war, so unendlich der Abstand zwischen dem Ideal einer durch die zwei Schwerter gesicherten Friedensordnung und der kampferfüllten Wirklichkeit, es lag doch in dem blossen Bestande dieses Ideals eine Beruhigung der Seele, eine Möglichkeit des Glaubens an eine göttliche Weltordnung, deren Verwirklichung nur durch die menschliche Schwachheit gehemmt war.

Seit dem Untergange jenes Ideals erscheint die Welt der Politik von Gott verlassen. Infolgedessen tritt die antik-heidnische Weltansicht wieder in Kraft. Das Staatenleben ist dem Naturgesetz unterworfen, welches dem Starken erlaubt, ja ihn nötigt, den Schwächeren zu verschlingen. Für dieses alte, heidnische Programm ist der neue Name „Imperialismus“ erfunden. In seiner letzten Konsequenz müsste er den Untergang aller kleinen Staaten, die Bildung weniger, grosser Weltreiche und schliesslich zwischen diesen einen letzten Waffengang um die Weltherrschaft herbeiführen. Die Erfahrung zeigt allerdings, dass die Masse allein es nicht tut, dass intellektuelle und sittliche Kräfte dem numerisch schwächeren Teile das Übergewicht geben können. Aber dadurch wird die Lösung des Problems nur ins Unendliche verschoben. Wenn nicht eine höhere sittliche Idee den Kampf der materiellen Kräfte bändigt und eine neue sittliche Ordnung des Staatenlebens herbeiführt, so bleibt, wie auch das Ende des gegen-

wärtigen Krieges sein mag, die trostlose Perspektive einer unendlichen Folge von Zusammenstössen der grossen Mächte mit immer neuen Kombinationen und wechselnden Erfolgen, die Aussicht auf ein Chaos der Menschengeschichte, in welchem die europäische Kultur, einschliesslich des Christentums, untergehen muss.

Der religiöse Glaube kann einen sehr weitgehenden Abstand zwischen dem, was sein sollte, und dem, was ist, ertragen. Er sieht darin die Wirkung menschlicher Sünde, die das Selbstgefühl des Menschen demütigt, aber Gottes heiligen Willen und dessen absolute Geltung nicht in Frage stellt. Was er aber nicht ertragen kann, ist die Abgrenzung eines ungeheuren Gebiets menschlichen Handelns, das diesem Gesetz Gottes unzugänglich und ein für allemal davon eximiert sein soll. Müssten wir dies zugeben, so wären wir früher oder später dem Unglauben rettungslos verfallen. Die Forderung oder Zulassung einer gottlosen und unsittlichen Politik im Verkehr der Nationen ist tödtlich für den religiösen Glauben.

Die persönliche Frömmigkeit hat aus dieser furchtbaren Anfechtung den Ausweg des Mönchtums und des Pietismus. Dann gibt sie die Welt der Herrschaft des Bösen preis und tröstet sich damit, dass wenigen Auserwählten beschieden ist, durch diese brausende See hindurch ihr Schifflein in den sicheren Hafen zu steuern. Die Frage wie ein souveränes Walten des Teufels in der sichtbaren Welt mit dem Gottesglauben vereinbar ist, wird dabei zurückgestellt, weil für die fromme Seele beunruhigend und ihr Verständnis übersteigend. Wenn man sich selbst aus der Welt gerettet hat, darf man diese preisgeben.

Ein tatkräftiges Christentum, das die Weltflucht verschmäht, kann sich nur dadurch helfen, dass es die politischen Ziele des eigenen Staats mit denen des Gottesreiches verschmilzt und die Tatsache, dass aufrichtige, fromme Christen auch unter den Feinden sind, als einen durch Unkenntnis entschuldbaren Irrtum betrachtet. Diese naive Gleichsetzung irdischer und ewiger Ziele soll man gewiss nicht stören ,wo sie den Menschen die harten Lasten des

Kriegs erleichtert. Sie hat ja auch immer insoferne recht, als uns die Pflicht an die eigene Regierung bindet. Sie ist also gewissermassen eine Hilfskonstruktion für die ethische Praxis. Allein dem christlichen Denken kann doch diese Naivetät nicht zugemutet werden. Wenn man sie gewaltsam durchführen will, muss ein gutes Stück Heuchelei zugesetzt werden, um die Sache des eigenen Staates in allen Stücken und jederzeit als die Sache Gottes zu betrachten. Aber auch wenn dies subjektiv mühelos gelingt, ist doch eben das ein dem Glauben unerträglicher Zustand, dass die Bekehrung des Feindes oder der Neutralen zu der eigenen Auffassung durch die Natur der Dinge ausgeschlossen ist. Keine philosophische oder religiöse Idee kann es ertragen, sich selbst als unzugänglich für die Gesamtheit der vernunftbegabten Wesen zu betrachten. Wovon man überzeugt ist, davon muss man unbedingt auch andere überzeugen können. Eine Wahrheit, deren Überzeugungskraft an der Reichsgrenze aufhört, ist schon deshalb auch für ihren Verkünder nicht in vollem Sinne Wahrheit, sondern eine zu einem praktischen Zwecke vorläufig und unter Vorbehalt angenommene Ansicht ohne Licht und ohne Wärme. Auch ist der ökumenische Gedanke mit der christlichen Gewissheit unzertrennlich verbunden. Das Christentum ist ja in seinem Ursprung ein Durchbruch des prophetischen Theismus durch die nationalen Schranken. „Gott sieht nicht die Person an," „in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm", das sind die ersten christlichen Lobgesänge, ein jauchzendes Innewerden der höchsten Ideale der Humanität, die nun nie wieder aus der christlichen Verkündigung verschwinden dürfen, wenn diese nicht in die vorchristliche Anbetung eines Nationalgottes zurückfallen soll. Darum, je stärker der Krieg unser Denken und Fühlen national bestimmt und unüberwindliche Schranken um uns zieht, um so leidenschaftlicher reagiert die christliche Psyche gegen diese Beschränkung, durch deren Dauer sie um ihr höchstes Gut gebracht würde. Gott erbarme sich der Priester, Pastoren und Professoren, die diesen

Schmerz nicht teilen und höchstens ein abgeklärtes Bedauern über den Riss durch die Christenheit übrig haben!

Nicht der Krieg als solcher ist das Beklagenswerte. Streit und Zwietracht sind leider Gottes auch unter Christen, in christlichen Familien, vor allem auch in der christlichen Kirche von jeher an der Tagesordnung gewesen, traurige, beschämende Zeugnisse des ungebrochenen Widerstandes, den menschliche Selbstsucht und Torheit dem Geiste Jesu leisten. Aber so wenig diese Erfahrung die Kirche abhält, Frieden, Versöhnung und Vergeben zu predigen, so müsste ein Gleiches auch für die Zwistigkeiten der Nationen gelten. Hier aber ruft man ihr ein gebieterisches Halt zu. Die Nationen sollen angeblich unter dem Naturgesetz stehen, welches sie zwingt, um die Futterplätze zu kämpfen. Nachgiebigkeit, Versöhnlichkeit sollen hier Schwäche sein. Ja, nur der Krieg soll die Fähigkeit haben, die individuelle Selbstsucht so zu bändigen, dass die auseinander und gegeneinander strebenden Kräfte innerhalb des Staates dessen Einheit und Bestand nicht gefährden. Feindschaft und Kampf wären also nicht wie im Privatleben traurige Rückstände eines vorchristlichen Zustandes, sondern sittlich wertvolle Elemente für die Erziehung und Vollendung der Nationen. Gäbe es lange Zeit keinen Krieg, so müsste man die Anlässe künstlich erzeugen. Wie die Spartaner Aufstände der Heloten erregten, damit sich die Spartiaten des Kriegs nicht entwöhnten.

Zwischen dieser Kriegsethik und der christlichen Religion gibt es keinen Kompromiss. Hier heisst es, sich entscheiden: entweder bewusste Ablehnung der sittlichen Forderungen und Ideale des Christentums oder christliche Politik.

„Christliche Politik" will natürlich nicht sagen: Übertragung der ethischen Vorschriften für das individuelle Leben auf den Staatenverkehr. Zwischen beiden besteht ein fundamentaler Unterschied. Die individuelle Ethik fordert in ihren letzten Konsequenzen das Opfer des eigenen Lebens. Gerade dadurch ist es ja dem Staat mög-

lich, Kriege zu führen. Dieser aber darf sich nicht opfern. Selbstbehauptung, Selbsterhaltung ist seine erste Pflicht, eben deshalb, weil er nicht um seiner selbst willen da ist, sondern um des Volkes willen, zum Besten der Individuen, deren leibliches und geistiges Wohl er schützen und fördern soll. Aber die bornierte Selbstsucht, die nur für sich sein und alles auf der Welt sich unterwerfen will, ist für die Nationen so wenig wie für die Individuen klug und sittlich. Der Imperialismus, der die Welt erobern und für die Zwecke des eigenen Staates ausbeuten will, ist widerchristlich. Eine in Frieden zusammenwohnende, sich gegenseitig fördernde Gemeinschaft grosser und kleiner Staaten ist das Ziel der christlichen Politik. Das Streben danach wird den Krieg nicht ausschliessen, so wenig das Liebesgebot des Christentums Feindseligkeiten unter Individuen unmöglich macht. Aber es schliesst das Streben nach Weltherrschaft aus, auch nach „Welthegemonie", wie man es euphemistisch ausdrückt, nach Unterjochung und Ausbeutung fremder Nationen. Es fordert christliche Gesinnung in dem Sinne des Wortes: „Was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen." Die Bildung einer wahrhaft „heiligen" Allianz auf dieser Grundlage ist weniger denn je eine Utopie. Vielmehr werden die furchtbaren Leiden dieser Zeit wenigstens die Völker Westeuropas davon überzeugen, dass sie nur die Wahl haben zwischen einer Reihenfolge von Kriegsbündnissen, die eben um ihrer Entstehung willen zu immer neuen Kriegen führen müssen, und einem wahrhaften und aufrichtigen Friedensbunde, in dem nur der gewalttätige Friedensbrecher einen Feind finden würde.

Die moderne Welt kann niemals auf das mittelalterliche Kaisertum zurückkommen. Die aus der Analogie des römischen Weltreiches entstandene Weltmonarchie des Mittelalters ist rettungslos verloren, weil das durch die Geschichte erzeugte Selbstbewusstsein der Nationen jede Unterordnung unter eine von ihnen ausschliesst. Die Ordnung des neuen Europas kann nicht monarchisch, sie muss republikanisch sein. Die Staaten müssen sich Achtung

und Wohlwollen gewähren und für die Ausgleichung ihrer Differenzen Wege finden. Eine solche Organisation zu finden ist die Aufgabe staatsmännischer Klugheit. Aber das Ziel ist unmittelbar durch den religiösen Glauben gegeben. Christliche Politik ist die Rettung der Zukunft Europas. Für sie einzutreten, ist die unabweisbare Pflicht aller christlichen Gemeinschaften, wenn das Christentum eine Weltmacht bleiben und nicht in Klöstern und Konventikeln ein kümmerliches Dasein fristen soll.

□□□

Aufruf an Eltern, Lehrer und Erzieher.

Unter den mannigfachen seelischen Gefahren, die das gegenwärtige Völkerringen mit sich bringt, sind die verhängnisvollsten diejenigen für das Innenleben der Kinder, denn diese sind am empfänglichsten und am leichtesten beeinflussbar. Wer heute die Kinder beobachtet und ihre auf den Krieg bezüglichen Aussprüche verfolgt, die von Eltern und Lehrern veröffentlicht werden, muss für das geistige und sittliche Wohl der künftigen Generation ernste Besorgnisse hegen. Hass, Rachedurst, Verachtung und Schadenfreude gegenüber den feindlichen Nationen und eigener nationaler Hochmut haben eine so erschreckende Ausdehnung gewonnen, dass es an der Zeit ist, das Schweigen hierüber zu brechen und sich ernstlich an alle zu wenden, welche die schwere Verantwortung der Erziehung tragen.

Es ist gewiss auch vom pädagogischen Standpunkte aus nicht zu wünschen, dass man die tiefe Tragik, die im herrschenden Kriege liegt, den Blicken der Kinder entziehe. Das wäre nicht nur praktisch undurchführbar, sondern auch nicht im Interesse der Erziehung. Denn gerade aus dem Anblicke dieser Tragik soll den Kindern einstens der Wille und die Kraft erwachsen, Zustände zu schaffen, welche Kriege mit ihrer Unsumme an Elend und Kulturhemmungen unmöglich machen. Aber mit dem Erfassen dieses tiefen Ernstes haben Hass, Rachsucht, Schadenfreude und all die anderen niederen Instinkte gar nichts zu tun, die heute vielfach in den Kindern geweckt, gefördert und gesteigert werden.

Deshalb möchten wir allen Erziehern dringend ans Herz legen, abzulassen von allem, was hiezu beiträgt, und nach Kräften im entgegengesetzten Sinne zu wirken. Man bedenke die ungeheure Verantwortung, welche in dieser Hinsicht heute jeder Erzieher hat! Aus den Kindern von heute werden die Staatsbürger Deutschlands und Oesterreich-Ungarns

von morgen, die über die Geschicke, das Glück und die Würde ihres Vaterlandes zu entscheiden haben. Wie sollen sich dann die kulturellen Beziehungen zu anderen Staaten gestalten, wenn wir der Jugend den Völkern dieser Staaten gegenüber einen Hass einimpfen, der die Namen von Kulturnationen ersten Ranges als ärgsten Schimpf ansehen lässt. Ein solcher den Kindern aufgedrängter, ihrer eigenen Natur ganz und gar widersprechender Hass lässt sich gewiss nicht örtlich und zeitlich begrenzen, sondern er kann sich in den jungen Menschen festnisten und von den verhängnisvollsten Folgen für die Zukunft werden. Man glaube ja nicht, dass er späterhin vor den verschiedenen Nationen innerhalb des eigenen Vaterlandes Halt machen wird! Wer sich dies vergegenwärtigt, muss einsehen, was das Schüren des nationalen Hasses in Ländern bedeutet, die, wie die verbündeten Reiche, selbst ein Dutzend Nationen in sich schliessen. Gerade im Namen eines wohlverstandenen Patriotismus kann also nur auf das Entschiedenste davor gewarnt werden, in die Kinderseelen nationale Gehässigkeit irgendwelcher Art hineinzutragen. Zu leicht wird sonst das Dichterwort zum schauerlichen Ereignis werden: Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.

Einerseits aus Gründen der künftigen internationalen Kulturarbeit und anderseits um einer richtigen staatsbürgerlichen Erziehung willen muss deshalb von allen Eltern und Lehrern gefordert werden, dass sie weder nationalen Hass noch alle anderen damit in Zusammenhang stehenden niederen Instinkte in den Kindern aufkommen lassen, sondern sie vielmehr im Keime ersticken. Man entweihe diese an grössten Opfern und an Heroismus im grossen und kleinen so reiche Zeit nicht damit, dass man die kindlichen Seelen durch Rachsucht, Gehässigkeit und Schadenfreude andauernd vergiftet! Alle Erzieher mögen dessen eingedenk sein, dass ihre human-seelsorglichen Aufgaben gegenwärtig schwieriger und verantwortungsvoller sind denn je!

Dr. *Max Hermann Baege,* Dozent, (Berlin).

Dr. *Paul Barth,* Universitätsprofessor (Leipzig).

Wilhelm Börner, Schriftsteller (Leipzig).

Regierungsrat Dr. *Leo Burgerstein,* k. k. Professor und Universitätsdozent (Wien).

Geheimer Regierungsrat Dr. *Wilhelm Foerster,* Universitätsprofessor (Berlin).

Hofrat Dr. *Heinrich Lammasch,* Universitätsprofessor a. D., Mitglied des österr. Herrenhauses und des internationalen Schiedsgerichtshofes (Salzburg).

Dr. *Paul Natorp,* Universitätsprofessor (Marburg i. H.)

Dr. *Rudolf Penzig,* Redakteur und Schriftsteller (Berlin).

Dr. *Hans Wehberg,* Gerichtsassessor a. D. (Düsseldorf).

Dr. *Bruno Wille,* Redakteur und Schriftsteller (Berlin).

Heinrich Wolgast, Rektor (Hamburg).

Dr. *Gustav Wyneken,* Schriftsteller (Wickersdorf).

□□□

Die Frau und der Krieg.

Von ROSA MAYREDER.

Ich komme mit diesen Ausführungen einer Anregung der geschätzten Redaktion nach, die mir als Thema „Die Frau und der Krieg“ vorgeschlagen hat. Wenn man in dieser generalisierenden Fassung von der Stellung des weiblichen Geschlechtes gegenüber einem so ungeheuren Lebensproblem, wie es der Krieg ist, sprechen will, begegnet man vor allem der Schwierigkeit, welche die Generalisation immer bereitet: der Vergewaltigung der Minorität durch ein Mehrheitsschema. Was aber die Stellung des weiblichen Geschlechtes in der Gegenwart vor allen früheren Epochen auszeichnet, ist gerade das entscheidende Auftreten einer Minorität, die sich von der herkömmlichen Auffassung über Wesen und Aufgabe der Frau losgesagt hat und in jahrzehntelangen Kämpfen zu einer höchst beachtenswerten, erfolgreichen, immer breitere Schichten der Bevölkerung erobernden sozialen Erscheinung geworden ist. Man fasst diese Minorität unter dem Namen der Frauenbewegung zusammen. Zwar ist sie — wie dies von dem allgemein menschlichen Wesen unzertrennlich zu sein scheint — noch ehe sich alle ihre Forderungen verwirklicht haben, schon in eine Anzahl auseinanderstrebender Gruppen gespalten; doch darf man sie wohl als Ganzes der Majorität des weiblichen Geschlechtes gegenüberstellen, die auf den hergebrachten Platz im Hause und die damit verbundenen Aufgaben beschränkt bleiben will und die Forderungen der Emanzipation ablehnt. Man kann also in den sozialen Fragen nicht mehr von der Frau schlechtweg sprechen, sondern allenfalls von der progressiven und der konservativen Frau, obgleich ja auch damit wieder eine Generalisation geschaffen ist, die keineswegs auf alle beteiligten Individuen und deren Wesensart zutrifft. Nur die prinzipielle Auffassung, be-

stimmte logische Forderungen müssen natürlich allen gemeinsam sein, die sich zur Frauenbewegung bekennen.

Für die konservative Frau bedeutet auch der Krieg die kritiklose Unterordnung unter den Willen und die Bedürfnisse des Mannes, wie sie ihrer Stellung auf dem zweiten Platz in der herrschenden Ordnung entspricht. Sie kann im Kriege wie im Frieden nichts höheres tun, als die Pflichten erfüllen, die ihr durch diesen Platz angewiesen werden, ohne jeden Versuch, sich den Ereignissen von ihrer besondern weiblichen Weltstellung aus zu widersetzen. Allerdings — während die ungeheuere Tatsache des Krieges im Völkerleben sich abwickelt, kann auch die progressive Frau, wenn sie ihre persönliche Kraft in den Dienst der Gemeinschaft stellen will, kaum etwas anderes tun als die konservative. Sie teilt auf diese Weise das Schicksal derjenigen unter den Männern, die dem Krieg theoretisch ablehnend gegenüberstehen, ohne sich doch den Forderungen, welche die allgemeine Wehrpflicht an sie stellt, entziehen zu können, weil sie durch die Macht der Umstände überwältigt werden.

Prinzipiell aber kann weder Zweifel noch Meinungsverschiedenheit über die Stellung der progressiven Frau gegenüber dem Krieg als sozialem Problem herrschen, sofern alle Konsequenzen der Weltanschauung, von denen die Frauenbewegung ausgeht, gezogen werden. Vielleicht wird ein Versuch, das Wesen des Krieges von der psychologischen Seite zu beleuchten, diesen prinzipiellen Standpunkt am deutlichsten zeigen — so weit eben in währendem Kriege eine objektive Analyse möglich ist.

Der Krieg als eine von der Machtkonkurrenz unter den Völkern untrennbare Erscheinung stellt zugleich, von seinen wirtschaftlichen und politischen Bedingungen abgesehen, die äusserste Ausgeburt des Mannwesens dar, die letzte und furchtbarste Konsequenz der absoluten männlichen Aktivität. Neben dieser höchsten Steigerung der Männlichkeit nach aussen hin kann das spezifisch Weibliche sich nicht als etwas Gleichberechtigtes behaupten; es muss notwendigerweise auf die zweite Stufe sinken, wenn-

gleich die seelische Leistung, zu welcher der Krieg die Frauen verurteilt — die Passivität, mit der sie das Schicksal der ihrem Herzen teueren Männer abwartend aus der Ferne miterleben müssen — gewiss auch eine Art Heroismus fordert.

Aber wie anders sind die Wirkungen dieses passiven weiblicher Heroismus in der Psyche, als die des aktiven männlichen Heldentums! Der Mann, der sein Leben im Kampf aufs Spiel setzt, erlebt seelische Sensationen, die eine Art Rausch, eine besondere Entfaltung und Anspannung dessen mit sich bringen, was man als somatisches Persönlichkeitsgefühl bezeichnen könnte. Wenn auch die edlen Motive der Hingebung an die gemeinsame Sache, an das Vaterland im Vordergrund des Bewusstseins stehen, so gewähren sie doch wegen ihres ideellen Charakters keine erschöpfende Erklärung des physischen Mutes und seiner seelischen Begleiterscheinungen. Wahrscheinlich wirkt dabei die Wiedererweckung von Urinstinkten mit, die bei sehr vielen durch das Kulturleben in Friedenszeiten unterdrückt und gehemmt sind, so dass für sie in der Tat die kriegerische Lebensweise, trotz aller mit ihr verbundenen Gefahren und Strapazen, etwas Befreiendes hat. Es fehlen natürlich alle Anhaltspunkte über den Prozentsatz, in dem die Tapferkeit bei den einzelnen aus der primitiven, elementaren Kampflust entspringt; jedenfalls geniesst diese in der militärischen Bewertung als „Offensivgeist" die höchste Anerkennung und bedeutet im Krieg für ihre Träger die grössten inneren und äusseren Vorteile.

Nichts ähnliches begleitet das passive Heldentum der Frauen, das rein ethischer Art ist. Ihnen bietet der Krieg — wohlverstanden: der Krieg als solcher — keines der Äquivalente, die er unter Umständen der männlichen Natur gewährt. Selbst dann nicht, wenn sie über den passiven Heroismus der Entsagung hinaus eine Tätigkeit wie die Pflege der verwundeten und kriegsuntauglich gewordenen Männer übernehmen, mit der sie eine sehr hoch einzuschätzende, aktive Leistung vollbringen, oder andere,

mit dem Krieg einhergehende Aufgaben sozialer und wirtschaftlicher Art, die das Mass der bloss passiven Duldung und Ergebung überschreiten.

Schon die Mission der Lebenserhaltung an sich, die den Frauen durch diese Hilfeleistungen zufällt, offenbart den tiefen Gegensatz, der zwischen dem Weibe und dem Krieg besteht. Das Gesetz des Krieges, sein innerstes Wesen, ist Eroberung durch Zerstörung, indess das Gesetz des weiblichen Wesens, nach seiner ursprünglichsten und allgemeinsten Funktion, Lebenserhaltung ist. Dem Weibe muss geborenes Leben teurer sein als dem Mann, weil die Natur nur das Weib mit den Leiden und Schwierigkeiten, die seine Entstehung kostet, beladen hat. Dass in allen Jahrtausenden menschlicher Geschichte das Weib nicht imstande war, dieser wesenhaften Gegnerschaft gegenüber dem Kriege Geltung zu schaffen, erklärt sich aus seiner sekundären Stelle, von wo es das Gesetz seiner besonderen geschlechtlichen Natur nicht durchsetzen konnte.

Und das ist der Wille und das Ziel der progressiven Bewegung unter den Frauen: das Weib von dieser zweiten Stelle zu erheben, um es als gleichberechtigtes Wesen an die Seite des Mannes zu setzen. Was aber kann der letzte und tiefste Sinn dieser Bestrebung sein? Ihre Gegner haben sie immer dahin missverstanden, als wollte sie aus dem Weib einen Mann machen. Und in der Tat würde, falls die Frauenbewegung nicht von einer wesentlichen Änderung der bestehenden Ordnung begleitet wäre, diese Gefahr in mancher Hinsicht drohen; zum Mindesten aber müsste sich das weibliche Geschlecht in die Lebensformen und Anforderungen pressen lassen, die vom Manne für den Mann geschaffen wurden. Deshalb ist Änderung der bestehenden Ordnung im Sinne des weiblichen Lebens eine unerlässliche Voraussetzung der Frauenbewegung.

Dass es sich dabei nicht um eine Utopie handelt, lässt sich unschwer aus dem Gang der Entwicklung zeigen, den das soziale Leben der Kulturvölker genommen hat. Erst als der Gewaltstaat sich in einen Rechtsstaat verwandelt hatte, das heisst, als das Recht des Stärkeren dem Rechte

durch Übereinkommen wich, trat allmählich für das weibliche Geschlecht die Möglichkeit ein, aus der Vormundschaft des Stärkeren zur selbständigen Behauptung überzugehen, aus einem Mittel zum Zweck, zur eigenberechtigten Person zu werden, so weit als die staatliche Ordnung auch dem Manne das Recht dazu einräumt. Eine immer wachsende Ausgestaltung des Rechtsstaates auf der Linie der individuellen Freiheit ist jene Voraussetzung, mit welcher die Frauenbewegung steht und fällt. Sobald der Rechtsstaat suspendiert wird, wie dies im Kriege durch die Vorherrschaft der Militärgewalt der Fall ist, verliert die Frauenbewegung schon von dieser Seite den Boden. Sie tritt unter solchen Umständen, wenn sie da nicht den Standpunkt der Verneinung einnimmt, mit sich selbst in Widerspruch, sie hebt sich selbst auf. Nur unter einer Bedingung könnte sie dann noch ihre Forderung der Gleichberechtigung aller Staatsbürger ohne Unterschied des Geschlechtes aufrecht erhalten; wenn auch das weibliche Geschlecht in die allgemeine Wehrpflicht einbezogen würde.

Sollte sie aber diese Konsequenz ziehen — eine Konsequenz, die allerdings bisher nur von ihren Gegnern unter Missachtung der Mutterschaftsleistung aufgezeigt wurde, um die Forderung der Gleichberechtigung ad absurdum zu führen — so würde sie damit erst recht den schwersten Missgriff gegen sich selbst begehen, eine völlige Verkennung der tieferen psychischen Zusammenhänge, die das Leben der Geschlechter in der Mehrheit bestimmen.

Ehe ich fortfahre, ist es vielleicht notwendig, dass ich meinen Standpunkt gegenüber dem Geschlechterproblem wieder bekräftige, indem ich daran erinnere, dass ich eine unbedingte Bindung seelischer und geistiger Leistungen durch das Geschlecht nicht anerkenne. Nach meiner Anschauung bildet die geschlechtliche Differenzierung keine generelle Schranke der persönlichen Begabung und Eigenart — eine Tatsache, die für den unvoreingenommenen Beobachter durch einzelne Fälle hinlänglich bewiesen ist. Aber das bedeutet nicht, dass es auch für die grosse Mehrzahl der Geschlechtsindividuen gilt. Im Gegenteil: die

grosse Mehrzahl zeigt ebenso deutlich, dass die geschlechtliche Differenzierung gewöhnlich einen Unterschied in den Neigungen und Instinkten der Individuen mit sich bringt. So verstehe ich, wenn ich von der Besonderheit der weiblichen oder männlichen Natur spreche, darunter nicht eine essentielle, etwa gar ins Metaphysische reichende Wesensverschiedenheit, sondern vielmehr ein Mehrzahlsphänomen, das sich am ehesten als Anpassungserscheinung erklären lässt. Als solche ist die geschlechtliche Differenzierung, soweit sie psychische Eigenschaften betrifft, wahrscheinlich in hohem Grade abänderungsfähig; deshalb kann in einer Epoche, in der die sozialen und ökonomischen Lebensbedingungen des weiblichen Geschlechtes eine tiefgreifende Wandlung erfahren, das Wesen der Weiblichkeit nicht sorgfältig genug geprüft werden. Besonders eine weltumspannende Organisation wie die Frauenbewegung, deren Inhalt die höheren Interessen der Weiblichkeit auf neuer Grundlage sind, muss ihre Direktiven aus einer entschiedenen Wertung dessen schöpfen, was sie in der weiblichen Natur als Vorteil und als Nachteil ansprechen, was sie beschützen und was sie bekämpfen will.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass die höchste und schönste Begleiterscheinung der typisch weiblichen Natur die Mütterlichkeit und deren psychische Ausstrahlungen sind. Wenn man Duldsamkeit, Weichherzigkeit, Mitleid und Friedfertigkeit dazu zählt, so schliesst man zugleich daraus, dass die aggressiven Impulse, die beim Mann die Neigung zu kriegerischen Handlungen mit sich bringen, in der psychophysischen Konstitution des Weibes fehlen. Die Ausnahmen, die auch während des gegenwärtigen Krieges in einzelnen, an der Front kämpfenden Frauen hervorgetreten sind, bestätigen nur, dass die Geschlechtsdifferenzierung in der Tat keine Schranke der individuellen Beschaffenheit bildet. Und nichts hindert uns, diese Einzelnen sowohl um dieser Bestätigung, wie um ihrer persönlichen Tapferkeit willen zu bewundern. Nur als nachahmenswertes Beispiel, als Vorbild für die grosse Mehrheit der Frauen können sie nicht betrachtet werden.

Denn auch die grösste Wertschätzung des physischen Mutes, der Tapferkeit, der Todesverachtung und aller anderen hohen seelischen Leistungen, die mit der kriegerischen Disposition der männlichen Natur im günstigen Falle einhergehen, vermag an der Tatsache nichts zu ändern, dass der Krieg das furchtbarste Übel ist, das die menschliche Gesellschaft durch die Jahrtausende mit sich schleppt. Wie weit immer die Kriegsleidenschaft unter dem Druck eines äussersten Notstandes, der nationalen Verteidigung auf Sein und Nichtsein, wie hoch die Bewunderung für die heroischen Leistungen der Soldaten gestiegen ist — niemand kann vor den Gräueln des Krieges die Augen schliessen und dem organisierten Massenmord, zu dem durch die Mittel der modernen Technik der Krieg obendrein entartet ist, das Wort reden. Beweis dafür das Bemühen aller an dieser grauenvollen Katastrophe beteiligten Völker, die Schuld daran von sich abzuwälzen und sich als die Angegriffenen hinzustellen. Wäre der Krieg an sich auch in den Augen derjenigen, die ihn für eine unvermeidliche Begleiterscheinung der menschlichen Zustände halten, ein Triumph und Gipfel des Lebens, so müsste es ebenfalls Ehre und Triumph sein, ihn herbei geführt zu haben. Der Zwiespalt, der in dieser Hinsicht zwischen dem Kulturfortschritt und der Kriegsmachenschaft allenthalben besteht, tritt nirgends deutlicher hervor, als hier; denn aufrichtig kriegerische Völker haben sich immer als die Angreifer gefühlt und hätten die Rolle der Herausforderung dem Feinde nie gegönnt.

So weit aber der Krieg nicht Machenschaft, sondern Instinktsache ist — und könnte denn eine so ungeheuerliche Einrichtung sich dauernd behaupten, wenn sie nur durch eine kleine Gruppe von Machthabern den Völkern aufgezwungen wäre, ohne durch deren Instinktleben gefördert zu sein? — so weit ist er vollends unvereinbar mit den weiblichen Interessen. Denn es besteht unleugbar ein Zusammenhang der kriegerischen Impulse mit einer bestimmten Art der männlichen Geschlechtsimpulse; schon

im Tierreich erscheint er in den Kämpfen der männlichen Tiere untereinander, wenn auch diese Kämpfe nur ein Analogon des Duells, nicht aber des Krieges bilden. Solange diese Art der männlichen Geschlechtsimpulse die Herrschaft führt, bleibt für die Frau als eigenberechtigtes, dem Manne gleichgestelltes Wesen kein Raum. Die kriegerische Leistung des Mannes ist ein Äquivalent für seine geschlechtliche Eigenart; alles, was an dieser Eigenart mit den Ansprüchen einer veredelten und beseelten Sexualität unvereinbar ist, erscheint durch die unterirdischen Zusammenhänge mit der Kampftüchtigkeit und kriegerischen Angriffslust von einem anderen Gesichtspunkt aus in einem anderen Licht. Allerdings entstammt die militärische Bewertung der Mannhaftigkeit einer Zeit urweltlicher Zustände und Empfindungen. Die ganze Welt des Krieges, ihre Herkunft von einer Stufe des Denkens, auf der an der Grenze des Stammes der Mensch aufhört und der Feind nicht als wesensgleiches Geschöpf gilt, steht in einem tragischen Gegensatz zu dem intellektuellen Niveau des modernen Menschen. Aber die Gräueltaten, die über das gesetzmässig geordnete gegenseitige Morden hinaus auch unter den vermeintlich so hochzivilisierten europäischen Nationen der Gegenwart begangen werden, zeigen doch, welche Gewalt die Instinkte des Urmenschen in der modernen Psyche erreichen können, sobald die Hemmungen des Kulturlebens wegfallen — wie sie auch zugleich das Gesetz bestätigen, welches zwischen Spannung und Entspannung nach Grad und Art herrscht. Im Krieg wird ein atavistischer Zustand des Mannestums über die Kultureinflüsse und Kulturbildungen jüngeren Datums Herr. Es ist keine zufällige, sondern eine gesetzmässige, mit der kriegerischen Disposition eng verknüpfte Erscheinung, dass in jedem Krieg Vergewaltigung an feindlichen Frauen geübt wird: das sadistische Element in der männlichen Geschlechtsnatur zeigt hier seine nahe Verwandtschaft mit den seelischen Erregungen, die den Kampf und Mord begleiten.

Aber gesetzt, diese äusserste Entfesselung der Bru-

talität sei auch im Kriege nur als Ausnahme zu betrachten — schon allein die Zerstörung des Familienlebens, die Aufhebung jeder gewohnten Ordnung in geschlechtlicher Hinsicht muss die schlimmsten Übelstände nach sich ziehen. Zu der Verrohung und Verwilderung durch Hass und Rachegefühle, durch Gewöhnung an eine von allen kulturellen Erhöhungen entblösste Lebensweise gesellt sich als dunkelster Schatten, den der Krieg bis weit in den Frieden hinein wirft, die sexuelle Fessellosigkeit — für das weibliche Geschlecht vielleicht die folgenschwerste Schädigung, die es durch den Krieg erfährt.

In der Frauenbewegung gibt es keinen Zweifel darüber, dass die Bekämpfung der Prostitution von ihren wichtigsten Zielen untrennbar ist. Die Auffassung des Weibes als Sache, wie sie der Prostitution zugrunde liegt, verträgt sich so wenig mit der Auffassung des Weibes, von der die Frauenbewegung ausgeht, dass man sich keiner Übertreibung schuldig macht, wenn man sagt: Alles, was die Prostitution in irgendeiner Art fördert, beschränkt zugleich die Möglichkeiten, auf denen die Forderungen der Frauenbewegung ruhen. Welche Zustände in dieser Hinsicht aber besonders ein langdauernder Krieg, der Millionen Männer in die Fremde führt, im Gefolge hat, bedarf keines Nachweises.

Ganz unvereinbar ist vollends der Krieg in seiner Eigenschaft als Massenmord mit der Stellung, welche die Frauenbewegung dem Bevölkerungsproblem gegenüber einnehmen muss. Solange die Vergeudung von Menschenleben, wie sie im Kriege geschieht, die Frauen verpflichtet, ihre ganze Gebärfähigkeit aufzuwenden, um Ersatz für den Massenverbrauch zu schaffen, sind sie dazu verurteilt, sich gänzlich ihrer generativen Aufgabe zu widmen — aber jener schweren, alle physische und geistige Lebenskraft konsumierenden Überbeanspruchung, der es zuzuschreiben ist, dass die Frau bisher in allen Leistungen hinter dem Mann zurückblieb. Es versteht sich von selbst, dass eine Frau, die ein Dutzend Kinder geboren und auferzogen hat, weder in der Lage ist, ihr Interesse und ihre

Tätigkeit allgemeinen Fragen zuzuwenden, noch auch sich aus der geistigen und wirtschaftlichen Abhängigkeit von dem Manne zu befreien, auf den sie zur eigenen Erhaltung wie zu der ihrer Nachkommenschaft angewiesen ist. Dass aber diese alte Form der Familie sich nicht bloss mit den Idealen der Frauenbewegung nicht verträgt, sondern ebensowenig mit den Bedingungen des modernen Wirtschaftslebens, wissen auch jene, die dennoch — unaufrichtig oder einsichtlos — den Frauen die Steigerung ihrer generativen Leistung als patriotische Pflicht predigen. Zudem hatte Deutschland schon vor dem Kriege zwei Millionen überzählige Frauen, die, sofern sie sich nicht mit der gesellschaftlichen Moral verfeinden wollten, ihre generative Aufgabe überhaupt nicht erfüllen konnten — ein Missverhältnis, das sich nach dem Kriege noch weit verschärfen wird.

* * *

Wenn die Frauenbewegung ihre Voraussetzungen verwirklichen will, so kann sie es nur als internationale Organisation. Vor allem ihre Stellung gegenüber dem Kriegsproblem wäre ohne das internationale Prinzip eine völlig utopistische. Das Bewusstsein dieser Notwendigkeit ist auch immer in der Frauenbewegung der ganzen Erde lebendig gewesen. Dass sie in einer Epoche, zu deren verhängnisvollsten Fehlerquellen im Sinne einer höheren Kultur die Vorherrschaft des Nationalitätsprinzips gehört, sich die Freiheit der internationalen Gesinnung bewahrte, bildete eine Gewähr für ihre Unabhängigkeit von den herrschenden Männerwerten, wie für ihre Fähigkeit, bei einer Neugestaltung des Kulturlebens nach dieser Richtung entscheidend mitzuwirken.

Man kann den Frauen-Weltbund, der in einer erfinderisch gegliederten Organisation die meisten von Frauen für Fraueninteressen geleiteten Vereine aller Länder umfasst, als den ersten Schritt zur Verwirklichung des internationalen Gedankens in der Frauenbewegung betrachten. Ja man durfte die Hoffnung hegen, dass diese welt-

umspannende Organisation in dem Augenblick, als der Krieg die Beziehungen der Kulturvölker zerriss, das Band der Gemeinsamkeit, wenigstens zwischen den Frauen, die in die Kriegsleidenschaft naturgemäss nicht in dem Masse wie die Männer verstrickt sind, werktätig aufrechterhalten werde.

Diese Hoffnung hat sich allerdings nicht bewährt. Die latente Feindschaft zwischen den Nationen, die im Krieg plötzlich mit aller Wut hervorbrach, ist auch an den Kreisen der progressiven Frauen nicht spurlos vorübergegangen und hat sie namentlich in der patriotischen Maske, in der sie als Pflicht der Selbsterhaltung gegenüber dem Vernichtungswillen der Gegner auftritt, ebenso sehr verblendet wie den überwiegenden Teil der Männerschaft Dass jede der beteiligten Nationen sich von diesem Vernichtungswillen freispricht, um ihn dem Feinde zuzuschreiben — vielleicht diejenige Tatsache, die den nicht von der Kriegspsychose Ergriffenen am meisten misstrauisch gegen die öffentlich eingestandenen Kriegsgründe machen muss — konnte die Haltung der progressiven Frauen in keinem der kriegführenden Staaten vor dem Widerspruch bewahren, in den sie durch ihre vermeintlichen patriotischen Pflichten mit dem Prinzip ihrer internationalen Organisation gerieten.

Am stärksten trat dieser Widerspruch anlässlich des Haager Frauenkongresses vom April 1915 hervor, mittelst dessen Frauen neutraler Staaten den Versuch machten, die progressiven Frauen aller Länder zur Abwehr des Krieges zu versammeln. Trotz mancher Unzulänglichkeit in den Details seines Programmes wurde durch ihn ein rühmliches Beispiel strenger Prinzipientreue über die stärksten Gegenwirkungen hinaus, eine Manifestation jener Unabhängigkeit und internationalen Solidarität gegeben, die für die Ziele der Frauenbewegung von unvergleichlicher Bedeutung ist. Dennoch hat sich der internationale Weltbund der Frauen als Organisation daran nicht beteiligt und ausdrücklich erklärt, dass die Teilnahme daran nur eine Privatangelegenheit weniger einzelner gewesen sei.

Dieser Majorität schien es mit ihren vaterländischen Pflichten unvereinbar, gegen den Krieg im Sinne der internationalen Verständigung aufzutreten, solange die höchste Anspannung aller Kräfte für die Interessen des Krieges, Gebot aller Staatsangehörigen ist. Aber wenn die internationale Organisation der Frauenbewegung im entscheidenden Augenblick versagte, so beweisst das nur, dass auch unter den progressiven Frauen die alten Gefühle und Instinkte zum Teil stärker sind als die neuen Erkenntnisse. Sie machen eben der Mehrzahl nach keine Ausnahme von dem in der Gegenwart vorherrschenden Menschheitstypus, dessen charakteristisches Merkmal dieser Konflikt bildet. Aus allen Ländern aber haben einzelne Frauen die internationale Grundlage ihres Bekenntnisses unbeugsam verteidigt, über die Einflüsse des Augenblicks hinweg bestärkt durch die Gewissheit, dass die Kraft grosser zukunftsmächtiger Ideen den Zeitströmungen nicht unterliegen wird.

Es mag dahingestellt bleiben, ob in der Realität der Dinge dem prinzipiellen Kampf gegen den Krieg als solchen ein praktischer Erfolg beschieden sein kann. Dafür sind im letzten Grunde nicht Erfahrungen und aus Erfahrungen abgeleitete Urteile massgebend, sondern ganz andere seelische Kräfte. Hier wie überall ist das Neue, das sich ereignen soll, an die innere Macht bestimmter Personen geknüpft, deren Wille ihre Überzeugung in die Aussenwelt überträgt. Ob die Menschheit künftig vermag, solche Träger einer progressiven Weltgestaltung in genügender Anzahl hervorzubringen — wer könnte das heute sagen?

□□□

Der Reichtum eines Landes besteht in seinen Männern und Frauen; in nichts anderem.

John Ruskin.

Die sogenannten nationalen Lebensfragen.

Von Dr. ED. BERNSTEIN. M. d. R.

An ein paar Beispielen soll hier eine Frage beleuchtet werden, die selbst in sozialistischen Kreisen noch vielfach unter Gesichtspunkten beurteilt wird, welche mit der sozialistischen Auffassung von den Grundlagen des Völkerlebens und der Völkerbeziehungen in Widerspruch stehen. Das erste Beispiel liefere uns Russland.

I. Russisches.

In den Berichten über die diplomatischen Verhandlungen, die dem gegenwärtigen Krieg vorausgingen, begegnet man wiederholt Erklärungen von Ministern oder Botschaftern, diese oder jene Sache sei für ihr Land eine „Lebensfrage". Manchmal heisst es sogar pathetisch, eine „Frage von Leben und Tod". So erklärte zum Beispiel am 1. August 1914 Russlands Minister des Auswärtigen, Herr Sassonow, dem Botschafter Englands, Sir George Buchanan, Österreichs Oberherrschaft über Serbien würde für Russland unerträglich sein, es sei das in der Tat „für Russland eine Frage von Leben und Tod." (Vgl. die Depesche Buchanans an Sir Edward Grey im englischen Blaubuch über den Krieg unter Nr. 139, „Vorwärts"-Ausgabe, Heft 3, S. 64.) Es ist ein etwas drastisches Beispiel, aber gerade an ihm sehen wir, was alles von Nationen für „Lebensfragen" ausgegeben werden kann.

Das grosse russische Reich war nach der vorstehenden Erklärung des Herrn Ssasonow in seinem Lebensnerv bedroht, wenn Österreich-Ungarn im Sommer 1914 Serbien den Herrn zeigte. Wie sollte sich das zutragen?

Seien wir so entgegenkommend wie nur möglich. Geben wir der russischen Regierung alles zu, was sich überhaupt vernünftigerweise zugunsten ihres Eintretens für Serbien ins Feld führen lässt: die geschichtlichen Beziehungen

zwischen Russland und Serbien; die im russischen Volk lebenden Sympathien für das sprachverwandte serbische Volk; die Möglichkeit einer Steigerung von Österreich-Ungarns Machtstellung auf dem Balkan, wenn die von letzterem geplante „Züchtigung Serbiens" zur Ausführung gelangt wäre. Lässt sich aus alledem zusammen der Beweis ableiten, dass die Ausführung jenes österreichisch-ungarischen Plans Russlands Lebensbedingungen ernsthaft beeinträchtigt hätte?

Was zunächst die Gefühlsseite der Frage anbetrifft, so kann es sicherlich nicht Sache der Sozialdemokratie sein, ideelle Interessen und Verpflichtungen gering einzuschätzen und den Sinn für sie als etwas Gleichgültiges hinzustellen, das ohne Schaden absterben mag. Wenn also Russen sich über die Serbien von Österreich-Ungarn drohende Strafokkupation besonders aufregten und danach trachteten, sie Serbien zu ersparen, so war das für das demokratische Empfinden von Sozialisten das Natürlichste und darum auch Entschuldbarste von der Welt. Aber geschichtliche Beziehungen begründen keine so weitgehenden Verpflichtungen, und die verwandtschaftlichsten Empfindungen bedeuten keinen so unüberwindlichen Drang, dass Nationen um ihretwegen den Krieg als ein „Lebensgebot" zu betrachten hätten. Unzählige Male haben Völker die Notwendigkeit begriffen, solchen Empfindungen im Interesse der Erhaltung des Friedens Zwang anzutun, und haben sie den Schmerz, es tun zu müssen, mit Hilfe der Vernunft überwunden. Am verletzten Mitgefühl allein ist noch kein Volk zugrunde gegangen, es allein kann daher auch keine „Frage von Leben und Tod" bilden.

Eine solche würde nur dort vorliegen, wo zu solchem seelischen Mitleid ein ernsthaftes materielles Mit-leiden hinzuzukommen droht. Nun konnte man aber begründete Zweifel daran haben, ob Österreich-Ungarn durch Einrücken in Serbien und Erzwingung der an dieses gestellten Forderungen überhaupt seine Machtstellung auf dem Balkan nennenswert zum Schaden Dritter gesteigert

hätte. Es hätte allerdings die Serben zunächst die Faust des Stärkeren fühlen lassen können. Damit hätte es jedoch die Gegnerschaft der Serben gegen seinen Druck nicht nur nicht aus der Welt geschafft, sondern sie nur noch gesteigert. Die Serben hätten nicht aufgehört zu hassen und auch nicht aufgehört zu hoffen. Allerdings hätte, wenn Russland über eine Verwahrung nicht hinausgegangen wäre, dessen Ansehen bei den Balkanvölkern zunächst einen Stoss erlitten. Aber so etwas hält nicht in alle Ewigkeit vor. Bei den Serben hätte das Gefühl der Enttäuschung über Russlands Versagen, da dieses ja doch nur zeitweilig zu sein brauchte, unter keinen Umständen solange andauern können, wie die Erbitterung über die ihnen durch Österreich-Ungarn zugefügte Gewalt. Die inneren Schwierigkeiten Österreich-Ungarns dagegen wären durch die — obendrein nicht einmal sehr leichte — „Züchtigung" der Serben ganz gewiss nicht gemindert, sondern sehr wahrscheinlich noch vermehrt worden. So muss es als im höchsten Grade zweifelhaft bezeichnet werden, ob das Endresultat der Aktion irgend ein materieller Gewinn Österreich-Ungarns auf Kosten Russlands gewesen wäre.

Aber angenommen, es wäre wirklich das andere geschehen, Russlands Ansehen hätte in der Tat bei den Balkanvölkern etliche Einbusse erlitten, was wäre damit für das reale Interesse seines Volkes verloren gewesen? Welche Bedingung für die wirtschaftliche und allgemein kulturelle Hebung der Völker des russischen Reiches wäre dadurch geschädigt worden, dass Russland aufhörte, auf dem Balkan die erste Geige zu spielen? Nicht eine einzige. Dieses Riesenreich, ein ganzer Kontinent in sich, hat soviel Möglichkeiten der Entwicklung, dass unter diesem Gesichtspunkt die Frage, ob sein Einfluss oder der Österreich-Ungarns auf dem Balkan der grössere wurde, sein Leben in keiner Weise berührte.

Man wird einwenden, dass die Balkanfrage für Russland die Frage der Verfügung über die Meerengen ist, welche das Schwarze Meer mit dem Mittelmeer verbinden. Das sei zugegeben, man konnte dem Streben Russlands

nach einem gesicherten Zugang zum Ozean für seine Ausfuhren eine gewisse Berechtigung nicht bestreiten. Aber erstens ist die Frage der Meerengen nicht so untrennbar mit der Frage Serbiens verbunden, dass um ihretwillen diese eine Frage „auf Leben und Tod“ sein konnte, und zweitens ist auch die Sicherung der freien Benutzung der Meerengen nicht notwendig an den Besitz der Meerengen geknüpft. So gross also das Interesse des russischen Aussenhandels daran sein mag, dass diese Wasserstrassen ihm jederzeit zur Benutzung offen stehen, so war die Frage von deren Besitz doch immer nur eine „Lebensfrage“ der Ausübung einer Macht von Seiten Russlands, die wohl für dessen Gewalthaber im Spiel der Grossmächte, sowie für bestimmte kapitalistische Kreise Bedeutung hat, für das grosse, arbeitende russische Volk aber, Kaufleute wie Fabrikanten, geistige wie Muskelarbeiter, Kleingewerbetreibende und Bauern, keine unüberwindlichen Schwierigkeiten darbot. Russland ist, wie schon bemerkt, ein ganzer Kontinent in sich, dem die doch immer nur zeitweilig mögliche Abtrennung vom Meere unbequem werden, aber niemals den Lebensfaden ernsthaft unterbinden kann.

Es löst sich daher bei genauer Betrachtung die angebliche Frage von „Leben und Tod“ in die Frage eines möglichen Verlustes an äusserem Ansehen auf, der erstens nur zeitweiliger Natur zu sein brauchte und sich fernerhin nur auf eine Machtausübung bezog, mit der keine der Grundbedingungen für die Entwicklung der ökonomischen und sozialen, der physischen und geistigen Volkskraft Russlands verbunden ist — Volk hierbei im weiteren Sinne genommen, wo der Begriff alle Klassen der Bevölkerung umfasst, die nicht reine Drohnen und deren Gefolge sind. Man brauchte daher noch nicht einmal Sozialdemokrat zu sein, man brauchte nur den Massstab für die Lebensbedingungen der Völker anzulegen, der der Sozialdemokratie mit dem bürgerlichen Liberalismus gemeinsam war, solange dieser letztere noch nicht vom Apfel des modernen Imperialismus gegessen hatte, um zu sehen, dass, was Herr Ssasonow als eine Frage von Leben und Tod seines

Landes bezeichnete, die Frage eines Machtinteresses war, das höchstens für eine sehr kleine Schicht von Oberen des russischen Reiches wirkliche Bedeutung haben konnte. Die sogenannte nationale Lebensfrage war für Leben und Tod der Nation selbst eine nebensächliche Frage.

II. Österreichisch-Ungarisches und Serbien.

Wenden wir uns den Gegnern Russlands zu und fragen wir, wie es mit jenem Interesse stand, welches von den Regierungen der verbündeten Zentralmächte Europas in bezug auf Serbien als eine nationale Lebensfrage für die österreichisch-ungarische Monarchie und mittelbar Deutschlands bezeichnet wurde.

In der Einleitung zum Rotbuch der Regierung Österreich-Ungarns heisst es darüber: „Kein Zweifel konnte mehr bestehen, dass unsere Ehre, unsere Selbstachtung und unsere Lebensinteressen es gebieterisch heischten, den frevelhaften Umtrieben Serbiens entgegenzutreten und Garantien für die Sicherheit Österreich-Ungarns zu schaffen.“ Ähnlich wird in der Einleitung zum Weissbuch der deutschen Regierung ausgeführt, Österreich habe sich sagen müssen, dass es „weder mit der Würde noch mit der Selbsterhaltung der Monarchie vereinbar wäre, dem Treiben jenseits der Grenze noch länger tatenlos zuzusehen“, und dass die deutsche Regierung „in Erkenntnis der vitalen Interessen Österreich-Ungarns, die auf dem Spiele standen“, dem Bundesgenossen nicht „zu einer mit seiner Würde nicht zu vereinbarenden Nachgiebigkeit“ habe raten können.

Kein Mensch wird bestreiten, dass für Österreich-Ungarn in seiner gegebenen staatlichen Zusammensetzung und Gestalt in der Tat ein starkes Interesse daran vorlag, der grosserbischen Treibereien in den serbischen und serbokroatischen Gebieten der Doppelmonarchie ledig zu werden. Selbst die Mächte des sogenannten Dreiverbandes hatten das zugegeben und das Verlangen Österreich-Ungarns nach Bürgschaften von Seiten Serbiens gegen diese Treibereien prinzipiell für berechtigt anerkannt. Ge-

stritten wurde nur darüber, ob die Erfüllung aller der von Österreich-Ungarn in dieser Hinsicht gestellten Forderungen und die Besetzung Serbiens, als dieses einige jener Forderungen nicht sofort bewilligte, als Lebensinteressen der Doppelmonarchie anzuerkennen waren. Wer von beiden Parteien hatte Recht? Was wäre eingetreten, wenn Österreich-Ungarn Ende August 1914 erklärt hätte, es vorläufig bei den Zugeständnissen bewenden lassen zu wollen, die Serbien und die Dreiverbandsmächte ihm gemacht hatten? Mindestens zunächst wäre seine Stellung auf dem Balkan verbessert worden. Jene Zugeständnisse waren so weitgehender Natur, dass Österreich-Ungarn dank ihrer Serbien gegenüber ein Pfand in der Hand gehabt hätte, das nicht leicht zu entkräften war. Denn Serbien war in jenem Zeitpunkt bei der Mehrheit der Grossmächte nichts weniger als gut angeschrieben. In England zum Beispiel hatte man ihm weder die Blutnacht beim Dynastiewechsel noch die Handlungsweise den Bulgaren gegenüber verziehen, für welche letzteren die englischen Liberalen von Gladstones Zeiten her eine besondere Schwäche hatten. Sowohl den Franzosen wie den Russen ward von englischer Seite wiederholt erklärt, dass der Gedanke, um Serbiens willen in einem Krieg hineingezogen zu werden, in England in höchstem Grade unpopulär sei. Bei Reklamationen wegen Nichterfüllung der serbischen Versprechungen war Österreich der Unterstützung durch England und dadurch des Beistandes der Mehrheit der Mächte sicher.

Nun hatte Österreich-Ungarn freilich mehr im Auge, als bloss die Eindämmung der grosserbischen Agitationen. Es wollte den Serben ein für allemal die Hoffnung auf Verwirklichung der Idee eines selbständigen Serbiens „soweit die serbische Zunge klingt", austreiben. Aber erstens hat die Geschichte gezeigt, dass, wenn einmal ein Volk als Nation in die Geschichte eingetreten oder wieder eingetreten ist, die Idee der Herstellung nationaler Einheit gar nicht aus den Köpfen auszurotten ist, sondern immer wieder von neuem mit elementarer Gewalt die Geister erfasst, und zweitens ist die Frage zu erheben, ob es über-

haupt richtig ist oder war, dass Österreich-Ungarns „Leben“ daran hing, dass die Idee nie zur Verwirklichung gelangte.

Wer die Kraft der Nationen bloss nach deren Volkszahl bemisst, wird darauf eine bejahende Antwort geben. Anders dagegen derjenige, der ihre Verbürgung in dem Zusammengehörigkeitsbewusstsein der Landesangehörigen erblickt. Nur der letztere aber kann für seine Auffassung die Erfahrungen der Geschichte ins Feld führen. Wo das Zusammengehörigkeitsgefühl am stärksten war, da war bei sonst gleichen oder annähernd gleichen Verhältnissen auch die stärkere Kraftentfaltung möglich. Dass, wo zentrifugale Bevölkerungen in Betracht kommen, ein Staatswesen durch Verlust von Gebiet und Menschen materiell gewinnen kann, sehen wir an der Türkei. Die Ablösung der von Slaven und Griechen bewohnten Balkangebiete ist ihr zum Hebel stärkerer innerer Festigung geworden. Ähnliches ist oder war sehr wohl mit Bezug auf Österreich-Ungarn denkbar.

III. Die serbisch-bulgarischen Streitigkeiten.

Auf dem Balkan stehen sich seit 1913 das offizielle Serbien mit dem offiziellen Bulgarien in unversöhnlicher Gegnerschaft gegenüber, im Streit um vom Wardar durchflossene Teile Mazedoniens, deren Besitz jede der beiden Regierungen für ein Lebensinteresse ihres Landes und Volkes bezeichnen. Die Serben erklären die dortige Bevölkerung für serbisch, die Bulgaren sie für bulgarisch, tatsächlich spricht sie einen slavischen Dialekt, der nach der Aussage unparteiischer Sachkenner weder rein serbisch noch rein bulgarisch, aber beiden Sprachen ziemlich gleich nahe verwandt ist. Nicht auf besondere Rassen- und Sprachzugehörigkeit kann sich daher in jedem dieser Fälle die als Lebensinteresse deklarierte Forderung gründen. Ferner berufen sich die Bulgaren darauf, dass das strittige Gebiet im 13. Jahrhundert zur Zeit des Höhepunktes der Macht des alten bulgarischen Reiches bulgarisches, die Serben, dass es im 14. Jahrhundert zur Zeit der

Blüte des alten serbischen Reiches serbisches Besitztum war. Kein Rechtsanspruch ist aber fragwürdigerer Natur als das sogenannte historische Recht. Denn da kein Massstab dafür gegeben ist, bis wann behufs Feststellung dieses Rechts in die Geschichte zurückgegangen werden darf, ist die Berufung auf geschichtliche Ansprüche von jeher Quelle ewigen Streites gewesen, der die Völker nicht zur Ruhe kommen liess, sie nicht zur Ruhe kommen lassen kann. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Frage der Gebietsausdehnung, die weder für das serbische noch für das bulgarische Volk Lebensbedingung ist. Wohl kommt dem Wardartal eine Bedeutung zu für den Verkehr nach dem Ägäischen Meer. Da aber durch den Bukarester Vertrag das Schlussstück der Wardarniederung mit Saloniki Griechenland zugesprochen worden ist, ist die Frage der gesicherten Benutzung der den Wardar entlang führenden Handelswege nicht mehr eine Sonderfrage zwischen Serbien und Bulgarien, sondern eine solche der genannten drei Balkanstaaten, soweit sie nicht durch die Rücksicht auf die nach Saloniki führenden Bahnen eine internationale Frage grösserer Art ist. Sie international geregelt zu sehen, ist ein Interesse der Völker des Balkans, das man mit einem gewissen Recht als Lebensinteresse bezeichnen könnte. Die Besitzfrage aber ist ein Lebensinteresse nur für die Bevölkerung des umstrittenen Gebietes selbst, deren Wohl es erheischt, dass der Streit um den Besitz in einer Weise sein Ende findet, die keinen Vorwand zur Entfachung neuer Händel übrig lässt. Es ist dazu Erledigung des Streits durch Schiedsspruch und Befragung der Bewohner nötig, und die würden voraussichtlich zu einem Ergebnis geführt haben, das weder dem sogenannten Lebensinteresse Serbiens noch dem sogenannten Lebensinteresse Bulgariens passen, aber um so mehr dem wirklichen Lebensinteresse beider Völker zugute kommen würde.

Die positive Seite.

Man würde nun die Frage aufwerfen können, ob bestritten werden soll, dass es überhaupt Fragen von Leben

und Tod für Nationen gibt, und woran man, falls dies nicht verneint wird, Wesen und Vorhandensein solcher Fragen zu erkennen hätte. Einige Bemerkungen hierüber mögen unsere Betrachtung schliessen.

Selbstverständlich handelt es sich bei unserer Untersuchung nur um die Beziehungen der Nationen und Staaten zu anderen Nationen und Staaten. Für ihre innere Entwicklung gibt es Lebensfragen, die mit jenen Beziehungen keinen unmittelbaren Zusammenhang haben, wie z. B. die Fragen des Schutzes der Person, der Arbeit, des zugelassenen Eigentums, des Gewerberechts, der staatsbürgerlichen Rechte usw. und die daher nur ganz ausnahmsweise Gegenstand des Streites zwischen Nation und Nation bilden. Ein Beispiel, wo dies doch der Fall war, liefert der Streit zwischen England und den Burenstaaten, der zum Burenkriege von 1899/1901 führte; auch die Kriege europäischer Mächte gegen China hatten mit Fragen dieser Art zu tun. In diesen Fällen verlangten Aussenmächte Änderungen im zivilen und staatsbürgerlichen Recht der genannten Staatswesen, welche von deren Regierungen als ihrem Eigenleben schädlich erachtet wurden. Ihres Zusammenhangs mit kapitalistischen Aneignungs- oder Monopolinteressen entkleidet, berührten diese Forderungen die sehr bedeutsame Frage, inwieweit einzelne Völker berechtigt sein sollen, sich im Gegensatz zur allgemeinen Kulturentwicklung zu verhalten, d. h. die Rechtsgrundsätze zu ignorieren, die im grossen Verkehr der Kulturwelt allgemeine Geltung erlangt haben, und ob es überhaupt ein Recht gegen die allgemeine Entwicklung gibt. Wir beschäftigen uns indes hier mit Nationen europäischer Kultur, die mindestens offiziell jene Rechtsgrundsätze als für sich gültig anerkennen, innerhalb der Kulturentwicklung stehen und an ihr aktiv Anteil nehmen.

Als eine Lebensfrage für Nationen dieser Gattung wird man es anerkennen können, dass sie im Bestreben, mit der allgemeinen Entwicklung Schritt zu halten, nicht durch Massnahmen anderer Nationen künstlich gehemmt werden. Es kommt hierbei vornehmlich die Wirtschaftsgesetzgebung

und von dieser wiederum in erster Linie die Handelspolitik in Frage. Eine Nation, die durch die Handelspolitik ihrer Nachbarn verhindert würde, ihre Wirtschaftskräfte gemäss ihren natürlichen Möglichkeiten zu entwikkeln, würde sicherlich dadurch in einem Lebensinteresse geschädigt, da die Wirtschaft die materielle Grundbedingung des kulturellen Fortschritts ist. Es ist dies einer der Gründe, warum die neuzeitliche Schutzzollpolitik, bei der es sich nicht mehr um Erziehung von Industrien, sondern um die möglichste Monopolisierung von Märkten handelt, bei gradliniger Weiterentwicklung mit Notwendigkeit immer wieder Kriegsursachen schaffen muss, soweit sie nicht selbst unmittelbar zu einer solchen wird.

Ein anderer Faktor, der die Entwicklung von Grundbedingungen des kulturellen Fortschritts ernsthaft hemmen kann, ist die Beeinträchtigung der Sicherheit gegen kriegerischen Überfall oder Hineinziehung in Kriege. Wie die französische Revolution in der Erklärung der Menschenrechte die Sicherheit als eines der Grundrechte des Menschen und Staatsbürgers bezeichnete, so wird vom Völkerrecht die Sicherheit als ein Grundrecht der Nationen behandelt. Aber das Völkerrecht kümmert sich nur um greifbare, tatsächliche Verletzungen dieser Sicherheit, ihre Schädigung durch bedrohliche Vorbereitungsmassnahmen fallen nicht in seine Geltungssphäre. Welche ungeheure Schädigungen ein Land aber dadurch erleiden kann, dass ein anderes Land Kriegsvorbereitungen in grossem Massstabe trifft, die nach Lage der Dinge als nur gegen das erstere gerichtet erscheinen, hat die neueste Zeit an vielen Beispielen gezeigt. Hängt das Drohgespenst des Krieges über einem Lande, so stockt die Unternehmungslust, Anlagen grösseren Stils unterbleiben, und unverhältnismässige Teile des Nationaleinkommens werden zu Gegenrüstungen aufgewendet. Steht dadurch auch nicht schon buchstäblich die Frage auf Leben und Tod dieser Nation, so kann doch ihr gesundes Leben so stark beeinträchtigt werden, dass man berechtigt wird, von einer Lebensfrage der Nation zu sprechen.

Ist aber einem Lande oder einer Nation, die sich in solcher Weise durch Rüstungen eines anderen Landes oder Bundes von Ländern bedroht fühlen, das Recht zuzugestehen, von jenem Einstellung der Rüstungen zu fordern und die Nichterfüllung, unter Berufung auf jenes Lebensinteresse, mit Kriegserklärung zu beantworten? Die Frage ist in der Neuzeit wiederholt aktuell geworden, in sehr weitgehender Gestalt schon im Jahre 1875, wo die damalige französische Heeresreform und zu ihrer Durchführung vorgenommene Ankäufe von Heeresmaterial deutscherseits zum Anlass von Kriegsandrohung genommen wurden (der vielzitierte „Krieg in Sicht?"-Artikel der Bismarckschen „Post"). Umgekehrt sind im neuen Jahrhundert die rasch aufeinanderfolgenden deutschen Flottengesetze, durch welche die deutsche Kriegsflotte in bezug auf Zahl und Leistungskraft der Schiffe der englischen immer näher gebracht wurde, in England als Bedrohung der Sicherheit dieses Landes aufgefasst worden und haben dort Bestrebungen gezeitigt, von Deutschland auf irgend eine Weise Einstellung oder mindestens Mässigung dieses Rüstens zur See zu erlangen, und wenn die englische Regierung dies auf diplomatischem Wege zu erlangen suchte, so fehlten doch nicht die Stimmen, die da erklärten, alles Zuwarten nütze nichts, Deutschland sei ersichtlich nicht gewillt, nachzugeben, und daher sei es eine „Sache von Leben und Tod für England", jetzt, wo es noch die Übermacht zur See habe, Deutschland mit Gewalt zum Nachgeben zu zwingen, d. h. ihm den Krieg zu erklären.

So ungeheuerlich diese Folgerung dem einfachen Denken erscheint, so ist sie doch vom Standpunkt derer kaum als grundsätzlich tadelnswert zu bezeichnen, welche die Rüstungsfrage als eine Sonderangelegenheit der Staaten betrachten, die jeder Staat lediglich nach eigenem Ermessen zu regeln habe. Denn die Logik dieses Standpunkts ist das Faustrecht der Nationen, gemildert durch Konvenienz, aber durch kein höheres Recht eingeschränkt. So stösst man ja auch in Deutschland und anderwärts in Diskussionen über die Anfänge des gegenwärtigen Krieges, auf die

Bemerkung, Deutschland sei deshalb gezwungen gewesen, durch sein Ultimatum an Russland die Entscheidung der Waffen anzurufen, weil im Angesicht der weitgreifenden Heeresreformen Russlands jedes Jahr Zuwarten für das Verhältnis von dessen Kriegsstärke zu derjenigen Deutschlands eine Verschiebung zum Vorteil des ersteren bedeutet hätte. Der Gedankengang ist grundsätzlich hier der gleiche wie dort.

Es ist ihm auch weder die innere Logik noch jegliche Rechtsidee abzusprechen. Die Rechtsidee ist in diesem Falle die Beziehung auf das Recht der Selbsterhaltung. Hat A die Gewissheit, dass B Böses gegen ihn im Schilde führt, dann wird er sich auch die Frage vorlegen, ob er kein Unrecht gegen sich selbst begeht, wenn er friedfertig zuwartet, bis B stark genug ist, sein Vorhaben auszuführen. So weit, so gut. Die Frage stellt sich jedoch in der Praxis so, ob eine Nation, die sich in dieser Weise für bedroht hält, sich noch auf das Recht der Selbsterhaltung berufen kann, wenn statt Gewissheit nur eine mehr oder minder starke Vermutung vorliegt? Tatsächlich handelt es sich bei Beurteilung der Absichten von Staaten fast immer nur um Vermutungen, und so beleuchtet die Anziehung des Rechts der Selbsterhaltung nur die Tatsache, dass im System des Staaten-Individualismus, wie man den jetzigen Rechtszustand in diesen Dingen bezeichnen kann, für die Nationen eine Sicherheit ihrer ungehemmten Entwicklung bloss insoweit besteht, als sie durch Gewalt oder durch Verbindungen behufs Zuflucht zur Gewalt verbürgt ist. Die darin liegende Antinomie wird dadurch noch verschärft, dass wohl Kleinstaaten sich damit abfinden, auf Duldung zu existieren, beziehungsweise sich damit zufrieden geben, dass man ihnen nichts tut, weil man sie nicht fürchtet, Grossstaaten aber es für ihr „Lebensinteresse“ betrachten, nicht „auf Duldung“ zu leben, sondern gefürchtet zu sein.

Aus dieser Antinomie gibt es im gegenwärtigen System kein Entrinnen. Man kann sie nur durch Konvenienz abstumpfen, solange es geht und wir haben gesehen, dass

dies „solange“ nicht unendlich heisst, oder sie durch Abmachungen überbrücken, und auch diese sind keine Lösung. Die Lösung ist nur durch Änderung des Systems zu erreichen, d. h. durch Preisgabe des Staaten-Individualismus zugunsten eines internationalen Rechtszustandes, der für die Staaten und Nationen das schafft, was in allen Kulturstaaten das Grundgesetz den Staatsbürgern und den im Staatsgebiet weilenden Ausländern zusichert, also in erster Linie Sicherheit im Umfange des Möglichen. Bis ein solcher Zustand nicht hergestellt ist, werden sich z. B. England und Deutschland für ihre Rüstungen zur See stets auf ihre Lebensinteressen berufen und mit einem Schein von Berechtigung auch berufen können. Dies Lebensinteresse sieht freilich bei England anders aus als bei Deutschland, aber das Recht der Berufung fliesst in beiden Fällen aus der gleichen Quelle. Es können beim heutigen System Interesse gegen Interesse sich nur solange balancieren, als die Unbequemlichkeit eines solchen Zustandes der blossen Balancierung nicht eine gewisse Grenze überschreitet oder durch Kompromisse auf Zeit gemildert wird. Welches letztere aber nur Verlängerung des Waltens der oben gekennzeichneten Antinomie bedeutet

□□□

Memento.

Wohlauf denn, Kains-Söhne, Kains-Erben,
Zerfleischet euch, zerfleischet euch!
Mag es verderben,
Mag sich in sich, wie ein brennender Wald,
Verzehren das ganze Menschenreich!
Und wären Zwei auf Erden nur von euch
Und stünden an der Erde fernsten Enden:
Sie brächen auf, und über Berg und Tal
Wanderten sie und träfen sich einmal
Und stürben Einer von des Andern Händen!

(Aus Lipiner's „Adam“).

Der Weg zum Frieden.

Dr. M. NACHIMSON (Russland).

Sechzehn Kriegsmonate sind schon verflossen, und immer noch vermag wohl niemand mit Genauigkeit zu sagen, welche Kriegsziele von den kämpfenden Staaten verfolgt werden. Alle behaupten, sie verteidigen sich nur, hegen keine Eroberungspläne, schweigen sich aber trotzdem aus, wenn es gilt, klar und deutlich ihre Kriegsziele darzulegen und so die Basis für die Friedensverhandlungen zu schaffen. Warum? Man beruft sich auf die militärische Lage, die noch keine Entscheidung herbeigeführt habe und darum nicht gestatte, die Karten aufzudecken. Also verfolgt man doch Eroberungspläne, die man nicht vorzeitig zur Kenntnis des Gegners bringen will, damit er seinen Widerstand nicht erhöhen möge.

In der Tat, hängen die Kriegsziele der Staaten von der militärischen Lage ab. Das ist durchaus klar, wenn es sich um Eroberungsbestrebungen handelt. Wenn Russland, als es noch Galizien in der Hand hielt, offen und dreist von der Herrschaft über die Meerengen sprach, so bedauern heute selbst seine nationalistischen Zeitungen und Diplomaten diese Unvorsichtigkeit. Man hat eingesehen, dass diese Eroberungspolitik Russlands alle Balkanvölker vor den Kopf gestossen hat. Man wäre momentan in Russland schon froh, noch mit heiler Haut davon zu kommen. Ebenso glaubte ein anonymer französischer Diplomat in einer Schrift *La paix que nous devons faire* (Payot & Co., Lausanne, 1915) Frankreich die Zerstückelung Deutschlands als Kriegsziel empfehlen zu sollen. Heute bedauert wohl auch er diese Schrift, und der schlaue neue Ministerpräsident Frankreichs, Briand, hat sich endlich veranlasst gesehen, zu erklären, Frankrecih wünsche keine Eroberungen. Eine Ausnahme macht er allerdings für Elsass-Lothringen, das bei einem Siege

der Entente ohne weiteres an Frankreich zurückfallen müsse. Die militärische Lage macht ja alle Pläne, die auf eine Zerstückelung der Zentralmächte zielen, einfach lächerlich.

In England haben ernst zu nehmende Politiker nie daran gedacht, Deutschland völlig zu schwächen. Das hat Grey dem Vertreter Deutschlands schon bei der Kriegserklärung offen gesagt; das hat ein so angesehener deutscher Politiker wie Prof. H. Delbrück offen zugegeben. Heute mehren sich die Stimmen in England, die einen Frieden auf der Grundlage fordern, dass Deutschland Belgien und die besetzten Gebiete Frankreichs herausgebe, und Prof. Hoetzsch behauptet in der Kreuz-Zeitung, dass England zu jeder Zeit bereit wäre, Frieden zu diesen Bedingungen zu schliessen. Zwar hat Balfour noch die Bedingung gestellt, dass Deutschland das Nationalitätsprinzip anerkennen soll. Praktisch aber hätte dies nur die Zustimmung Deutschlands zu einer Befragung der elsass-lothringischen Bevölkerung darüber bedeutet, zu welchem staatlichen Verbande sie gehören will. Übrigens dürfen wir wohl bezweifeln, ob England noch um dieses Prinzips willen den sehr kostspieligen, ja ruinierenden Krieg zu führen geneigt wäre: die Engländer sind zu praktische Leute, um nicht die Lage klar einzusehen und blossen Luftschlössern zuliebe selbst zu verbluten.

Die Sachlage hat sich seit dem Siege der Zentralmächte auf dem Balkan geändert. Wiederum ist es Prof. Hoetzsch, der offen ausspricht, dass die Kriegsziele Deutschlands jetzt weit über die eigene Verteidigung hinausgewachsen sind. Man weiss jetzt genau, was damit gesagt werden soll: Ägypten müsse England entrissen und damit das „Genick seines Weltreiches" gebrochen werden, und die englische Presse hat eingestanden, dass mit dem deutschen Feldzug nach dem Balkan der eigentliche Krieg für England erst beginnt.

Ägypten ist tatsächlich eine der wichtigsten Kolonien Englands, in weltwirtschaftlicher wie politisch-strategischer Beziehung. Ägypten beherrscht das Niltal und Su-

dan, aber auch den Suezkanal und den wichtigsten Weg nach Indien. Mit dem Verlust Ägyptens, so versichern die deutschen Imperialisten, fällt das englische Weltreich wie ein Kartenhaus zusammen. Der Kampf Deutschlands richtet sich darum gegen Ägypten und England.

Die Kriegsziele eines Landes werden nicht allein durch die militärische Lage bestimmt, sondern in noch viel höherem Masse durch die allgemeine Politik des Landes. Der Krieg ist ja nach Clausewitz die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Kein Staat kennt aber eine einheitliche Politik, sondern nur eine Politik bestimmter Klassen und Interessengruppen. Auch in der auswärtigen Politik gehen die Wege und Bestrebungen der einzelnen Klassen weitauseinander trotz der scheinbaren Einigkeit die jetzt in den kriegführenden Ländern herrscht. R. Goldscheid (Deutschlands grösste Gefahr, Verlag „Neues Vaterland,“ Berlin 1915) hat vollkommen recht, wenn er sagt, „dass die Verschiedenheit der Klasseninteressen mit innerer Notwendigkeit auf völlig verschiedene Gruppierungen der Grossmächte hindrängt.“ In der Tat bestehen in Deutschland drei Hauptströmungen in der auswärtigen Politik, und es sind drei Hauptziele, die auch mit diesem Kriege von verschiedenen Gruppen verfolgt werden.

Es gibt in Deutschland eine Partei, die für eine völlig selbständige Politik eintritt, die in einem Zusammenschluss der Zentralmächte mit Bulgarien und der Türkei eine genügende Gewähr für alle Zukunft sieht. Aus dieser seiner eroberten Position heraus könne Deutschland den Kampf mit der ganzen übrigen Welt aufnehmen, habe sich darum um diese gar nicht zu kümmern, sondern möge seine Ziele und Zwecke ruhig verfolgen, wenn es nur dabei für die nötige Rüstung sorgt. Diese Richtung der deutschen Politik, tritt für die weitgehendsten Eroberungen, im Westen wie im Osten, ein. Sie fordert die Annexion Belgiens, Nordfrankreichs, der besetzten Gebiete Russlands, wobei die frühere Bevölkerung verjagt werden müsse, sowie die ungeheuerlichsten Kriegsentschädigungen.

Dies sind die Kriegsziele der sechs Wirtschaftsverbände, für die sich auch etwa 4000 Professoren, Politiker und vor allem Militärs ausgesprochen haben, also die bedeutendsten machtpolitischen Faktoren des Landes. Sie sind im höchsten Grade unsympathisch, aber leider tatsächlich treibende Kräfte der deutschen Politik, da für diese Kriegsziele auch beide konservative Fraktionen des Reichstages, die Nationalliberalen und ein Teil des Zentrums eintreten. Die offizielle deutsche Politik, wie sie von Bethmann-Hollweg vertreten ist, sträubt sich noch gegen diese weitgehenden Annexionspläne, gerät aber tatsächlich immer mehr in ihre Bahnen.

Die Losung dieser Politiker ist der Kampf gegen England und Englands Weltherrschaft. Denn England ist faktisch die einzige Macht, die diesen Expansionsbestrebungen im Wege steht. Auch liegen bekanntlich die wichtigsten strategischen Punkte auf den Weltmeeren in Englands Hand. Die Bezwingung Englands ist also die Voraussetzung für die Errichtung einer deutschen Weltmacht.

Der Kampf um Belgien, dann um Calais und jetzt auf dem Balkan sind die wichtigsten Etappen dieses Krieges. Sie sind die Marksteine der deutschen Kriegspolitik, während die Niederzwingung Frankreichs und der Feldzug nach Russland nur Episoden sind. Frankreich musste, wie Bülow und Bernhardi beide offen vorausgesagt haben, bezwungen werden, um freie Hände auf dem Kontinent zu erhalten. Gegen Russland ist man dagegen nur widerwillig ins Feld gezogen, da dieses gedroht hat, den Bundesgenossen völlig zu erwürgen. Als in Russland die revolutionäre Bewegung plötzlich aufgewacht war und eine politische und dynastische Umwälzung vor der Tür zu stehen schien, hat Deutschland seine Armeen aus Russland zurückgezogen, um sich gegen Serbien zu wenden und dem neuen „Feldherrn“, Nikolaus II. die Möglichkeit gegeben, mit der revolutionären Bewegung fertig zu werden...

Ein beträchtlicher Teil der deutschen Weltpolitiker

tritt auch offen für eine Verständigung mit Russland ein. Es ist vor allem die massgebende konservative Partei, die die Brücken zwischen dem offiziellen Russland und Preussen nicht für immer abgebrochen sehen will. Sie stösst auch auf Gegenliebe bei der russischen Adelspartei, die ebenfalls für eine Annäherung an Deutschland gestimmt ist.

Nun spricht man heute nicht mehr von Separatfriedensverhandlungen, die doch zu keinem Ziele bringen können, wohl aber von einer geheimen Verständigung mit Russland, um die offizielle Friedensverhandlung in Anlehnung an Russland zu führen. Sich offen zu verbinden, wagt man in beiden Ländern angesichts der Volksstimmung nicht, noch mehr vielleicht aus Rücksicht auf die Verbündeten. Aber für eine geheime Verständigung mit Russland, um einen Druck auf England auszuüben, sind sehr viele Politiker in Deutschland, wie auch umgekehrt in Russland tätig, die in der inneren Politik die Herrschaft des Junkertums befestigen möchten und in der auswärtigen Politik eine Weltherrschafts- und Machtpolitik wünschen. Das Ideal des Dreikaiserbündnisses ist in diesen Schichten noch lebendig und, wenn die Orientpolitik Russlands früher dem im Wege stand, so hofft man, dass jetzt Russland seine Aspirationen auf Konstantinopel aufgeben werde. Im Grunde genommen, hat ja Deutschland nichts gegen die freie Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Meerengen, da die Türkei Russland im nötigen Falle den Weg versperren könnte, während man umgekehrt die russische Flotte eventuell gegen England und Italien gut gebrauchen könnte. Eine Verständigung auch in dieser Beziehung ist also möglich.

Gegen das Zusammengehen mit Russland wendet sich aber ein Teil der deutschen Demokratie, die sich um den Bund „Neues Vaterland“ gruppiert, sowie die baltischen Emigranten und die Sozialdemokratie. Der Bund „Neues Vaterland“ hat sich bekanntlich gegen Annexionen ausgesprochen, einzelne seiner Mitglieder treten aber trotzdem für Annexionen russischen Gebiets ein. So

Prof. H. Delbrück u. a. Man hält eben Russland noch nicht für ein Kulturland und glaubt, sich Russland gegenüber auch Gewalttaten gestatten zu können.

In seiner schon erwähnten Schrift „Deutschlands grösste Gefahr" wendet sich Goldscheid mit aller Energie gegen ein Bündnis mit Russland. Er sagt, es gibt nur eine Wahl zwischen „Pandemokratie und Panslawismus". „Siegen," sagt er, „in Deutschland die Schichten, die die traditionelle soziale Struktur mit Gewalt aufrecht erhalten wollen, gelingt es dem Volke nicht, sich einen grösseren Einfluss auf die Politik zu sichern als bisher, dann ist Deutschland trotz all seiner ausserordentlichen Leistungen auf den Gebieten der Wirtschaft, der Wissenschaft, Technik und Kunst, trotz seines unübertrefflichen Organisationsgenies, rein politisch betrachtet, dem Osten verwandter als dem Westen, und der osteuropäische Zusammenschluss wird nicht aufzuhalten sein..." Darin erblickt er aber die grösste Gefahr für Deutschland und empfiehlt dagegen einen Zusammenschluss mit dem Westen, um einen Wall gegen den Osten zu bilden.

In ähnlichen Gedankengängen bewegen sich die Ausführungen des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten W. Heines in der Frankfurter Zeitung vom 7. und 8. November. Auch er ist gegen ein Zusammengehen mit Russland und für einen Zusammenschluss der „Kulturländer". Warum darf aber Russland keinen Platz unter den Kulturvölkern einnehmen?

Goldscheid sagt, ein Land, das Pogrome veranstaltet, kann nicht zu den Kulturländern gezählt werden. Indes haben alle kriegführenden Staaten gerade jetzt während des Krieges gezeigt, wie dünn die Kulturschicht ist, die sich im Laufe der Zeit bei ihnen gebildet hat: an Grausamkeiten und Kulturwidrigkeiten sind sie alle im Wettlauf mit einander um den ersten Rang. Abgesehen davon, würde auch Goldscheid nichts dagegen haben, dass man ein selbständiges Polen in den Kulturbund aufnehme, während doch die Judenhetzereien gerade hier in der letzten Zeit besonders stark waren. Auf jeden Fall ist es

für einen Demokraten höchst eigenartig, das ganze Volk für die Sünden der Regierungsclique verantwortlich zu machen.

Heine meint: „Russlands Drang, sich in Richtungen auszudehnen, wo es unmittelbar oder mittelbar mit unseren Lebensbedürfnissen in Widerstreit geraten muss, ist keine Laune willkürlicher Politik, sondern das Verhängnis dieses Staates, ihm aufgezwungen durch örtliche Lage und Geschichte. Für absehbare Zeiten schliessen Rasse, Kulturstufe und Staatsform für das Russentum eine andere Betätigung dieses Ausdehnungstriebes als kriegerische Eroberung aus. Selbst revolutionäre Ereignisse in Russland würden daran nichts ändern. Eher würde vielleicht eine träge Autokratie oder die korrupte Beamtenschaft auf den Kampf gegen uns und unsere Verbündeten verzichten, als ein aufstrebendes Bürgertum, das sich selbst die Freiheit erobert hätte.“ Für West- und Zentraleuropa also die Demokratie, für Osteuropa die Autokratie und korrupte Beamtenschaft — das sind nach der Meinung des „Demokraten“ W. Heine die Bürgschaften des Weltfriedens! Heine kennt vermutlich weder die Geographie noch die Geschichte Russlands mit der erforderlichen Gründlichkeit. Sonst könnte er nicht behaupten, dass Russland sich unbedingt ausdehnen müsse, als ob dieses ungeheuere Reich mit seiner dünn besiedelten Bevölkerung ein objektives Bedürfnis nach fremdem Land hätte. Dass die russische „Rasse“ noch dazu jede andere Betätigung des Ausdehnungstriebes als kriegerische Eroberung ausschliesst, ist eine Entdeckung, die Heine zum grössten „Rassentheoretiker“ macht. Heine erklärt dann weiter, dass selbst „die Herrschaft einer befreiten Bauernschaft uns keine Gewähr des Friedens gäbe, denn der Bevölkerungsüberschuss eines Bauernlandes drängt stets zu Kriegen“. Die Herrschaft der preussischen Junker ist dagegen für Heine — so scheint es wenigstens — eine sicherere Garantie des Friedens... Aber auch die Geschichtskenntnisse Heines sind geradezu phänomenal! Wo in aller

Welt hat Heine seit dem Ausgange des Mittelalters Kriege getroffen, die im Interesse des bäuerlichen Bevölkerungszuwachses geführt wären? Und warum sollte eine Intensivierung der Bodenkultur und eine Entwicklung der Industrie nicht auch in Russland dem ländlichen Bevölkerungszuwachs Beschäftigung gewähren können?

Gewiss, wenn nur die Wahl zwischen einem Bündnis mit England und einem solchen mit Russland gegeben wäre, so müsste man sich im Interesse der freiheitlichen Bewegung für ein Zusammengehen mit England aussprechen. Davon ist aber keine Rede. Vielmehr ist es Aufgabe jedes wirklichen Demokraten dahin zu wirken, dass der Frieden die Bahnen der Völkerverständigung überhaupt frei und nirgends Revanchegelüste aufkommen lasse. Das kann nur geschehen, wenn wir ein für allemal den Krieg als Schiedsrichter in Völkerstreitigkeiten ausschliessen, wie wir es im privaten Leben mit dem Zweikampf getan haben. Nie und unter keinen Umständen dürfen die Grenzen eines Staates, ohne den Willen der Bevölkerung anzuhören, geändert werden. Nicht so, wie Prof. *Lammasch* meint, dass Ausnahmen zugelassen werden können, die den Krieg für gewisse Fälle rechtfertigen, sondern unter *keinen Umständen* dürfte man die Entscheidung auf den Schlachtfeldern als gerechtfertigt anerkennen. Nur dann hat die ganze Friedensbewegung einen Sinn. Sonst wird man immer Gründe genug für Rüstungen finden, so um sich gegen „barbarische Länder“ zu verteidigen oder gewisse Gebiete vom „Joche der Barbarei“ zu befreien usw. Auch wird es immer Streitigkeiten über die Stimmung und die Interessen der Bevölkerung in den umstrittenen Gebieten geben. Kurz, wir kennen keine Unterschiede der „Rassen“ und „Kulturgattungen“, noch sonstige Ausnahmen, wegen deren man den Krieg als gerechtfertigt betrachten und Annexionen auch ohne Befragung der Bevölkerung vornehmen könnte.

Diese Unentschlossenheit und Inkonsequenz hindert jetzt in Deutschland den *Kampf für einen sofortigen Frieden* und führt somit zur berüchtigten „Durchhalte-

politik", die, wie die Internationale Rundschau mehrmals mit Recht betont hat, zu nichts anderem bringen kann, als zur völligen Erschöpfung Europas und zur schlimmsten Verfeindung der Völker. Jede Konzession den Imperialisten gegenüber ist ein Verrat an der Kultur der Menschheit, durch welche Argumente sie auch verteidigt werden mag.

□□□

Ein englischer Edelmann.

Der berühmte Völkerrechtslehrer Lord Courtney von Penwith, der durch seine unabhängige Stellungnahme zu gunsten des Friedens im Hause der Lords und in ganz Europa mächtigen Widerhall erweckt hat, stellt uns als Zeichen seiner Sympathie für unsere Bestrebungen den englischen Text seiner bahnbrechenden Rede zur Verfügung, welchen wir unsern Lesern in wortgetreuer deutscher Übersetzung darbieten:

Mylords, der edle Graf, der vor mir gesprochen hat, meinte, dass man in diesen Tagen gewisse Dinge nicht äussern könne, ohne den Strick um den Hals zu fühlen. So wie er erklärt, sich aus dieser ihm nicht ungewohnten Situation nicht viel zu machen, geht es auch mir. Auch mir ist es nichts Neues, mit meiner Meinung mehr oder weniger allein zu stehen und eine gewisse Art von Angriffen, denen er seine Verachtung ausdrückt, lässt auch mich gleichgültig. Und doch empfinde ich es stark, dass ich niemals so völlig allein war wie heute, denn was ich zu sagen habe, wurde vor mir hier von Niemand gesagt, und ich weiss nicht, ob ich auch nur bei einem Einzigen von den Anwesenden offene Zustimmung finden werde. Und doch will ich gar nichts äussern, was als Angriff oder auch nur als Herabsetzung der Regierung gedeutet werden könnte, und ich werde bestrebt sein, keine Frage zu stellen, keinen Tadel anzubringen, keine Erklärung zu fordern, welche sie in Verlegenheit setzen könnte.

Ich möchte dem hohen Hause womöglich eine einfache Darstellung der Tatsachen geben, wie ich sie sehe. Zunächst möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Feststellung des Ministerpräsidenten lenken, in der er sagte, dass an der Westfront die Deutschen nach sieben Monaten im Ganzen, seiner Überzeugung nach, nicht einen Fuss breit vorgerückt seien. Die Tragweite dieser Feststellung ist, wie mir scheint, nicht ganz erfasst worden. Die Deutschen sind keinen Fuss breit vorgerückt! Aber können wir sagen, dass wir vorgerückt sind? Können wir sagen, dass sie zurückgewichen sind? Im Ganzen genommen, der Ministerpräsident sagte es uns, sind wir dort geblieben, wo wir vor sieben Monaten standen. Es hat nicht an Versuchen gefehlt — an

kühnen, energischen, planvoll vorbereiteten Versuchen —, diese Linien zu durchbrechen und — wie dies auch mein Vorredner konstatiert hat — zuerst, als wir darüber hörten, konnten wir noch glauben, dass ein grosser Erfolg mit dem Durchbrechen der feindlichen Linie gewonnen sei; dann aber, am nächsten Tag, stellte es sich heraus, dass nicht alles in unsern Händen war, was wir erhofft hatten und dass anderes erst wiedergewonnen werden musste. Jeden Tag wurde das Bild unseres Fortschrittes undeutlicher in seinen Umrissen, und schliesslich standen wir wieder am selben Fleck, wie vor diesem furchtbaren Aufwand an Menschen und Gütern. Nach sieben Monaten sind wir wieder, wo wir waren.

Es ist im Verlauf dieser Debatte vielfach Kritik an der Regierung geübt worden wegen Mangels an Voraussicht, wegen einer vielleicht in Missachtung des militärischen Rates oder gegen die Vorschläge der Sachverständigen eingeleiteten Aktion usw. usw. Ich lege geringen Wert auf diese Kritik. An den Tatsachen, so wie sie mir erscheinen, hätte es wenig geändert, wenn einzelne Fehler, die angeblich begangen worden sind, unterblieben wären. Unsere Stellung im Westen — wir müssen es uns ehrlich eingestehen, unsere Feinde wissen es und einige unter uns geben es offen zu — ist die: Wir haben nicht gesiegt, und wir wurden nicht besiegt. Zwei grosse Schlachtlinien sind gegeneinander aufgezogen, und wahrscheinlich kann man mit Recht von beiden sagen, dass sie ebenso unbesiegt wie unbesiegbar sind. So viel ich sehen kann, ist das die Lage im Westen; sie fordert auf, uns über andere Punkte ebenso klar zu werden.

Es ist wohl möglich, dass die Erkenntnis der stabilen Westfront die wirkliche Ursache des Dardanellenunternehmens war. Man hat vielleicht an eine Ablenkung geglaubt, welche die Bedeutung des Kampfes an der Westfront vermindert hätte. Und abermals, was haben wir dabei gewonnen? Nach den Worten des Ministerpräsidenten war der erste Angriff bei den Dardanellen eine ernste Enttäuschung, welche durch den zweiten nur gesteigert wurde. Tatsächlich stösst man an den Dardanellen wie im Westen auf unüberwindliche Hindernisse. Es mögen auch Kämpfe unternommen worden sein, trotz zögernder Abneigung von seiten des obersten Marinebefehls; dies bekräftigt nur die Behauptung, welche ich aufs eindringlichste vorbringen möchte. Meiner Meinung nach stehen wir bei den Dardanellen wie im Westen vor einem unmöglichen Unternehmen, was Sie sich klar machen müssen. Was ich überdies noch besorge, ist, dass sich hinter den Mitteilungen, auf welche mein Vorredner Ihre Aufmerksamkeit gelenkt hat, vielleicht noch eine andere militärische Tatsache versteckt, die zu derselben Schlussfolgerung führt. Wäre dies alles, was die Erfahrung in diesem Kriege gelehrt hat, so könnte es uns noch dazu bringen, Halt zu machen (to pause). Zur See ist die Lage freilich eine andere, aber auch sie weist schliesslich auf dieselbe Tatsache hin, dass nämlich schon seit längerer Zeit keine Veränderung mehr stattgefunden hat und allem Anschein nach auch keine Veränderung in Aussicht steht. Wir haben die Herrschaft über das offene Meer, aber wir können weiter nichts ausrichten. Wir können die deutsche Flotte nicht zum Kampfe zwingen. Auch da finden wir dieselbe Stockung, dieselbe Unbeweglichkeit wie in der militärischen Lage der Landarmeen.

Und ich muss die Aufmerksamkeit des hohen Hauses nicht bloss auf die Lage der Armeen und Flotten lenken. Als vor einigen Jahren Sir Edward Grey uns ein nur zu trauriges Bild der Zu-

kunft und ihrer Möglichkeiten entwarf, da sprach er von dem Blutbad des Armageddon, in welchem die Zivilisation Europas untergehen könnte. Diese düstere Voraussage ist fast schon zur Wirklichkeit geworden. Ob wir nun in unserer Heimat oder ins Ausland sehen, unsere alte Kultur, die wir nun schon durch eine so lange Reihe von Generationen mühsam aufgebaut haben, ist nicht erst in Gefahr, nein sie ist schon untergraben und teilweise sogar zerstört. Wohin sind unsere vielgerühmten Garantien der persönlichen Freiheit gekommen? Die Freiheit zu sprechen, die Freiheit zu schreiben, ja fast die Freiheit zu denken, wird uns genommen. Wie stolz waren wir auf das alte Vorrecht jedes Briten, nur von Geschwornen gerichtet zu werden! Und heute erfolgt die Untersuchung der furchtbarsten Anklagen und die Verurteilung zu den härtesten Strafen durch Einzelrichter in geheimem Verfahren, ja selbst, ohne dass die Öffentlichkeit den Charakter des zur Last gelegten Verbrechens erführe. Unser angestammtes englisches Recht hat diese schrecklichen Verwüstungen erlitten; und nun erst das öffentliche Recht Europas, das Völkerrecht, das in der Vergangenheit so langsam aufgebaut worden ist, haben wir Schritt für Schritt zurückweichen gesehen. Die Londoner Deklaration war noch nicht ratifiziert worden, wir durften sie also beiseite schieben. Aber dabei gehen wir noch hinter den Punkt zurück, von dem aus wir eben vorrücken wollten. Und die Londoner Deklaration ist keineswegs die einzige, die beseitigt wurde, auch die Pariser Deklaration ist ausgelöscht. Das öffentliche internationale Recht ist, wie unser besonderes Landrecht, im Laufe dieses Krieges in die grösste Gefahr gebracht, vielleicht selbst unheilbar verletzt worden.

Noch für eine andere Sache möchte ich Eure Lordschaften um geneigtes Gehör bitten. Seit einem halben Jahrhundert hat man sich rastlos bemüht, und mit Erfolg bemüht, den Wohlstand unseres Volkes zu heben und seinen Lebensfuss zu verbessern. Wir konnten die Kinderarbeit beseitigen, wir konnten die Frauenarbeit in den Bergwerken und in bedeutendem Masse selbst auf den Feldern abschaffen; wir konnten die Arbeitsstunden der Männer einschränken; wir haben bessere Erziehung, reichere Musse, höhere Kultur erzielen können. Alle diese Errungenschaften haben nun schwere Einbusse erlitten. Die Frauen sind wieder in die Arbeit eingestellt, die Erziehung ist eingeschränkt worden; dagegen hat die Nachfrage nach Kinderarbeit die bisherigen Schranken überwunden. Unsere Arbeiter werden, auch ausserhalb der Munitionserzeugung, aufs äusserste angespannt, und ihre Freiheit, nach eigener Wahl zu handeln, ist in Fesseln gelegt worden, welche für gewöhnlich unbemerkt bleiben, aber nichtsdestoweniger höchst bedenklich und nur zu wirksam sind.

Ich will nicht davon sprechen, wieviele von unseren jungen Männern dem Kriege zum Opfer gefallen sind, auch nicht von den Anforderungen, die er an unsere Finanzen stellt. Es wird an Gelegenheiten nicht fehlen, von denen das Haus der Lords auch Gebrauch machen wird, die Aufmerksamkeit der Nation auf unsere Finanzlage zu lenken. Mein gelehrter Freund, der edle Graf, welcher die heutige Debatte eröffnete, hat über diesen Punkt einige Bemerkungen gemacht. Ich hoffe, wir werden darüber noch viel Ausführlicheres hören, doch will ich jetzt bei dieser Frage nicht verweilen. Ich wünsche nur, Ihnen die Folgerung nahezulegen, dass einerseits der ganze Krieg an einem toten Punkt angelangt ist, bei einem Gleichgewicht der Kräfte, und dass er

andererseits die Wirkung gehabt hat, unser ganzes Kulturniveau herabzudrücken, die Garantien der Freiheit zu beseitigen, das Vertrauen in Recht und Gesetz zu erschüttern und neutrale gerade so gut wie kriegführende Völker in eine gefährliche Lage zu bringen. Wenn dem so ist, so kann man sicherlich nicht überrascht sein, wenn die Frage aufgeworfen wird: Ist denn gar keine Rettung möglich aus diesem Verderben, in welches wir immer tiefer hinabgleiten? Müssen wir zuschauen, wie das Kriegstheater sich immer weiter ausdehnt? Gibt es keine andere Wahl? Einige behaupten, und ich kann mich sehr wohl in die Überzeugung jener hineindenken, welche mit aller Festigkeit meinen, dass es keine Mittel geben kann, diese verhängnisvolle Bewegung aufzuhalten. Sie stellen die Frage so: Dürfen wir auch nur eine einzige Anstrengung vernachlässigen, so lange die Gefahr für uns besteht, unter die Herrschaft eines anderen Staates gebracht zu werden? Wäre unsere Lage wirklich dieses Entweder-Oder, so würde ich es nicht wagen, heute das Wort zu ergreifen. Ich würde mich schweigend der Notwendigkeit beugen. Oder ich würde ausdrücklich anerkennen, dass nichts zu machen ist. Wir müssen frei sein oder sterben, davon bin ich so fest überzeugt wie nur irgendein Mitglied dieses hohen Hauses. Die blosse Vorstellung, dass die Verwaltung dieses Landes irgendeiner fremden Staatsgewalt untergeordnet sein könnte, ist für mich gar nicht auszudenken und unmöglich auch nur in Betracht zu ziehen. Gäbe es also keine andere Wahl als Krieg oder Unterwerfung, so würde ich sagen: Kämpfen wir weiter! Kämpfen wir, und wenn wir unsere Kraft erschöpfen, wenn wir die Manneskraft von ganz Europa austilgen müssten.

Aber die Frage ist, ob es denn wirklich keine andere Wahl gibt, als einen Kampf ohne Ende. Ich glaube, es gibt eine. Gewiss, die Leidenschaft für nationale Unabhängigkeit ist ruhmvoll und jedes Opfers wert. Ich anerkenne alle ihre Rechte. Doch muss, wenn die Zivilisation fortdauern soll, diese Leidenschaft für die Unabhängigkeit der Nation mit der Möglichkeit internationaler Freundschaft versöhnt werden. Und wenn nicht dieser Krieg letzten Endes zu internationalen Freundschaften führt, die mit der nationalen Unabhängigkeit wohl zu vereinigen sind, ja selbst durch diese gestützt werden, so haben Sie nichts vor sich als eine Reihe von Kriegen, Hass auf Hass und Mord auf Mord, ein Ausblick, vor welchem Sie mit Recht zurückschaudern. Ist es wirklich nicht möglich, dass diese Versöhnung stattfinde, dass die beiden Grundtatsachen der nationalen Unabhängigkeit und der internationalen Freundschaft gewissermassen ineinander verwebt werden? Das Tragischste an der Sache ist, dass genau dasselbe, was wir glauben und behaupten, auch in Deutschland geglaubt und behauptet wird, mit derselben Aufrichtigkeit und Überzeugung wie hier. Gerade das ist unverzeihlich, werden Sie sagen, und ich gebe zu, dass es uns sehr schwer wird, bei unseren Gegnern genügenden Grund zu diesem Glauben und dieser Überzeugung zu finden. Ebenso schwer aber finden es viele Deutsche, sich auch nur vorzustellen, dass wir wirklich an die Möglichkeit des Schreckbildes glauben, gegen welches wir ankämpfen. Wenn nun dies ein gemeinsamer Irrtum auf beiden Seiten ist, so werde ich wieder zu der Schlussfolgerung gedrängt, dass es irgendeinen Weg aus der Sackgasse geben muss, in die wir geraten sind. Ich verlange nicht, dass uns die Regierung jetzt gleich diesen Ausweg zeigen möge, aber zeigen wir uns wenigstens bereit, irgendeine Anregung entgegenkommend aufzunehmen, die uns etwa geboten werden

könnte, um uns von diesem Alpdruck zu befreien. Ich wiederhole ja nur, was der Premierminister selbst vor wenigen Wochen im Dubliner Rathause von der Notwendigkeit internationaler Freundschaft gesagt hat. Er hat wohl nicht gerade dieses Wort gebraucht. Er sprach damals von einer Familie der Nationen, welche an Stelle der feindlichen Bündnisse treten solle, die sich gegenwärtig bekriegen. Später noch hat der Premierminister Ähnliches in diesem Hause ausgeführt, und ich möchte nur die Hoffnung ausdrücken, dass er morgen in Guildhall dasselbe sagen wird.

Es wäre töricht von mir, bestimmte Bedingungen für diese Versöhnung zu formulieren. Ich stelle keine Frage. Ich fordere nicht, dass irgend jemand eine Erklärung abgebe. Ich möchte indessen meinerseits zwei oder drei Dinge berühren, welche mir für die Möglichkeit eines endgültigen Friedens entscheidend zu sein scheinen. Es kann sehr gut geschehen, dass ich morgen in mehr als einer Zeitung als Deutschenfreund gebrandmarkt werde; was liegt daran? Aber ein Ding möchte ich jedenfalls mit Nachdruck und mit der vollsten Überzeugung, im Rechte zu sein, aussprechen, nämlich, dass eine notwendige Forderung des Friedensschlusses, wann immer es dazu kommen sollte, die Befreiung Belgiens und Nordfrankreichs sein wird. Wo nicht, müssen wir kämpfen und immer weiter kämpfen. Das ist eine unerlässliche Bedingung, und es ist gut, wenn dies heraus gesagt wird, gerade von denen, welche sich bemühen, einen Ausweg aus dem jetzigen Dilemma zu ermöglichen. Und noch etwas glaube ich unbedenklich behaupten zu können. Es gibt in Deutschland einen weitverbreiteten und tiefwurzelnden Glauben, dass die Kriegskosten Deutschlands durch eine Kriegsentschädigung gedeckt werden sollen, die unserem Lande aufzuerlegen wäre. Es ist daher gut, dass das festgestellt werde, was ich nun zu sagen habe: Es gibt nicht Einen Engländer, welcher auch nur im Traume sich's einfallen liesse, zu gestatten, dass irgendeine Kriegsentschädigung diesem Lande auferlegt werde. Das sind zwei Punkte, welche vollkommen klargestellt werden müssen.

Und noch eines möchte ich dem hohen Hause nahelegen. Seit Kriegsbeginn war viel die Rede von der Freiheit „der Meere", ein Schlagwort, das oft angewendet, aber nicht immer vollkommen verstanden wird. Es ist noch nicht lange her, dass Sir Edward Grey in einem sehr ernsten und wohlüberlegten Schriftstück erklärte, dies sei ein Gegenstand, über den nach Friedensschluss sehr wohl verhandelt werden könnte. Ich gehe noch weiter und wage zu behaupten, dass dieser Gegenstand wahrscheinlich schon bei Verhandlung des Friedens wird berücksichtigt werden müssen. Sehen Sie nur einmal, in welcher Lage Deutschland sich bezüglich des Meeres befindet. Deutschlands Handel wächst, Deutschlands Handel dehnt sich nach allen Richtungen, Deutschlands Handel ist ein grosser und nicht unwürdiger Nebenbuhler des unsrigen, aber das Ergebnis des jetzigen Krieges hat uns bestätigt, was die Deutschen immer und immer wieder behauptet haben: Der deutsche Handel existiert auf Duldung und blosse Duldung ist etwas, was eine grosse und hochsinnige Nation sich nicht leicht gefallen lässt. Es sollte also Garantien für Deutschlands wie für allen Handel geben, Garantien, welche auch die Rechte der Kriegführenden ebenso wie jene der Neutralen schützen. Und das ist ein dritter Punkt, über den unsere Nation ernstlich nachdenken sollte.

Mylords, ich habe mich bemüht, Ihre Aufmerksamkeit darauf

zu lenken, dass, so gross und herrlich die Sache der nationalen Unabhängigkeit ist, es noch eine andere Sache gibt, die mit ihr in Einklang gebracht werden muss. Ich rufe, als Stütze meiner Behauptung, eine Zeugin an, der Sie gewiss respektvoll lauschen werden. Wir sind in den letzten Tagen tief ergriffen worden durch die Geschichte einer Frau, welche zu der langen Liste edler Engländerinnen einen neuen Namen hinzugefügt hat, Edith Cavell, deren Leben Dienen und Aufopferung bedeutete. Sie hat das Gesetz gebrochen und ist der Strafe verfallen, und ein harter und beschränkter deutscher Gouverneur*) bestand auf dem buchstäblichen Strafvollzug. Übrigens habe ich bemerkt, dass dieser Gouverneur in aller Stille von seinem Posten entfernt worden ist, und insoferne ist, denke ich, die Bemerkung eines Redners gerechtfertigt worden, dass es auch in Deutschland viele geben müsse, welche unser Entsetzen über diese Hinrichtung teilen, viele, welche diesen Richterspruch verurteilen. Die geräuschlose Entfernung dieses Gouverneurs von seinem Posten scheint mir eine stillschweigende, aber beredte amtliche Verurteilung seines Vorgehens in Deutschland selbst zu bedeuten. Genug, der Mann bestand auf der vollen Strafe des Gesetzes. Und was war Miss Cavells Haltung, als sie dem Strafvollzuge entgegenging. Sie hatte schon geraume Zeit im Gefängnisse verbracht. In dieser stillen Einsamkeit formte ihr Geist grosse Gedanken. Ist es erstaunlich, dass in dieser Lage die Wahrheit ihr offenbar wurde, unverhüllt durch den Schein, der uns alle täuscht? Wie dem auch sei, die Zeit erfüllte sich, ihre Stunden waren gezählt: sie wusste es genau. Und endlich waren es nur noch Minuten, und die Zahl ward klein und kleiner. Und was sagte sie in jenen bangen Augenblicken? Ihre letzten Worte lauten: Stehend vor Gott und Ewigkeit, sehe ich Eines klar: Es genügt nicht, dass ich mein Vaterland liebe; ich muss auch frei sein von Hass und Bitterkeit.“

Diese Worte sind Edith Cavells wahres Testament. Ich für meinen Teil möchte sie gerne annehmen und mir zu eigen machen. Ich bitte inständigst Eure Lordschaften, diese Worte aufzunehmen, wie sie gesprochen wurden, mit all dem innigen Fühlen, mit dem Reichtum und der Einfachheit dieser edlen Seele. Wie sie, möge jeder sich sagen: „Es genügt nicht, dass ich mein Vaterland liebe; ich muss auch frei sein von Hass und Bitterkeit.“

---

*) Wir haben uns nicht für berechtigt gehalten, an dem Wortlaute dieser Rede irgend etwas wegzulassen, um so mehr als sie im ganzen in gewiss nicht gewöhnlicher Weise dem deutschen Standpunkt entgegenzukommen bemüht ist. Die Redaktion.

□□□

Der Patriotismus .... ist oft nur ein Hochmut gegenüber anderen Völkern und schon deshalb ausserhalb des Pfades der Wahrheit, oft aber gar nur eine Art der Parteisucht innerhalb des eigenen vaterländischen Kreises, ja er besteht oft nur im Wehetun gegen andere. *Jakob Burckhardt.*

Dokumente der Menschlichkeit.

Ein deutscher Kämpfer brachte im „Vorwärts" die Anregung, es sollte ein Nachrichtendienst über Aufenthalt und Wohlergehen von Personen in Belgien und Nordfrankreich organisiert werden. Diese Anregung hat im „Eclair" (Paris, 21. November) sympathisches Echo gefunden. Das Mitleid des deutschen Soldaten mit den vom Krieg zersprengten Familien, welche so ganz abgeschlossen von Nachrichten leben und ihre Männer da drüben im Kampf gegen Deutschland wissen, ohne über ihr Schicksal etwas erfahren zu können, wird den französischen Lesern in wörtlicher Übertragung gebracht. Wenn in der Verwirklichung der schöne Gedanke auch heute noch auf Schwierigkeit und mannigfache Hindernisse stösst, so werden diese bei gutem Willen überwunden werden und viel bange Erwartung erlösen.

Giovanni Zibordi wendet sich im „Avanti" gegen die nationale Abschliessung der kriegführenden Länder in Dingen der Kunst. Anlass dazu gibt ihm die politisch gehässige Form, in welcher die für eine Denktafel Richard Wagners bestimmte Geldsammlung an das Rote Kreuz überwiesen wurde.

Die Universität Oxford hängt Ehrenlisten aus mit den Namen der Studenten, die im Felde gefallen sind. Auch die Namen der für Deutschland gefallenen deutschen Studenten sind zwischen den andern auf den Listen zu lesen.

Eine Schweizer Frau erzählt im „Journal du Jura" (6. November) vom Brief einer Französin, den sie aus Frankreich erhielt, um die Weitersendung an die deutsche Adresse zu vermitteln. Der Brief ist an die Frau eines deutschen Soldaten gerichtet. Die Französin teilt in

schonenden , zarten Worten mit, wie jener im Feindesland den Tod gefunden hat. Sie berichtet von seinen letzten Stunden und von seinem Grab in geweihter Erde, dem es nicht an Blumen, nicht an Gebeten fehlen wird: „qu'il y a des fleurs sur sa tombe, et qu'on y prie!"

Münsterischer Anzeiger, 23. November:

Die „Krefelder Zeitung" wurde unter Präventivzensur gestellt wegen eines Artikels, der die Kranzspende vom deutschen Roten Kreuz bei der Beerdigung eines englischen Majors abfällig kritisierte. In der betreffenden Verfügung heisst es: „Dem anonymen Verfasser gegenüber sei darauf hingewiesen, dass in England verstorbene Kriegsgefangene mit allen militärischen Ehren bestattet werden, und dass beispielsweise beim Tod eines gefangenen deutschen Matrosen die sämtlichen, im Hafen befindlichen Schiffe auf Halbmast geflaggt hatten.

Le Bonnet Rouge, Paris, 10. September:

M. C. Poinsot wendet sich gegen die Verunglimpfung von Männern, die auch im Kriege ihre echte Menschlichkeit zu betonen wagten und wie Romain Rolland in Frankreich, dem Lande Voltaires und Renans, nur Schimpf und Anwurf erleben mussten. Er endet mit einem Appell an die Schriftsteller, sie mögen in das Reich der hohen Gedanken zurückkehren und ihre Leser zum Denken anregen, statt die Begehrlichkeit der Massen mit eklem Auftisch zu füttern. Sie mögen neu bauen am Traum einer Verbrüderung und sie mögen bauen, so, dass kein neuer Sturmsturz niederzureissen vermag.

Zum Frieden.

Der Papst in Rom sprach:

Es ist unbedingt notwendig, dass man von der einen Seite sowohl wie der andern in einigen Punkten nachgibt, und dass man auf einige der erhofften Vorteile verzichtet. Jeder müsste gutwillig in Konzessionen einwilligen, selbst um den Preis gewisser Opfer, um nicht vor Gott und den

Menschen die ungeheuere Verantwortung für die Fortsetzung dieser beispiellosen Schlächterei auf sich zu nehmen, welche, wenn sie noch weiter andauert, für Europa wohl das Zeichen seines Herabsinkens von der hohen Stufe seiner Kultur und seines Wohlstandes bedeuten würde, auf die es die christliche Religion erhoben hat.

Münchner Allgemeine Zeitung, 4. *Dezember:*

In den letzten vierzehn Tagen haben in England über dreissig Versammlungen stattgefunden, die sich mit den Friedensaussichten beschäftigen. Die Fabrikanten in Manchester stellten sich auf den Standpunkt, dass es Englands Pflicht sei, sowohl die Verbündeten wie die Zentralmächte zu befragen, ob eine Fortsetzung des Krieges noch zu verantworten sei. Diplomatische Verhandlungen würden den Krieg in kurzer Zeit beenden.

Der „*Labour Leader*“ weiss zu melden, dass das wachsende Verlangen nach einem Friedensschluss durch den Kongress der Schullehrervereinigung in Frankreich zu markiertem Ausdruck kam. Die Sektion „Charente“ erliess kürzlich ein Manifest, welches, das Werk der Verteidigung Frankreichs und Belgiens voranstellend, mit dem Ausruf schliesst: „Genug des Blutvergiessens!“ Auf dem Kongresse waren es vor allem die Abgeordneten des Landesinnern, welche im Gegensatz zu der Pariser Lehrerschaft für das „Charente-Manifest“ stimmten und mit ihrer Stimmzahl durchdrangen. Die Delegierten des allgemeinen Arbeiterbundes, dem der Lehrerverband und mit ihm der grössere Teil der Lehrer Frankreichs angehört, hat es unternommen, an die Arbeitervereinigungen der neutralen und kriegführenden Nationen zu gelangen, um eine Grundlage für den Frieden auszuarbeiten, der die Rechte der Völker wahrt.

Von den Gefangenen.

Die vatikanische Nachrichtenagentur „*La Corrispondenza*“ (8. Dez.) meldet, der päpstliche Vorschlag, eine

limitierte Zahl Kranker und verwundeter Kriegsgefangener verschiedener Nationen zur besseren Erholung in der Schweiz unterzubringen, habe gute Aussicht, in nächster Zeit verwirklicht zu werden.

Wie die Pariser Zeitungen mitteilen, sollen mit Zustimmung der französischen und der deutschen Regierung in diesem Jahre, sowohl in den deutschen Gefangenenlagern in Frankreich, wie in den französischen Lagern in Deutschland, Weihnachtsbäume zugelassen werden, zu denen die Familien der Gefangenen Sendungen ohne die üblichen Einschränkungen bewerkstelligen können.

Reuter meldet am 30. Nov. von einem Blaubuch, das die gesamte Korrespondenz über die deutschen Klagen wegen schlechter Behandlung der kriegsgefangenen deutschen Staatsangehörigen in Kamerun veröffentlicht. Die Berichte der englischen Zivil- und Militärbehörden ergeben, dass alles getan wurde, um in jeder immer möglichen Weise unter sehr schwierigen Umständen, welche einige Unannehmlichkeiten unvermeidlich machten, das Wohlbefinden der Gefangenen zu sichern.

Aus einem japanischen Gefangenenlager veröffentlicht die „Frankfurter Zeitung" (5. Nov.) folgende Zuschrift: Über unsere Behandlung in der Gefangenschaft können wir durchaus nicht klagen. In Naraschino liegen wir in einem japanischen Truppenübungsplatz. Wir freuen uns besonders über die Bewegungsfreiheit, denn unsere Baracken stehen auf einer grossenWiese, die wir zu Tennis und Fussballspielen benutzen. Wir können über den Stacheldraht in die grüne Natur blicken. Es wird in unserem Lager auch tüchtig wissenschaftlich gearbeitet. Die meisten Offiziere geben fremden Sprachunterricht und Vorträge der verschiedensten Art werden gehalten. Viele Leute bereiten sich auf ihren zukünftigen Zivilberuf vor. Jeder, der hier etwas lernen will, hat dazu reichlich Gelegenheit.

In der „Hilfe“ wird ein Transport gefangener Russen geschildert. Eine deutsche Frau kann sich der eigenen Tränen nicht erwehren. „Wenn unsere Soldaten so unter den Feinden stehen!“ ruft sie aus. Befragt, erwidert sie verlegen: „Wenn ich die so sehe, ich kann nicht daran denken, dass es die Feinde sind.“ Sie sprach beschämend einfach aus, was ein so natürliches, menschliches Gefühl ist, dem entwaffneten Feind gegenüber.

Ein schwerverwundeter deutscher Offizier, der bis zu Genesung und Austausch in einem englischen Lazarett lag, machte ausführliche Aufzeichnungen von der hingebend liebevollen Pflege, die er dort genoss und von unzähligen Freundlichkeiten, die ihm erwiesen wurden. Sein Manuskript wurde von der deutschen Presse nicht zum Druck angenommen. H. Chamberlain betont in der „Leipziger Abendzeitung“, dass solche Mitteilungen der Öffentlichkeit nicht verschwiegen werden sollten, um so weniger, da sie gar nicht vereinzelt sind. So erzählte ihm ein deutscher Kavallerie-Offizier, der vorübergehend in englische Gefangenschaft geraten war, von der kameradschaftlichen Fürsorge der Engländer für die Gefangenen. Ihm selbst hatte ein englischer Soldat als Schutz gegen den eisigen Regen den eigenen Mantel übergebreitet.

Es wurden kürzlich in der Schweiz und im Ausland von Schweizern Vorträge gehalten, welche in Sprache und Bild von Besuchen bei den Kriegsgefangenen in Deutschland, Frankreich und in den französischen Kolonien erzählten. Der grosse Zudrang des Publikums erwies das allgemeine warme Interesse für das Thema. Man verlässt solche Vorträge voll des Mitleids mit den bedauernswerten Menschen, denen an Heimweh, Ungewissheit und körperlichem Ertragen ein reiches Mass auferlegt wird. Man fragt sich wohl auch, warum die wesentlichen Erleichterungen, die man überall den Offizieren zubilligt, nicht vorab auf Gelehrte, Künstler und Schriftsteller, wenn nicht auf alle ge-

bildeten Menschen Anwendung finden.*) Die nimmer matte Tätigkeit besonders geschaffener, vor allem schweizerischer Organisationen, vermag manchen Trost zu bringen. Es verbleibt viel menschliches Dulden, Leid und Seelenweh und in all den bekümmerten Herzen die pochende Friedenserwartung.

Den tausend Gebern und Bringern von tausend Gaben, den unablässigen Suchern und Übermittlern von Aufenthaltsort und von ersehnter Nachricht, sei an dieser Stelle unser bescheidener Kranz von Worten gebunden. Den Gefangenen aber zuförderst gilt der diesjährige gemeinsame Weihnachtswunsch der ganzen fühlenden Menschheit.

*) Die österreichische Armee hat für geistige Arbeiter jeder Art die Distinktion eines gelben Streifens an der Uniform eingeführt. Die so ausgezeichneten Wehrmänner werden zu niedrigen Arbeitsleistungen nicht kommandiert. Die Zuerkennung richtet sich nach Bildungsgrad und beruflicher Betätigung und ist unabhängig von Geldbesitz und militärischem Grad.

Wenn dieses Beispiel Nachahmung findet, wäre eine Vereinbarung denkbar, solche Personen in der Kriegsgefangenschaft den Offizieren gleich zu behandeln.

□□□

Ein anderes ist es, in theoretischem Gedankenaustausch in aller Ruhe eine Frage zu diskutieren, ein anderes, seine Gedanken praktisch auszuführen, wenn man noch überdies zu rascher Entscheidung gedrängt ist . . . Schicksalsschwere Stunde, welche die tiefsten menschlichen Leidenschaften aufwühlt! Man hatte geglaubt frei zu sein, Herr seines Denkens. Und mit einem Male fühlt man sich fortgerissen: ein dunkler Wille will gegen unsern Willen. Und wir entdecken mit einem Male, dass wirkliches Dasein nicht unser Ich hat, sondern jene unbekannte Kraft, deren Gesetze die Menschheit beherrschen.

Klare Geister und solche, die sich in ihren Überzeugungen gefestigt glaubten, mussten es erleben, wie diese sich auflösten, von dem Hauch der Wirklichkeit berührt; sie schwankten hin und her, sie zitterten vor einer Entscheidung, welche oft anders ausfiel, als sie selbst es geglaubt hatten. Unter den glühendsten Bekämpfern des Krieges gab es manche, welche zu ihrer eigenen Überraschung mit leidenschaftlicher Kraft den Nationalstolz, die Liebe zum Vaterland in sich erwachen fühlten.

Aus Romain Rollands „Jean Christophe“.

Stimme aus Madagaskar.

Ein Eingeborener jenes fernen Landes wendet sich an uns mit dem Ersuchen um Veröffentlichung eines patriotischen Aufsatzes, um, wie er uns schreibt, „die Liste der Völker, welche an dieser Revue beteiligt sind, durch den Namen seines Vaterlandes zu ergänzen.“ Wir bringen die Leitgedanken dieser Arbeit als bemerkenswerten Beweis für die innere Eroberung des Madagassen durch Frankreich.

Wenn es ein Wort gibt, welches alles in sich schliesst, was ein Mensch auf Erden lieben kann, so ist dies sicherlich das Wort „patrie“, das Stammwort, von welchem der Patriotismus abgeleitet wird, der nichts anderes ist als die lebendigste und tätigste Liebe zum Vaterlande.

Jeder echte Patriot wird mit stets erneuter, ständig gesteigerter Kraft für das Wohl seines Vaterlandes wirken und Verräter sind diejenigen, welche sich nicht an der Verwirklichung eines Ideals beteiligen, welches wachsend zur lebendigen Wahrheit wird.

Die Selbstsucht des Individuums ist der schlimmste Feind, die gütige Fürsorge der Gesamtheit die beste Gewähr der Vaterlandsliebe. Keine Generation darf vergehen, ohne der nachfolgenden ein verbessertes Vaterland hinterlassen zu haben, so wie ein Held erst dann zu sterben bereit ist, wenn er mit dem letzten Hauche und mit dem Opfer seines individuellen Lebens die freie Unabhängigkeit seines Volkes gegen jeden Versuch der Unterjochung geschützt hat.

Solange die Nationen in edlem Wetteifer an der Liebe zu ihrem Vaterlande festhalten, können sie getrost das Gleichgewicht aller anstreben.

Und Gott, welcher schon alle Menschen durch Adam zu Brüdern gemacht hat, verstärkt ihre Brüderlichkeit noch durch das gemeinsame Vaterland, dessen ewiger Schutzgeist die Religion ist.

Mögen sich alle Menschen im Diesseits des Vaterlandes würdig erweisen und jenseits das Paradies verdienen.

Die Ehre der Nation ist kein Spielzeug.

Antananarivo (Madagaskar), 24. September 1915.

Benedictus Andrianomanana.

□□□

„Die Heilung der Völker."*)

Ein Buch über den Krieg von Edward Carpenter.

Von Dr. E. DICK, Basel.

Wenn es mit rechten Dingen zuginge, müsste es nicht notwendig sein, die Anzeige eines neuen Buches von Edward Carpenter mit einem Hinweis auf die Bedeutung dieses Mannes zu eröffnen. Wenige Wochen nach dem Beginn des Krieges hat er seinen siebzigsten Geburtstag begangen, und dazu haben ihm einige der besten seines Volkes ein Huldigungsschreiben überreicht, das ihn auf eine Weise feiert, wie sie nur den erlauchtesten Geistern einer grossen Nation gebühren kann. Es hat allerdings auch in England lange gedauert, bis sein Name durchzudringen begann. Auf dem europäischen Festland kennen ihn nur wenige Führer einer sozialen Geistesbewegung. Seine Schriften sind noch nicht übersetzt, seine Botschaft ist noch nicht zu uns herüber gedrungen.

Das Buch, das Edward Carpenter zu dem gegenwärtigen Krieg geschrieben hat, darf als die Krönung seines Lebenswerkes betrachtet werden. Es fasst die Grundgedanken seiner frühern Schriften in den Rahmen der grossen Ereignisse, die sich vor unsern Augen abspielen. Für uns aber ist bedeutsam, dass wir hier endlich die Äusserungen eines Mannes vor uns haben, der es nicht nötig hat, seine einstigen Lehren zu verleugnen, um sich der umgestürzten Weltordnung anzupassen; der, indem er über den Krieg und seine Begleiterscheinungen schreibt, sich ganz auf einem ihm längst vertrauten Gebiet bewegt und deshalb unbeirrt und sicher wandelt, wo so viele — ach, wie viele, und wie erprobte! — Tonangeber kläglich versagt haben. Man kann nicht umhin zu staunen, wie hoch Carpenter über dem Streit der Parteien steht, mit welch einer überlegenen Ruhe er bei aller mitzitternden Anteilnahme die Kräfte zu unterscheiden vermag, die zu dieser gewaltigen Auseinandersetzung getrieben haben.

Eines der tiefsinnigsten Werke Edward Carpenters ist zweifellos sein grosser Versuch: *Civilisation: Its Cause and its Cure* — Die Zivilisation: ihre Ursache und ihre Heilung. (1889). Um seine „Heilung der Völker", sein neustes Werk, richtig zu verstehen, sollte man diese glänzende Diagnose der allgemeinen Völkerkrankheit studieren. Für Carpenter ist der heutige Krieg denn auch nichts anderes als der zur entscheiden-

*) George Allan & Unwin Ltd.

den Krise gediehene krankhafte Zustand, wie er ihn bereits vor 25 Jahren geschildert hat.

„Die Wurzeln des grossen Krieges" lautet die Überschrift eines der Hauptkapitel. Wo sie zu suchen sind und worin sie bestehen, zeigt er an dem Muster Deutschlands, des Landes, das nicht nur im Mittelpunkte der Vorgänge steht, sondern zugleich auch das beste Schulbeispiel zur Darlegung der zum Kriege drängenden Kräfte bietet. Denn nicht in dem, was die deutschen Verhältnisse von denen andrer Staaten unterscheidet, stecken die Wurzeln des Krieges, sondern vielmehr in denjenigen Zuständen, die alle Kulturstaaten miteinander gemein haben. Dieser Krieg ist herbeigeführt worden durch den eigennützigen Interessenkampf einer Klasse, der Klasse, die auch zur Friedenszeit das Leben von Hunderttausenden zu einem erbitterten Kampf und Krieg macht: der grosskapitalistischen. Sie ist es, und sie allein, die nach Machtentfaltung strebt; sie ist es, die überall den ausschlaggebenden Einfluss ausübt. Sie befiehlt den Tanz, denn sie bezahlt den Geiger. Da dem so ist, geht es einerseits nicht an, das ganze deutsche Volk verantwortlich zu machen: die Bauern, die Arbeiter, die Handwerker sind — so freudig sie auch dabei sein mögen — zum Mitmachen entweder gezwungen oder überlistet worden; von sich aus hätten sie niemals Krieg gesucht; noch ist es andrerseits angebracht, Deutschland allein die Schuld aufzubürden. Schon viel länger als Deutschland steht England unter dem Bann dieser Zustände; sie sind in England noch ausgeprägter.

So schreibt ein Mann, der seine Seele keinem Herrn verkauft hat und es wagen darf, das Ding bei seinem Namen zu nennen. Man wird ihm das Recht zugestehen, auch mit dem Gegner scharf ins Gericht zu gehen.

Nicht den Militarismus — der wird von selber hinfallen — gilt es auszurotten, um Kriege zu verhindern, sondern die Vorherrschaft dieser Klasse muss gebrochen werden. Das Heil ist zu suchen in der Schaffung einer wirklichen, ächten Volksherrschaft und in dem Zusammenschluss der friedliebenden Stände über die Landesgrenzen hinaus.

Nun werden viele rufen: ein Sozialist, ein Umstürzler! Allerdings; aber einer der wenigen grossen, freien Denker unserer Zeit, ein Mann, der ein arbeitsreiches Leben einzig dem Wohle der Menschheit gewidmet hat.

Über die Kapitel, in denen er zuerst als Ankläger (der Fall zu Ungunsten Deutschlands) und als Verteidiger (der Fall zu Gunsten Deutschlands) des Gegners auftritt, kann ich in Kürze hinweg gehen. Seine Anklagen sind die

bekannten, doch ohne Bitterkeit und Zorn vorgebracht; seine Verteidigung ist klug abgewogen und stets mit den Vorbehalten des strengen Richters versehen, aber durchaus wohlwollend. So wenig Deutschland von seinem Anteil an der Schuld freizusprechen ist, so wenig darf man es verdammen: erstens, weil es nicht anders konnte infolge eines Verhängnisses, einer Art erblicher (hier geschichtlicher) Belastung, und zweitens, weil die andern bis auf ein geringes ebenso schuldig sind. Edward Carpenter hat Deutschland begriffen — er spricht in Worten tief gefühlten Dankes und mit aufrichtiger Bewunderung von den deutschen Dichtern, Denkern und Forschern; er kann mit Deutschland fühlen, und darum verurteilt er nicht, schmäht er nicht, beklagt er höchstens. Er kommt zu diesem Schluss:

„Die wirkliche Schuld liegt nicht an der besondern äussern Politik dieses oder jenes Landes, sondern an der Tatsache, dass Europa, das sich nunmehr zu einem weit schöneren und menschlicheren und geistigeren Leben aufschwingt, immer noch in den Banden einer fast feudalen Gesellschaftsordnung liegt."

Wie sollen die Völker geheilt werden? (Kap. VI) Der Machtgedanke, wie er der Reihe nach alle grossen Nationen einmal beseelt hat, so dass alle einmal den Hass der andern erregten: dieser Machtgedanke muss verschwinden, wird verschwinden müssen, weil nicht mehr vereinbar mit der Geistesverfassung der heutigen Welt. Gegenseitige Anerkennung und Förderung, ein Staatenbund aller westeuropäischen Völker auf der Grundlage der Gleichberechtigung und strengste Wahrung der Rassenrechte: das ist der Weg, den Europa gehen muss. Die Führung aber kann nicht bei den bisherigen Lenkern der Schicksale der Staaten verbleiben; denn sie sehen den Weg nicht:

„Man kann nicht umhin zu fühlen, dass tatsächlich für die Zukunft wenig Hoffnung besteht, solange nicht die Arbeitermassen aller Länder Europas hervortreten und sich die Hände reichen, um die westliche Welt endlich nach dem Herzenswunsch der Völker, die sie bewohnen, umzugestalten." (S. 118.)

Damit die Herren Diplomaten nicht länger auf ihre Weise schalten und walten — lauter Männer, die kraft ihres Standes und ihrer besondern Erziehung von den tiefsten Regungen der Völker am allerwenigsten wissen können — muss der ganze diplomatische Dienst umgestaltet und unter die Oberaufsicht der Volksvertretungen gestellt werden. Notwendig ist aber auch, dass die Völker alle zu politischem Denken erzogen werden (in diesem Punkt hapert es nach Carpenters Meinung nicht nur in Deutschland, obschon hier mehr als in England, sondern

recht eigentlich in allen Grossstaaten), und ferner, dass den Frauen die Teilnahme an den Beratungen und Beschlüssen eingeräumt werde. Doch alle diese Dinge sind nur äusserliche Mittelchen, die wenig nützen, solange die Heilung nicht von innen heraus gesucht wird. Mit der Hab- und Erwerbgier des einzelnen — und wie wenige sind frei davon — fängt das Übel, die Seuche an; in den Klassen setzt es sich fort, und in den Rassen oder Staaten erreicht es seine Vollendung und höchste Machtentfaltung. Der Interessenkampf, die Vergewaltigung der Schwächern, die Unterdrückung unbequemer Nebenbuhler, die Befeindung mit staatlichen Mitteln sind das natürliche Ergebnis. Carpenter erhebt sich hier zu hinreissender Beredsamkeit. Gerecht leben nur die Schlichten, die ihren Unterhalt tagaus tagein in ehrlicher Arbeit erringen und nicht am Schweiss andrer sich bereichern. In dem schönen Weihnachtskapitel: „Wie soll dem Grausen Einhalt geboten werden?" führt er diesen Gedanken weiter aus:

„Man vernimmt keine Antwort, weil die Antwort zu nahe liegt, als dass wir sie sehen könnten. Einzig und allein der allgemeine Verzicht auf das System, wonach einer von der Arbeit andrer leben kann, wird helfen und nützen. Es gibt keinen andern Weg."

Umkehr, Abkehr von unsern eingefleischten Anschauungen, Grund- und Glaubenssätzen, die alle falsch und hohl sind: zurück zur Scholle, zur Erzeugung von wirklichen Werten, zur Selbstbetätigung eines jeden.

Jedes neue Kapitel führt den Verfasser auf denselben Gedanken zurück: das heutige Wirtschaftsleben ist die Wurzel des Übels. Die Menschheit ist in der fixen Idee befangen, dass wirtschaftliche Blüte, hohe Umsatz- und Ausfuhrziffern ein Gradmesser für das Wohlergehen eines Volkes seien. Das alles kommt niemals dem Volk zu gut, sondern immer nur gewissen bevorzugten Klassen (Wirtschaftliches Gedeihen das Gedeihen einer Klasse, Kap. XI). Einem Selbstbetrug geben sich die Leute ferner hin, die da meinen, um glücklich zu leben und sich zu entfalten, müsse ein Volk Kolonien und Seehäfen besitzen. Die Vorteile solchen Besitzes werden hinfällig, sobald die Völker in ein natürliches, ungezwungenes Verhältnis zu einander treten. Eigentlichen Gewinn gewähren die Kolonien auch wieder nur den bevorzugten Klassen.

Ein überaus fesselndes Kapitel ist dasjenige, worin der Verfasser eine andere Erklärung des Krieges sucht: Der Krieg und der Geschlechtstrieb. (Carpenter hat zwei tiefgründige Bücher über Geschlechtserscheinungen geschrieben: "*Love's Coming of Age* — Der Liebe Volljährig-

werden", und "*The Intermediate Sex* — Die geschlechtliche Zwischenstufe"; er ist einer der besten Kenner des sexuellen Problems). Nachdem alle Gründe und Tatsachen des Krieges zusammengebracht und gewertet sind, bleibt immer noch ein dunkler Rest unaufgeklärt: Was mag dahinter stecken?

„Es gibt einen Wahnsinn der Völker. Jeder der den Flutungen des Volksempfindens einige Aufmerkamkeit geschenkt hat, weiss, wie seltsam, wie unerklärlich diese sind. Sie scheinen ein von Zeit zu Zeit eintretendes Emporschwellen verborgener Wellen zur Oberfläche, der Grundwellen eines tiefen Ozeans, anzudeuten. Die Stimmung, die Gemütsanlage, der Charakter, die Bestrebungen einer Nation erleiden eine Verwandlung, und es ist manchmal schwierig, einen Grund zu erkennen. Bisweilen erfasst sie eine Leidenschaft, eine Raserei, eine wahre Sucht und macht sie dem eigenen Selbst ganz unähnlich. Es gibt einen Wahnsinn der Völker, der macht, dass sie einander mit bitterem Hasse hassen, sich wütend befehden und einander verletzen und schädigen; und siehe da! noch eine kleine Weile, und sie reichen sich die Hände, umarmen sich und schwören sich ewige Freundschaft! Was hat es zu bedeuten?

Es ist alles so toll und unvernünftig wie die Liebe, und das ist viel gesagt! Auch in der Liebe wünschen die Menschen einander wehzutun; sie stehen nicht an, einander zu verletzen — am Herzen, ja am Leibe selber — und sie müssen sich selbst hassen, noch während sie so handeln. Was hat das zu bedeuten? Versuchen sie etwa, einander zu erreichen, um jeden Preis — wenn nicht durch die Umarmung, dann durch Verletzungen — jedes von dem Wunsche beseelt, seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, sich dem andern auf solch eine Weise einzuprägen, dass man es nie wieder vergessen kann? Manchmal erdolcht wohl einer das Mädchen, das er liebt, wenn er es anders nicht erlangen kann. Das Geschlechtsempfinden selber ist ein eigentliches Ringen. Nur zu oft tritt der Geschlechtstrieb in Verbindung mit Gewalttätigkeit und Blutvergiessen auf.

Wäre es möglich, dass etwas derartiges sich bei ganzen Nationen und Völkerschaften ereignet? Eine eigentliche Wollust und Leidenschaft des Widerstreits, ein wildwütender Verkehr und eine Notzüchtigung, eine Art gegenseitiger Durchdringung und Zeugung, ein Austausch von Lebenssäften, nach welchem die beiden Völker nimmer dieselben sein können wie vorher, sondern jedes wundersam befruchtet zu zukünftiger Entwicklung? Ist das die Erklärung der ausserordentlichen Hingerissenheit, die die Männer auf dem Schlachtfeld empfinden, trotz allen Schrecken, einer Hingerissenheit von solcher Wucht, dass es sie immer wieder hinaustreibt? „Haben sie bemerkt", sagt einer unserer Kriegsberichterstatter, „wie viele von unsern Obersten fallen? Wissen Sie, warum? Es ist um die fünf Minuten Lebens. Es ist um der Freude willen, wenn zum Angriff geblasen wird, auf dem Kamm einer Männerwelle dahingetragen zu werden."

Ich übergehe einige kürzere Kapitel und komme zu der prachtvollen Schlussbetrachtung: Der Baum des Lebens, wo Carpenter die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammenfasst. Ich muss daraus einige Stellen anführen:

Wenn der Ursprung der Kriege in dem Krankheitszustand der Völker liegt, welche Aussicht besteht dann, dass sie je aufhören werden?... Erst wenn die Nationen aufhören, innerlich krank, durchseucht zu sein, werden sie aufhören, einander zu bekriegen. Und die Krankheit der neuzeitlichen Völker ist die Krankheit der Zerrissenheit...., die darin zum Ausdruck kommt, dass die eine Klasse die andere und die Nation ausbeutet: die Krankheit des Schmarotzertums und der selbstsüchtigen Bevormundung. Die Gesundheit eines Volkes beruht auf der Einheit, Ganzheit dieses Volkes, auf der Körperhaftigkeit seines Lebens, wobei jeder Teil freimütig und freigebig zu dem Wohl des Ganzen beiträgt, sein eigenes Wohl im Gesamtwohl sucht und es sich zur Unehre anrechnet, das Leben, das allen gehören sollte, an sich zu reissen. Eine Nation, die diese Art des Lebens verwirklichte, wäre mächtiger und gesünder, als Worte sagen können; sie würde nicht nur herrlich froh und blühend sein und gegen Angriffe gefeit, sondern sie würde unvermeidlich alle andern Nationen, mit denen sie verkehrt, mit demselben Geist anstecken. Da sie den Lebensbaum in ihrem eigenen Garten tief eingewurzelt stehen hätte, würden seine Blätter und Früchte und alle seine Wirkungen und Äusserungen der Heilung der Völker ringsherum dienen...

Wir — und ich spreche von den europäischen Nationen überhaupt — haben laut von unserer eigenen Herrlichkeit geredet; aber haben wir auch die Herrlichkeit und Schönheit der andern Völker und Rassen um uns her begrüsst, unter denen zu wohnen wir das Vorrecht haben? Wir haben uns gerühmt, unser eigenes Vaterland, jeder das seine, zu lieben, aber haben wir uns auch ein wenig um die andern Länder bekümmert? Wahrlich, ich vermute, wir haben unsere eigenen Länder nicht mit der ächten Liebe geliebt, sondern sie um den eigenen Gewinn verraten, und dass wir nur deshalb es für recht gehalten haben, unsere Nachbarn zu hassen und sie auch zu unserem Vorteil zu missbrauchen....

Haben wir nichts besseres zu tun, als Werkzeuge des Todes und des Blutvergiessens gegen alle diese Völker zu schmieden? Ist unser leitender Gedanke in unsern Beziehungen zu ihnen der der Beherrschung und des Gewinns? Wissen wir mit ihnen nichts anzufangen, als ihre Reichtümer zu erhaschen und im Austausch unsere Seelen dran zu geben? Oder sollen wir danach trachten, ihnen unsere Ansichten von sogenannter Kultur aufzunötigen und ihre unendliche Mannigfaltigkeit und Anmut auf ein einziges trauriges Muster zuzustutzen? Diese sind alle in ihrer verschiedenen Herrlichkeit und Schönheit gleich Blättern des einen grossen Baumes, dessen Äste sich über die Erde ausbreiten. Wer das begreift und, eindringend bis zu dem grossen Herzen in der Tiefe, dasselbe ursprüngliche Leben in ihnen allen anerkennt, wird das Geheimnis der Erlösung besitzen; diejenige Nation, die zuerst

die schmutzigen Lumpen ihrer eigenen Selbstgerechtigkeit und die entstellende und geizende Hülle der Erwerb- und Gewinnsucht von sich wirft und die andern frei als ihre Schwesternationen annimmt, alle Glieder einer einzigen Familie, die Nation wird zur Heilerin und Erlöserin der Welt werden.“

Das Buch schliesst mit hoffnungsvollen Tönen. Die Menschheit wird einmal ihre Zivilisationsperiode überwinden und geheilt dastehen. „Am Ende wird es sich erweisen, dass bei jedem Fluss und Bach und winzigen Äderchen über die ganze Erde hin der unbesiegbare Baum des Lebens wächst, dessen Wurzeln tief in den menschlichen Herzen gebettet liegen, und dessen Blätter zur Heilung der Völker dienen.“

Es ist ein Buch für Menschenfreunde, das Buch, das den Namen des Verfassers auf dem Festland bekannt machen und viele veranlassen sollte, auch zu seinen andern Werken zu greifen. Wie viele haben sie schon beglückt! Wie segensreich könnten sie wirken, wenn sie in weiteste Kreise zu dringen und auf die öffentlichen Gewalten einigen Einfluss zu erlangen vermöchten! Allen billig denkenden Menschen in den England feindlichen Ländern empfehle ich, das Buch dieses „Gegners“ zu lesen (es wird ins Deutsche übersetzt); sie werden davon überzeugt werden, zum allermindesten, dass es auch in England noch billig denkende Menschen gibt, und es wird sie versöhnlich stimmen und hoffnungsfroh.

□□□

Der Zenſor.

Die einfache Sachlichkeit des Schriftſtellers Herzog im ›Forum‹ vermochte vor der offiziellen Gutheißung nicht zu beſtehn. Dieſes Blatt iſt für die Dauer des Krieges am Erſcheinen gehindert. Das regt dazu an, über den Zenſor nachzudenken, dieſes Weſen mit dem geheimen Tun, das die öffentliche Meinung bevormundet, ſeine Luſt am Verbieten büßt und dabei in ſeinem Verſteck bleibt. Böſer Zenſor!

Und doch könnte der Zenſor von unſchätzbarem Wert ſein, hätte der Zenſor noch weitergehende Kompetenzen, wäre ſein Amt allgemein geachtet und würde ſeine Arbeit reich belohnt. Ja, man müßte verſuchen dieſes Proviſorium zu einer Einrichtung auszubauen, die geeignet iſt, den leidigen Krieg zu überdauern.

Zu dieſem Zweck wäre es vor allem nötig, die Zahl der Zenſoren

einzuschränken. Und die Tätigkeit der Presse und des Buchdrucks gleicherweise einzuschränken. Das ginge Hand in Hand mit der Einschmelzung bronzener Andenken und Verlobungsgeschenke zu Artilleriematerial.

Dann käme es darauf an, die Stellen geeignet zu besetzen; natürlich nur mit überragenden geistigen Größen. Man müßte etwas tun, um diese für das Amt zu gewinnen. Eine reichliche Lebensrente vorerst, für ältere Herren dann noch einen erblichen Titel.

Der Zensor hätte die Tätigkeit und Verantwortlichkeit eines Nationalredakteurs.

Den Tagesblättern würde der — ohnedies in Fortsetzungen zerhackte — literarische Teil vollends abgesägt und auch die störenden Leitartikel vor dem Depeschenteil würden weggelassen. Dafür könnten entsprechend mehr Inserate erscheinen um groß und deutlich zum Abdruck zu kommen.

Gute Arbeiten dürften nur in vornehm gebrachten Zeitschriften veröffentlicht werden. Solche von dauerndem Wert nur in Buchform. Der Verleger hätte lediglich nach staatlichem Befund zu funktionieren.

Das meiste Geschreibe würde jedoch einfach abgelehnt und viel Lesensqual somit vermieden.

Doch stünde den Verfassern der Rekursweg offen an einen zu schaffenden literarischen Appellhof, der verfügen kann, daß das betreffende Scriptum polizeilich gedruckt und zwangsgelesen wird. Mit dem Bewußtsein einer solchen Rettungsinstanz im Rücken könnte der Zensor umso reichlicher streichen und ablehnen. Nur Wichtiges, Neugesagtes ließe er am Leben, viel morschen Papierstaub würde sein Fuß zerstampfen, ganze Korallengebirge altliterarischer Verkalkung würden stürzen oder doch nicht weiter getürmt.

Und mit immer gesteigerten Ansprüchen an Form und Gedankeninhalt würden diese Männer zu gütig waltenden Volksberatern, welche aus der Fülle geschriebener Kost die heiligen Maße schöpfen. Aus Lächerlichkeit entstünde Würde, aus enger Grenzung steigende Höhe. —

Aber das geht ja gar nicht. Nein? Und wenn es nicht geht. War das schon jemals ein Grund, etwas nicht ganz ernstlich zu versuchen?

Zürich, Dezember 1915.

Felix Beran.



Aus Büchern und Flugschriften.

Von hoher Warte.

Berufene akademische Lehrer haben es unternommen, im Wintersemester 1914-15 vor dem Auditorium der Freistudentenschaft in Zürich über den Weltkonflikt zu sprechen.*)

Professor J. Matthieu vermochte mit seinem geistreichen Vortrag über das Wesen Frankreichs und des Franzosen ungemein zu fesseln. „Wie schwer ist es, bis zur tiefen, echten Seele Frankreichs vorzudringen! Nicht nur durch unsere eigenen Schlagwörter, sondern auch durch all den Kram und das Flitterzeug hindurch, mit denen der Franzose selber oft sein Bestes verdeckt“. Für Matthieu ist dieses Land: „Ein feiner, zarter Gedanke Gottes in steter Gefahr der Verrohung und Entstellung“. Die Franzosen besitzen die Kunst des Selbstverständlichen und ihr Wesen ist das der Lebendigkeit. Ihre Selbstgefälligkeit ist naiv, niemals steif und breitspurig. Französisch ist es, mit den Problemen und Widersprüchen des Daseins fertig zu werden, ohne dass deren anregende Kraft verloren geht. In ihrem ewigen Kampfe gegen Kirche und Religion zeigt diese Nation ein lebendiges Gottsuchen von unermüdlichem Eifer. Ihre Spottlust und ihren leichten Sinn vergleicht der Autor mit dem Lachen des Rätselfrohen über den Pedanten, dem alle Rätsel gelöst erscheinen.

Frankreich ist antioffiziell wie es anti-alles ist, was das Leben mechanisiert. Man marschiert gutwillig mit den andern, aber etwa so, dass jeder seinen Schritt behalten kann. Der Franzose steht im untilgbaren Gegensatze gegen Zwang und Dogma jeder Art; sein Freiheitsbedürfnis muss auch auf andere Völker einwirken. Als Künstler ist er ein Revolutionär des Erlebens und Gestaltens. Rodin, Manet. Auch beim Aufbau einer freieren Menschheit hat Frankreich seinen Beitrag nie versagt.**)

Professor Dr. Theodor Vetter wusste in klaren Worten und knapper Form die überaus wichtigen Einflusssphären englischer Kultur zu weisen. Die ununterbrochene Entwicklung

---

*) Diese Vorträge sind bei Orell Füssli in Zürich erschienen und sollen noch Fortsetzung finden in weiteren Vorträgen über die Kulturbedeutung Italiens und Russlands.

**) Als sachkundige und feinsinnige, auch kritische Studie ist ferner zu empfehlen: Joseph Hengebach, Frankreich in seinem Gesellschafts- und Staatsleben. „Tat“-Flugschriften 8.

Mit einem geschichtlichen Rückblick leitet der Verfasser seine Besprechung ein. Religion, Presse, Freiheitsbegriff, Gesellschaft, Unterricht, Wohltätigkeit und Kunst sind die Prismen, durch welche wir das kulturelle Leben des heutigen Frankreich beschauen dürfen.

des Freiheitsgedankens, die Kunst, bei der Kolonisierung jedem Lande seine berechtigten Eigentümlichkeiten zu lassen, sind über England hinaus vorbildlich gewesen.

Es gibt Namen und Begriffe, welche ganze Strahlenbündel von Erregung und Befruchtung tragen und zu lebendiger Gegenwärtigkeit bringen, was wir alle von Englands Bedeutung für uns wissen. Namen wie Shakespeare, Darwin, Newton, oder dann James Watt, Stephenson, Begriffe wie Gartenstadt, Sport, Landerziehung. Das Bildungsideal des Engländers strebt mehr die Vertiefung des Geistes an als die Vielwisserei und lässt dabei gute Ausbildung für das praktische Leben nicht ausser Acht.

Englands Vorausschreiten in der Buchkunst und in der Schaffung von Büchereien, die eminente Lebensfähigkeit seiner Anregungen wie z. B. der boyscouts für die Pfadfinder, der Heilsarmee für die Armenversorgung sind bekannt und sorgen selbst dafür, dass sie nicht in Vergessenheit geraten.

Professor Dr. Fritz Medicus fasst seine Aufgabe tief. Es liegt ihm daran, zu zeigen, wie das nordische Klima und der Kampf ums Dasein eine Rasse entstehen und in herber Pflichtauffassung sich festigen liess, wie der Gemeinschaftsgedanke gerade beim deutschen Volk eine Ausprägung gefunden hat, wie sonst nicht auf der Welt. Auch in der Erziehung.

Dieser Gemeinschaftsgedanke Deutschlands äussert sich auch in der deutschen Bereitwilligkeit, das eigene Wesen an Kulturgütern fremder Nationen zu bereichern.

Professor L. Ragaz hatte sich mit seinem Thema „Über den Sinn des Krieges" die umfassendste Aufgabe gestellt.

Ein geschichtlicher Rückblick zeigt die Einheitlichkeit der abendländischen Welt als Christenheit. An Stelle der katholischen Idee in ihrem weitesten Sinne tritt die nationale Idee, und man gelangt zur Leidenschaft des Patriotismus. Die Deduktionen der Darwin'schen Lehre vom Recht des Stärkeren führen zur Rücksichtslosigkeit im Kampfe aller gegen alle.

Dieser Kampf galt für Individuen wie für Völker und die Spannung der Gegensätze brachte uns den Militarismus als Überwucherung der Militärmacht im Dienste der Weltpolitik. An der ganzen Richtung, welche den Krieg brachte, sind alle Völker beteiligt, auch die, welche nicht Krieg führen; daneben versinkt das Mehr oder Weniger an Schuld der einzelnen Völker und Personen. Der Weltkrieg ist eine Folge unserer ganzen Kultur, nicht nur unseres politischen und wirtschaftlichen Systems. Unsere ganze Menschlichkeit hat eine schwere Niederlage erlitten, vor der wir alle beschämt und verurteilt stehen.

Doch blickt Ragaz voll Hoffnung in eine fernere Zukunft: „Das gehört zum Herrlichen an der Aussicht, die uns eröffnet ist: ein neues, junges Geschlecht mit neuer, heiliger Kraft, bereit, soweit Menschen dies können, eine neue Zeit heraufzuführen"!

Verfasser hofft das Beste vom gegenwärtigen Seelenaufschwung des französischen Bürgertums.

Zürich, Oktober 1915. *F. B—n.*

Eduard Wechssler, „*Die Franzosen und wir, der Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart* 1871—1914." Eugen Diederichs, Jena 1915.

Diese hübsche Schrift gehört zu der Sammlung „Schriften zum Verständnis der Völker".

Wenn der Titel umfänglicher lautete: „Die Franzosen und wir im Spiegel der französischen Buch-Literatur", so wäre auch in dieser Beschränkung immer noch nicht ganz dem Inhalt des Buches entsprochen.

Wir finden eine anschauliche Schilderung, wie Renan und Taine ihre „Begeisterung und Dankbarkeit", ihre Anerkennung für „Gedankentiefe und Gedankenstrenge" der Deutschen oftmals bezeugt haben. Wir hören, dass das französische Hochschulwesen nach dem Vorbild Deutschlands umgestaltet worden sei und auch Victor Hugo sich von „dauernder Missachtung" deutschen Geisteslebens ferngehalten hat. Zola behandelt im *Débâcle* die Deutschen mit „vornehmer Sachlichkeit", ähnlich die Brüder Marguerite. Ein Aufsatz von Remy de Gourmont fordert in *Le Mercure de France* die Ergänzung deutschen und französischen Denkens mit gegenseitiger Durchdringung und Anregung, wie es vorbestimmten „Brudervölkern" zukomme. Romain Rolland hat im Hans Christoph Krafft die Vermählung „von echt deutscher und echt französischer" Geistesart tiefgründig geschildert.

So soll es in Frankreich bis zum Marokkostreit ausgesehen haben, und von da ab soll der Wandel datieren in der Politik und in der Geistesrichtung, in den vaterländischen Idealen namentlich der französischen Jugend.

Und das soll so geworden sein, dass „dieser Krieg mit höherer Notwendigkeit" gekommen ist, dass er „ganz Abschluss, ganz Folge nur und Wirkung von Deutschlands Feinden gewollt und vorbereitet".

Das ist typisch für unsere wissenschaftliche Kriegsliteratur nach zwei Seiten, und das muss in der „Internationalen Rundschau" hervorgehoben werden. Kein Gelehrter kann mehr aus seiner politischen Haut heraus, und keiner sieht politisch über die Grenzen seines Spezialgebietes, und jeder hält die auf seinem Spezialgebiet liegenden Gründe für „die Gründe des Krieges". Kein Nationalökonom, der nicht den Krieg für einen rein wirtschaftlichen, englischen erklärt, kein Völker-Psychologe, der nicht das instinktive Drängen der Volksmassen der Russen für den Zusammenstoss verantwortlich macht und kein politisierender Romanist, der nicht in der französischen Literatur die einzigen und zureichenden Kriegsgründe finden muss.

Und zweitens finden wir hier die naive Verallgemeinerung auf unserer Seite, welche wir auf Seiten der Gegner sofort zu rügen wissen. Wenn die Engländer uns Bernhardi als Zeugen für den deutschen Geist anführen, sind wir mit dem Einwand sofort da, zu fragen, wieviel Deutsche denn vor diesem Krieg von Bernhardi gewusst haben und wenn die alldeutschen Schriften als Ausdruck deutscher Politik hingestellt werden, weisen wir sofort auf die Bedeutung der kleinen Gruppe gegenüber den grossen Parteien hin.

Für den Umschwung ganz Frankreichs seit Marokko aber soll uns nun ein Dutzend Bücher ein genügendes Zeugnis sein, eine Anzahl Romane voll Elsässisch-Lothringer Sentimentalität und eine Anzahl Bücher über Deutschland, die diesseits und jenseits der Grenze von feuilletonistischer Schilderung und dem Streben nach tieferem Verständnis deutschen Wesens stehen.

Unmittelbar vor dem Krieg stand das Votum der französischen Wähler gegen die dreijährige Dienstzeit, ihre Majorität hatte also die Kriegsliteratur abgelehnt. Der furchtbare Ernst der französischen Jugend, die durch körperliche und geistige Zucht sich zum Kampf vorbereitet, wird von Wechssler nach literarischen Quellen geschildert, als ob sie ganz Frankreich durchglüht habe, und wir wissen, dass sich im ganzen 20,000 freiwillig meldeten. Das scheinen mir schlüssige Gegenbeweise über den Umfang der Literatur-Einwirkung auf französische Wähler und französische Taten.

Freilich gibt Wechssler zu, dass „zahlenmässig die Anhänger der Republik und des Friedens, die arbeitenden Bürger und Bauern zweifellos die Mehrheit" hatten, aber ihre Vorkämpfer seien uneins gewesen. Mir scheint doch, dass man, den frühern agressiven Charakter der russisch-französischen Politik zugegeben, nicht umhin kann, die letzten Wahlen als eine Umkehr, eine leider zu späte, zu werten. Dann ist das Volk Frankreichs von Russland und England, von seinen früheren Fehlern und seiner jetzigen Regierung in das Verhängnis gerissen worden. Es ist aber von der allergrössten Bedeutung für die Zukunft, dass keine irrige Feststellungen über Zeit und Stellungnahme der wirklichen Majorität vor dem Krieg in der Öffentlichkeit verbreitet werden.

Paul Bourget, Léon Daudet, Maurice Barrès, René Bazin, Charles Maurras, Pierre Lasserre, Ernest Tounelat, Etienne Rey, Louis Reynaud werden uns als die Erwecker des deutsch-feindlichen Nationalismus in ihren Hauptwerken geschildert und das Aufsehen und die Begeisterung hervorgehoben, die sie hervorgerufen haben. Wir vermissen jede statistische Angabe darüber, wieviele Auflagen, wieviele Leser diese Bücher gefunden haben.

Wird uns doch das Buch von Paul Sembat und eine Erklärung von 71 französischen Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern vom Frühjahr 1914 für den Frieden mitgeteilt, so dass selbst das Übergewicht der Autorenzahl auf dieser Seite liegt.

Ich glaube auch nicht, dass, wenn über französisch-deutsche Geistesentwicklung von einem deutschen Gelehrten ohne politische Tendenz geschrieben worden wäre, die Namen Bergson und Boutroux hätten vergessen werden können, wie sie vor dem Krieg waren und von ersterem nur seine Kriegsrede vom 13. Dezember 1914 erwähnt wird. Wir kommen zum Schluss: eine schöne, durch politische Verwertung verdorbene Schilderung von Teilen französischer Geistesentwicklung. *Dr. R. Wirth (Frankfurt a. M.)*

Les Carnets d'une Infirmière von *Noëlle Roger*. Paris-Neuchâtel, Attinger Frères. 6 Hefte à 75 Cts.

Oda Olberg hat in diesen Blättern (S. 209) die Bemerkung

gemacht, wie sehr unter dem Einfluss des Krieges „in allen Völkern das Gemeinsame bei weitem die Eigenart überwiege". Dieser Worte erinnerte ich mich, als ich die Erfahrungen einer in Frankreich pflegenden Hilfsschwester durchlas. Hätte ich meine Eindrücke in Wien, wie sie mir in meiner Pflegetätigkeit zuströmten, niedergeschrieben, es hätten sich die wesentlichen Züge wiederfinden müssen: Die eigentümlich tiefen, verlorenen Blicke der Verwundeten, mit denen sie auch im Krankenzimmer noch in all das Furchtbare schauen müssen, das sie eben erlebt haben, ihre vollständige Eingewöhnung in diese Umgebung, mit und in der sie leiden, sterben oder den Weg zum Leben zurückfinden, die Heiterkeit, welche dieser Jugend so schnell wiederkehrt, ihre Dankbarkeit und ihre Kindlichkeit, ihr feines Zartgefühl und ihr Takt im Verkehr mit den Pflegerinnen, das rührende, meist so wenig wortreiche Wiedersehen mit ihren Lieben und die oft ebenso wortlose Trennung — sie sind da wie dort die gleichen. Und selbst die feinen Silhouetten, welche die Schriftstellerin entwirft, der still und geduldig Leidende, der Lustigmacher, der Anspruchsvolle, der Schwermütige — ich könnte sie mit österreichischen Namen aus meinem Dienst benennen.

Wenn ein Unterschied auffällt, so ist es der, dass die Franzosen in viel höherem Masse das Bedürfnis nach der Gebärde haben, nach dem symbolischen Erhöhen des Einzeldaseins. So werden die Soldaten, welche im Spitale sterben, in die Fahne eingehüllt und in feierlichem Zuge, von den Schwestern begleitet, vom Geistlichen geführt, zwischen präsentierenden Soldaten zum Wagen gebracht.

Und wie fein und gemütvoll ist das alles erzählt! Wie tritt die Erzählerin ganz in den Hintergrund und widersteht der naheliegenden Versuchung, ihre Leistungen in helles Licht zu stellen. Man glaubt es ihr, dass das Bedürfnis, die Worte dieser einfachen Menschen in ihrer unbewussten Grösse festzuhalten, der Grund war, der sie zum Schreiben bewog. Es ist kein Hass, keine Unduldsamkeit darin, wobei der Umstand, dass sie eine französische Schweizerin ist, wohl auch in Rechnung gezogen werden mag.

Doch dann ist etwas, was sich wie stille Verzweiflung auf mich gelegt hat, das Unbegreiflichste dieses Krieges. Muss die psychologische Übereinstimmung unter den Menschen auch so weit gehen? Als Trost in ihren Stunden der Verzweiflung gibt der seelisch und körperlich erschöpften Pflegerin ein Priester die Worte: „Es gibt nichts Grösseres, als zu sehen, wie ein Volk aufsteht und kämpft, um allen anderen Völkern den Frieden zu bringen. Dafür geben unsere Männer ihr Blut und unsere Städte nehmen das Martyrium auf sich — für den Frieden . . . Unsere Soldaten kämpfen nicht zur Befriedigung eines nationalen Ehrgeizes, der übrigens berechtigt wäre, sie kämpfen nicht aus Hass und Rachsucht, sie kämpfen für eines, das noch mehr ist als das Vaterland: das Reich des Friedens. Wie oft hörte ich sie es sagen: Das ist der letzte Krieg . . . Unsere Kinder werden das Schreckliche nicht mehr sehen müssen" (II. S. 42).

Das ist ein Gedanke, der noch schrecklicher ist als der Krieg selbst. Wie ist es möglich, dass hüben und drüben die Menschen einen aufgezwungenen Kampf kämpfen, dass sie da und dort bis zum letzten Blutstropfen kämpfen, um den Frieden zu sichern, dass jeder nur in seinem Lager das Recht stark glaubt und überzeugt ist zu siegen, weil die gute Sache nicht unterliegen kann? Die Zechgenossen, denen Mephisto in Auerbachs Keller den Sinn verkehrt, dass sie blindwütig aufeinander losstechen.... das ist heute die Menschheit. Goethe hat wahr gesehen: Ein Teufel hat diesen Wahn angerichtet! *F. F.*

Auguste Comte. Entwurf der wissenschaftlichen Arbeiten, welche für eine Reorganisation der Gesellschaft erforderlich sind (1822). Deutsch herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Wilhelm Ostwald. Leipzig. Verlag Unesma, G. m. b. H., 1914. (XIV, 213 S.)

Wer Sinn für wissenschaftliche Genialität hat, dem steht in diesem Buche ein hoher Genuss bevor: er lernt den 24jährigen Auguste Comte kennen, der die Kerngedanken seines weitschweifigen Systems hier mit jugendlicher Genialität vorwegnimmt. Und nicht nur was er selbst, auch was manche nach ihm gelehrt haben, so Häckel, Taine, Lamprecht und nicht zuletzt Ostwald. Das Staunenswerteste: er widerlegt 1822 die noch ungeborenen Irrtümer Gobineaus (Essai sur l'inégalité des races 1853) und der mathematischen Schule in den Sozialwissenschaften. Manches ist noch heute nicht ausgeschöpft, so seine Lehre von der sozialen Organisation als Funktion des Kulturzustandes; die Folgesätze von der Fruchtlosigkeit der Versuche, abgelebte Organisationsformen wieder zu beleben und von der Unfruchtbarkeit einer bloss kritischen Demokratie treffen auch heute nach rechts und links und der Abschnitt vom Internationalismus der Wissenschaft mitten in die Gegenwart hinein. Die Wissenschaft könne nur als „europäische Kraft" wirken und dürfe sich nicht — wie selbst die Industriellen gegen deren wahres Interesse — „von den feindlichen Stimmungen des wilden Patriotismus beherrschen lassen." Die Gelehrten allein bilden einen „aktiven internationalen Verband." Im Zeitalter der Postkutsche!

Die vortreffliche Übersetzung ist durch die von Ostwald vorgenommene Gliederung in kurze Abschnitte mit anregenden Überschriften und durch seine sparsamen, aber vorzüglich orientierenden Anmerkungen wertvoller geworden als das Original. *S. F.*

British and German Scholarship. By James Hope Moulton. London, Humphrey Milford, 1915. 2 pence.

Die vorliegende Broschüre unterscheidet sich bezüglich ihres einseitig englischen Standpunktes nicht von den zahllosen Flugschriften und Artikeln, die wir in den letzten 15 Monaten gerade auch von englischen Universitätsprofessoren zu lesen bekommen haben, und brauchte somit in dieser Zeitschrift gar nicht erwähnt zu werden. Weshalb sie das verdient, ist die versöhnliche Absicht, der sie wohl ihre Entstehung verdankt. M. wünscht, dass seine

Landsleute zwar nicht von dem preussischen „Militarismus“, aber nach wie vor von der deutschen Wissenschaft lernen. Allerdings wenn er im Gegensatz dazu bei uns eine weitverbreitete Animosität gegen englische und französische Sprache und Wissenschaft voraussetzt, so beweist das nur von neuem, dass die Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, die er uns zum Vorwurf macht, bei ihm noch viel grösser ist. Aber da, wie er selbst sagt, in England jetzt heftig über deutsche Wissenschaft gestritten wird, so ist es immerhin verdienstlich, wenn ihre Vorzüge auch einmal wieder anerkannt werden. Prof. Dr. *C. Clemen.*

Die Eiche. Vierteljahrsschrift für Freundschaftsarbeit der Kirchen. Herausgeber Friedr. Siegmund-Schultze. Verlag Fr. Zillissen, Berlin.

Das Juliheft dieser Zeitschrift bringt eine Fülle von Material über die Behandlung deutscher Kriegsgefangener in England und englischer Kriegsgefangener in Deutschland. Es finden sich darin diplomatische Noten, ferner zahlreiche Briefe, welche von Geistlichen und Gefangenen hinüber und herüber geschrieben wurden. Aus dieser gewissenhaften Zusammenfügung entsteht ein kulturgeschichtliches Dokument von beredter Sprache. Die Leiden der Gefangenen und der Humor, der diese Leiden erleichtert, finden Schilderung. Und der offenbare Gutwillen der deutschen, wie der englischen Regierung ist klar gezeichnet. Besondere Ausführlichkeit erfährt die Kontroverse wegen der Behandlung kriegsgefangener Tauchbootmannschaften. *F. B—n.*

Die deutschen Juden und der Krieg. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Ludwig Geilinger, Verlag C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin.

Professor Geilinger hat da ein eigenartiges Buch geschrieben. Es liegt ihm daran, zu beweisen, dass die tätige Anteilnahme am Krieg keinen religiösen Konflikt für die Juden mit sich bringt und dass dieser Anteil am Krieg laut statistischer Daten oft und in erheblichem Masse von Juden geleistet wurde, wobei sich diese durch Tapferkeit und soldatische Tugenden Auszeichnung verdienten. Der Autor legt Nachdruck darauf, dass der deutsche Jude sich vorab als Deutscher fühlt und deshalb Pflichten und Rechte des gleichgestellten Bürgers für sich beansprucht.

Die sympathische Arbeit enthält einen bittern Ton über die geflissentliche Zurücksetzung der Juden bei der Beförderung zum Offiziersstand und sie betont das loyal-nationale Empfinden der Juden, welches zu allen Zeiten neben der weltbürgerlichen Richtung gerade im Judentum bewährte Vorkämpfer und selbstlose Mitstreiter gefunden hat. *F. B-n.*

□□□

Ökonomische Rundschau.

Krieg und Produktion.

Von W. EGGENSCHWYLER, Schaffhausen.

Zu den ökonomischen Überraschungen grosser Kriege gehört das fast ungestörte Fortdauern des nationalen Produktionswerkes auf stark beschränkter Basis, mit stark verminderten Betriebsmitteln und Arbeitskräften, sowie die relativ leichte Wiedererhebung nach dem Zerstörungswerk, wie dies in Frankreich nach 1871, in Russland nach 1905 zu beobachten war.

Wie erklären sich diese der landläufigen Auffassung von der Notwendigkeit riesiger Kapitalien, ungestörter Entwicklung usw. direkt ins Gesicht schlagenden Beobachtungen ?

Zweifellos beweist die relativ rasche Wiedererhebung der Völker nach der ungeheuren Reichtumszerstörung des Krieges nur, dass wir uns zur Zeit des Friedens und der Prosperität die Rolle riesigen Kapitals im sozialen Produktionswerk übertreiben. So wahr es ist, dass die meisten und augenfälligsten technischen Fortschritte „kapitalistische Produktionsumwege" sind, also reichliches disponibles Kapital voraussetzen, und dass jede Kapitalzerstörung speziell für die arbeitenden Klassen ein Unglück bedeutet, so wenig können wir uns der Einsicht verschliessen, dass, wie Davenport überzeugend nachweist*), ein grosser Teil des geschäftlichen und gewerblichen Betriebskapitals sozial unproduktiven oder nur halbproduktiven Zwecken, etwa der sterilen Rivalität zwischen Unternehmern, der Beeinflussung der Presse und der öffentlichen Gewalten, dem Ankauf von Patenten oder einfach der Herstellung von sozial absolut wertlosen Waren und Dienstleistungen (Branntwein, Geheimmittel, Schwindelunternehmungen aller Art) dienen.

Nichts ist falscher als der Glaube an eine feste, durch die Investierungsmöglichkeiten jedes Augenblicks vorausbestimmte,

*) In den Jahrbüchern f. Nat. u. Stat. (1915, S. 505—9) habe ich eine eingehende Besprechung des in Europa weit unter seinem Wert eingeschätzten Werkes von Prof. H. B. Davenport über Unternehmerökonomie veröffentlicht. Dasselbe ist bei Macmillan in New-York 1913 erschienen und trägt den Titel: „The Economic of Enterprise". Wohl kein Werk hat seit 50 Jahren mehr zur Unterscheidung von privat- und sozialwirtschaftlichem Nutzen beigetragen, den Parasitismus in der Volkswirtschaft besser beleuchtet und so eine Umwertung aller Werte durchgeführt

mittlere Produktivität des Kapitals, wie sie von vielen bei Erklärung der Variationen des Zinsfusses zugrunde gelegt wird. Und selbst wenn eine solche privatwirtschaftliche Produktivität feststünde, so wäre damit über die soziale, gemeinwirtschaftliche Produktivität des Kapitals noch nichts ausgesagt.

Vielmehr ist die private (und sozialwirtschaftliche) Produktivität von Kapital zu Kapital, von Anlage zu Anlage überaus verschieden und hängt durchaus von der Findigkeit und Initiative, von den organisatorischen Fähigkeiten und dem sparsamen oder verschwenderischen Charakter jedes Unternehmers, seines Milieus und seiner Zeit ab. Eher dürften wir einen Einfluss des mittleren Zinsfusses auf den Ertrag des Kapitals annehmen, als umgekehrt, indem bei teuerem Zins mit dem Kapital naturgemäss sparsamer verfahren wird, als bei billiger und leichter Kapitalbeschaffung.

Die leichte Wiedererhebung der Verein. Staaten nach dem Sezessionskrieg und Frankreichs nach 1871 ist gar nicht anders zu erklären, als dadurch, dass die noch vorhandenen Ersparnisse viel produktver angelegt und in viel ergiebigerer Weise mit der persönlichen Arbeit der Unternehmer kombiniert wurden, als dies ohne die vorhergehende Kapitalszerstörung der Fall gewesen wäre. Gewöhnlich macht man die Dringlichkeit der Bedürfnisse, die Notwendigkeit schleuniger Instandsetzung des „Outillage National", der kommerziellen und industriellen Ausrüstung des Landes für diese rasche Bereicherung verantwortlich, was insoferne zutreffen kann, als ein dringendes, stark gefühltes Bedürfnis zweifellos ein viel stärkerer Ansporn zu produktiver Anstrengung ist, als der Wunsch nach mehr Luxus oder Komfort.

Aber noch in einem andern Sinne kann die Notwendigkeit einer rapiden Wiederherstellung und Neuausrüstung die mittlere Produktivität der Ersparnisse heben: Wer einen schon früher durchlaufenen Weg neu betritt, schon früher besessene Anlagen und Unternehmungen neu aufbaut, der bewegt sich naturgemäss auf viel sichrerem und lohnenderem Boden, als wer neue Produktionszweige experimentiert, neue Wege zum Erfolg auskundschaftet. Er profitiert ja von allen Lehren der Vergangenheit, kennt das zu organisierende Werk und seine Gewinnchancen bis in alle Einzelheiten, kann alle früher gemachten Fehler und Missgriffe vermeiden, ist im Voraus des Absatzes gewiss. Kurz, er kann all jene Ausgaben vermeiden, die sich beim Betreten neuer Wege aus der Notwendigkeit des Erprobens, aus der tastenden Organisation der Materialbeschaffung, der Geschäftsgewohnheiten, des

Absatzes ergeben. Wer eine zerstörte Unternehmung neu aufbaut, der macht sich alle die kaufmännischen und technischen Erfahrungen seiner Vorgänger zu eigen. Das heisst, er erbt von ihnen ein unschätzbares immaterielles Kapital, das der neue Wege Einschlagende auf eigene Kosten gewinnen muss.

Dieser Vorteil des wiederaufbauenden gegenüber dem improvisierenden Produktionsfortschritt ist so wichtig, dass man die Bedeutung des ersten als Symptom wirtschaftlicher Gesundung nicht selten übertreibt. Die rasche Wiedererhebung Frankreichs nach 1871 schliesst durchaus nicht aus, dass die Initiative und geschäftliche Zuversicht der Franzosen gegenüber der Vorzeit eine empfindliche Schwächung erfahren habe. Zum Neubetreten bereits durchlaufener Wege, zum Neuaufbau bereits bis in ihr letztes Detail erprobter Unternehmungen gehört naturgemäss viel weniger Wagemut, als zum Improvisieren neuer Produktionszweige. Selbst wenn also Frankreich von 1873 bis 1880 an materiellem Reichtum grössere Fortschritte gemacht haben sollte, als Deutschland, so folgt daraus noch lange nicht, dass es dieses an wirtschaftlicher Tatkraft übertroffen habe.

Jeder Krieg zwingt die Volkswirtschaft durch den Entzug eines Teils der Produzenten und eines meist noch erheblicheren Teils des werbenden Kapitals zu einer kolossalen Konzentration und Vereinfachung. Diese ist aber synonym mit einer starken Produktivitätssteigerung der übrigbleibenden Ersparnisse. Durch die Mobilisierung der Bevölkerung und Ersparnisse geht ein Teil der Betriebe ein, während die meisten andern mit möglichst geringem Personal und möglichst beschränkten Betriebsmitteln auskommen müssen. Beides wirkt auf eine abnorme Beschränkung der unproduktiven und halbproduktiven Spesen, besonders der Reklame- und Rivalitätsspesen. Endlich zwingt die starke Nachfrage nach den Gegenständen elementarer Bedürfnisse und die abnorme Beschränkung der Luxus- und Eitelkeitsausgaben einen bedeutenden Teil der Wirtschafter zur Abwanderung in sozial nützlichere Erwerbszweige. Dazu kommt noch, dass der patriotische Enthusiasmus und der gemeinsame Hass gegen Dritte die sozialen Kämpfe und die Rivalitätsgefühle der Unternehmer erschlaffen lässt, die Reibungen im Innern vermindert. Dies alles wirkt auf eine Produktionssteigerung des nicht mobilisierten Kapitals nicht nur, sondern auch der Arbeit der Zurückgebliebenen, besonders wenn wir uns auf den Standpunkt der gemeinwirtschaftlichen Produktivität stellen.

Die Kehrseite dieser Entwicklung bekommt die Volks-

wirtschaft meist nach Friedensschluss zu fühlen. Da der Entzug eines Teils der produktiven Bevölkerung die Zurückgebliebenen zu einer abnormen Produktivitätssteigerung veranlasst, die Fähigeren zwingt, vorübergehend die Arbeit von zwei, drei und mehr Mann zu verrichten, die Betriebe zu vereinfachen, mit allen Mitteln auf arbeitssparende Neuerungen zu sinnen, so ist eine der normalsten Folgen grosser Kriege eine mehr oder weniger langdauernde Arbeitslosigkeit nach Friedensschluss. Die arbeitssparenden Neuerungen eilen den neugründenden, massenhaft Rohstoffe und Menschenarbeit verbrauchenden Produktionsfortschritten zeitweise weit voraus. Ist die Volkswirtschaft einmal auf möglichst einträgliche Verwendung der nicht-mobilisierten Arbeitskräfte eingerichtet, so behält sie diese Neuerungen aus Beharrungsvermögen bei, auch wenn die Mobilisierten aus dem Felde (oder aus den Kriegswerkstätten) zurückkehren. In ganz ähnlichem Sinne wirkt übrigens jede wirtschaftliche Konzentrationsbewegung, auch die nach einer grösseren Krise eintretende (in Amerika nach 1873, 1893 und 1900). Jede lässt zeitweise den arbeitssparenden Fortschritt im Innern der bestehenden Betriebe dem neugründenden vorauseilen und bedingt danach einen abnormen Rückgang der Rohstoff- und Arbeitsnachfrage.

Zu weit würde es uns führen, hier die Wahrscheinlichkeit einer langen Preisfalls- und Depressionsperiode nach dem Kriege darzutun. Wie man sich auch den periodischen Wechsel aufsteigender und absteigender Bewegungen aller Güterpreise erklären mag — aus den Schwankungen der Goldausbeute, aus den Ausdehnungen und Einschränkungen des Kreditverkehrs, aus dem Verhältnis von Produktion und Güterkonsum oder aus der „Konjunktur“ — fast sicher dürfen wir nach der heutigen Kapitalzerstörung und Papiergeldwirtschaft eine ähnliche „Baisse“ erwarten, wie sie Deutschland nach dem Dreissigjährigen Krieg, ganz Europa nach den napoleonischen Feldzügen und von 1873 bis 1896 erlebte. Sowohl der Rückgang der Goldausbeute, als die kolossale Menschen- und Kapitalzerstörung, wie schliesslich die zu erwartenden diplomatischen Spannungen, das auf grosse Kriege folgende Gefühl allgemeiner Unsicherheit sprechen in diesem Sinne.

Höchstens dürfte es kurz nach Friedensschluss wie anno 1871—73 zu einer hauptsächlich auf Augenblickserfolge ausgehenden kurzen Spekulationsperiode und damit zu einem neuen 1873, zu einer übereilten Festlegung der noch vorhandenen Ersparnisse kommen.*)

*) Der geneigte Leser findet diese Fragen ausführlich in Nr. 1 u. 2

Von den voraussichtlichen ökonomischen und sozialen Folgen dieser absteigenden Preisbewegung sei noch kurz die Rede. Entgegen dem in letzter Zeit viel verbreiteten Vorurteil, dass die Zeit des Preisaufschlags für die Mehrheit der Menschen eine ganz besonders schwierige sei, lehrt uns leider die Vergangenheit, dass der Preisfall ungleich verheerender und lähmender wirkt, wenn auch seine Folgen im grossen Ganzen von einer ganz andern Personenklasse getragen werden, als die der Teuerung. Gewöhnlich ist Preisaufschlag mit flottem Geschäftsgang, reger wirtschaftlicher Aktivität, leichter Beschäftigung und rasch steigenden Löhnen synonym. Wohl bleiben die Einkommen der fest besoldeten Angestellten, der Arbeiter, sowie aller von festen Bezügen lebenden Personen zeitweise hinter ihren Ausgaben zurück. Aber dafür tun sich täglich tausend neue Gewinnmöglichkeiten auf, wächst der Unternehmungsgeist und damit die allgemeine Produktivität, der Beschäftigungsgrad usw. Der Preisfall dagegen begünstigt wohl die von festen Bezügen lebenden Personen, deren Ausgaben nun zusammenschrumpfen, während die Einnahmen dieselben bleiben. Aber dafür entmutigt er durch beständige Betriebsdefizits die Unternehmungslust, zwingt die Unternehmer zu radikalen Betriebseinschränkungen und arbeitsparenden Neuerungen — und vermehrt so die Arbeitslosigkeit.

So sehen wir sowohl den Lohndurchschnitt als den Beschäftigungsgrad im grossen Ganzen die Bewegungen des allgemeinen Preisniveaus mitmachen, doch so, dass der Lohnaufschlag früher einsetzt und später aufhört als der Preisaufschlag, der Rückgang der Löhne zeitlich zusammengedrängt erscheint. Und zwar gilt dies nicht nur für die Geldlöhne, sondern auch für die durch die Kaufkraft des Geldes berichtigten sogenannten Reallöhne, wie sie besonders in England mit grosser Sorgfalt ausgerechnet werden.

Wie uns nebenanstehende Tabelle zeigt, gingen die englischen Reallöhne in der Preisfallperiode 1873—1896 während neun bis zwölf Jahren zurück: nämlich diejenigen der schweren Industrien, des Schiff- und Maschinenbaus von 1874, die der übrigen Industrien von 1877 an. Erst nach 1886 nahm die aufsteigende Tendenz der Reallöhne ihren Fortgang.

Indessen spiegeln diese Ziffern die wirkliche Lage der Arbeiterschaft nur sehr unvollständig wieder. Nie tritt ein Lohnfall ein, ohne dass sich zuerst durch Geschäftsstockung und Massenentlassungen eine sogenannte industrielle Re-

des „Schweizer Volkswirt“, in Heft 44 der „Schweizer Zeitfragen“ („Die Schweizer Volkswirtschaft am Scheideweg“) und in meinen Aufsätzen in Schmollers „Jahrbuch“ dargestellt.

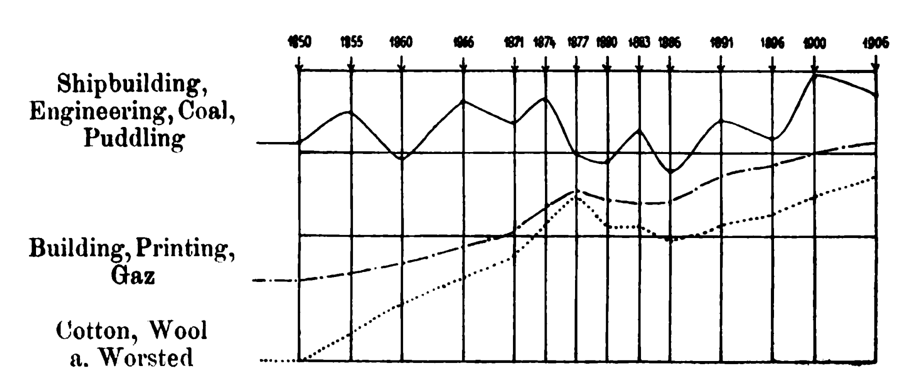
servearmee gebildet hat, die den Arbeitgebern erlaubt, die zur Zeit der Hochkonjunktur bewilligten Aufbesserungen ganz oder teilweise rückgängig zu machen. Jede grössere Kapitalzerstörung oder Geschäftskrise zieht eine solche Periode der Arbeitslosigkeit und des Massenelends nach sich, selbst wenn uns die Lohnstatistik nichts davon verrät. Ganz besonders verheerend war die Arbeitslosigkeit, wie wir wissen, nach den napoleonischen Kriegen (Weber- und Spinnerelend!) und in Amerika nach dem Sezessionskrieg. England bekam sie nach dem Transvaalkrieg aufs empfindlichste zu fühlen, und das im schroffen Gegensatz zur sonstigen Hochkonjunktur der Weltwirtschaft.

Wahrscheinlich ist das Fortsteigen des Lohndurchschnittes nach der Krise von 1873 nur dem Umstande zu verdanken, dass zu dieser Zeit massenhaft minderwertige (und daher schlecht bezahlte) Arbeitskräfte aufs Pflaster gesetzt wurden, während die tüchtigen in Stellung bleiben. Das Gesamteinkommen der Arbeiterschaft muss während dieser Zeit einen wesentlich ungünstigern Verlauf aufweisen, als aus unserer Tabelle resultiert.

Immer ist dieses Einkommen genau proportionell der Nachfrage nach menschlicher Arbeitskraft, und diese ist, wie man weiss, in hohem Grade von der guten und schlechten Konjunktur, von der Leichtigkeit der Kapitalbeschaffung und von der allgemeinen Unternehmungslust abhängig.

Reallöhne in der englischen Industrie
(nach Wood).

	1850	1855	1860	1866	1871	1874	1877	1880	1883	1886	1891	1896	1900	1906
Agriculture														
England and Wales	64	**76**	76	80	84	**94**	95	92	**92**	90	93	93	**100**	101
Scotland . . .	50	63	60	60	71	85	**93**	85	83	87	91	**95**	**100**	103
Ireland	60	61	67	71	**77**	80	**84**	86	87	90	93	**97**	**100**	100
Building . . .	58	63	68	**75**	77	**84**	**90**	87	87	87	91	**95**	**100**	100
Printing . . .	81	81	81	82	86	**91**	**94**	94	94	94	98	**99**	100	102
Gaz	67	68	70	73	**80**	**86**	**89**	87	87	87	**96**	97	100	102
Shipbuilding . .	64	**71**	68	**77**	78	**85**	84	82	**91**	82	**95**	94	**100**	99
Engineering . .	67	**74**	73	77	80	**87**	**87**	82	**88**	84	**93**	**96**	**100**	102
Coal	62	**87**	71	**93**	74	**100**	71	67	72	67	**93**	81	**100**	90
Puddling . . .	66	**89**	66	**84**	78	**103**	77	81	70	64	72	65	**100**	78
Cotton	54	59	**67**	**74**	**80**	**84**	**88**	82	86	86	91	95	**100**	**106**
Wool and worsted	67	75	82	87	90	**100**	**110**	103	98	92	94	96	**100**	**109**



Also in der ersten Gruppe (den führenden Industrien) ein starker Fall von 1874 an; in der zweiten ein schwacher, in der dritten Gruppe ein starker Fall von 1877 bis 1886. Von 1886 an in allen Gruppen ein starker Aufschlag, der nur für Coal und Puddling nach 1891 und 1900 unterbrochen wird.

□□□

„Bisher haben sich die wirtschaftlichen Beziehungen der Völker untereinander seit einem Jahrhundert immer mannigfaltiger gestaltet: die Arbeitsteilung wurde von Volk zu Volk erweitert und ermöglichte jedem die intensivste Verwertung seiner Vorräte an Rohstoffen, an Werkzeugen und an Menschen. In Zukunft wird die Voraussicht eines neuen Krieges und die damit verbundene Angst vor einer möglichen Absperrung die Nationen notwendig von diesem fruchtbaren System der Weltwirtschaft zu dem engherzigen, armseligen, unwürdigen System einer Nationalwirtschaft hinübertreiben, weil diese sich selbst genügt. Und man wird sich wieder an Entbehrungen gewöhnen müssen, die man glaubte für alle Zeiten überwunden zu haben.

Eine weitere Folge: Mit dem Gedanken an neue Kriege, welcher die Geister beherrscht, wird die Wissenschaft nicht mehr die Publizität haben, welche sie heute geniesst und welche ihr so förderlich ist: denn sie ist ein Kampfmittel. Wenn eine Regierung annehmen könnte, dass eine Entdeckung oder eine Erfindung ihr in dem zukünftigen Kriege einen Machtzuwachs bringen könnte, würde sie nicht zögern, dieselbe geheim zu halten. Der Erfinder würde sich aus Nationalgefühl unterordnen, und die anderen Völker würden von den neuen Errungenschaften erst erfahren, wenn diese sich am Tage des grossen Krieges in einem allgemeinen Gemetzel enthüllen."

Edgard Milhaud: „Du droit de la force à la force du droit". Edition Atar, Genf,

Allerlei.

Im „Avanti“ (3. Dez.) macht ein „Lord Spleen“ den Monarchen Europas den Vorschlag, den Spartanern gleich, die körperlich Minderwertigen preiszugeben. Doch nicht den wilden Tieren will er die Schwachgeburten aussetzen, sondern dem Kriegsmoloch die Erwachsenen opfern, hingegen die Gesunden und Kräftigen zur Arbeit und Rasseerhaltung daheim belassen. Und werden die körperlich Untüchtigen den Krieg ertragen? Wird nicht nach wenig Tagen Müdigkeit hüben und drüben die Heere übermannen und im Schlaf vereinen? „Um so besser!“ meint Lord Spleen.

* * *

Ein Georg von Kries veröffentlicht in der „Deutschen Tageszeitung“ ein neues Hasslied gegen England aus der Perspektive englischer Kriegsgefangenschaft. Dazu weiss die Redaktion des „Vorwärts“ (27. Nov.) zu sagen: „Wir hatten eigentlich geglaubt, die Zeit der Hassgesänge sei vorüber, aber dieses Machwerk belehrt uns eines Besseren. Immerhin, wenn Herr von Kries und die „Deutsche Tageszeitung“ durchaus hassen wollen, so haben wir nichts dagegen, nur sollten sie sich darauf beschränken, ihren „Jammer, Hass und Wut“ an erweislich wahren Tatsachen zu nähren. Bis jetzt haben wir aus amtlichen Mitteilungen immer erfahren, dass die Gefangenen in England verhältnismässig gut behandelt werden und weder Frost noch Hunger zu erdulden brauchen, und wir möchten daher annehmen, dass der „Dichter“ Georg von Kries überall, nur nicht in einem englischen Gefangenenlager zu suchen sein wird.“

* * *

Nach halbjähriger Untersuchungshaft wurden in Rom eine Anzahl Neutralisten, die im Mai Kundgebungen gegen den Krieg veranstaltet hatten, freigesprochen. Das Urteil erkannte: „Wie Kundgebungen für den Krieg gestattet seien, so müssen auch solche gegen den Krieg gestattet werden.“

* * *

Die chirurgische Klinik in Wien beherbergt zurzeit einen 38jährigen Mann, dem zufolge Starkstromverbrennung beide Arme und beide Unterschenkel amputiert werden mussten. Es war möglich, durch Gehapparate und künstliche Arme den Mann in kurzer Zeit so weit zu bringen, dass er ohne Stock bis zu 18 km im Tage gehen kann. Er vermag sich allein an- und auszukleiden und ohne Hilfe zu essen und zu schreiben. Soldaten, welche Gliedmassen eingebüsst haben, sehen in diesem Mann einen lebenden Möglichkeitsbeweis für das, was die ärztliche Kunst auch für diese Kriegsopfer zu leisten vermag.